

61

A 70



Abte
Medizinische u. naturwissen-
schaftliche Zeitschriften
Cl. VIII 2)

3091

61

A 84



Der

Arzt.

Eine

medizinische Wochenschrift.

von

D. Johann August Unzer.



Neueste von dem Verfasser verbesserte und viel vermehrte Ausgabe.

Dritter Band.

Mit Churfürstl. Sächsl. Privilegio.

Hamburg Lüneburg und Leipzig,

verlegt Gottlieb Christian Berth. 1769.



Inhalt

der
im fünften Theile der *Wochenschrift*
des Arztes enthaltenen Aufsätze.

Das hundert und fünfte Stück.

Beweis, daß die Menschen kein hohes Alter zu erreichen begehren	Seite 3
Neujahreswunsch an die Herren Aerzte	16
Horns Schreiben von dem lasterhaften Appetite einiger Schwängern	16
Zeit Huits Schreiben vom Regen, nebst der Antwort	17

Das hundert und sechste Stück.

Vom Brodte und Biere	17
Trockne Fleischbrüh- und Potagekuchen zu machen	30

Das hundert und siebente Stück.

Abhandlung vom Zorne	31
----------------------	----

Das hundert und achte Stück.

Von der vernünftigen Einrichtung der Hausapotheken	45
Schreiben von der Verwandtschaft der Gelehrsamkeit mit dem Unsinne	54

Das hundert und neunte Stück.

Von den Krankheiten, welche von unnatürlichen Stellun- gen des Leibes ihren Ursprung nehmen	57
Schreiben wegen Friedrich Hofmanns siebenter Regel zur Gesundheit	70

Das hundert und zehnte Stück.

Wie man die Gefahr der Gesundheit nach inem feuchten Winter verhüten soll	71
Schreiben des Philomedicus vom Caffee	79

Das

Inhalt.

Das hundert und eilfte Stück.	
Regeln vom Genusse des Wildpreys	Seite 83
Von den Märtern, welche sich die heidnischen Priester anthun	89
Beantwortung einiger Anfragen	93
Das hundert und zwölfte Stück.	
Nubi Sendschreiben vom Gehöre der Todten	95
Auszug aus Plutarchs Gespräche von der Erhaltung der Gesundheit	105
Das hundert und dreyzehnte Stück.	
Vom Punsch	106
Einige ausgezeichnete Stellen aus verschiedenen Schriftstellern	115
Anekdoten aus dem vierten Theile der Essais historiques des Herrn von Saintfoix	117
Das hundert und vierzehnte Stück.	
Von der Gewohnheit und ihren Gesetzen	121
Das hundert und funfzehnte Stück.	
Retters Schreiben, wie man ertrunkenen Personen helfen könne	138
Aeris Nachricht, wie Friedrich Hofmann die Aemter nach den Temperamenten ausgetheilt	141
An-Herrn B. vom Caviar	145
Das hundert und sechzehnte Stück.	
Von der Natur und dem diätetischen Gebrauche des Wassers	148
Das hundert und siebenzehnte Stück.	
Vom Einflusse der zukünftigen Witterungen in den menschlichen Körper	163
Schreiben von der Aehnlichkeit der Menschen mit den Müssen	171
Untersuchung, warum die äppigsten Länder so volkreich sind	173
Pomade, den Haärwachs zu befördern	175
Das hundert und achtzehnte Stück.	
Edar Sendschreiben vom seltsamen Speisen verschiedener Völker	177

17
Ver-

Inhalt.

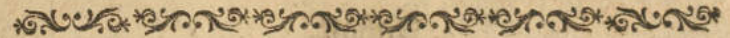
Verschiedene Anmerkungen vom Weine	Seite 181
Von der Gewohnheit der indianischen Weiber, sich mit ihren todten Männern lebendig zu verbrennen	186
Das hundert und neunzehnte Stück.	
Diätetische Regeln von der Reinlichkeit	188
Ein Traum	199
Das hundert und zwanzigste Stück.	
Von den medicinischen Tugenden elender Schriften	200
Das hundert ein und zwanzigste Stück.	
Regeln vom Blutlassen	209
Privilegium für die Atmen	223
Das hundert zwey und zwanzigste Stück.	
Vom Triebe zur Fortpflanzung des Geschlechts	226
Das hundert drey und zwanzigste Stück.	
Von den großen Bohnen	240
Kennzeichen des wahren Balsams von Mecca	245
Dämonjacks höchstmerkwürdige Lebensprognostica, auf alle Tage der Woche	249
Das hundert vier und zwanzigste Stück.	
Vom Gebrauche der weißen Pfefferkörner zur Gesundheit	252
Von dem Verbrennen und Begraben der Todten	262
Anfragen, wie einer, der ins Wasser gefallen ist, das Ertrinken verhüten könnte	263
Das hundert fünf und zwanzigste Stück.	
Nutzen der Bäder zur Gesundheit	264
Recept zu einem Pot-Pourri	276
Schreiben über das Gehör der Todten	277
Das hundert sechs und zwanzigste Stück.	
Von verschiedenen Curen durchs Brennen	277
Von den medicinischen Tugenden der Rosen	280
Von der Zucht der Canarienvögel	282
Das	Das

Inhalt.

Das hundert sieben und zwanzigste Stück.	
Vortheile bey dem Gebrauche der Gesundbrunnenwasser, nebst einigen Versuchen mit dem Bramstädter Wasser	Seite 287
Schreiben wegen des achten Wilden: Christoffer: Unguents	298
Ziehbengel, von einem medicinischen Spruchkästlein	299
Das hundert acht und zwanzigste Stück.	
Von der Milch und den daraus zu bereittenden Speisen und Arzneyen	300
Schreiben wegen der Moxa, und einer Beobachtung von Kopfläusen in einer Blase an der Backe, nebst der Antwort	313
Das hundert neun und zwanzigste Stück.	
Von den übeln Folgen der Heppigkeit für den Staat	314
Nachricht von einigen neuen chirurgischen Erfindungen	326
Das hundert und dreyßigste Stück.	
Beweis, daß wir berechtigt sind, das Fleisch der Thiere zu speisen	328



Der



Inhalt

derer im sechsten Theile der Wochenschrift
des Arztes enthaltenen Aufsätze.

Das hundert ein und dreyßigste Stück.	
Abhandlung von den Wirkungen der Furcht in den menschlichen Körper	Seite 335
Erzählung von Andreas Vaccins	347.
Das hundert zwey und dreyßigste Stück.	
Von den Krebsen	350
Von der Aetia	361
Das hundert drey und dreyßigste Stück.	
Anmerkung von ansteckenden Krankheiten	364
Leben Jacob Molins	364
Erforschung der Brustkrankheiten, durch Klopfen	367
Wirkung der Blasenpflaster in den Puls	369
Von den Entzückungen mancher Schmerzen, besonders bey der Krätze.	369
Das hundert vier und dreyßigste Stück.	
Physikalische und medicinische Nachricht und Erklärung von den Wirkungen des Bramstädter Gesundbrunnenwassers	374
Zustand der Arzneykunst in Californien und Malabar	383
Das hundert fünf und dreyßigste Stück.	
Sammlung von Hülfsmitteln, wider den Biß toller Thiere.	386
Vom Glückwünschen bey dem Niesen	392
Das hundert sechs und dreyßigste Stück.	
Von der Schamhaftigkeit	393
Visum reperrum	404
Wege der Luft, des Wassers, Eiters und vester Körper im Zellgewebe	404
Das	

Inhalt.

Das hundert sieben und dreyzigste Stück.	
Von Aepfeln, Birnen, Pfirsichen, Abricosen, Quitten und Pflaumen	Seite 407
Ob die Seifen die Galle coaguliren	419
Das hundert acht und dreyzigste Stück.	
Vom Gesichte und Augenkrankheiten	420
Das hundert neun und dreyzigste Stück.	
Von der Kunst unter dem Wasser zu leben	435
Nachrichten von den Blattern und der Inoculation	443
Das hundert vierzigste Stück.	
Wie Trunkenbolde von ihrem Laster abzugewöhnen sind	444
Das hundert ein und vierzigste Stück.	
Von der Musik	457
Das hundert zwey und vierzigste Stück.	
Von Orangeriefrüchten, Citronen, Pommeranzen, u.	471
Betrachtung über die Aerzte, aus dem englischen Zuschauer	481
Grade, wie die Salze das Wasser erkälten oder erwärmen	483
Das hundert drey und vierzigste Stück.	
Von der Persönlichkeit	485
Gefahr bey dem Verbrennen der Todten	496
Das hundert vier und vierzigste Stück.	
Vom Rhabarber	498
Arzneyen von einigen Krankheiten der Pflanzen	504
Verteidigung der Charlatans.	508
Das hundert fünf und vierzigste Stück.	
Praktische Abhandlung von der Ruhr	511
Vom Glückwünschen bey dem Niesen.	523
Wirkung des Willens in die Maschine des menschlichen Körpers	523
Fräulein von Strich, wegen der Blöße	525
Das	

Inhalt.

Das hundert sechs und vierzigste Stück.	
Beweis, daß der Tarantismus keinesweges vom Stiche der Taranteln herrühre	Seite 526
Solbergs Cur seines Fiebers durch Musik	533
Verhältniß des Alters der Eheleute	538
Das hundert sieben und vierzigste Stück.	
Vom Gedächtnisse	539
Von den Feigen	551
Das hundert acht und vierzigste Stück.	
Von den fetten Oelen überhaupt, besonders vom Baumöle	553
Verwandlungen des menschlichen Körpers in seinen verschiednen Altern	565
Antwort.	567
Das hundert neun und vierzigste Stück.	
Von den nothwendigsten Hülfsmitteln für die Gesundheit	568
Das hundert funfzigste Stück.	
Vom Zusammenhange des Verstandes mit der Verdauung	577
Das hundert ein und funfzigste Stück.	
Beweis, daß alle Arten des Unsinns durch die Verbesserung der Verdauung curirt werden können	591
Das hundert zwey und funfzigste Stück.	
Derselbe Beweis insbesondre von einigen hitzigen Delirüs	605
Das hundert drey und funfzigste Stück.	
Trübsale des Arztes	618
Ob die Ruhr von faulender Galle entspringe	625
Schädlichkeit des Fleisches von krankgestorbenen Thieren	627
Vom Sago	628
Das hundert vier und funfzigste Stück.	
Verkehrte Anwendung der medicinischen Regeln	630
Vom Poudre d'Ailhaud	634
Von selbst zerbrochenen Gebeinen	636
Nach-	

Inhalt.

Nachricht von Blattern	Seite 636
Methode, die klärsten Molken zu machen	636
Forepflanzung der Lustseuche durch das Saugen der Brüste	637
Vom Erdäpfelbrodte	639
Vom Caffee wider den Schwindel	639

Das hundert fünf und funfzigste Stück.

Von den Erleben der Natur in Krankheiten	640
Das beste Vipernfett zu Augensalben zu machen	653

Das hundert sechs und funfzigste Stück.

Von Curen des schwarzen Staars durch Dreckmittel	654
Besondre Wirkungen einiger Gifte	656



Der

Der Arzt.

Eine medicinische

Wochenschrift.

Fünfter Theil.



БИБЛИОТЕКА
КИЖИНСКОГО
Гос. медицинского института

Der Arzt. V. Th. Berth. Ausg.

2



Der Arzt.
Hundert und fünftes Stück.

von Haller.

O hätte die Natur die Lehre, recht zu leben,
Dem Menschen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben!



Da man jetzt in allen Neujahrwünschen etwas vom langen Leben hört, so hatte ich mir vorgesezt, meinen werthesten Lesern bey dem Antritte dieses neuen Jahrs, nicht etwa nur auch langes Leben zu wünschen, sondern ihnen vielmehr mit dem Geheimnisse, alt zu werden, ein Neujahrsgeschenk zu machen. Man mag den Tod für so nothwendig halten, als man will, so ist er doch in Absicht gewisser Bedingungen eine willkührliche Handlung, nämlich, in so fern er bey den meisten Menschen aus ihren willkührlichen Handlungen natürlich nothwendiger Weise folgt. Ich weiß wol, daß alle Menschen sterben müssen. Allein, daß fast alle Menschen sterben, ehe sie noch hundert Jahr alt sind, das hätten sie

eben nicht nöthig. Diese Sache ist mein ganzer Ernst. Ich weiß das Geheimniß, lange zu leben, und ich machte mir eine große Freude daraus, es meinen Lesern zu entdecken. Allein, nachdem ich alles aufs genaueste überlegt habe, so finde ich, daß die wahre Ursache des frühzeitigen Todes der meisten Menschen darin bestehe, daß sie nicht alt zu werden begehren. Damit man aber dieses Vorgeben für keine bloße List von mir ansehen möge, wodurch ich mich aus der Verlegenheit ziehn wollte, ein Geheimniß zu offenbaren, welches mir selbst unbekannt wäre, so will ich dasselbe ganz offenherzig erklären; und wenn dieses geschehen seyn wird, soll es mir nicht schwer fallen, zu beweisen, daß die wenigsten Menschen alt zu werden Lust haben.

Es giebt in allen Ländern sehr alte Leute, folglich ist es möglich, ein hohes Alter zu erreichen. Warum sterben aber die meisten Menschen in ihren besten Jahren? Wenn wir die Erfahrung zu Rathe ziehn, so finden wir, daß einige durch äußerliche gewaltthätige Ursachen ums Leben kommen, wovon manche willkürlich sind. Der Donner erschlägt diesen, ein fallender Stein einen andern. Manche hingegen sind willkürlich, und wenigstens auf eine entfernte Weise frey. So sterben diejenigen, welche in Kriege, oder in der stürmenden See ihren Untergang finden. Von diesen will ich hier nicht reden. Allein, die meisten Menschen, welche von keinen solchen äußerlichen Ursachen umkommen, erreichen dennoch kein hohes Alter. Die gesündesten Jünglinge verschwinden oft plötzlich aus der Welt, und erzeugen die Ursachen des Todes in ihrem eignen Busen. Woher kommt diese so allgemeine frühzeitige Niederlage des größten Theils des menschlichen Geschlechts? Giebt es keine Mittel, sie zu verhüten? Wie fingen es die uralten Greise an, um ein ganzes Jahrhundert durchzuleben? Läßt sich dieses ihnen nicht nachthun? Wir wollen es sehen.

Wenn ich alle Erfahrungen mit einander vergleiche, welche mir die Geschichte der Menschen meines und eines jeden vorhergehenden Zeitalters darbietet, so finde ich durchgängig, daß die ältesten Personen, so jemals auf Erden gelebt, ge-

meiniglich Leute gewesen, welche entweder Zeit Lebens nothdürftig geblieben sind, und Mangel gelitten haben, oder welche eine besondre Enthaltbarkeit von den Vergnügungen dieses Lebens, oder auch eine gewisse glückliche Leichtsinigkeit besaßen, die sie verhindert hat, sich die Begebenheiten, die ihnen in der Welt vorgekommen sind, sehr zu Herzen gehn zu lassen. Ein Mensch, der in Nothdurst und Mangel lebt, ist gezwungen, andre Leute wohl leben zu lassen, und selbst seinen Unterhalt auf eine mühselige Weise zu verdienen. Dieses schützt ihn vor allen Ausschweifungen der Leppigkeit, von welchen eine durchgängige Erfahrung bestätigt, daß sie das Leben der Menschen verkürzen, indem sie den Leib zu tausenderley Krankheiten und Schwachheiten zubereiten. Finden wir wol die ältesten, die gesündesten, die muntersten Greise in den weichen Lehnstühlen, in den Pallästen der Städte, in den Studierzimmern der Gelehrten, oder in den Werkstätten der Künstler? Nein, keineswegs. Hinter dem Pfluge gehn sie. Sie wohnen unter Strohhütten. Kaum kennen sie die Namen der köstlichen Sachen, die uns Ost- und Westindien auf unsre Tafeln liefert. Ihre Vergnügungen sind Leibesübungen; ihre Schmäuse sind Milch und Käse; ihre Studien sind der Kalender und ein wenig Natur; ihre Vernunft ist das entbehrlichste unter allen ihren Eigenthümern, und das, was sie am wenigsten bekümmert. Sie leben heute, um morgen wieder zu leben, und halten sich für reich genug, wenn ihre Hände so viel verdienen können, als sie nöthig haben, um jeden Tag satt zu werden. Diese natürliche Lebensart ist es, die den Landmann stark, dauerhaft, und auch im Alter noch munter erhält. Ein Weichling ist nicht zum Greise tüchtig; ein Wollüstiger ist ein Weichling; und wer gemächlicher lebt, als der Landmann, wird wider seinen Willen wollüstig. Der Ueberfluß bläht und nährt die Leidenschaften; diese aber wirken viel zu heftig, als daß sie die Gesundheit erhalten könnten. Der Ueberfluß überhebt uns der starken Arbeit, womit sich der Bauer gleichsam versteinert. Die gemächliche Lebensart ist ein überzuckertes Gift, das wir mit Sehnsucht

und Vergnügen genießen, und ohne welches wir uns für unglücklich halten; da es doch an den Kräften des Lebens unaufhörlich nagt. Ein Enthaltamer wird dieses Gift verabscheuen, wenn er es kennt, und er wird lieber weniger gemächlich, weniger üppig, als weniger gesund und lange leben. Kurz, er wird sich durch seine Tugend zum Arbeitsmanne machen, wenn er es von Natur nicht geworden ist. Eine löbliche Leichtsinigkeit ist in ihren Wirkungen eben das, was bey dem Bauer die Unempfindlichkeit ist, die ihn vor den heftigen Leidenschaften schützt. Das Herz des letztern ist von heftigen Gemüthsbewegungen frey, weil es einen Mangel an Empfindlichkeit leidet. Es ist ein Stein, in welchen nichts einen Eindruck macht, was an ihn anstößt. Das Herz eines Leichtsinigen ist einer elastischen Feder ähnlich, die alles von sich zurückprellt, und sich den Augenblick wieder in ihren vorigen Zustand versetzt. Beyden kann kein Gegenstand Unruhe machen; beyde werden von keinem Dorne verletz, der die weichen Herzen verwundet und zerreißt. Es ist also ein allgemeiner Grundsatz, zum langen Leben zu gelangen, daß man dem Geringsten in Volle ähnlich werde. Ist man nicht zum Landleben gebohren, so kann man doch in jedem Stande dasjenige haben, was in dieser Lebensart zum hohen Alter etwas beyträgt. Den Landmann macht die Arbeitsamkeit, die Mäßigkeit und die Unempfindlichkeit alt. Ein Mensch von jedem andern Stande kann die Arbeitsamkeit, wozu den Bauer die Armuth zwingt, durch willkührliche Leibesübungen ersetzen; er kann die Mäßigkeit, die jener aus Mangel beobachtet, durch die Enthaltamkeit zu einer willkührlichen Tugend machen; und er kann die Unempfindlichkeit, welche bey jenem eine natürliche Unvollkommenheit ist, durch eine edle Leichtsinigkeit erhalten, die größtentheils darauf ankömmt, daß man sich von allen Begebenheiten dieser Welt richtige Begriffe macht. „Wenn sich ein reicher Mann in manchen Stücken nicht wie ein armer hält, sagt der Ritter Temple, so ist er bey seinem Reichthume weit schlechter daran, als dieser; nämlich, wenn er seinen Körper nicht bewegt, welches nichts anders,

als

„als eine freywillige Arbeit ist, wenn er seine Lust zum Essen nicht freywillig mäßigt, so wie es andre aus Noth thun; wenn er nicht manchmal gar fastet, welches andre bey der äußersten Armuth thun müssen. Wenn sich Kummer und Sorgen mit seinen Reichthümern vermehren, und seine Leidenschaften so, wie seine Lustbarkeiten zunehmen, so wird sich seine Gesundheit in eben dem Maasse verschlimmern, wie sich seine Güter verbessern.“

Wenn dem also ist, so ist das hohe Alter in der That keine bloß zufällige Sache, die nur auf ohngefahren Umständen beruht. Wenn Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Unempfindlichkeit die wahren Mittel zu einem hohen Alter sind, und wenn ein jeder, der nur will, diese drey Vortheile erhalten kann, wie ich ist dargethan habe, so muß es nothwendig bloß an den Menschen liegen, daß sie nicht alt werden wollen, weil die meisten jung sterben.

Ich weiß wol, daß eine Art Menschen von Natur schwächer sey, als die andre, und daß man gewissermaßen zum Greise gebohren seyn müsse, wie zum Voeten. Nichts desto weniger aber könnten doch viele tausend schwächliche Menschen alte Leute werden, wenn sie sich die obigen Bedingungen gefallen ließen. Wenigstens könnte gewiß von allen denen, die, ob sie gleich von schwachem Herkommen sind, dennoch ihre Kinderheit so glücklich überlebt haben, daß sie nicht schon die Ketten des Todes in ihren Eingeweiden bey sich führen, eine große Menge ein viel höheres Alter erreichen, als gemeinlich geschieht, wenn sie arbeitsam, mäßig, und ohne große Leidenschaften lebten. Wer hieran zweifeln wollte, der müßte läugnen, daß Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Gleichgültigkeit keine wahre Mittel zur Verlängerung des Lebens wären; das ist beynähe eben so viel, als er müßte läugnen, daß zweymal zwey viere ausmache. So viel hundert Erfahrungen, so viel übereinstimmige Gründe würden ihn zum Erillschweigen bringen müssen; und wenn er gleich alle Bescheidenheit der Vertheidiger der Ueppigkeit, der Gemächlichkeit und der Vortreflichkeit der Leidenschaften anwendete.

Ich bin, wie man sieht, nicht geheim mit meiner Kunst, lange zu leben. Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Gleichgültigkeit sind das ganze Geheimniß; und der Ritter William Temple hat solches sehr wohl verstanden. „Es erhellet,“ sagt er, aus den Beyspielen des hohen Lebensalters der Patriarchen, der Brachmanen, und der alten Einwohner von Brasilien, welche Jahrhunderte gelebt haben, daß die gewöhnlichen Mittel der Gesundheit und des langen Lebens, für Leute, die ohne angeerbte Krankheiten und Schwachheiten geboren worden, diese sind: Eine große Mäßigkeit, freye Luft, eine leichte Arbeit, wenig Sorge, schlechte Kost, mehr Früchte und Pflanzen, als Fleisch, und das Getränk des Wassers. Wer seinen Leib durch Arbeit stärkt und härtet, ohne ihn durch Strapazen abzunutzen; wer ihn durch Mäßigkeit vor der fruchtbarsten physikalischen, und durch Gleichgültigkeit vor der fruchtbarsten moralischen Ursache unsrer meisten Krankheiten beschützt, der hat nichts mehr, als die äußerlichen Zufälle zu fürchten, die ihm sein Leben verkürzen könnten. Die Ursache aber, warum ich mich dieser Entdeckung nicht rühmen mag, ist die, weil ich glaube, daß sie der größten Anzahl von allen denen ohne dem bekannt sey, die noch alt werden könnten. Ich sehe wol, daß das Mittel wenig gesucht wird, und daß man es bey nahe mit dem Steine der Weisen für einerley Thorheit hält. Nicht darum, weil man an seiner Richtigkeit eben so zweifelte. Es ist eine tägliche Erfahrung, daß die Leute, die den Stein der Weisen haben, oder bald erhalten werden, Bettler sind, oder es doch morgen werden werden. Allein, wer kann mir ein Beyspiel zeigen, daß Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Gleichgültigkeit einen frühen Tod, oder daß Gemächlichkeit, Ueppigkeit, Unmäßigkeit, Wollust, und ein unruhiges stürmisches Gemüth, ein hohes Alter verursacht hätte? Nein, wahrhaftig! die Ursache, warum das Geheimniß, alt zu werden, von niemanden aus dem Cornaro abgeschrieben, von niemanden unter die heimlichen Recepte gesetzt, von niemanden auch nur so werth gehalten wird, daß ers sich einfallen liesse, es zu versuchen, muß einen ganz

ganz andern Ursprung haben; und dieser ist es, den ich noch suchen will.

Wo werde ich ihn doch finden? Vielleicht darinn, daß wir das Leben nicht zu schätzen wissen? Fast sollte es so scheinen, wenn man dem Kriegsmanne zusieht, wie er sein Leben hinweg wirft. Allein, sollte er dieses wohl darum thun, weil er es für gering schätzt? Ich kann mirs nicht einbilden; denn wie sollte es wohl zugehen, daß ein Junker, der auf dem Schlachtfelde seine edle Seele aushaucht, das Adieu an die Welt und an seine Mama, mit so viel Zärtlichkeit und mit so viel unverstellter Sehnsucht ausspricht? Nein, nein, man muß keine solche Lästerung wider das ganze menschliche Geschlecht ausstoßen, daß niemand das Leben liebt. Es hat noch seine Verehrer, dem Himmel sey Dank! es will eben niemand gern sterben. Der Held selbst schlägt seine Augen nieder, wenn sich das Schreckenbild des Todes ihm nähert, und es erschüttert ihn, wenn ihm sein Arzt sagt, daß er ohne Hülfe sey. Müßte er seine Ehre nicht mit der Gefahr seines Lebens erkaufen, er würde diese Gefahr wohl vermeiden.

Kann die Ehre, ein bloßer Begriff, der Ehrgeiz, eine bloße Leidenschaft, können dergleichen Ursachen die Liebe zum Leben ersticken, oder sie schweigen heißen, wenn sie, im inwendigsten Winkel des Herzens laut ruft? Ja, ja, sie können es; aber dieses ist noch nicht alles. Es eilt nicht bloß der ehrliebende Soldat mit Freuden zum Tode. Es giebt der tapfern Leute eben so viel, als es Bewegungsgründe giebt, sein Leben zu verachten. Auch der Mann ist tapfer, der sich dort in seinem weichen Lehnstuhle bläht, der seinen Becher voll schäumenden Champagner, eine Tafel von dreßsig seltner Gerichten vor sich stehen, und einige Pagen um sich her hat, die seine Mienen studieren, und ihm keine Gelegenheit übrig lassen, nur einmal von seinem Stuhle aufzustehen. Er, der die Karten besser mischt, als der beste Stutzer in Paris; er, der das Billard schon für zu bürgerschlich hält, weil es ein wenig Bemühung erfordert; er, der sich von den Stahlfedern, die ihn im Lehnstuhle tragen, auf Eiderdunen legt, und von Eiderdunen auf Stahlfedern

fest, ohne die geringste Bewegung zu wagen, die seine Muskeln oder Gelenke anstrenge; er, der in seinem prächtigen Zimmer sonst keine Strapazen aussteht, als daß er es leiden muß, daß er wächst und fett wird; auch dieser Weichling ist ein Held, der sich sein Leben zu verachten getraut. Ist er aber wohl vielleicht übermüthiger, als der tapfere Mann, der hingeht, um vor den Kanonen zu sterben? Ich weiß es nicht. Dieser verachtet sein Leben, weil er ehrlich ist; das ist, um es allensfalls einer Leidenschaft aufzuopfern. Jener verachtet es, weil er üppig ist; und auch dieses heißt: um es allensfalls einer Leidenschaft aufzuopfern. Vielleicht aber weiß es der Wollüstige nicht, daß er dem Tode entgegen taumelt? Hingegen, der Held weiß es. — Wenn dem also wäre, so würde der erste mehr zu entschuldigen seyn, als der letzte. Allein, ich kann unmöglich einen so artigen Herrn für so einfältig halten, daß er dieses nicht wissen sollte.

Noch mehr, auch der stille mühsame Gelehrte, der bey seiner Nachtlampe verkrummt, der in den Augen des Adlichen feige, verächtliche Schulfuchs, der, wie eine Spinne, alle Pracht für nichts schätzt, wenn er, wie sie, mitten in dem Gewebe seiner Hirngespinnste sitzt, und dem es eine Kleinigkeit ist, sich über der Erforschung einiger unmöglichen Dinge ums Leben zu bringen; auch dieser ist ein Held, und hat noch dazu eben die Triebfeder des Helden, den Ehrgeiz, die Sehnsucht, ewig bey Namen genennet zu werden. Seine Leidenschaft ist es, die ihn groß und kränklich macht, die ihn frühzeitig tödtet und spät verewigt, und die ihm das Leben so verächtlich macht, daß er Satyren dawider schreibt.

Der träge Müßiggänger, der Feind der Arbeit, dem der Schlaf sein höchstes Gut ist, und der keinen bessern Trost in der Welt findet, als den, daß der Tod des Schlafes Bruder ist, opfert sein Leben seiner Gemächlichkeit mit einer Gleichgültigkeit auf, welche genug zu verstehen giebt, wie wenig ihm darauf ankomme, alt zu werden. Er thut das von Natur und bey kaltem Blute, was der Weise, den uns *Soraz* schildert, durch die Größe der Seele bewerkstelliget:

er

er sieht den Bau der Welt über sich zusammen stürzen, und läßt sich von ihm unerschrocken erdrücken.

Mit einem Worte, wenn wir alle Arten der Menschen genau betrachten; so finden wir bey ihnen durchgängig einen ley Verachtung des Lebens, so bald es darauf ankömmt, ihren natürlichen Neigungen und ihren herrschenden Leidenschaften ein Gnüge zu thun. In seinen Vergnügungen findet der Mensch seinen Untergang, wie die Motten, die um das Licht flattern. Es sind lauter leere Figuren, worinn er den Tod furchtbar und erschrecklich abschildert. Es muß unendlich leichter seyn, zu sterben, als seinen Leidenschaften zu entsagen. Der Ehrgeiz, die Wollust, die Liebe zur Gemächlichkeit, der Haß, die Liebe, der Zorn, der Gram, die Verzweiflung, sind die allgemeinen Menschenwürger, die desto gefährlicher sind, je angenehmer sie uns unsern Untergang vorbilden. Wer wollte nicht lieber jung und mit Ehren, als alt in Verachtung sterben? Wer möchte den Vergnügungen entsagen, um alt zu werden? Wer wollte seine Gemächlichkeit nicht lieber behalten, als die Hoffnung eines langen Lebens mit der Arbeitsamkeit und Mühseligkeit erkaufen? Wer ist so edel, seinem Feinde zu vergeben? Wer haßt nicht seinen Beleidiger, wenn es ihm auch gleich sein eignes Leben kosten sollte? Wer opfert sich nicht mit Freuden den Ausschweifungen der Wollust auf? Welchen Zornigen kann der Gedanke wohl zähmen, daß er mit seiner Wuth in sein eignes Eingeweide rast? Wem ist das Leben so lieb, daß er den Verlust auch der entbehrlichsten Sächsgüter ohne Gram und verzehrenden Kummer erdulden könnte? Der Feigeste, der sein Leben bewahrt, wie ein Mutterlöchchen; der in kein Haus gehen mag, worinn sich ein Kranker befindet; der vor einem zweydeutigen Traume, vor dem Geschrey der Nachteule, und vor dem Heulen der Hunde erzittert; den ein Zigeuner mit einer Prophezeihung hin zu dem *Eubach* jagen, und ein Gepolter in der Mitternacht aus dem Schlafe zu Todesgedanken rufen kann; der Feigeste sage ich, wird sein Leben kaltblütig in den Wind schlagen, so bald es darauf ankömmt, einen Trieb, eine *Rei*

Neigung, eine Leidenschaft zu befriedigen. Er wird sich lachend auf das Rosenbette der Wollust hinstrecken, und seinen Tod mit Verachtung hereilen sehen. Er wird im Schooße des Müßigganges die dräuende Gestalt giftiger Krankheiten ohne Schrecken erblicken. Er wird das verzehrte Vergnügen, zu hassen, in einem viehischen Zorne büßen, der seiner Natur den Untergang zubereitet; er wird fast wünschen, zu sterben, und nach dem Tode ringen, sobald er sich vorsetzt, berühmt zu werden; er wird sich halbtodt hungern, wenn er reich werden will; und das Leben wird ihm eine Last seyn, so bald er seinen niedrigsten Begierden unbefriedigt lassen soll.

So wohlfeil wollen also die Menschen ihr Leben haben; und so wenig soll es ihnen kosten, alt zu werden! Arbeit, sanftigkeit, Mäßigkeit und Ruhe des Gemüths sind viel zu schwere Tugenden, sind ein viel zu theurer Preis, als daß man damit sein Leben erkaufen sollte. Lieber müßig, lieber üppig, lieber im Sturme und Tumulte der Leidenschaften wollen sie sterben, als, wie die Bauern, durch Arbeit, wie die Armen, durch Mäßigkeit, und wie die Wilden, durch Unempfindlichkeit alt werden.

Nach diesem allen, was ich ist dargethan habe, mag man mich nun noch so sehr versichern, daß man das Leben liebe; man mag noch so oft sagen: alles, was ein Mann hat, lasse er für sein Leben, man mag sich, wenn man vom Tode reden hört, noch furchtsamer, als die Mutter des Königs Francisci I. und ihre Tochter, die Königin von Navarra, anstellen, welche so gar ihren Predigern verbot, ihn zu erwähnen; und man mag, wie Octavia, erzittern, wenn man ihn in der Nähe erblickt. Es ist lauter Verstellung! Man begehrt nicht zu leben; man will nicht alt werden. Rede, träger Müßiggänger! Willst du leben? Mache dich von deinem sanften Sitze auf, suche edle Vergnügungen, die deinen Leib ermüden. Wollüstiger! du wirst leben: laß dir die Mäßigkeit und Enthaltensamkeit nur empfohlen seyn! Ehrgeiziger! Du wirst leben: leide es nur, daß dein Name stirbt. Neidischer, hassender, zorniger Unmensch! Auch du kannst das Leben, das du jetzt so wenig verdienst, ins künftige Jahrhundert hinaus führen; Leide

es nur, daß dein Feind auch lebe; gönne ihm nur die Lust, die du ihm doch nicht vergiften kannst. Aber nein! keiner will leben! Alle wollen sie sterben: einer im Schlafe der Trägheit; einer im Taumel entzückender Freuden; einer im Geräusche des Nachruhms; einer in schäumender Wuth und im niedrigen Rißel der Rache. Wer will wohl leben, ohne sein Leben auch zu genießen? Ein hundertjähriges Leben ist nicht mehr, als ein hundertjähriges Daseyn, wenn es ungenossen verfließt. Worin besteht aber der Genuss des Lebens? Etwa darum, daß wir unsern Neigungen den Krieg ankündigen? daß wir unsre Herzen von Wünschen ausleeren? daß wir unsre Ruhe hintan setzen? daß wir zu sehen, wie es andern Leuten wohlgeht? Muß man bey Wasser und Brodt, hinter dem Pfluge, und ohne Gefühl alt werden; so heißt dieses ja nichts mehr, als sein Leben in ein Daseyn verwandeln; und so hatte der Herr von Mauvertuis einen noch bessern Vorschlag, unser Leben zu verlängern, als er machen wollte, daß wir länger als vierzig Wochen in Mutterleibe bleiben, und langsamer wachsen sollten, so wie er das Daseyn der Hühner verzögerte, wenn er ihre Eyer nicht geschwind ausbrüten ließ. Hinweg mit einem solchen Leben, das zugleich ein Tod, eine Sclaverey und ein Streit wider die Natur ist!

Wider dieses alles kann ich nichts einwenden; denn es beweist mehr als alles, was ich davon sagen könnte, daß wir nicht belieben, lange zu leben. Ich habe mir nichts weniger vorgenommen, als meinen Lesern das Leben anzupreisen. Ich kann auch nichts dafür, daß sie am hohen Alter keinen Geschmack finden: sondern ich will nur das allgemeine Vorurtheil bestreiten, daß man die Menschen für große Liebhaber ihres Lebens hält; ja, daß man glaubt, sie schätzten es über sonst alles. Nein. Erst wollen unsre Leidenschaften und herrschenden Neigungen befriedigt seyn; und dieses möchte noch seyn, wenn sie nur einmal satt würden, und nicht unaufhörlich foderten. Kann hat der Jüngling die Periode der Wollüste beschloffen, so erwachen schon in dem Manne der Ehrgeiz, die Titelsucht, die Nahrungsorgen, und

Damit er weiter nicht mit theuren Küssen buhle,
Schickt ihn der Eigennutz dem Ehestand in die Schule,
Der Ordnung Helligthum, und, durch des Himmels Gunst,
Dem Sitz geweihter Treu und scharftrer Rechenkunst.

Das höhere Alter lehrt ihn den Geiz, welcher ihn so tyrannisch beherrscht, daß er sich kaum getrauet, etwas an die Erhaltung seines Lebens zu wenden, und daß er in der Verzwegenheit, entweder sein Geld zu verlassen, oder auf seinem Geldkasten zu verbrennen, lieber das letzte erwählt, und in den Flammen mit aufgeht. Endlich, wenn die Entkräftung und Ohnmacht den verlebten Greis zu allen andern Begierden unflüchtig macht, und wenn er nicht mehr leben kann, so tritt die Liebe zum Leben in die Stelle aller übrigen schon gesättigten Neigungen.

— — Scharf, und wie Schiffer pfelegen,
Steht er nach Luft und Wind, und wittert Sturm und Regen,
Scheut so den kürzesten, als längsten Tag im Jahr,
Den Frühling, wie den Herbst; lebt mäßig, wie Cornar.

Wäre die Liebe des Lebens im Range unsrer Neigungen die erste, so würden wir sie gewiß nicht allen übrigen aufopfern, sondern wir würden sie vielmehr alle fahren lassen, um nur unser Leben zu verlängern. In solchem Falle würde sie unstreitig eine Menge üblicher Handlungen ausrotten, wozu die unumschränkte Herrschaft der Neigungen und Leidenschaften, und die Verachtung des Lebens und des Todes erfordert wird. Niemand würde in Krieg gehen, niemand ein großer Gelehrter oder Künstler, niemand ein Opfer der Republik werden wollen. Man sieht dieses aus der Geschichte. Die ältesten Greise unter den Menschen sind Leute gewesen, deren Thaten auf einem Kartenblatte vollständig beschrieben werden könnten; und weil es eben nicht zu wünschen ist, daß sich die Anzahl solcher Menschen sehr vermehren möchte, so will ich mit meinen Lesern darüber keinen Streit anfangen, daß sie ihr Leben nicht sonderlich lieben; sondern ich will ihnen nur bewiesen haben, daß sie es nicht sonderlich lieben. Uebrigens halte ich es für gut, daß man die Welt gehen läßt, wie sie gehen will. Das Leben eines jeden Menschen
ist

ist, wie ich von vielen höre, sein Eigenthum; er kann damit anfangen was er will, und er kann es entweder ans Publicum, oder an seine Lüste verschenken; wer will es ihm wehren?

Nunmehr wird man hoffentlich einmal aufhören, es den Aerzten und der Arzneykunst, dem unvermeidlichen Schicksale, der Schwäche der menschlichen Natur und den Witterungen zuzuschreiben, daß die wenigsten Menschen ein hohes Alter erreichen. Da nun das hohe Alter auch die Gesundheit zum Voraus setzt, so kann ich auch diese unter die Dinge rechnen, woran den wenigsten Menschen etwas gelegen ist. Es soll also von nun an in unsern Neujahrswünschen den Leuten nicht mehr Leben und Gesundheit gewünscht werden, weil man oft an einen unrechten kommen könnte, der einen solchen Wunsch übel aufnehmen würde. Warum wünscht man einer Jungfer kein Kind zum Neuenjahre? Ein Kind ist doch gleichwol an sich kein geringes Geschenk des Himmels, und eine Sache, warum so viel tausend Menschen heyrathen. Bloß darum wünscht man es ihr nicht, weil sie ihre Ehre dabey verlieren würde, die sie weit höher hält, als den besten Knaben, und wenn er so schön, wie Amphilochochus wäre, daß sich die Gänse in ihn verliebten. Man soll also auch darum den Menschen kein hohes Alter, noch Gesundheit wünschen, weil sie dabey ihre Bequemlichkeit, Ueppigkeit und Wollüste verlieren würden, die sie weit heftiger lieben, als sie den Tod verabscheuen.

Ich will der erste seyn, der diese Regel beobachtet. Da ich heut meinen Lesern einen Glückwunsch zum neuen Jahre bringen muß; so bezeuge ich ihnen fürerst meine Freude darüber, daß sie dieses neue Jahr erreicht haben, welches ich für einen besondern Zufall halte, der, nach der Art, wie sie dafür sorgten, höchst unwahrscheinlich war. Was das folgende Jahr betrifft; so wünsche ich den Leuten, an welchen dem Publico etwas gelegen ist, daß sie in demselben doch wenigstens dann und wann Lust bekommen mögen, gesund und lange zu leben, damit sie die Bürde der Arbeiten, die ihnen ihre andern Neigungen auferlegen, nicht allzu bald
erdrücke.

erdrücke. Allen übrigen aber wünsche ich, daß doch dem Publico nun bald etwas an ihnen gelegen seyn möchte.

An die Herrn Aerzte.

Euch wünsch ich Weisheit, wann der Tod
Den Kranken, die Euch rufen, droht;
Viel Geld, wann Ihr sie ihm entrißten;
Und, sterben sie, ein gut Gewissen.

Mein Herr,

Weil meine Frau in guter Hoffnung ist, so hat mich dieses veranlaßt, die medicinischen Bücher nachzuschlagen, um zu erfahren, wie man in solchen Fällen die Weiber recht pflegen müsse. Ich habe vieles von dem wunderlichen Appetite der Weiber in diesem Zustande gelesen, und weil ich finde, daß ein Mann schuldig sey, diesen Appetit zu befriedigen, so ist mir ein entsetzlicher Gedanke eingefallen, welcher mich Tag und Nacht quält. Ich habe nicht gewußt, daß dieser Appetit zuweilen auf lasterhafte Dinge verfallen könnte: aber in Stephan Blancards Sammlungen habe ich es gefunden. Eine Frau zu Amsterdam, schreibt er, hatte, so oft sie in diesem Zustande war, große Begierde zu stehlen. Es geschah, daß sie etlichemal von dem Feigendamme einige Stoffe holen ließ, von welchen sie, wenn sie ihr gebracht wurden, etliche Ellen abschnitte. Der Kaufmann, der dieses allezeit merkte, gieng zu ihr; da sie ihm dann auf hartes Zureden besannte, daß sie allezeit dieses Laster an sich habe, wann sie in Wochen kommen sollte. Sein Schade ward ihm zwar reichlich ersetzt: mir aber ist damit die Sorge nicht benommen, daß meine Frau ebenfalls auf solche Laster verfallen möchte. Wegen des Strehlens bin ich wohl sicher. Mein, es geht ein langer Westphälinger bey mir aus und ein, der meiner Frau nie mißfallen hat. Was meinen Sie, mein Herr, wenn ihr Appetit einmal auf diesen Lämmel fiel? Sagen Sie mir ums Himmels willen! sollte es ihr wohl schaden, wenn sie sich diesen Appetit vergehen lassen müßte? Wie weit erstrecken sich in diesem Punkte die Pflichten des Ehemannes? Ich verharre mit großer Aengstlichkeit, Ihr Diener

J. Horn.

Herr Arzt,

Es regnet. Verstehen Sie mich? Man wünscht etwas vom Einflusse des Regens in den menschlichen Körper zu lesen. Artens

diren

diren Sie besser auf die Witterungen: Sie kommen immer zu spät damit angestiegen.

Veit Zuit.

Antwort.

Der Einfluß des Regens in den menschlichen Körper geschieht durch den Mund, Herr Zuit, wenn Sie ihn offen halten. Das Mittel, ihn zu verhüten, ist, daß Sie ihn zuthun. Daß es nicht gut sey, wenn man sich in den Mund regnen läßt, das erhelle aus der Vorsicht der Natur, die Ihnen an der Nase ein Regenbach gegeben hat, woran er ablaufen kann. Weil also schon für das größte Unheil gesorgt ist, so denke ich immer, daß ich keine Eil habe; und daher kömmt, daß ich oft zu spät komme. Wollen Sie dieses nicht leiden, so seyn Sie so gütig, und melden mir nur 14 Tage vorher, von welcher Witterung Sie gegen diese Zeit etwas lesen wollen. Ich kann ich Ihnen nicht zu rechter Zeit wegen des Regens aufwarten: denn ihr Billet kam zu spät angestiegen.

Der Arzt.

Hundert und sechstes Stück.

von Haller.

Braucht, was die Kunst erfand, und die Natur uns gab.

Man weiß nicht eigentlich, wer der erste Erfinder des Brodtbackens sey, und der Ursprung dieser vortreflichen Kunst verliert sich in den Finsternissen des Alterthums. Die Griechen eigneten sie ihrem Bacchus zu, und die Aegypter der Isis. Daher trug man an ihren Festen Weizen und Gerstenähren in Proceßion herum, um der wohlthätigen Götting, welche den Gebrauch des Mehls und des Brodtbackens erfunden hatte, einige Verehrung zu erzeigen. Allein, wer sieht nicht, daß man in diesen fabelhaften Gottheiten den wahren Erfinder dieser Kunst nimmermehr entdecken

Der Arzt, V. Th. Berth. Aug.

decken werde? Eben so geht es mit allen nützlichen Erfindungen, da man hingegen bey Kleinigkeiten die Namen der Verfasser sorgfältig anmerkt. **Krüger** hat sich hierüber nach seiner Art lustig gemacht. Man weiß nicht, sagt er, wer zuerst Bier gebrauet, Wein gemacht, die Baukunst erfunden, Leinwand verfertigt, Schuhe gemacht, Strümpfe gewebt, Metalle aus der Erde gegraben, Korn gesäet, u. s. w. aber man weiß, wer die Differentialrechnung, die vorher bestimmte Harmonie, die Lehre von den Monaden, die Trabanten des Saturns, und den Mond der Venus erfunden. Ja, was sage ich? Man weiß, wer der Erfinder eines neuen Sylbenmaßes sey, und wer zuerst ungereimte Verse gemacht, wer ein Wort in dem **Donate** verbessert, und eine Stelle des **Somers** auf eine besondrer Art erklärt hat. Dieses macht, daß ich mir nichts mehr wünsche, als von den Gelehrten bald vergessen zu werden; denn es sollte fast scheinen, sich einen unsterblichen Namen zu erwerben, hieße nichts anders, als der Welt die Kleinigkeiten und Irthümer hinterlassen, womit man sich in seinem Leben beschäftigt hätte. Wer verdient mehr, daß man ihm eine Ehrensäule aufrichte, der erste Becker, oder **Alexander der Große**? Jener hat für die Erhaltung der Menschen, und dieser für ihren Untergang gesorgt; jener hat ihnen Bequemlichkeiten des Lebens verschafft, und dieser geraubt; jener hat ihre Gesundheit erhalten, und dieser verdorben. — Alles dieses hat seine vollkommene Richtigkeit. Allein, es kann dem ungedachtet geschehen, daß wir das Andenken eines Wohlthäters des menschlichen Geschlechts verehren, ob wir gleich seinen Namen nicht wissen! und wir können darum das Brodt zu unserm Nutzen gebrauchen, ob wir gleich nicht wissen, wer es erfunden hat. Ich weiß nicht, was man darin für eine Herrlichkeit oder Belohnung für den Erfinder einer nützlichen Sache entdeckt, wenn er nach seinem Tode mit Namen genannt wird. So wenig ist **Alexander der Große** davon hat, daß wir seinen Namen oft aussprechen, so wenig verehrt der Erfinder des Brodts dabei, daß wir den seinigen nicht wissen. Inzwischen erhellet doch aus dem Obigen, daß

das

das eben nicht die nützlichsten Menschen auf Erden gewesen sind, deren Namen wir wissen; und daß diejenigen oft mehr Ruhm verdienen, deren Namen wir suchen.

Die Natur gab uns unter den Gewächsen mancherley mehlichte Früchte, welche geschickt waren, unserm Körper zur Nahrung zu dienen. Allein, es war eine Unvollkommenheit dabei, welcher abgeholfen werden mußte. Die mehlichten Speisen verwandeln sich zu leicht im Magen in einen zähen Schleim, welcher die Verdauung auf mancherley Weise verdirbt, und alle unsre Säfte ungesund macht. Daher erfordern sie einen guten Magen, viel Galle und eine arbeitsame Lebensart, wenn sie gehörig verdauet werden sollen. Diese Gaben der Natur waren aber nicht vielen Menschen zu Theil geworden. Man sieht es noch an den Kindern, die mit Mehlbreyen gefüttert, und dennoch sehr zärtlich anferzogen werden, wie sie mit Schleim und Säure im Magen überhäuft sind, wie ihre Bäuche aufschwellen, und ihre Glieder vertrocknen, wie die Würmer in ihren Gedärmen haufen, und wie sie die Zehrung in ihrer Blüthe wieder weß macht. Um diesen Unbequemlichkeiten abzuhelfen, erfand man das Mittel, das Mehl der Früchte zuerst in Gährung zu setzen, und hernach eine trockne, leichte und auflösbare Masse daraus zu backen, welche unter dem Namen des **Brodts** die Wohlthat und die Verachtung der Menschen geworden ist. Durch dieses Mittel ward dem Mehle die Eigenschaft benommen, Winde, Schleim und Säure zu erzeugen; und man findet wirklich, daß die Kinder, welche statt des rohen Mehlbreyes, mit einem Breye von wohl ausgebacknem Brodte ernährt werden, in gleichen Umständen, gesunder bleiben und besser gedeihen.

Wenn ein allgemeiner Beyfall den Werth einer Erfindung bestimmen kann, so ist die Vortreflichkeit des Brodtes außer Zweifel gesetzt. In allen Welttheilen ist sie durchgängig eingeführt worden. Es giebt überall mehlichte Früchte, und überall besitzt man eine Kunst, die unserm Brodtbacken gleich kömmt, um sie den Verdauungskräften erträglicher zu machen. In Europa wird mehrentheils das Brodt aus dem Mehle

des Roggens, Weizens, der Gerste und des Habers gebacken. Allein, die Natur hat dieses allgemeine Mittel der Erhaltung nicht in so enge Gränzen einschließen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß das erste Brodtkorn aus ganz andern Materien bestanden habe, als deren wir uns ist zu unserm Brodte bedienen. Die Göttin Isis, welcher die Aegypter die Erfindung des Brodts zugeschrieben, wird auf einer gewissen alten römischen Münze des Hadrians mit einer Lotusblume vorgestellt; und Herodotus berichtet uns, daß aus dem Samen des Lotus Brodt gebacken worden sey. Man weiß nicht eigentlich, was dieses für ein Gewächs gewesen. Dioscorides beschreibt es als eine Frucht, die größer als der Pfeffer, süß, essbar, verdaulich und verstopfend wäre; und Plinius sagt, daß es an den Dertern wachse, welche der Nil nach seiner Ueberschwemmung wieder verlassen hätte. Vielleicht war es eine Art Schilf, dessen Saame zuweilen sehr groß wird, und essbar ist. Von dergleichen Schilfsaamen backen noch diesen Tag die Americaner in Louisiana ihr Brodt. Es wächst an feuchten Orten 10 bis 20 Fuß hoch und einer Faust dick. Nach einigen Jahren trägt es Saamenkörner in Menge, und diese Körner, die dem Haber völlig ähnlich seyn würden, wenn sie nicht dreymal dicker und länger wären, werden von den Louisianern sorgfältig gesammelt, um Brodt und Brey daraus zu bereiten. Dieses Mehl quillt so gut als Weizenmehl, und dient den Einwohnern zur Speise. Ich muß indessen gestehn, daß sich die alten Beschreibungen der Lotusfrüchte mit dem Saamen des Schilfrohrs nicht vereinigen lassen: und was kann mir endlich auch daran liegen, was für eine Frucht zuerst zum Brodte gebraucht worden sey, da ich nur bloß sagen wollte, daß unser europäisches Brodtmehl nicht von je her zum Brodtbacken gedient habe. Aus allem, was ich vom Lotus angeführt habe, erhellt sein großer Unterschied von allem europäischem Getraide; und noch ist backen die verschiednen Nationen des Erdbodens ihr Brodt aus den verschiedensten Mehlen. Man hat in America Arten von Nüsseln, deren Mark man durchreist, trocknet,

und

und an der Sonne oder bey dem Feuer zu Brodte backt. Eben daselbst stoßen sie die großen Nüsse zu Brey, und verfertigen aus dieser Masse Brodt. Die ungekünstelten Chocoladetafeln sind nichts anders, als ein Cacaobrodt, und der daraus zubereitete Trank ist eine Art von Brodts oder Mehlsuppe. In Asien ist der Reiß das gemeinste Getraide zum Brodte. Das indianische oder türkische Korn, Mäyz, Hirse, Sago und fast alle vegetabilische Sachen, die sich zu Mehl machen lassen, werden von einigen Nationen zu Brodte gebraucht. Die Mohren speisen zuweilen das Mark der Palmbäume, ja sogar das arabische Gummi, nachdem sie beydes in Mehl verwandelt haben, statt des Brodtes. Auf Ternate wird eine Baumrinde zu eben dem Zwecke gebraucht. In Siam wird sogar das Mehl eines gewissen bittern Holzes in einen Saft gerührt, und für den Hunger gegessen; und wie viel andre Beispiele könnte ich nicht von dieser Sache anführen, wenn wir derselben nicht bey uns selbst so viele hätten. Man hat in unsern Zeiten aus Erdäpfeln schönes Brodt backen lernen; und doch soll diesem noch das aus Kohlrüben verfertigte Brodt den Rang streitig machen. Herr Buebe, ein französischer Wundarzt, hat noch vor wenig Jahren ein berühmtes nahrhaftes Pulver entdeckt, wovon 12 Loth in zwey Mahlzeiten genossen, einen Menschen ohne alle weitere Nahrung erhalten und sättigen. Dieses Pulver wird in kochendem Wasser zu einem dicken Breye, und quillt erstaulich auf. Herr Morand hält dasselbe für ein Pulver aus geröstetem türkischen Korne, worunter ein wenig Seesalz gemischt ist; und ein anderer französischer Wundarzt, Herr Recolin, hat aus einer großen Menge Beyspielen gewiesen, wie wenig Wunderbares an dieser nährenden Kraft des Buebischen Pulvers sey, da viele wilde Völker, die Mohren ja auch die Russen, dergleichen Kornmehl von allerley Getraide auf ihren Reisen und Märschen bey sich führen, mit dessen Breye sie sich ganz bequem ernähren.

Wenn man die Wahrheit sagen soll, so ist unser europäisches Getraide, und besonders der Roggen, eine der vorzüglichsten Materien zum Brodte, wobey man es bewenden

lassen könnte, wenn nicht auf einer Seite Uebermuth und Neppigkeit, und auf der andern Theurung und Mangel, zuweilen eine andre Wahl nothwendig machten. Es scheint, als hätte die Natur selbst dieses Gewächs eigentlich zur menschlichen Nahrung bestimmt: denn anstatt, daß andre Gewächse nicht leicht in ganz verschiedenen Himmelsstrichen fortzukommen, so lehren uns hingegen die Nachrichten derer, die fast alle Länder der bewohnten Welt besucht haben, daß leicht kein Ort anzutreffen sey, wo das von den Europäern dahin gebrachte Getraide, wenn es gehörig gewartet wird, nicht wachsen sollte; ja, sie nennen uns Länder und Inseln, wo dieses Gewächs, auch ohne so mühsame Bearbeitung, als es bey uns erfordert, mehrere und bessere Früchte hervorbringt, als in seinem eignen Vaterlande.

Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ist unser gewöhnliches europäisches Brodt, wenn es von guter Beschaffenheit, wohl zubereitet und gehörig ausgebacken ist, unstreitig eine der allernatürlichsten und besten Speisen für die Menschen; denn es enthält alles in sich, was zur Stärkung und Ernährung des menschlichen Körpers erfordert wird; und da es zugleich keine merkliche Arznekräfte besitzt, so fehlt ihm keine von allen Eigenschaften einer allgemeinen gesunden Speise. Daß es etwas stärkendes habe, erhellet aus seinem erquickenden Geruche, welcher gewiß mehr belebt, als der Dampf der köstlichsten Spezereien. Seine Nahrhaftigkeit ist daraus erweislich, weil es sich in eine klebrichte Masse auflöset, so bald es vom Wasser beneßt wird; weil es solchergestalt im Magen, ohne dessen besondre Bemühung, aufgelöst und verdauet werden kann; und weil eine jede Speise, die diese Eigenschaft besitzt, Menschen und Thiere nicht nur stark, sondern auch geschwind mäset. Bey Wasser und Brodt und Ruhe werden die Gefangenen fett. Mit den Kleyen wird das Vieh so fett gemästet, daß es ersticken muß; und Mehlsuppe, Brodtsuppen, kurz alles, was vom Brodte zubereitet wird, sind die stärkenden und nahrhaftesten Gerichte. Da das Brodt eine Speise aus dem Gewächreiche ist, die sich zur Säure neigt, so schießt sie

sich

sich vortreflich zu unsrer Nahrung, da unsre gesündeste Säfte zur Fäulniß geneigt sind, welcher die Säure widersteht. Wäre diese nahrhafte Speise flüchtig, wie die Suppen, so würde sie unsern Magen zu wenig üben, und unsre Gedärme würden davon nichts übrig lassen, womit die so nöthige tägliche Leibesöffnung unterhalten werden könnte. Beydes wird dadurch verhütet, daß das Brodt ein vester Körper ist, und hierbey ist das noch das beste, daß man dem Brodte so viel und so wenig Festigkeit geben kann, als man will; denn solchergestalt kann es zu einer Speise für die Bedürfnisse eines jeden Magens gemacht werden. Der norwegische Bauer, dem keine Speise besser vorhält, als womit er allenfalls seinen Feind todt werfen kann, darf wegen des Brodts nicht verlegen seyn. Er bäckt es so fest, daß es sich dreißig und vierzig Jahr halten kann; und anstatt, daß wir uns in Deutschland nicht eher glücklich schätzen, als bis wir Geld auf Zinsen austhun können, so hält er sich für eben so glücklich, wenn er es nur so weit gebracht hat, daß er ein einzigmal Brodt backen kann, damit er Zeit seines Lebens mit Nahrung versorgt sey, und nicht befürchten dürfe, Hungers zu sterben. Dieses Brodt bereitet er sich aus Gersten und Habermehl, welches er zusammen knetet, und zwischen ein paar hohlen Steinen bäckt. Je älter dieses Brodt wird, desto angenehmer ist es zum Essen; und daher ist man in Norwegen so lüstern nach hartem Brodte, als man anderswärts frisches liebt. Man hebt davon etwas sorgfältig bis auf die Festtage auf: denn es ist gar nicht ungewöhnlich, daß man am Geburtsfeste eines Kindes Brodt isst, das bey der Geburt seines Großvaters gebacken worden war. Zu allem Unglück ist dieses trefliche Brodt nicht einmal überall zu haben: denn man findet mancher Orten weder Gerste noch Haber, und da macht man aus zerriebnem Tannenholze eine andre Art Brodt, das sich auch sehr lange hält, oder man bedient sich der Eicheln dazu. Diesem norwegischen Brodte kömmt der westphälische *Bonpournickel* am nächsten, welcher allen den Leuten dienlich ist, die wissen wollen, wo ihr Magen liegt. Der Schiffszwieback und das größte

unausgesehene Brodt folgen in der Reihe. Man kann nicht sagen, daß eins viel gesünder, als das andre wäre, sondern es ist nur jedes für seine besondere Art Magen. Das grobe Brodt giebt den stärksten Magen, das feinere den schwächern diejenige Arbeit, welche sie verrichten müssen, wenn sie sich nicht nach und nach schwächen und zur Verdauung ungeschickt machen sollen. Jedoch ist dieses nicht von einem Brodte gemeint, das darum schwer ist, weil es nicht ausgebacken ist: denn obgleich die Türken ihr meistes Brodt nur halb ausgebacken speisen; so kann doch dieses um desto weniger gesund seyn, da sich ein solches Brodt, weil es nicht zu seiner gehörigen Lockerheit gediehen ist, ungeachtet es die Kräfte des Magens sehr angreift, dennoch nicht gut auflöset, und weder Stärke noch Nahrung giebt.

Für die zärtlichsten Naturen und schwächsten Magen kann man das lockerste Brodt haben; und der zarteste Magen der Kinder hat seinen mirben Zwieback, womit er leicht fertig werden kann. So sind die Menschen in der Kunst Brodt zu backen, nach Erforderniß ihrer Verdauungskräfte, von einem entgegengesetzten Grade zum andern fortgegangen: und damit dieses im strengsten Verstande wahr sey, so hat man sogar das Brodt flüßig und zum Getränke gemacht. Ein solches flüßiges Brodt ist das Bier, und ich könnte bey keiner bessern Gelegenheit davon handeln, als bey der gegenwärtigen.

Das Bier ist ein mit Getraide abgekochtes Wasser. Es besteht aus den feinsten Theilen des Brodts, und wird mit den Hefen zur Vollkommenheit gebracht, welche das Brodt so leicht, zart und verdaulich machen. Seine Fettigkeit und Klebrigkeit macht es ungemein nahrhaft; und daher ist es nicht zu bewundern, daß die nordischen Biertrinker, welche bey ihren Mahlzeiten kein andres Getränk genießen, so fett, stark, dauerhaft, groß und vierschdrtig sind. Inzwischen ist dieses Getränk allein nicht hinlänglich, gesunde Leute zu ernähren, weil es, als ein flüßiger Körper, die Verdauungskräfte zu wenig beschäftigt, und so, wie alle flüßige Speisen, die zu oft und häufig genossen werden, den Magen schwächt, und

solchergestalt Blähungen erzeugt. Dieses ist ein allgemeiner Fehler der Biere, welchen man dadurch abzuhefen gehofft, daß man den Hopfen hinzu gethan hat, welcher wegen seiner hitzigen und trocknenden Eigenschaft den Magen zwar ein wenig stärkt, aber auch zugleich dem Biere Arznekräfte giebt, wodurch es das Geblüt in Wallung setzt, und Hitze und Kopfwelch verursacht. Ein Arzt kann diese Verbesserung eben nicht loben, ob sie sich gleich aus obigen Gründen beschönigen läßt. Der Ritter Temple erwähnt, daß die Steinschmerzen in England zuerst bekannt geworden wären, nachdem man daselbst den Hopfen eingeführt, und das alte und lange gelegene Hopfenbier gebräuchlich geworden. Es ist bekannt genug, sagt er, wie man den Gebrauch dieser Pflanze öffentlich untersagt hat, und wie sie dem ungeachtet eine allgemeine Aufnahme gefunden. Er hält das für die vornehmste Ursache, welche den Hopfen zuerst in Ruf gebracht hat, weil das Bier auf langen Seefahrten dadurch erhalten wurde; und behauptet, daß vor Zeiten das süße Bier das gewöhnlichste, ja gar das allgemeine Getränk der Engländer gewesen sey. Da es inzwischen wahr ist, daß das süße Bier noch mehr Blähungen verursacht, welches die englischen Aerzte selbst von dem Ale, wozu kein Hopfen kommt, klagen, so muß man den Hopfen, wie den Schwefeleinschlag bey Wein, als ein nothwendiges Uebel betrachten, das sich die Liebhaber des Biers, die zu Blähungen geneigt sind, gefallen lassen müssen.

Auf eben diese Weise, wie man das Bier um der Gesundheit willen verbessert hat, ist es auch um der Leppigkeit und Lüsternheit willen geschähen. Es war anfangs bloß ein Nothhelfer der Politik. Der erstaunliche Ueberfluß an Gersten, und der Mangel an Wein in Aegypten, nöthigte die Väter, welche für das Wohl des Staats wachten, daß sie den Aegyptern den Saft der Reben verhasst machen, und ihnen dagegen ein andres Getränk geben mußten, wozu sie den Vorrath im Lande hatten, und das Herodotus und Theophrastus einen Wein aus Gersten nennen. Noch ist manchen die Aegypter, wie Shaw berichtet, durch die Gährung

aus Gersten, nachdem sie getrocknet und geröstet worden, ein solches rauschendes Getränk, welches *Bouzah* heißt. Diese vortreffliche Erfindung hat sich immer weiter fortgepflanzt, und man findet sie bey den verschiedensten, sowol alten als neuern, gesitteten und ungesitteten Völkern. Die Einwohner auf der Insel *Mocha* haben eine besondere Art Bier zu brauen, wozu sich bey uns wohl wenig Liebhaber finden möchten. Das Getraide, dessen sie sich hierzu bedienen, ist der *Mäyz*, welchen sie *Cicca* nennen. Die alten Weiber, die keine Zähne mehr haben, müssen den *Mäyz* fein durchkauen, und ihr Speichel dient dabey statt der Hefen. Hierauf wird er in ein Faß mit Wasser geschüttet, und das Bier geräth allemal desto besser, je älter das Weib ist, die den *Mäyz* gekaut hat. Wenn diese Gewohnheit, aus dem *Mäyz* Bier zu kauen, schon alt ist, so kann *Apolo* *Iodorus* vielleicht Recht haben, welcher das Wort *Maza*, vom Griechischen *μααζα*, kauen, zerbeißen, herleitet, obgleich *Athenäus* und *Eustachius* anderer Meynung sind. Schon *Hippocrates* und *Galenus* gedenken des *Mäyzes*, als einer Art des Brodts, das zu ihren Zeiten im Gebrauch war. Es bestand aus gebranntem Gerstenmehl, Del und Honig. Nach der Zeit bereitete man dergleichen Brodt aus Mandeln und Zucker, woher die *Mazá*, oder *Mazápanes* ihren Ursprung haben, die von den Franzosen *Macrons* und *Macarons* genannt werden.

Ich habe schon in meinem 67sten Stücke gesagt, daß das Bier noch zur Zeit des *Julians* das ordentliche Getränk zu *Paris* gewesen, und daß er spottweise vom *Bachus* der Gallier gesagt habe, daß er nicht nach *Nectar*, sondern wie ein *Bock* rieche, und nur ein Gott des Habers wäre. Man kann hieraus nicht schließen, daß die Gallier dieses Getränk zur Wollust getrunken hätten; wenigstens befand sich der Landvoigt von Gallien schlecht dabey. Hingegen scheinen die alten Deutschen, bey ihrem Weinmangel, diese Kunst besser verstanden zu haben. Wenigstens findet man verschiedene ruhmvolle Beschreibungen von der Vortrefflichkeit einiger alten Biere in Deutschland; und so viel weiß man ge-

weiß,

weiß, daß das Bier ehemals in manchen Städten drey bis viermal stärker gewesen, als ist, da man zu so theuren Biere nicht mehr so viele Liebhaber finden würde, weil *Caffee*, *Thee*, *Wein*, *Chocolade*, und andre feinere Getränke in Deutschland gemeiner geworden sind. Als der *D. Luther* das Verhör vor dem Reichstage zu *Worms* überstanden hatte, wollte der Herzog *Erich von Braunschweig* diesem rechtschaffenen Manne etwas zu gute thun, und sendete ihm eine Flasche *Limbecker Bier*. Ein großer Herr würde sich jetzt eines solchen Geschenks schämen, und am wenigsten würde er mit *Limbecker Biere* Gnadenbezeugungen machen. Allein damals, als dieses Bier weit vollkommener war, als ist, konnte es ein Geschenk seyn, worüber weder der *D. Luther*, noch sonst jemand zu lachen Ursache hatte.

Die große Menge vortrefflicher Biere, womit noch ist Deutschland andre Nationen übertrifft, beweist ohne alle Zweydeutigkeit, daß die alten Deutschen die Kunst Bier zu brauen weit besser, als andre Völker cultivirt haben. Hierzu nöthigte sie damals der Mangel anderer Getränke zur Lustlosigkeit: man kann aber nicht sagen, daß sie hierdurch das Getränk des Biers in der That vollkommener oder gesunder gemacht hätten. Je mehr sie es verbesserten, desto stärker, rauschender und wohlschmeckender machten sie es, und anstatt daß es ein nahrhaftes allgemeines Getränk seyn sollte, ward es ein *Paqvarov*, ein Gift, oder, wenn man lieber will, eine Arznei, die wenig gesunden Leuten dienlich war. So ist die *braunschweigische Mumme*, ein hitziges und fettes Bier, welches bleichsüchtigen und zur Wassersucht geneigten Personen zwar zur Arznei dient, das aber kein Mensch statt eines täglichen Getränks genießen kann. Verschiedene bittere Biere in Deutschland sind wider den *Scharbock* bewährt erfunden worden. Mit *Zerbster Biere* hat man oft wassersüchtige Leute curirt: aber alle diese Tugenden sind kein Lob für eine tägliche Speise, oder für ein allgemeines Getränk. Man thut mit dem Brodte keine Wundercuren; und wenn man sie damit thäte, so würde es keine so allge-

meine

meine und vortreffliche Speise seyn, als es in der That ist. Ein tägliches Getränk muß, ausser der Nahrhaftigkeit und Stärkung, keine andre Vollkommenheit haben, als daß es auf keine Weise die natürlichen Berrichtungen des menschlichen Körpers, besonders aber die Verdauungskräfte, hindert, oder in Unordnung bringt. Eben um deswillen sind alle junge und allzu alte Biere schädlich. Denn die erstern erregen Blähungen und Durchlauf, die letztern aber bringen eine Säure im Magen hervor, die die Verdauung verdirbt. Das beste Bier ist dasjenige, was von mittlern Alter, was am leichtesten, was im März und April, oder in einer temperirten Jahreszeit gebrauet, nicht scharf, und nicht allzu hitzig vom Hopfen oder Gewürzen ist. Diese Biere verdauen sich leicht, sind nahrhaft und stärken, und haben wenig Arzneykkräfte. Nach ihnen folgen diejenigen, welche die natürlichen Berrichtungen eines gesunden Körpers vermehren, ohne auf andre Weise die thierische Oekonomie zu verändern. Von dieser Art ist das berühmte merseburgische Bier. Seine Bitterkeit stärkt den Magen und befördert die Verdauung; sein Reiz in den Gedärmen unterhält die Deffnung des Leibes; und da es zugleich den Trieb des Bluts ein wenig beschleunigt, so befördert es den Abgang des Urins und die Ausdünstung der Haut merklich. Die schlechtesten Arten von Bierem sind die, womit man Krankheiten curiren und machen kann. Man müßte sie dann nur als Arzneey gebrauchen. Die stark rauschenden, welche wie Opium, die süßen, welche wie Purgirtränke von Manna, einige die schneidendes Wasser machen, und wie spanische Fliegen wirken, Biere, die zu sehr kühlen, und die, ohne den Durst zu löschen, andre Wirkungen thun, die man von einem gewöhnlichen Getränke nicht erwartet, sind insgesammt keine Materien zur Lebensordnung; und wer keine andre als solche habhaft werden kann, der thut besser, daß er sich nach Friedrich Hofmanns Rathe, eines mit Wasser vermischten Weins zum Getränke bedient, oder sich selbst ein Bier zubereitet, das von allen diesen Unvollkommenheiten frey ist. Zu dem Ende kann man ein mit geröstetem Gersten oder mit Malze

Malze abgekochtes Wasser trinken, worinn eine geröstete Brodtrinde und einige Pommeranzenscheiben schwimmen, und das man allenfalls auch mit etwas Wein und Zucker vermischen kann. Ein solches Getränk hat die Nahrhaftigkeit, die stärkende und Durststillende Kraft des Biers, es schwächt den Magen nicht, verursacht weder Rausch noch Hitze, und befördert nur, wenn es in Menge getrunken wird, den Abgang des Urins und die unmerkliche Ausdünstung.

Wenn die Biere von solcher Art sind, so kann man sie selbst den Kranken zur Stärkung, Ernährung und Erquickung geben. Die Prifane macht oft Verstopfungen, beschwert den Magen, vermindert die Kraft der Fäserchen, und erzeugt allerhand Krankheiten. Die Fleischbrühen sind nicht in allen Krankheiten dienlich. Sie erregen öfters das Fieber mehr, als daß sie es mäßigen sollten, und vermehren die Entzündungen, anstatt sie zu vermindern. Sie machen eine neue Fäulniß, anstatt derjenigen Inhalt zu thun, welcher man damit abhelfen will. Ein Arzt aus Paris, Herr Gentil, der gewiß das Bier unpartheyisch loben kann, versichert, daß man die meisten dieser üblen Wirkungen vermeiden würde, wenn man den Kranken mit Klugheit und Vorsichtigkeit den Gebrauch eines guten Biers verstatete.

Ein gutes Bier, und ein wohlgebachnes Brodt sind demnach die nahrhaftesten, natürlichsten und zur Diät gesündesten Lebensmittel für alle gesunde Menschen; und man kann sagen, daß sie niemanden von ihnen schädlich sind, außer denen, die überhaupt nicht essen und trinken sollten, und die alles vermeiden müssen, was sie ernähren kann. Dieses sind die gemästeten Leute, welche von guten Tagen krank werden. Ihnen schreibt die Natur das Gesetz vor, was die Gerechtigkeit den Uebelthätern und der Dichter allen Feinden des Geschmacks auflegt, bey Wasser und Brodte zu leben: denn das Bier ist ihnen zu nahrhaft, und schon das Brodte allein mästet sie überflüssig. Leute von dieser Art dürfen keine Critik über das Bier anstellen; sondern sie müssen Wasser trinken. Können sie aber das Bier nicht entbehren, so muß man ihnen saures, schales und junges Bier geben, wovon sie

empfindenden Wesen mischte, und als ob sie ihnen die Natur zu ihrer Selbsterhaltung und Vertheidigung beygelegt hätte. Die kleinsten Insecten lassen sich nicht ungerächt beleidigen. Die Biene erzürnt sich und sticht, wenn man sie in ihrer Arbeit stört; die Viper verwundet ihren Beleidiger; und damit diese Verwundung zur Rache werde, so muß erst der Zorn ihre Bisse vergiften; die Kröte beschmigt ihren Verfolger mit dem brennenden Gifte, den sie im Zorne gegen ihn ausspricht; der Hund verschont seinen Herrn selbst nicht mit gefährlichen und tödtlichen Bissen, wenn er ihn unvorsichtig in Wuth bringt. Man hat Beyspiele von Hähnen, von Enten, und hundert andern Thieren, deren Biß durch ihre Wuth giftig und tödtlich gemacht wird. Unter den vierfüßigen Thieren findet man durchgängig Spuren eines Zorns, der ihre Beleidigungen begleitet. Unter den Menschen macht weder der Stoiker, noch der Pietist, davon eine Ausnahme; und im Himmel selbst geht es nicht besser her, wenn wir dem Homer und Virgil glauben wollen, die ihre Götter fast alle Augenblicke an einander heßen, und den Zorn zum Vermittler aller der großen Thaten gebrauchen, welche sie sie verrichten lassen.

Es zeigt sich in allen Beyspielen von Thieren und Menschen, daß ihnen die Natur mit dem Zorne gleichsam die Waffen angelegt hat, sich selbst zu vertheidigen. Dieser natürliche Ursprung, und der Schein des Rechts, das man zu seiner Vertheidigung zu haben glaubt, am meisten aber auch das natürliche Unvermögen der Menschen, den Zorn zu vermeiden, macht ihn zu einem so nothwendigen Uebel, daß alle Sittenlehrer, die ihn uns haben verhüten lehren wollen, darüber zu Schande geworden sind. In der That besteht das ganze Geheimniß, nie zu zürnen, in dem einzigen festen Vorsatze, sich Unrecht thun zu lassen; und wenn man sich nicht ärgern wollte, so könnte es in den meisten Fällen hinreichend seyn, der Regel im Korane zu folgen, welche sagt: Du sollst nicht disputiren mit denen, die nicht hören wollen. Allein, ich werde mich wohl dafür hüten, bey meinen Lesern auf die Beobachtung dieser

dieser Befehle zu dringen; denn, wenn sie mir antworten, daß ihnen der Trieb zur Selbstvertheidigung angeboren wäre, und daß die Vernunft über so schnelle und gewaltige Triebe nichts zu gebieten habe; so würde ich in großer Verlegenheit seyn, sie eines Bessern zu überzeugen. Ich werde demnach bey dieser Gelegenheit, wo vielleicht sonst Jeder moralisiren würde, nicht moralisiren. Ich will den Zorn nur als Arzt betrachten, das ist, von einer Seite, wo er der Facultät ungemein viel einbringt. Denn gewiß, wenn Zorn und Aergerniß vom Erdboden vertilgt würden; so glaube ich, daß mehr als die Hälfte der Aerzte würde Hungers sterben müssen. Allein, so hat es das Schicksal gewollt: wir armen Leute sollten nicht Hungers sterben, und darum muß sich das menschliche Geschlecht unaufhörlich zanken. Darum muß weder der Stoiker, der inwendig immer voll Leidenschaft steckt; darum muß weder der träge Phlegmaticus, der doch sonst der meisten Leidenschaften spotten kann, noch der sanftmüthigste und friedliebendste Mann, ohne Ungeduld und Empörung des Herzens, leiden können, daß ihm Unrecht angethan werde. Warum wünschte der sanfte und friedliche Melanchthon zu sterben? Sagte er nicht selbst, theils um Gottes Anschauen zu genießen, theils aber, um dem unversöhnlichen Haffe der Geistlichen auszuweichen, die ihn verfolgten? Der Tod selbst, vor dem sonst, wenn er sich nähert, alle Leidenschaften entfliehen, findet oft ein Herz, das sich, wenn er es erdrücken will, noch zwischen seinen Händen, von Zorn, Haß und Rachgier empört. Ajax Oileus, den schon die Fluten ersäufeten, steckte noch die Hand aus den Wellen und dränete. Der stolze Herzog von Esvernon, der schon so alt und abgezehrt war, wollte doch an seinem Todestage einem Bedienten nicht Abbitte thun, dem er ein paar Tage vorher übel begegnet hatte. „Es ist genug, sagte er zum Priester, daß ich denen von den meinigen vergebe, die mir mißfallen haben. Allein, das habe ich nie gehört, daß auch ein Herr, der selig sterben will, seinen Hausgenossen eine Ehrenerklärung thun müsse.“ So vest wurzelt Haß und Unversöhnlichkeit in den Herzen der Menschen. Wie

sollte ich es wol wagen dürfen, wider diese Leidenschaft zu eifern, und was würde ich damit ausrichten? Gewiß nicht so viel, als ich ausrichten werde, wenn ich meinen Lesern zeige, wie grausam der Zorn in sie selbst wüthe, und wie viel sie dabey verlieren, wenn sie das letzte Wort behalten, und immer Recht haben wollen.

Da der Zorn ein natürlicher wilder Trieb der Selbstvertheidigung ist, so offenbart er sich, als ein solcher, in seinem ganzen Charakter. Ein Mensch, der alle seine Kräfte zusammen nimmt, um gegen einen ihn überlegnen Mörder zu kämpfen, der stellt natürlich das Bild eines Wütenden vor, der sich über ein Wort, über einen Mops, über ein schiefes Gesicht, oder über eine Stecknadel erzürnt. Crede mihi, sagt Seneca, levia sunt, propter quæ non leviter excandescimus, qualia quæ pueros in rixam et jurigium concitant. Nihil ex his, quæ tam tristes agimus, ferium est, nihil magnum. Inde inquam, vobis ira et infantia est, quod exigua magno astimatis. Sobald sich ein Mensch über die geringste Kleinigkeit erzürnt, so fängt sein Herz an schnell und heftig zu schlagen, und das Geblüt wird mit aller Gewalt nach den äussern Theilen getrieben, da es hingegen beyrn Schrecke, welcher eine Art von Flucht oder Verzagen des Herzens ist, nach den inwendigen Theilen hinströmt. Ich gebe, im Vorbeygehn, diesen Umstand denen zu überlegen, die den Zorn für eine Art des Schreckens halten. Von dieser Bewegung nach aussen werden die Adern aufgetrieben, und das Gesicht schwillt von einer brennenden Röthe. Die Augen funkeln mit einem wilden und blizenden Feuer; die Lippen laufen auf und beben; die Zähne knirschen; der Mund schäumt; und die Zunge, welche Euripides die Dienerin des Zorns nennt, ist bald wie gelähmt, bald aber poltert sie mit tausend Flüchen und Scheltwörtern. Die Stirne zieht sich in Falten; die Haare sträuben sich und steigen empor; die Glieder zittern; der Athem wird schwerer, schneller und unterbrochen; und durch die Nase schwaubt die Wuth. Die Muskeln wenden oft eine fast ungläubliche Gewalt an; die Füße stampfen; die Fäuste werden geballt;

und

und zuweilen bemestert sich der Krampf auf einmal des wütenden Thiers, und verwandelt es in eine Bildsäule. Kurz, man erblickt in jedem Zornigen einen rasenden Menschen, oder einen, der in Verzweiflung streitet, und dabey den Gebrauch aller seiner Sinnen und der Vernunft verliert: einen Achilles, der in seinem Zorne wider den Agamemnon erst mit der Zunge, dann mit den Mienen raset, und endlich mit der Faust die Waffen zu sich reißt.

Ist es wol zu bewundern, daß eine solche Wuth die menschliche Natur zerrütet, und mit ihrer Gefahr auf Kräfte, Leben und Gesundheit losstürmt? Der Krampf der inwendigen Theile, der das schäumende Blut so weit von sich in die kleinen Gefäße der Haut hinein jagt, beklemmt, zerdrückt und umspannt alle die edlen Eingeweide, die so viel Schonung bedürfen, wenn die Natur ihre inwendige Haushaltung ungestört führen soll. Das gejagte Herz empfindet Angst, und muß oft schier in langen Ohnmachten ersterben. Die beklemmte Brust wird von Streckflüssen bedræuet; die Lunge, die Leber, der Magen, die Gedärme, und andre edle Eingeweide, entzünden sich. Der Krampf preßt aus der Gallenblase die Galle in die Gedärme und den Magen, und verursacht bald Erbrechen, bald Durchlauf, bald Gallenfieber, bald Wuth, und bald die gelbe Sucht. Er zersprengt die Blutgefäße bald im Gehirne, wo sich ein Schlagfluß erzeugt, der zuweilen plötzlich tödtet, bald da, wo das Geblüt einen Ausgang finden kann, und wo davon Blutstürzungen entstehn, die kaum gestillt werden können. Ja, Sildanus hat sogar bemerkt, daß vom Zorne die Narben ehemaliger Wunden wieder aufgesprengt werden können; gleich wie auch Pechlin eines Rittmeisters gedenkt, welcher vom Zorne einen so heftigen Blutfluß durch die Ohren erlitten, daß er sich einst in einem Gefechte bis zur äussersten Ohnmacht auf diese Weise verblutet, ohne sonst im geringsten verwundet worden zu seyn.

So wie nun die innern Theile von dieser großen Leidenschaft mitgenommen werden, eben so wiederfährt es auch sowol den äusserlichen Gliedmaßen, als den Gemüthskräften.

Sehr oft erzeugen sich diejenigen Entzündungen auf der Haut, die man die Rose nennt; und zuweilen zerreißt die Gicht, oder lähmt der Krampf die Gelenke, die sich im Dienste der Leidenschaft zu heftig angestrengt hatten. Ein Hypochondrischer, der sich dem Zorne ergiebt, läuft Gefahr in Raserey oder in Melancholey zu verfallen, ja ich würde kein Ende finden, wenn ich alle das Unheil ausführlich beschreiben sollte, das von dieser Wuth herrührt. Dieses ist eine Ursache, warum so viele Leute fast alle ihre Krankheiten vom Zorne und Aergerniß herleiten. Sie wissen am besten, wie empfindlich ihre Eigenliebe, und wie leicht sie aufgebracht ist; sie empfinden aber auch aufs lebhafteste, daß sie sie niemals mit Zorne vertheidigen, ohne ihr dadurch noch mehr Leid zuzufügen.

Wenn man dasjenige bedenkt, was ich in meinem 97sten Stücke vom Schrecke und von den Leidenschaften überhaupt gesagt habe; so wird es niemanden seltsam vorkommen können, daß nach so vielem Unglücke, als Zorn und Aergerniß stiften, diese Affecten dennoch zuweilen vermögend sind, Krankheiten zu heben, worunter auch sogar einige von denen mit gehören, die sie in andern Fällen hervorbringen. Dieses ist die Art aller Arzneyen, Gifte und Leidenschaften, daß sie wirken, nachdem sie treffen. Der Blitz, der ein Haus in Flammen setzt, kann zuweilen ein brennendes Haus löschen, wenn es auch wirklich von einem andern Blitze in Brand gerathen ist.

Weil der Zorn den Durchlauf erregen kann, so ist er vermögend eine Verstopfung des Leibes zu curiren; und hiervon hat Valeriola eine Beobachtung. Weil er zu seinem Gezänke der Zunge bedarf, so kann er sie bey stummen Personen dergestalt anstrengen, daß sie zu reden anfangen. Hiervon findet man in den Actis Hafniens. im Tulpus, und beyhm Valerius Maximus Beispiele. Die Geschichte des Sohnes des Indischen Königs, Crösus, ist bekannt. Als dieser stumme Mensch in der Schlacht, welche sein Vater mit dem Cyrus hielt, sahe, daß sein Vater von einem Soldaten mit entblößtem Degen grimmig angefallen wurde; so

brach

brach er auf einmal aus Zorn, Wuth und Schrecken, in die Worte aus: Halt ein, Soldat! es ist der König, denn du umbringst. Eben auf solche Weise kann der Zorn, welcher oft eine Lähmung der Glieder nach sich zieht, auch andre gelähmte Glieder in Bewegung setzen, weil er mit der größten Heftigkeit auf sie wirkt. Valeriola erzählt, daß ein seit verschiedenen Jahren lahm gewesener Mann, bloß, um seinen Diener zu prügeln, im Augenblicke wieder gehen lernen, und stets gesund geblieben, ob er gleich zuvor alle ersinnliche Hülfe der Aerzte vergeblich angewendet hatte. Durch die Gegenwart seines Feindes ward ein Gelähmter, dessen Zorn gedenkt, in solchen Zorn gesetzt, daß er sich, aus Vergessenheit seiner Lähmung, geschwind auf die Beine machte, und ihn anfiel. Von podagrischen Leuten, die durch den Zorn befreyet worden sind, haben Pechlin, Zornst und Bartholin Beispiele; und es scheint überhaupt gichtischen Leuten gesund zu seyn, daß sie zuweilen einen Inquayen oder ein Mägdchen prügeln, damit die Gicht nicht so leicht zurück trete: denn der Zorn treibt sie wieder heraus in die Glieder. An drey- und viertägigen Fiebern, welche der Zorn vertrieben hat, ist kein Mangel. In den Schriften der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, im Valeriola, und andern, findet man davon Zeugnisse. Da endlich auch Sanctorius angemerkt hat, daß der Zorn die unmerkliche Ausdünstung vermehre, so läßt sich leicht erachten, daß er in vielen Fällen gute Wirkungen haben könne.

Ein jeder Mensch hat seine Tage, da er übel ausgeräumt und zum Zorne geneigt ist; und viele bemerken, daß sie sich recht wohl befinden, nachdem sie sich ein wenig erzürnt haben. Dieses kömmt daher, weil diese Leidenschaft alle Kräfte anstrengt, und die beyden nothwendigsten Ausführungen, die Leibesöffnung und die Ausdünstung vermehrt. Die Ergießung der Galle ist bey einem mäßigen Zorne so wenig schädlich, daß sie vielmehr die Verdauung der Speisen befördert, und die Arbeit des Magens und der Gedärme erleichtert. Alle diese Umstände sind Leuten von trägen Naturen, deren Kräfte zuweilen eines Sporns bedürfen, und solchen, bey denen die

natürlichen Ausführungen nicht wohl von statten gehn, ungemain günstig; und es gehöret mit zu ihrer Diät, daß sie sich dann und wann zanken. Daher urtheilte Krüger, daß ein mäßiger Zorn den Phlegmaticis eine Arznei wäre; und er kann es auch andern Leuten seyn, die lebhaftere Naturen haben. Wenn ihre Kräfte zuweilen hinlänglich werden; wenn sich zu wenig Galle mit ihren Speisen vermischt; wenn das Blut zu träge umläuft; der Leib sich verstopft, oder die Ausdünstung unterbrochen wird; kurz wenn sie kleine Unpässlichkeiten haben, die ihnen Krankheiten weissagen; so kann sie öfters ein kleiner Zorn aufs geschwindeste wieder herstellen. In der That scheint die Natur dieses Hülfsmittel selbst zu kennen, und es in allen solchen Fällen zu ihrer Rettung zu gebrauchen. So bald man solche Unpässlichkeiten empfindet, welche der Zorn aus dem Wege räumen würde, und die ich ist eben erzählt habe, so wird man verdrießlich, und so zum Zorne geneigt, daß ihn, wie man sagt, die Fliege an der Wand reizt. Besonders bemerkt man diese Aerglichkeit an Leuten, die wegen eines Fehlers der Leber keinen hinlänglichen Abfluß der Galle in die Gedärme haben. Wenn sich bey ihnen von einem kleinen Zorne die Galle häufiger ergießt; so werden sie alsobald wieder munterer und gesunder.

Alles dieses überredet mich mehr und mehr, den Zorn für einen natürlichen Trieb zu halten, welcher nur allein durch sein Uebermaaß schädlich wird, und wodurch uns die Natur zu den Pflichten der Selbsterhaltung anstrengt. Die Eigenliebe ist das große Kunststück, wodurch sie uns zu allem macht, was sie aus uns haben will. Ohne sie würden wir mit Gelassenheit untergehn, und uns wenig um unsre Erhaltung bekümmern. Sollte uns aber die Eigenliebe zu unsrer Erhaltung anstrengen; so mußte uns das, was sie beleidigt, so unerträglich seyn, daß wir alle unsre Kräfte aufboten, um es abzuwenden. Sie wird aber beleidigt, wenn uns Unrecht geschieht, daher war uns ein Schmerz nöthig, wenn solches geschähe: und eben diese schmerzhafteste Empfindung des uns angethanen Unrechts ist die Aergerniß. Es waren uns Triebe zu unsrer Vertheidigung nöthig; und diese Triebe sind der Zorn.

Zorn. Die Aergerniß, die Empfindung des Unrechts, und der Zorn, die Protestation dagegen, scheinen also den thierischen Naturen eben so unentbehrlich zu seyn, als ihnen die Wollust ist, um sie für ihre Erhaltung zu interessiren, ohne diese wichtige Angelegenheit auf die langsamern, kältern und mißlichern Entschliessungen des vernünftigen Willkührs ankommen zu lassen, welche fast allezeit zu spät kommen würden. Die Pflicht der Erhaltung ist allgemein; die Triebfedern dazu mußten aber, zu schneller Wirkung, schärfer gespannt werden, als es die freye Vernunft leidet; und außerdem mußten sie auch für alle Umstände, für Freude und Leid, eingerichtet seyn. Im Wolleben treibt uns das Vergnügen, die Lust in Speisen und Getränken; in drohender Gefahr aber, der Trieb, uns zu vertheidigen, zu dieser Pflicht an. Die Thiere bedienen sich des Zorns wirklich zu keiner andern Absicht, als dieser. Er lehrt sie bloß den Gebrauch der Waffen, die ihnen die Natur zu ihrer Vertheidigung gegeben hat; die Viper, daß sie ihren Gift durch einen Biß fortpflanze; die Biene, daß sie steche; den Ochsen, daß er seine Hörner; das Pferd, daß es seine Schenkel gebrauche, u. s. w. Ueberhaupt bedienen sich die Thiere dieser ihrer Waffen mit vieler Ordnung, und wüthen mehr nach Verhältniß der Größe der Gefahr oder Beleidigung, als durch selbst gereizte Erbitterung. Allein, die Menschen sind, wie in allen Dingen, also auch hierin, ausschweifender. Sie erbittern und reizen sich zu größerm Zorne, als sie Ursache hätten, durch Ueberlegungen des Verstandes, der sich doch in die Dekonomie der Triebe, von denen er nichts versteht, nicht mischen sollte. Wenn wir den Zorn nie übertrieben; so würden wir eben so selten, als die Thiere, üble Wirkungen davon empfinden. Dieses Elend läßt sich einsehn und beklagen: aber wer kann es hindern?

Wenn es nicht einen Grad des Zorns gäbe, der unschädlich, nützlich und natürlich wäre; so gehörte diese Leidenschaft gar nicht in das Gebiet der Lebensordnung; so müßte man sie schlechterdings verbieten, und da würde man gut verbieten haben! Allein, da ich nicht so strenge Gesetze gebe; da ich ge-

wisse Grade des Zorns medicinisch erlaube; so findet in der Lebensordnung ein richtiger und unrichtiger Gebrauch desselben statt, und davon muß ich etwas sagen.

Ich wollte wünschen, daß man so zürnte, wie ich unlängst gewünscht habe, daß man tanzen möchte. Nicht so übertrieben, nicht so heftig, als wie unsre neuern Entzückten ihre süßen Leidenschaften übertreiben: ob dieses gleich nach den Regeln der Aesthetick vielleicht künstlicher seyn könnte. Nein, nachlässig. Wollte Gott, daß alle Menschen nicht anders zürnen könnten, als wie gewisse alte Weiber, die nur keifen, und das vom Morgen bis in die Nacht, ohne dabey das geringste von ihren Geschäften zu versäumen, ohne sich anzugreifen, und so, daß sie dazwischen Lieder singen, Spinnrockenmärchen erzählen, essen und ausschlafen können. Ein solcher Zorn würde wirklich nur die Zunge, und nicht das Herz beschäftigen; man könnte dabey eben so alt werden, wie sie, und er würde uns viel zuträglicher, ja wohl gesunder seyn, als wenn er

— — durch die geschwollenen Lippen,

Wie eine wilde Fluth durch aufgetürmte Klippen,

Mit krachendem Getös und Ungestüm,

hervorbricht. Da es Leute genug giebt, die diese Gabe zu zanken haben, ohne sich dabey zu ärgern, so muß man bey ihnen in die Schule gehen, um es ihnen abzulernen: allenfalls nach Aleppo, wovon Rißel sagt, daß sich das dasige Volk immer zankt und niemals schlägt.

Ich muß mir aber hierbei selbst einen Einwurf machen, welcher die Ausübung dieser Regel zu verbieten scheint. Wie, wenn uns physikalische Ursachen zum Zorne reizen? Muß man ihm dann nicht nothwendig freyen Lauf lassen, um sich durch diese Cur wieder herzustellen? Habe ich nicht selbst gesagt, daß der Zorn zuweilen ein Trieb der Natur sey, wodurch sie uns in den Stand setzt, drohende Gefahren zu vermeiden? Darf wohl ein Kranker dursten, wenn ihm sein Trieb gebietet zu trinken? Warum sollte man also wol den Trieb zum zürnen ersticken, wenn ihn uns die Natur selbst zu unserm Besten eingiebt?

Hierauf

Hierauf antworte ich erstlich, daß man den Trieb zu trinken bey Kranken nie in dem Uebermaße befriedigen muß, daß sie sich berauschen; und eben so muß man auch mit dem Zorne öconomisiren, ob er gleich ein nützlicher Trieb der Natur wäre. Es muß allemal bey einem mäßigen Zorne bleiben, wenn er als ein gesunder Trieb seine gute Wirkung thun soll; und eben dieses ist der leichte schwaghafte Zorn, den ich empfehle. Die gemeine Erfahrung ist auf meiner Seite. Man findet, daß der Zorn weniger schade, je mehr man ihn austläßt; und der gemeine Mann hat seine Regel, daß man ihn nicht in sich fressen soll. Je schwaghaster er ist, desto unschädlicher ist er; und dieses gilt von allen Leidenschaften überhaupt. Die Stummen sind rücksich; aber an der Zunge bricht sich ihre Gewalt, wie die Wuth der Wellen an den Felsenklippen.

Zum andern aber muß ich den obigen Einwurf noch auf eine edlere Weise beantworten, die mehr mein Ernst ist. Es ist gewiß, daß uns die heftigen Wirkungen eines mäßigen Zorns zuweilen nützlich seyn können, um die trägen Kräfte zu ermuntern, die Ausführungen zu befördern, die Verdauung zu erleichtern u. s. w. In solchen Fällen werden wir aus einem natürlichen Triebe beifig, widerwärtig und zum Zanke geneigt. Allein wir können, anstatt diesem niedrigen Triebe zu folgen, der Absicht der Natur auf eine andre Weise genug thun, so daß wir die Gefahren des Zorns, der sich in keine Schranken zwingen läßt, vermeiden, und dennoch alle die Vortheile davon haben, als ob wir uns wirklich erzürnt hätten. So bald man bey anwandelter Unpäßlichkeit die Zanksucht und den Reiz sich zu ärgern, bey sich verspührt, so ersinne man einen künstlichen Zorn, der eben dieselben Wirkungen verrichten kann, als der natürliche. Man gehe auf den Fechtboden, und stoße sich mit einem Freunde herum, bis man schwizet. Dieses Mittel strengt eben so, wie der mäßige Zorn, die Kräfte an, es vermehrt die Ausführungen, und wenn man ein paar gute Stöße zu viel empfangen hat, so wird sich eine kleine Eifersucht in den Scherz mischen, die eine hinlängliche Ergießung der Galle verursachen wird, um auch die Verdauung

zu befördern. Wer dieses nicht für gut findet, der kann ein Bergfest der Bernischen Alpenbewohner anstellen, wie es uns der Herr von Saller beschreibt.

Da sammler sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb und Lob bemüht;
Da ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib und Leib, und schlinget Hüft um Hüft.

Ist dieses noch nicht recht; so kann eine Jagd, so kann auch das Reiten und der Tanz die dienliche Absicht schon hinlänglich erreichen. Wer sich mit der völligen Anlage zum Zanke diesen Lustbarkeiten übergiebt, der wird mit fröhlichem Herzen und mit geretteter Gesundheit wieder zurück kommen.

Weil es aber bey dem allen doch selten möglich ist, sowohl den mäßigen als unmäßigen Zorn zu vermeiden, so will ich nur, ohne weitere Umschweife die nöthigsten Maximen hierher setzen, wie man sich bey Zorn und Aergerniß, der Gesundheit zum Besten, zu verhalten habe.

Wenn man die Wirkungen des Zorns betrachtet, die ich oben angeführt habe, so wird man einsehen, daß diese Leidenschaft solchen Leuten am nachtheiligsten seyn müsse, die zu starken Blutflüssen geneigt sind, die zitternde Glieder und einen flüssigen Leib haben, mit der Zunge stammeln, denen das Herz klopft, die zu Krämpfen, zur fallenden Sucht, zu Entzündungsfiebern, zu Gallen- oder Leberkrankheiten, zu Schlag- und Lähmflüssen, zur Gicht, zur Hypochondrie und Melancholy geneigt, und von zärtlicher Leibes- und Gemüthsbeschaffenheit sind. Diesen würde es viel nützen, wenn sie blind und taub wären; weil man mit diesen beyden Sinnen die meisten Beleidigungen auffängt, die uns in Zorn setzen. Ihnen rathe ich Leichtsin, Unempfindlichkeit, Bereitwilligkeit zum Vergeben, und solche Tugenden mehr, die wir armen Menschen fast nur dem Namen nach kennen. Besonders aber müssen sie alle physikalische Veranlassungen zum Zorne meiden, und dahin gehören alle hitzige Dinge, Gewürze, Weine, Biere und Brannteweine, allzu starke Mahlzeiten und heiße Zimmer. Ihre Nahrung sey kühlende Milch,

Wasser,

Wasser, Gartenfrüchte und dergleichen, sind ihnen am dienlichsten,

Und manchen Zwist, bey dem wir andern rechten,
Ersäufen sie im Wassertrunk.

Wenn man sich erzürnt, so ist es eine kluge Vorsichtigkeit, allen Speichel auszuwerfen, und keinen zu verschlingen. Der Zorn vergiftet den Speichel aller Thiere; und gleichwie sich dieser Gift durch den Biß auf andre Thiere fortpflanzt, so ist es zwar keine strenge Folge, aber doch wahrscheinlich, daß er auch, wenn man ihn verschlingt, üble Wirkungen thun könne. Wo es möglich ist, so vermeide man um deswillen Zorn und Aergerniß unter dem Essen und Trinken; und wenn man sich vor der Mahlzeit geärgert, so faste man sechs Stunden darauf. Diese Buße ist gesund. Noch weniger muß man bald nach dem Essen sich ärgern; und das kann durch eine Politik geschehen, wenn man Nachmittagsruhe hält. Das Trinken ist gleich nach dem Zorne überhaupt schädlich. Allein, Wein oder Branntwein, würden zu solcher Zeit die allergefährlichsten Gifte seyn. Wie viel Beispiele von Entzündungen der Leber, des Magens, der Gedärme, ja von unheilbaren Verletzungen der Eingeweide, welche der Tod begleitet, hat man nicht schon von diesem Fehler in der Lebensordnung erlebt! Vor wenigen Tagen sah ich einen cholericen Mann, der sich nach einem großen Zorne in Weine betrunken hatte. Unmittelbar darauf ward er mit derjenigen Raserey befallen, welche die Aerzte die Zirnwoth nennen, und er hatte 5 Tage und Nächte weder geschlafen, noch einen Augenblick ruhig gestanden, oder gefessen. Er ward zum Glück binnen 10 Tagen auf eine Weise wieder hergestellt, die hier nicht zur Sache gehört. Sein Beispiel warne und wihige meine zornigen Leser! Da der Zorn das Geblüt außerordentlich erhitzt, und die heftige Leidenschaft das Gefühl betäubt, so muß ein Erzürnter ungemein vorsichtig seyn, daß er sich nicht erkälte; und da der Krampf öfters die Wege der natürlichen Ausführungen so hartnäckig verschließt, daß er sie nicht wieder verlassen will, wenn man ihm Zeit gegönnt hat, sich

darinn

darinn vest zu setzen, so ist es eine nützliche Vorsicht nach der Aergerniß, den Harn zu lassen, und die Leibesöffnung nicht zurück zu halten, die sich gemeiniglich nach dem Zorne selbst einfindet. Man hüte sich aber, sie mit hitzigen und reizenden Purganzen, oder das Erbrechen mit dergleichen Brechmitteln zu befördern, weil die Galle schon hitzig und reizend genug ist, und Entzündung und Brand den Magen und die Gedärme zu Grunde richten, und den unvermeidlichen Tod verursachen könnten. Ich weiß wohl, daß ein Arzt nach dem Zorne Brechmittel und Purganzen verordnen dürfe: allein, das müssen andre Leute nicht wissen, wenigstens nicht nachthun, die nicht mit geübter practischer Scharfsinnigkeit die Fälle und die Arzneyen unterscheiden. Ein solcher Mann wird auch entscheiden müssen, welchen Erzürrten das Blutlassen dienlich sey. Es ist Vollblütigen einige Stunden oder Tage nach heftigem Zorne fast unentbehrlich.

Der geheime Rath, Friedrich Hoffmann, verordnete Leuten, die sich geärgert und erzürnet haben, die folgenden Arzneyen, welche billig ein jeder Hausvater stets bey der Hand haben sollte. Man nimmt sowol von Krebsaugen, als Perlmutter ein halbes Quentlein, vermischt es mit 12 Gran reinem Salpeter zu einem Pulver, und verschlingt diese Portion mit Brunnenwasser, welche, so lange es nöthig scheint, alle 2 oder 3 Stunden wiederholt wird. Man kann auch einen Scrupel der besten Rhabarber darunter mischen, und dieses Pulver auf einmal einnehmen, aber nur etwa des folgenden Morgens wiederholen. Diese Arzney dämpft die Schärfe der Galle und führt sie aufs gelindeste ab.

Wer mehr Umstände machen will, der trinkt am Tage der Aergerniß eine Ptisane von geraspeltem Hirschhorne und Scorzonewurzel, oder eine Milch aus Mandeln, weißem Mohlsaamen, Kürbis- oder Melonenkernen, mit etwas Zucker und einigen herzkstärkenden Wassern zubereitet. Die hitzigen, spirituösen schweißtreibenden Arzneyen schicken sich hier nicht: denn sie verursachen leicht Gliederschmerzen, Reissen, Stiche und Herzklöpfen.

Hundert und achttes Stück.

Gellert.

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besizet:
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.

Es giebt in der Lebensordnung gesunder Leute zuweilen Zufälle, wobey man Arzney gebrauchen muß; und dieses ist gar nicht zu bewundern. Wir hängen nicht bloß von unserm Willkühr, sondern auch von unsern Trieben, und von tausend zufälligen Dingen außer uns ab, die uns zuweilen ein wenig aus dem Gleise drücken, worin wir, ohne Abweichung fortzugehen, uns vorgesezt hatten. Diese Abweichungen von den Gesetzen der Gesundheit, würden, wenn wir auch gleich bald wieder in die rechte Bahn zurück träten, dennoch ihre unnatürlichen Folgen haben, wenn man nicht in solchen Fällen die Kunst zu Hülfe nähme, um durch eine neue künstliche Abweichung von den Gesetzen der Gesundheit, die unnatürlichen Folgen der ersten wieder zu vernichten, damit die Natur in ihre rechte Ordnung zurückkehrte. So lehrte der Herr von Leibniz, daß in der großen Welt die Folgen übernatürlicher Begebenheiten, welche den natürlichen Lauf der Dinge einmal verändert haben, durch eine neue übernatürliche Begebenheit wieder vernichtet werden müßten, wenn nicht die ersten ihre Folgen in der Natur ins unendliche ausbreiten sollten. Diese Lektorn nannte er Wunderwerke, welche den natürlichen Lauf und die natürliche Ordnung der Dinge in der Welt wieder herstellen. In unsrer kleinen Welt kann man die diätetischen Curen mit diesen Wiederherstellungswundern vergleichen. Ein Zufall im gemeinen Leben, der unsre Natur in Unordnung bringt, würde seine Folgen so lange fortsetzen, bis unsre Gesundheit dadurch ganz zerrüttet worden wäre, wenn wir nicht

nicht diese Folgen alsobald durch einen andern künstlichen Zufall vernichteten, welcher nichts anders, als eine kleine Cur ist. Man ist nicht gewohnt, solche unnatürliche Umstände, in die uns eine kleine Abweichung von den Gesetzen der Gesundheit verwickelt, eine Krankheit zu nennen, ob sie gleich im Grunde nichts anders ist. Daher hält man sie auch nicht der Mühe werth, einen Arzt darüber um Rath zu fragen, sondern man begnügt sich mit einigen gemeinen Maaßregeln und Hausmitteln. Wenn ein gesunder Mensch zu viel gegessen oder getrunken, wenn er einen Schreck oder Aergerniß gehabt hat, so macht ihn ein solcher Fehler seiner Lebensordnung unpäßlich. Die Folgen dieses Fehlers würden ihn förmlich krank machen, wenn er sie nicht alsobald wieder vernichtete. Geschieht aber dieses, so wird er gleichsam schon wieder hergestellt, ehe er sich noch Zeit gelassen hat, krank zu werden; und dieses kann alsdann geschehen, ohne daß sein Leibarzt ein Wort davon erfährt. Zuweilen lassen sich dergleichen Fehler in der Lebensordnung durch ein gewisses Verhalten, ohne alle Arzney, wieder verbessern. Z. E. wenn ein Mensch, der zu viel gegessen hat, einige Tage lang fastet. Zuweilen aber müssen Arzneyen den Fehler wieder gut machen; und dieses sind die Arzneyen, welche ich nicht sowol zur eigentlichen Arzneykunst, als vielmehr zur Diät rechne. Es sind Arzneyen, deren Wirkungen bloß darin bestehen, die Folgen eines Fehlers in der Lebensordnung zu vernichten, die eben im Begriffe sind, sich zur Formirung einer Krankheit zu vereinigen; und dieses ist der einzige vernünftige Begriff, welchen man sich von Präservationscuren machen kann.

Weil durch solche Arzneyen zuweilen die allergrößten und gefährlichsten Krankheiten verhütet werden können, und weil das einzige Mittel, sie zu verhüten, das ist, daß man alsobald, nachdem der Fehler in der Lebensordnung, der sie hervorbringen würde, begangen worden ist, zu ihrem Gebrauche schreite; so hat dieses sowol die Aerzte selbst, als alle vorsichtige Hausväter veranlaßt, auf eine Sammlung solcher Arzneyen zu denken, die sie stets bey der Hand haben, und in allen Fällen gebrauchen können, so bald sie sich eines gefährlichen

lichen Fehlers in der Lebensordnung schuldig finden. Dieses ist der Ursprung von den sogenannten Hausapotheken, und ein Arzt müßte sehr unbillig, höchst eigennützig, und ein Feind der allgemeinen Wohlfahrt seyn, wenn er diese Erfindung tadeln wollte. In wie vielen Fällen würde er nicht zu spät kommen, um ein Uebel, das ein unglücklicher Zufall im gemeinen Leben erzeugt hat, gleich in seiner Geburt wieder zu ersticken; und was sollten auch wol die armen Leute anfangen, die auf dem Lande, oder in kleinen Städten wohnen, wo es entweder so schlimm ist, daß sie keinen Arzt in der Nähe haben, oder, wo es noch schlimmer ist, daß sie einen haben, der nichts taugt, wenn sie nicht zu ihrer Hausapotheke ihre Zuflucht nehmen könnten? Zudem, so sind oft die Uebel, welche ein Fehler in der Lebensordnung verursacht, in ihrem Ursprunge so klein, daß man sich schämen muß, einen ansehnlichen Mann deshalb zu bemühen; und kurz, ein jeder ist der Meynung, daß er das nicht mit viel Umständen zu erhalten suchen müsse, was er mit wenigen erhalten kann. Die Begierde, womit sich ein jeder Hausvater nach solchen Mitteln umthut, ist ein Beweis ihrer Unentbehrlichkeit, oder wenigstens ihrer großen Bequemlichkeit; und die Bereitwilligkeit großer Aerzte, einen Vorrath solcher Arzneyen ins Publicum zu bringen, scheint ein Geständniß von ihrer Nützlichkeit zu seyn, das nur bey solchen zweydeutig ist, die sich der Vorurtheile der Menschen ohne Unterschied bedienen, um sich zu bereichern. Allein, es fehlt auch nicht an Beyspielen von den uneigennützigsten und ehrwürdigsten Aerzten, welche für diese Bedürfnisse der Menschen, Mittel erfunden, und es gern geduldet haben, daß dieselben, zum allgemeinen Nutzen, im Publico unter ihren Namen und Ansehen bekannt gemacht würden. Eine Menge solcher einzelner Arzneyen zur Präservacion, sind noch bey uns unter den Namen eines *Bechers*, *Hoffmanns*, *Stahls*, *Werlhofs*, *Biesters*, und anderer, berühmt, wovon man in vielen Familien einen Vorrath findet.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch schon eine ziemliche Menge Hausapotheken vorhanden sind, die auf den Toiletten des Frauen-

Frauenzimmers mit Staat machen. Allein, die meisten Urheber sind in der Zusammensetzung derselben zu weit von dem Zwecke dieser Erfindung abgewichen. Sie haben aus ihren Hausapotheken Universalarzneyen gemacht, und das Publicum überreden wollen, daß man mit zehn oder zwölf Arzneyen alle nur mögliche Krankheiten curiren könne. Ich kenne solche, die fast in Jedermans Händen sind. Allein, dieses kann mich nicht abhalten zu bekennen, daß dergleichen Unternehmungen so unüberlegt, als heillos sind. Gesezt, welches doch niemals zugegeben werden kann, daß die Arzneyen solcher Leute wirklich in allen Krankheiten gebraucht werden könnten; wer lehrt dann die Leute, die keine Aerzte sind, ihre Krankheiten hinlänglich unterscheiden, um die vorgeschriebene Methode der Cur an sich zu vollziehen? Wie lange muß nicht oft ein geschickter Arzt selbst forschen und grübeln, um die wahre Natur einer Krankheit zu ergründen? Die heilsamen Unterrichte, die man bey solche Hausapotheken legt, um Jederman zum Arzte zu machen, sind gemeinlich so leicht, daß alle, die daraus endlich Aerzte werden, Stümper und elende Pfuscher sind. Aus diesem und mehr andern Gründen, die mich jezt zu weit von meinem Zwecke verführen würden, kann ich überhaupt das Verfahren solcher Aerzte nicht billigen, die mit allgemeinen Arzneyen zur Cur förmlicher Krankheiten so freigebig sind, und die durch die Art, wie sie das Publicum unterrichten, sich selbst mit einem Duzend Arzneyen in allen Fällen zu curiren, nicht allein dasselbe zu seinem großen Schaden hintergehen, sondern auch die Welt überreden, daß die Arzneykunst in der That eine so flüchtige und nichtswürdige Kunst sey, als die ist, die sie lehren. Wenn man das Publicum in den Stand sezt, die Folgen der Fehler in der Lebensordnung dergestalt zu vernichten, daß es die Krankheiten dadurch verhütet, die daraus folgen würden; so ist der Dienst der Uneigennützigkeit eines Arztes so weit getrieben, als es möglich ist, wenn er nicht mehr Gefahr und Schaden, als Sicherheit und Nutzen schaffen soll. Andre Arzneyen, welche zur Cur mancher Krankheiten vortreflich sind, kann ein gewissenhafter Mann nur Aerzten zu ihrem Gebrauche, aber

keines-

keinesweges dem in den Grundsätzen der practischen Arzneykunst ganz unerfahrenen Theile des Publici, anvertrauen. Das Beyspiel der größten Aerzte beweiset die Rechtmäßigkeit dieser Behauptung. Eigennuß und Charlatanerey sind mehrertheils die Quellen, und Pfuscheren und tausendfältiges Unheil sind die Folgen solcher unbilligen Unternehmungen.

Eine Hausapotheke, die einen wahren großen Nutzen und keine Gefahr haben soll, muß, wie ich schon gesagt habe, nur solche Arzneyen in sich halten, welche fast unmittelbar die Folgen der in der Lebensordnung begangenen Fehler wieder vernichten, und hierdurch den Krankheiten vorbeugen, die aus solchen Fehlern entstehen würden. Ich wiederhole, daß zur Wiederherstellung solcher Fehler nicht in allen Fällen Arzneyen nöthig sind. Oft ist bloß eine Besserung des Verhaltens dazu hinlänglich; und wo diese Maxime Statt findet, welches in den meisten Fällen geschehen kann, ist sie immer dem eigenmächtigen Gebrauche der Arzneyen vorzuziehen. Wer sich mit Fasten von dem Ekel befreyen kann, den eine Ueberladung nach sich gezogen hat, der würde nicht wohl thun, es mit Arzneyen zu bewerkstelligen, die den Appetit vermehren. Allein, wie kann man erfahren, in welchen Fällen bloß eine veränderte Lebensordnung hinlänglich seyn könne, den Fehler der vorigen wieder gut zu machen? Hierzu dienen die diätetischen Schriften der Aerzte; und dieser Unterricht ist eine von den Hauptabsichten meiner Wochenschrift. Hierin und in allen, die gleichen Zweck haben, kann man die Maximen lesen, welche beobachtet werden müssen, wenn man durch ein kluges Verhalten die Fehler der Lebensordnung verbessern will; und darum ist es das eigne Interesse aller, die keine Aerzte sind, daß sie solche Schriften fleißig lesen, und sich die Grundsätze der Lebensordnung geläufig machen. Zuweilen können auch bloß Speisen und Getränke die Folgen einer fehlerhaften Diät verbessern: und auch diese Küchenmittel sind den Arzneyen vorzuziehen. Die diätetischen Schriften der Aerzte zeigen sie denen an, die sie nöthig haben; und dieses ist ein neuer Bewegungsgrund, sie zu lesen. Endlich aber bleiben doch einige Fälle übrig, wo man die Fehler der Lebens-

Der Arzt. V. Th. Berth. Aug.

D

ordnung

ordnung entweder bloß durch Arzneyen allein, oder doch durch sie, geschwinder und sicherer wieder gut machen kann, als auf andre Weise; und diese Arzneyen sind es, welche man den Hausvätern in ihre Hausapotheken geben muß. Hierbey ist aber ein deutlicher und ausführlicher Unterricht zum Gebrauche derselben bey nahe noch unentbehrlicher, als sie selbst; und es ist zu bedauern, daß dieser bey den meisten Hausapotheken entweder gänzlich fehlt, oder doch allzu mangelhaft ist.

Einer von den gemeinsten Fehlern der Lebensordnung ist die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, wodurch die Verdauung der Speisen verdorben wird. Es ist oft nöthig, bey dem strengsten Fasten, dennoch noch eine Arzney zu Hülfe zu nehmen, um die gute Verdauung, als die erste Quelle der Gesundheit, bald wieder herzustellen. Daher muß eine Hausapothek mit einem Mittel versehen seyn, das die Verdauung befördert. In den meisten findet man dergleichen, die es doch nur dem Namen und der Empfindung nach sind; Arzneyen, welche den Magen stärken, und den rohen unerdlichen Brey, der in ihm liegt, unberührt lassen. Wenn man sich dieser Mittel bedient, so erzwingt man Appetit, um sich den Magen noch mehr zu überladen; aber man beugt den bösen Folgen der Ueberladung nicht vor. Eine Arzney, die die Verdauung befördern soll, muß von ganz andrer Art seyn, als die schönen Magentropfen, die aus einer europäischen Provinz in die andre versendet werden, und die nur dem Laster der Unmäßigkeit schmeicheln, anstatt uns vor dessen Gefahren zu schützen. Man sieht schon aus diesem einzigen Falle, wie nothwendig eine Verbesserung der gemeinen Hausapotheken zum Nutzen des Publici sey.

Die Unterbrechung der nöthigsten Ausführungen ist ein gefährlicher Zufall, der viele Fehler der Lebensordnung begleitet. Die Verstopfung des Leibes darf nicht lange geduldet werden. Allein deshalb ist eine besondere Arzney wider dieselbe in einer Hausapothek nicht schlechterdings unentbehrlich. Die purgirenden Arzneyen erfordern schon zu viel Vorsicht in ihrem Gebrauche, als daß man sie Unerfahrenen allein überlassen sollte. Aber man darf deshalb gar nicht verlegen seyn. Ich habe

habe in meinem 5ten Blatte verschiedene Maximen und Küchenmittel angezeigt, deren man sich mit gutem Erfolge bedienen kann, um die tägliche Leibesöffnung in Ordnung zu erhalten; und wenn auch diese in manchen Fällen nicht allein zureichen sollten, so werden die Arzneymittel, welche die Verdauung befördern, das übrige auf eine solche Weise bewerkstelligen, daß man sich um keine Purganzen bekümmern darf; als welche ohnedem in diesen Fällen nur Palliative sind, die einen Tag wirken, und am andern dasselbe Uebel von neuem einreißen lassen.

Der allzu flüssige Leib ist, wenn er von einem Fehler der Lebensordnung entsteht, schon eine formirte Krankheit; und die heillosen Künste, womit man den Durchlauf zu stopfen weiß, sind schon viel zu gemein, als daß man nicht einem jeden, der sich liebt, den Rath geben sollte, auffer der einzigen Rhabarber, irgend keinem andern Vorschlage von Hausmitteln Gehör zu geben. Inzwischen kann, wie ich eben gesagt habe, die Rhabarbar für diese Fälle einen Maß in der Hausapothek verdienen, und man kann sich derselben, auffer den Vorschlägen, die ich im 5ten Blatte gethan habe, bey dem Durchlaufe bis zur Ankunft eines Arztes sicher bedienen.

Eine Arzney, welche die unterbrochne unmerkliche Ausdünstung wieder herstellt, ist, auf diejenigen Fälle, in einer Hausapothek nützlich, wo die übrigen Rathschläge, die man in meinem 5ten Blatte liest, entweder fruchtlos sind, oder nicht angebracht werden können. Man weiß, wie viel Unglück die Erkältungen nach sich ziehn, und daß die Ausdünstung der Haut, welche durch die Erkältung unterbrochen wird, eine der allerunentbehrlichsten Ausführungen sey, die man nicht geschwind genug wieder herstellen kann. (S. das 5te Stück, S. 63.) Die Arzney, die dieses verrichtete, müßte von Nachdruck, und doch nicht hitzig seyn, damit sie für jede Leibesbeschaffenheit brauchbar bliebe. Dieses sind aber die gemeinen Bezoarpulver und Tropfen nicht, welche nicht sowol die Ausdünstung wieder herstellen, als Schweiß treiben; zwey Dinge, wovon das letzte gar nicht zur Lebensordnung gehört. (S. das 84ste Blatt.)

Da bey den ansteckenden Krankheiten kein sichereres Mittel ist, unangesteckt zu bleiben, als die beständige Ausdünstung der Haut, die aber kein Schweiß seyn muß; so würde man sich dieses Mittels, ausser den übrigen Maximen, die in meinem 33sten Blatte beschrieben sind, zugleich zur Arzney bedienen können, um sich in gefährlichen Zeiten zu präserviren.

Die Leidenschaften des Schreckens und Zorns kommen uns gleichsam zugeflogen; in wenig Augenblicken vergiften sie uns mit ihrem Einflusse, und man kann nie genug eilen, um ihnen ein Gegengift entgegen zu setzen, das uns vor ihrer Lücke beschützt. Eine Familie, die mit keinen Mitteln wider die Folgen dieser Leidenschaften versehen ist, läuft alle Augenblick Gefahr, in großes Elend zu gerathen, das doch mit leichter Mühe, von Grunde aus, hätte vermieden werden können. Diese Arzneyen müssen also nothwendig in eine Hausapothek gegeben werden, damit man sich ihrer bey den übrigen Regeln, die ich im 97sten und 107ten Blatte beschrieben habe, gehörig bedienen könne. Man findet die Vorschriften zu solchen Mitteln eben daselbst.

Wenn unser Blut zuweilen durch kleine und im gesellschaftlichen Leben oft unvermeidliche Zufälle in heftige Wallung gesetzt wird, so überfallen uns plötzlich, nach Verschiedenheit der Umstände, flüchtige Hitze, Durst, Brennen in den Händen und im Gesichte, Kopfschmerzen, Herzklopfen, Schnupfen, Betäubung der Sinne, Traurigkeit, Angst und andre Krankheiten, die eben so bald wieder verschwinden, als das Geblüt wieder besänftigt ist. Um so vieler schnellen und verdrießlichen Folgen willen, ist in der Hausapothek eine Arzney nöthig, welche die Wallungen des Geblüts dämpft. Die rothen Pulver haben sich fast alle den Namen niederschlagender Pulver erworben, da doch der Zinnober, der sie so schön färbt, im menschlichen Körper wol wenig andre Wirkung verrichtet, als daß er Magendrücken verursacht. Wer sich solcher Pulver häufig bedient, der wird zu seinem eignen Nachtheile hintergangen. Auch hierin haben die Hausapotheken einer Verbesserung vonnöthen.

Wenn

Wenn die Vorschläge in meinem 5ten Blatte nicht hinreichend wären, der Quaal der Blähungen abzuhelfen, die sich so leicht von diätetischen Ursachen erzeugt, so würden sie auch eine Hausarzney erfordern, die in der Apotheke der vornehmsten Leute gewiß den meisten Abgang finden würde. Die gemeinen Magentropfen können nur in einigen Fällen diesem Uebel steuern. Man muß auf gemeinnützigerer Mittel, auf erwärmende Digestive denken. Eine Arzney, welche die Verdauung der Speisen befördert, ist zu diesem Zwecke mit hinreichend.

Wenn man in einer Hausapothek, ausser den obigen Mitteln, noch eine Arzney bey Ohnmachten, um die Lebensgeister zu stärken, und einen Wundbalsam für leichte Verwundungen hätte, so glaube ich, daß man mit dem allen hinlänglich versehen seyn würde, was zu ihrem ganzen Endzwecke nöthig ist. Denn man muß bedenken, daß eine jede dieser Arzneyen in noch viel mehrern kleinen Zufällen gebraucht werden könne, als der ist, von dem sie den Namen führt, in so fern dieselben aus ihm, als aus der ersten Quelle fließen. Diese Zufälle, die Art des Gebrauchs der Arzneyen, die Dosen, ihre Wiederholungen, den Nachtrunk, und mancherley solche Nebenumstände mehr, müßte der Unterricht zum Gebrauche der Hausapothek, deutlich, ausführlich und ohne alle Zweydeutigkeit lehren; und dann würde man gewiß an ihr einen wahren und großen Schatz zur Gesundheit haben.

Meine Leser werden von mir nicht die Recepte zu diesen Arzneyen erwarten: Denn sie würden ihnen, ohne den umständlichen Unterricht zum Gebrauche einer jeden, nichts nützen. Es wird besser seyn, wenn ein jeder meiner Leser seinen Leibarzt bewegen kann, daß er ihm seine Hausapothek nach dem obigen Plane einrichte. Man wird keine große Behältnisse dazu nöthig haben: denn es kann ein Mittel, das wohl gewählt ist, zur Beförderung der Verdauung, wider die Leibesverstopfung, wider die Blähungen, nach Schreck, Zorn und Aergerniß, und wider die Wallungen des Bluts und Krämpfe, im diätetischen Gebrauche zugleich hinlänglich seyn, und nun werden

werden für die übrigen Fehler der Lebensordnung nur einige wenige andre nachbleiben.

Mein Herr Arzt,

Wenn die Gelehrsamkeit eine Krankheit der Menschen wäre, wie dieses ein fürchterlicher Mann in Ihrem 79sten Stücke behauptet hat, so müßte man billig von einem Arzte, wie Sie sind, entweder ihre Vertheidigung, oder ihre Cur erwarten. Allein, Sie scheinen die Sache aufzugeben, und dieses ist was Entsetzliches. Ich war vest entschlossen mich zu der Gegenpartey zu schlagen, und die Gelehrsamkeit für eine natürliche Geschicklichkeit der Menschen zu halten, als mich so manche Gedanken, die mir bey dieser Untersuchung einfiehlten, dergestalt abschreckten, daß ich nicht mehr daran gedenken mag. Ich fand unter den alten und neuern Gelehrten eine so unzählbare Menge seltsamer Charaktere, daß ich überzeugt zu seyn glaube, die Gelehrsamkeit mache wenigstens die meisten Menschen krank und seltsam, wenn sie auch nicht selbst eine Krankheit seyn sollte. Es fiel mir ein, was Seneca, in seinem 15ten Capitel von der Gemüthsruhe sagt, und das gewiß etwas mehr, als ein bloßer Einfall ist: Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae. Ich besann mich, daß die weisen Aussprüche der ehemaligen Orakel nichts anders, als ausschweifende Reden halb unsinniger Leute waren, und las vom Darvieux, daß die Türken noch jetzt die mondsüchtigen, die epileptischen und die wahnsinnigen Leute als Heilige verehren, die übermenschliche Einsichten und Offenbarungen hätten. Ich las in den Schriften großer Kenner der Dichtkunst, daß die Begeisterung gelehrter Dichter nichts anders, als eine Art der Verrückung sey. Der englische Verfasser des prächtigen Werks von dem Leben und den Schriften des Homers, das uns Herr Agricola, im Hamburgischen Magazin übersetzt geliefert hat, drückt sich hierüber ganz deutlich aus. „Die Gewalt und der Sinn der dichterischen Einbildungskraft, sagt er, nimmt öfters seinen Ursprung von einer Aehnlichkeit, die einer kalten Einbildungskraft schwerlich auflöse, und die wir für eine offenkundige Ungereimtheit halten können, wenn wir keinen Zusammenhang zwischen der seltsamen Vergleichung und dem Gegenstande finden, auf den sie zielt. Es ist in der That das Ding, was der Unsinnigkeit am nächsten kommt. Allein, weil in dem bezauberten Lande der Dichtkunst alle Dinge gleichsam umgekehrt sind, so ist hier eine kleine Thorheit der tiefsten Weisheit vorzuziehen; und hier sind Personen von kaltem Witze der höchsten Ehrenstellen unfähig. Es haben auch die Weisesten keine Ursache sich zu beklagen, weil sie sich damit trösten können, daß es ihnen unter den erhabensten Männern

,,ist

„in der Welt nicht an Gesellschaft mangelt. Daß die größten Köpfe einen Gran von Thorheit haben, ist eine Anmerkung, die nicht auf die Dichtkunst allein eingeschränkt ist, sondern sie erstreckt sich auf alle Personen, die sich in irgend einer Kunst oder Charakter des Lebens hervorthun. Der hierzu erforderliche Fluß der Lebhaftigkeit und Nachdruck des Verstandes, machte, in der Erkenntniß natürlicher Dinge, einen Democritus, oder Archimedes, welche zuweisen von ihren Landsleuten für ein wenig verrückt angesehen wurden. Ward er aber auf ihre göttlichen Materien verwendet, so nahm er eine ehrwürdigere Tracht und ernsthaftere Mine an, und forderte Unterwerfung und Gehorsam, ob er gleich immer etwas von der Mine und dem Ansehen der ursprünglichen Leidenschaft behielt, die eine Art entzückter Begeisterung war. Selbst die Unwissenden, die sich ein hohes Ansehen von Dichtern und Weisen geben wollten, ahmten die närrische Aufführung derer nach, die es wirklich waren.

— — „Bona pars non unguis ponere curat,
„Non barbam; secreta petit loca, balnea vitat;
„Nanciscetur enim pretium nomenque poeta.

Horat. A. P.

Nicht die poetische Entzückung allein, sondern auch selbst der kältere Witz überhaupt, wird für eine Art des Unsinnes gehalten. Lesen Sie hier, was der Fremde, S. 54. sagt: „Ich bin versichert, daß die Herzhaftigkeit, alles heraus zu sagen, manchem Menschen den Ruhm erworben hat, daß er die artigsten Einfälle habe. Das Sinnreiche und das Unsinnige haben die Aehnlichkeit unter sich, daß einem andern beydes nicht so leicht eingefallen wäre; und daher wird oft eins für das andre genommen.

Wenn dieses von Dichtern und witzigen Leuten wahr ist, daß sich ihre Hirngeburten den Schwärmereyen des Unsinnis nähern; und wenn wir bedenken, daß die alten Griechen und Araber allen großen Künstlern, besonders aber den Dichtern, das Prädicat eines Weisen beylegten; wenn wir lesen, wie Maximus Tyrinus die Aehnlichkeit des Weisen, Socrates, der Sappho und des Anakreons in ihrer Art zu denken und sich auszudrücken, bewundert, wenn sie von der Liebe reden; und wie uns der Abt Marigny die arabischen Dichter in der größten Achtung bey ihren Landsleuten zeigt; so fallen die Begriffe der Gelehrsamkeit, Weisheit, des Witzes, der Dichtkunst und des Unsinnis so in einander, daß man gewiß die Hoffnung aufgeben muß sie schlechterdings von einander zu trennen.

Als ich zu diesem allen dasjenige hinzu nahm, was in Ihrem 79sten Blatte von der Gelehrsamkeit gesagt wird, so mußte ich mich der Vertheidigung der Gelehrsamkeit gegen die Klauen der Arzneykunst begeben, die sich ihrer mit so vieler Gewalt zu bemächtigen suchten. Allein,

D 4

nich

nichtesdestoweniger ist noch nicht aller Trost für uns verloren: denn, wenn ja durchaus die Gelehrsamkeit eine Art des Unsinn's wäre und bliebe; so sollen Sie wissen, daß sie um deswillen desto schätzbarer und ehrwürdiger ist. Nicht bloß darum, weil in solchem Falle die Gelehrten desto großmüthigere Helden für das gemeine Beste sind, die sich in dessen Dienste aufopfern; sondern auch aus eben den Gründen, womit der obgedachte englische Lebensbeschreiber Somers den dichterischen Unsinn preist. Diese Stelle will ich Ihnen noch mittheilen, um das, was sich zum Ruhme dieser neuen Krankheit sagen läßt, nicht zu verschweigen.

Die neuere Geschichte giebt uns von gewissen Ländern Nachricht, wo man gegen die unsinnigen Leute eine tiefe Ehrfurcht bezeugt. Man sieht sie für Menschen an, die mit nähern Beschauungen der himmlischen Dinge, als andre Menschen, beanadigt worden, und etwas heiliges und göttliches an sich haben. Ohne bis auf die prophetischen Sybillen, oder bis auf die Cassandra zurück zu gehen, finden wir im neuern Alterthume Beispiele genug von dieser Ehrerbietung. Die alten Griechen haben die Meinung, die sie von der Beschaffenheit solcher Leute hegten, selbst durch den Namen, MANTIS, ausgedrückt, den sie ihnen gegeben haben; und wir ersehen aus der ursprünglichen Bedeutung desselben, für wie unzertrennlich sie die Zufälle der Mythologie und Unsinnigkeit hielten. Sie sahen, daß Personen, die in der einen oder andern Leidenschaft waren, weder wie andre Menschen sahen, noch wie andre Menschen redeten. Sie geriethen über die Veränderung ihrer Stimme und Züge in Erstaunen, und konnten sich nicht überreden, daß sie nicht von einem höhern Geiste, als den Menschen ordentlich zukömmt, getrieben werden sollten. Hierzu kamen noch die eingebildeten Wirkungen dieser Gemütsbewegung. Sie glaubten von den Weisern derselben, daß sie im Stande wären, ihnen den Willen des Himmels zu berichten, die Thaten der vom Himmel gebornen Helden zu beschreiben, und ihnen zukünftige Begebenheiten vorher zu sagen. Sie konnten sich nicht einbilden, daß bloß menschliche Einsichten alles dieses verrichten könnten, und schlossen die Ehrwürdigkeit der Ursache aus ihrem wunderbaren und gutthätigen Einflusse.

Sind dieses nicht alles wahre und große Vorzüge, wodurch sich die Gelehrsamkeit in Ansehen setzt? Wir erndten, sagt Plato, merkwürdige Vortheile von der Unsinnigkeit ein, welche uns als eine Gabe der Götter geschenkt wird. So haben die Weissagerinnen von Delphos und die Priesterinnen zu Dodona in Griechenland, in öffentlichen und besondern Angelegenheiten, große und ganz besondere Dinge in ihrer Raserey gethan; wenig aber, oder gar keine, wann sie bey Sinnen gewesen. — Allein, die schönste Unsinnigkeit und lebenswürdigste Begeisterung ist, wenn ein zärtliches und sähiges Gemüth

„Gemüth von der Liebe der Musen besessen wird. Alsdann erhebt sie die Seele und stürzt sie in Entzückungen, daß sie durch ihre Gesänge die großen Thaten der alten Zeiten verherrlicht, und die zukünftigen Geschlechter unterweist. Dieses ist so gewiß, daß ein Jeder, der auf die Gunst der Musen Anspruch machen, nicht aber an dieser Unsinnigkeit Theil nehmen will, versichert seyn kann, daß es ihm mit der Kunst allein in seinem Charakter nicht gelingen werde.“

Ich bin, &c.

* † *

Hundert und neuntes Stück.

von Hagedorn.

Der Vorzug weiser Sitten
Macht alles herrlicher.

Es giebt in den Staaten des großen Moguls eine gewisse unglückselige Secte heiliger Mönche, welche um die Sünden des Landes bey den Göttern zu versöhnen, das seltsame Gelübde thun, Zeit ihres Lebens in einer gewissen unnatürlichen Stellung des Leibes zu bleiben. Die Reisenden, welche diese Elenden in dem heiligen Haine gesehen haben, versichern, daß einige ihre ganze Lebenszeit hindurch mit in die Höhe gehaltenen Händen, andre mit zurückgebeugten Nacken, damit sie nichts als den Himmel sehen können; einige mit auf den Rücken gedrehten Armen, andre mit niedergebücktem Leibe, und die meisten in den allerbeschwerlichsten Stellungen stehen oder sitzen; und daß diese Leute, nachdem sie diese Marter einige Jahr ausgehalten haben, nicht mehr vermögend sind, ihre Glieder, wenn sie gleich wollten, wieder in die natürliche Stellung zu bringen, weil ihre Gelenke mit harten Knorpeln verwachsen, so daß sie sich nicht besser, als hölzerne Statuen bewegen können. Diese unsinnigen

nige Heilige beweisen mit ihrem Schaden, wie nothwendig es sey, die Gliedmaßen des Leibes in beständiger Bewegung zu erhalten, wenn man die Verrichtungen leicht und ohne Schwierigkeit damit ausüben will. Der beste Wachstum unsers Körpers beraubt uns endlich des Vermögens, unsre Gliedmaßen nach unserm Belieben zu gebrauchen, wenn man sie nicht unterdessen in beständiger Uebung erhält. Daher ist begreiflich, warum man zu derjenigen Zeit, da der Körper am schnellsten wächst, nämlich in den Jahren der Jugend, diejenigen Bewegungen am meisten wiederholen muß, die man zu einer Fertigkeit bringen will. Wer erst im dreißigsten Jahre zu tanzen anfängt, wird gewiß kein Virtuose werden. Die Alten haben dieses schon gewußt; denn es war bey ihnen, wie bey uns, Mode, daß man schon in der ersten Jugend tanzen lernen mußte.

Motus doceri gaudet Jonicos
Matura virgo, et fingitur artibus
Jam nunc. — — — Hor.

Niemand wird im Clavierspielen eine außerordentliche Geschwindigkeit erhalten, wer nicht schon in der Jugend entweder dazu, oder zu andern Uebungen mit den Fingern angehalten worden, die ihm das Vermögen, sie geschwind zu bewegen, verschafft haben. Man kann kaum glauben, wie sich in der Zeit des besten Wachstums die Gelenke, durch eine beständige Uebung, zwingen lassen; und wie sie hingegen verwachsen, und zu vielen schnellen und außerordentlichen Bewegungen ungeschickt werden, wenn man sie zu dieser Zeit gar nicht gebraucht. Ein Mann, der seine Glieder in der Jugend geschont hat, hält den Triller eines Clavierspielers für eben so was Erstaunliches, als die Verdrehungen eines Seiltänzers und Luftspringers, weil er nicht vermögend ist, seine Finger schneller zu bewegen, als seine Füße. Die Mönche in Indostan beweisen dieses nicht allein, sondern es giebt auch bey uns Beispiele genug von Leuten, die sich durch gewisse Stellungen zu solchen Bewegungen ungeschickt machen, die andre Leute ohne alle Schwierigkeit verrichten. Ich habe einen Wechsetjuden gesehen, der seit seiner Jugend

fast

fast nichts anders gethan, als Geld gezählt hatte; und diesem Manne war der Rückgrad dergestalt frumm verwachsen, daß er in eben der Stellung frumm gebogen einher gehen mußte, als wie er am Tische saß und Geld zählte, so daß es ihm unmöglich war, sich gerade in die Höhe zu richten. Alle Professionen und Handwerker, die ihre Arbeiten in einer gewissen Stellung verrichten müssen, haben Beispiele von Leuten aufzuweisen, die, so zu sagen, in ihre Profession hineingewachsen sind. Wie viele Schmiede haben nicht von dem schweren Hammer, den sie führen müssen, einen hohen Rücken in der Gegend der Schulterblätter: wie vielen Soldaten ist nicht das Gelenk der linken Hand, von dem Tragen der schweren Musquete, steif; hundert andre Beispiele nicht zu gedenken. Es sind auch nicht allein die Gelenke, die sich zur Zeit des Wachstums durch die Uebung geräumiger und zu mancherley Bewegungen geschickter machen lassen; sondern auch die Muskeln, welche die Kräfte der Bewegungen sind, werden durch die Uebung vermögender gemacht. Es hat Leute gegeben, die bloß durch lange Uebung so weit gekommen sind, daß sie ihre Ohren, wie die Thiere, haben bewegen können. Alle Menschen würden dieses zu thun vermögend seyn, wenn sie sich darauf üben wollten, indem jeder die Muskeln dazu hat, ob sie gleich bey Leuten, die ihre Ohren gar nicht bewegen können, kaum sichtbar sind. Auf der Uebung beruhet demnach alles, was uns in den Stellungen und Bewegungen mancher Menschen in Erstaunen setzt; und das gesündeste Kind, dem von seiner Geburt an keine Bewegung gestattet würde, würde in seinem zwanzigsten Jahre ein Kerl seyn, der kein Glied regen, und in einem Garten auf ein Postement gestellt werden könnte.

Der Verfasser einer gewissen französischen Schrift, von der Aehnlichkeit der Pflanzen mit den Insekten, schreibt, daß die Thiere von den Pflanzen hauptsächlich darinn unterschieden wären, daß sie die Wurzeln, welche ihre Nahrung an sich ziehen, inwendig bey sich tragen; dahingegen die Pflanzen dieselben in der Erde vest schlügen. Wenn wir unsre Nahrung eben so, wie die Pflanzen, in der Erde zubereitet fänden;

fänden; so würden wir eben so unbeweglich, wie sie, seyn, und unsre Arme würden so steif stehen, als die Zweige der Bäume. Allein, wir sollten uns bewegen; wir sollten Maschinen seyn, die nach ihrer Nahrung selbst ausgehen könnten; und darum tragen wir unsre Milchgefäße bey uns. Es ist also eine Widerstrebung gegen die Absichten der Natur, wenn wir unsern Leib immer in einerley Stellung verbleiben lassen. Daher werden wir schwach, unvermögend und ungesund, so bald wir die Leibesbewegung unterlassen; und eben dieses Schicksal trifft uns, wenn wir lange in einerley Stellung des Leibes verharren, ohne öfters damit abzuwechseln. Die beständige Abwechslung der Stellungen unsers Leibes ist das einzige Mittel, wodurch wir allen Ungleichenheiten, Gebrechlichkeiten, Schwachheiten und Krankheiten sicher vorbeugen können, die von den verschiedenen unabgewechselten Stellungen des Leibes ihren Ursprung nehmen. Wie glücklich wären wir, wenn die Ungeschicklichkeit des Leibes, eine plumpe Gestalt und verwachsene Glieder, die einzigen Uebel wären, die von solchen unabgewechselten Stellungen entstehen! Aber, welch ein viel betrübteres Schicksal ist es nicht, daß die wenigsten Menschen wissen und glauben, wie viel auf diese scheinbare Kleinigkeit ankomme, daß dadurch unzählige ihr Lebensziel verkürzen, und sich noch dazu Zeitlebens ungesund machen! Es wird vielen meiner Leser nützlich seyn, wenn ich ihnen dieses erläutere.

Eine jede Stellung, welche die Verrichtung eines edlen Theils oder Eingeweidens in unserm Körper hindert, muß unumgänglich sowol der Gesundheit, als dem Leben nachtheilig seyn. Dergleichen Stellungen aber sind alle diejenigen, die die Bewegungen des Herzens, der Lunge, der Brust, des Zwerghells, des Magens und der Gedärme, imgleichen die Verrichtungen der Leber, der Milz, der Nieren in Unordnung bringen, oder diese Theile verletzen. Dieses thun aber viele von den gewöhnlichsten Stellungen des Leibes; und, ohne die von allen Professionen und Handwerkern besonders durchzugehen, will ich hier nur die gemeinsten anführen, auf welche man die Anwendung aller übrigen leicht machen kann.

Das

Das vorwärts gebogene Sitzen ist eine unnatürliche Stellung; obgleich kluge Leute gefunden haben, daß uns die Natur, bloß um zu Sitzen, zwey weiche Küssen unter die Schenkel gelegt habe; denn sie haben nicht bedacht, daß diese Küssen auch unzähligen andern Thieren gegeben worden sind, die nie sitzen. Das vorwärts gebogene Sitzen drückt den Unterleib zusammen, welcher in einem engen Raume eine Reihe von Gedärmen in sich enthält, die sechsmal länger sind, als der Mensch, der sie bey sich trägt, und die beständig eine gewisse regelmäßige Bewegung haben müssen, theils um die Verdauung zu bewerkstelligen, theils um den Ueberfluß aus dem Körper herauszuschaffen. Außerdem herbergen in diesem engen Raume noch der Magen, die Nieren, die Leber, das Gekröse, die Milz, die Harnblase, das Darmfell, und viele große und kleine Blutgefäße, unter welchen die Pfortader ein ziemliches Gewicht von Blute im Rücken gerade in die Höhe führt. Die Bewegung des Zwerghells und der Muskeln des Unterleibes schränkt diesen Raum beym Athemholen noch mehr ein: und sobald diese Bewegung gehemmt wird, wird zugleich das Athemholen beschwerlicher gemacht, und der Umlauf des Geblüts verhindert. Daher ist eine solche Stellung, welche die freye Bewegung des Unterleibes hindert, immer fruchtbar an schädlichen Folgen; und dieses ist der Ursprung der vielen Krankheiten, womit die Leute geplagt sind, die viel zusammen gebogen sitzen. Die gehinderte Bewegung der Gedärme macht, daß die Verdauung der Speisen nicht gehörig vonstatten gehen kann; daß die Speisen zu lange in den Gedärmen verweilen; daß sich daher beständig mehr Winde darinn erzeugen, die nicht abgeführt werden können; daß die Eröffnung des Leibes unterbrochen wird, und daß das Geblüt in den Blutgefäßen der Gedärme und des ganzen Unterleibes nicht gehörig umlaufen kann. Hieraus entspringt alles Unglück des ersten Grades der Hypochondrie. Wie oft fallen nicht Leute, nachdem sie Stundenlang vorwärts gebückt gesessen haben, ohnmächtig vom Stuhle, besonders wenn ihr Unterleib mit engen Kleidern und Schnürleibern zusammen gepreßt ist? wie schlecht ist

nicht

nicht ihr Appetit, wenn sie zu Tische gehen? Wie sind sie nicht mit Blähungen, mit Drücken vor dem Magen, mit Ueblichkeiten, Magenschwindel und Verstopfungen geplagt? Alle diese Zufälle verschwinden fast von selbst wieder, wenn sie nur einige Tage das krumme Sitzen vermeiden, und sich in freyer Luft bewegen. Fahren sie hingegen täglich damit fort, so reißt das Uebel immer weiter ein; der gehemmte Umlauf des Bluts im Unterleibe, und besonders der Pfortader, füget zu den vorigen neue Krankheiten hinzu; die Beschwerlichkeiten der unordentlichen Bewegungen auf die güldene Ader nehmen ihren Anfang. Die Leber und die Milz leiden Gefahr von Verstopfungen, Verhärtungen und wirklicher Fäulung, und der Tod beschließt endlich das vieljährige Elend solcher Menschen. Tausend Erfahrungen beweisen diese schrecklichen Folgen des unmäßigen krummen Sitzens; und daher muß man auf Mittel bedacht seyn, es zu verhüten.

Es läßt sich vieles, was man sitzend verrichtet, auch stehend und im Spazieren abthun. Alles dieses muß einer, der die meiste Zeit zu sitzen genöthigt ist, zur Abwechselung in andern Stellungen verrichten. Beym Sitzen selbst ist zu beobachten, daß es nicht immer auf einerley Art geschehe, damit davon nicht immer einerley Theile des Leibes zusammengedrückt werden. Wer z. E. in einem abhängigen Zimmer schreibt, muß zuweilen den Tisch auf die entgegengesetzte Seite setzen. Am meisten aber ist zu verhüten, daß beym Sitzen der Unterleib nicht zu sehr in die Enge gebracht werde. Man muß auf hohen Pulken schreiben und lesen, damit man eine geradre Stellung halte; man muß auf hohen Stühlen sitzen, daß die Schenkel nur einen ganz stumpfen Winkel mit dem Unterleibe machen; man muß dabey die Füße aus einander halten, oder lieber zu beyden Seiten ein wenig damit austreten, als ob man halb stünde, wie man zu Pferde sitzt. Hierzu sind die dreybeinigten Stühle mit einem kleinen runden Sitze, dergleichen sich die Schuster bedienen, am bequemsten; doch könnte man sie noch vollkommner machen, wenn man ihnen die Gestalt einer kleinen Schlittenpritsche, oder eines beque-

men

men Reitfattels gäbe, worauf man halb stehend und halb sitzend reiten kann. Hierbey ist einerley Bequemlichkeit zum Schreiben, und doch bleibt der Unterleib unbeklemmt. Besonders muß man bey dem Sitzen die Kleider nicht zu vest um den Leib haben; denn ein Kleid, das einem im Stehen eben gerecht ist, wird einem Sitzenden zu enge, und macht ihn ohnmächtig. Ein Frauenzimmer, das ein Schnürleib trägt, muß, besonders wenn es mit einem Blankfcheite versehen ist, niemals damit vorwärts gebogen sitzen. Wer einen Degen trägt, muß das Degengehänge alsdann auflösen, und das Halstuch und die Kniebänder geräumiger machen, um die Blutgefäße nicht zusammen zu drücken. Auf solche kleine Behutsamkeiten kömmt oft die Vermeidung vieles Elendes an.

Auch das Liegen kann der Gesundheit nachtheilig werden, und die Hauptregel ist auch hier, daß man nie lange in einer Stellung liege. Die Natur zwingt uns im Schlafe selbst, diesen Vortheil zu beobachten. Wenn man lange genug in einer gewissen Stellung gelegen hat, so muß man sich einmal umwenden, weil man die Beschwerlichkeiten der unnatürlichen Stellung zu fühlen anfängt. Bey Kranken, die dieses aus Schwachheit nicht thun können, findet man oft, daß ihre Muskeln am Rücken vom Brande angegriffen sind. Wenn man auf dem Rücken liegt, so wird das Athemholen beschwerlich. Die Schwere der Eingeweide des Unterleibes hält das Zwerchfell zurück, wenn es sich bey dem Einathmen niederdrücken will. Doch kömmt hier viel darauf an, wie man sich bey dem Athemholen gewöhnt hat. Die Brust wird bey dem Einathmen nicht allein durch das Niederdrücken des Zwerchfells, sondern auch durch das Aufheben der Rippen und des Brustbeins erweitert. Daher arbeiten bey manchem Menschen bey dem Einathmen die Muskeln der Brust viel stärker, als das Zwerchfell; bey andern geschieht das Gegentheil. Wenn man den Kindern zeitig enge Schnürleiber mit Blankfcheiten anlegt, so fällt es ihnen beschwerlich, wenn das Zwerchfell den Unterleib vorwärts drückt. Daher gewöhnen sie sich bald, stärker mit den Muskeln der Brust zu arbeiten

und

und dieselbe zu erheben, weil ihnen dieses leichter wird, da das Schürleib oben geräumiger ist. Solche Leute können besser auf dem Rücken liegen, als die mit ruhigerer Brust athmen. Sie können auch leichter eine zugemachte Kleidung über den Unterleib vertragen. Dahingegen andre nicht einmal die Schwere des Deckbettes darauf leiden können, sondern Herzensangst und unruhige Nächte davon haben. Wer des Abends stark zu speisen und bald darauf zur Ruhe zu gehn gewohnt ist, der kann selten auf dem Rücken und auf der rechten Seite gut liegen, weil die Last des angefüllten Magens, der von der linken Seite her auf die rechte drückt, alsdann beschwerlich fällt. Gemeiniglich schlafen solche Leute vor Mitternacht unruhig, weil sie die Last des Magens in allen Stellungen beschwert und beängstigt. Sie werfen sich also so lange herum, bis die Speisen anfangen in die Gedärme überzugehn; und dann liegen sie auf der rechten Seite am ruhigsten, weil diese Lage den Uebergang aus dem Magen in den Zwölffingerdarm erleichtert. Wenn vollblütige Leute auf dem Rücken liegen, so drückt sie der Alp. (S. das 87ste Stück.) Wenn sie dieses merken, und sich eine andre Lage im Schlafe angewöhnen, so hört das Alpdrücken auf, ohne daß die Vollblütigkeit vermindert worden wäre; und dieses ist ein Grund, warum nicht alle fette und vollblütige Leute vom Alpe gedrückt, oder durch Blutlassen allein davon befreuet werden. Ausserdem kann auch die Beklemmung der Brust, welche man den Alp nennt, von Blähungen im Magen, oder von einem Fehler der Lunge herrühren, der im Liegen die Brust zu Krämpfen reizt. Ich habe die Regeln, wie man der Gesundheit gemäß, im Schlafe liegen müsse, in meinem 34ten Blatte beschrieben, welches nachzusehn ist.

Das Stehen ist, überhaupt betrachtet, eine gute Stellung des Leibes. Herr Rousseau will uns zwar versichern, daß wir im Zustande der Natur, wie alle andre vierfüßige Thiere, auf allen Vieren gehen würden. Allein, da er dieses gesagt, hat er die Zergliederungskunst des Menschen nicht verstanden. Unfre Hinterfüße sind zu einem solchen Gange zu lang, die Arme zu kurz, die Hände unbrauchbar; das

Gebliit

Gebliit dringt zu stark zu Haupte; die Augen haben den Muskel nicht, welchen die Thiere haben, sie zurück zu halten; das Gesicht kann nicht weit um sich sehn; das Eingeweide hat nicht eine solche Befestigung am Rückgrade, wie bey den Thieren, sondern es hat die seinige am Zwerchfelle; die flachen Hände haben nicht schon in Mutterleibe, wol aber die Fußsohlen eine dickere Haut für ihre zukünftige Bestimmung; und endlich so biegen sich auch unfre Kniegelenke nicht so wie bey den Thieren hinterwärts, sondern nach vorne, so daß wir die Füße nicht wie die Thiere im Liegen, in gerader Ausstreckung, unter den Bauch legen können. Herr Rousseau wird es uns also erlauben, daß wir auf unsern beyden Beinen stehn bleiben; und wir wollen sehen, was bey dieser Stellung der Gesundheit nachtheilig seyn könne?

In den Jahren des stärksten Wachstums ist es nicht dienlich, die meiste Zeit zu stehn, weil die Füße leicht davon krumm wachsen, indem sich bey jungen Kindern die Gelenke aus einander geben und die Knochen biegen, auch sich leicht Knorpel daran vest setzen. Daher ist es unverantwortlich, wenn man die Kinder, die erst gehn lernen sollen, ganze halbe Tage im Gängelwagen stehn läßt, und nicht bedenkt, daß so zarte Glieder schon nach einer halben Stunde Gewalt leiden, und wieder in Ruhe gebracht werden müssen. Die Beispiele der Schriftseher und anderer Personen, die beständig stehn, beweisen, wie sogar die Erwachsenen von einer solchen langwierigen Stellung, krumme Beine und geschwollene Füße bekommen, welche zuweilen aufbrechen und böse Geschwüre veranlassen, und wie sie vor der Zeit in den Knien steif werden, und Gicht und Gonagra haben.

Leute, die ihre meiste Arbeit im Stehn verrichten müssen, sollten sich einen hohen Stuhl nach ihrem Leibe machen lassen, der nicht ganz horizontal, sondern etwas schief und ungefähr nach der Idee eines Reitsattels gemacht wäre, damit man sich so darauf stützen könnte, daß man theils säße, theils stünde, und sowol im Sitzen als Stehen mehrentheils einerley Höhe behielte. Viele Gelehrte arbeiten vor einem hohen Pulte im Stehen, welches zwar besser ist, als immer zu sitzen.

Der Arzt V. Th. Berth. Ausg.

E

Allein,

Allein, da das Stehen eine nicht geringe Leibesarbeit ist, die viel Kräfte erfordert; so schickt es sich nicht zum Studiren, wie keine Leibesarbeit; und man sieht auch, wie oft solche Leute beym Pulte kraftlos und ohnmächtig werden. Ein Hoher Sattelstuhl ist ihnen das dienlichste. Es hat auch schlimme Folgen, wenn sie sich mit der Brust an das Pult anlegen, und damit einen Theil der Last des Leibes tragen; welches besonders bey dem Schreiben im Stehn geschieht. Hierdurch wird nicht allein das Athemholen und der Umlauf durch die Brust gehindert, sondern die Muskeln der Brust selbst werden auch sehr gedrückt, daß es öfters nicht anders ist, als ob unter der Haut lauter Blutschwären säßen, und man kaum leiden kann, daß die Kleider die Brust berühren. Es ist noch ein Fehler bey dem Stehen, daß man gemeinlich nur auf einem Fuße steht, und den andern ausruhn läßt, bis der erste die Last nicht mehr tragen kann. Bey dem Schreiben ist dieses fast unvermeidlich; und hierdurch geschieht nicht allein den Füßen und Gelenken desto mehr Gewalt, indem nur immer ein Fuß die ganze Last tragen muß; sondern der Leib wird auch unter den kurzen Rippen gedrückt und gebogen; welches üble Folgen nach sich ziehn kann. Man sieht, wie nothwendig es in allen Absichten sey, daß man sich bey vielem Stehen eines hohen Stuhls bediene, um mit dem Sitzen stets abwechseln zu können.

Das Gehen ist ein wechselweises Stehn auf einem Fuße, wenn man es in so fern betrachtet, als der Körper dabey in einer gewissen Stellung anhaltend verbleibt. Daher greifen die Leute, die ihr Brodt mit Gehen verdienen müssen, ihre Füße und Gelenke auf eben die Weise an, wie die, so beständig stehn; nur daß ihnen die beständige Umwechslung der Füße und die Leibesübung dabey zu Gute kommen. Die steifen Knie, bebende Füße und Reissen in denselben sind gemeine Krankheiten der alten abgelebten Fußboten.

Das Tragen schwerer Lasten, sonderlich Berg auf, oder auf Treppen, strapazirt die Füße und ihre Gelenke außerordentlich, und solche Leute fangen bald an in den Knien zu beben, und lahm und gichtbrüchig zu werden. Ich bedaure

öfters

öfters die Kinder des gemeinen Volks, wenn ich sie mit großen Trachten Wasser in den Straßen gehn sehe, worunter sie fast erliegen. Eine so frühe Anstrengung der Gelenke thut ihnen auf ihre ganze Lebenszeit, die sie sich zugleich dadurch verkürzen, einen unerseßlichen Schaden.

Das Knien ist eine beschwerliche Stellung; daher man sie auch zur Kreuzigung des Fleisches anzunehmen pflegt, wenn man seine Andacht verrichtet. Es greift die Kniegelenke und die Muskeln der Schenkel und des Rückens heftig an, und hemmt den Umlauf in den Beinen und Füßen. Soldergestalt wären Ursachen genug vorhanden, warum man das öftere und langanhaltende Knien widerrathen könnte. Allein, man weiß sich heut zu Tage die Andachtsübungen schon so bequem zu machen, daß ich meine Warnungen wol sparen kann.

Viele Leute haben die Gewohnheit, im Sitzen die Füße über einander zu schlagen. Ausserdem, daß hierdurch der Umlauf in den Beinen gehindert wird, drückt man auch durch das Uebereinanderschlagen der Schenkel den Unterleib zusammen; wovon ich die Folgen schon oben beschrieben habe. Die Frauenzimmer bekommen vor einer solchen Stellung oft Ohnmachten; und auch stärkere Leute werden übel zu Muth, wenn sie lange so gefessen haben.

Das Tragen unter den Armen zwingt den Körper zu einer unnatürlichen Stellung, die man besonders im zarten Alter sorgfältig vermeiden sollte. Man sieht öfters die Schulknaben mit einer großen Last Bücher unter dem Arme in die Schule gehn. Wenn sich die Kinder nur an einen Arm gewöhnen, so ist nichts leichter, als daß sie davon schief wachsen, und eine Schulter höher tragen, als die andre, oder daß ihnen die Rippen auf einer Seite weiter hervor stehn, so daß sie, wenn sie ganz gerade zu stehn glauben, mit dem Oberleibe nach einer Seite hinüber hängen. Man muß solche Kinder anhalten, die Bücher nicht immer unter einerley Arme zu tragen, und wosfern eine Schulter höher zu werden beginnt, sie in der andern Hand einen etwas hohen Stock tragen zu lassen, worauf sie sich stützen.

Das Bücken mit niederhängendem Kopfe ist für Vollblütige eine der gefährlichsten Stellungen. Der Schwindel, das Kopfweh, eine Betäubung der Sinne, der Schlagfluß und das Blutspeyen kann von lange anhaltendem tiefen Bücken veranlaßt werden. Auch schon das Vorwärtsbeugen, ohne daß der Kopf ganz bis gegen die Erde geneigt ist, hat seine Gefahr. Wer auf einem niedrigen Tische etwas zu besehn oder zu arbeiten hat, und sich im Stehn davor niederbückt, wird bald ein heftiges Ziehen im Rücken und im Kreuze empfinden, und wenn er vollblütig ist, wird ihm das Gesicht vergehn, er wird Brausen vor den Ohren hören, und es wird ihm ein Schwindel überfallen, welcher ihn nöthigt, sich nieder zu setzen. Wenn man sich nun oft vergift, und durch vielfältige Wiederholung dieser Stellung dergleichen Zufälle sich zur Gewohnheit macht, so kann man dadurch endlich seiner Gesundheit einen unersetzlichen Schaden zufügen. Ich bedaure hierbey das arme Frauenzimmer, das viel in der Küche zu thun hat, und bey einem niedrigen Herde kochen muß, und verdenke es allen, die es daran wenden können, wenn sie sich denselben nicht höher bauen lassen.

Das Aufheben einer Last, die man noch nicht unterstützt, sondern nur mit den Händen erhält, erfordert eine so gewaltsame Anstrengung der Muskeln, daß sich davon leicht die Gebeine, an welchen die Muskeln befestigt sind, aus ihren Gelenken ein wenig verschieben; welches man eine **Verrenkung** nennt. Daher ist unter den Arbeitsleuten die Theorie sehr gemein, daß sie ihre Krankheiten vom **Verheben** oder **Webethun** herleiten. Man kann sich vor dergleichen Uebeln hüten, wenn man die Last auf eine vortheilhafte Hebe hebt. Ein Mensch ist am vermögendsten, wenn er eine Last nach senkrechter Richtung hebt; dahingegen die vierfüßigen Thiere mehr Vermögen haben, wenn sie etwas nach der Horizontallinie fort bewegen sollen. Daher ist es allezeit vortheilhafter, eine Last zu heben, wenn man sie zwischen den Füßen hat, als wenn man sie wage recht vor sich hinhalten soll. Es läßt sich aus den Gesetzen des Hebels begreifen, warum ein ausgestreckter Arm vorn bey der Hand keine

keine große Last erhalten kann; und eben hieraus folgt, daß man sich bey einer solchen Stellung am leichtesten zu viel thun könne. Wenn man z. E. auf einem hohen Tische eine schwere Last stehn hat, die man kaum erreichen kann, so darf man es nur versuchen, sie aufzuheben, um zu fühlen, was dazu für eine gewaltsame Anstrengung der Muskeln erfordert werde. Hier ist kein anderes Mittel, als daß man schlechterdings eine Arbeit unterlasse, die einem zu schwer fällt.

Viele Kleidungen zwingen endlich auch den Leib in unnatürliche Stellungen. Hieher gehören vornehmlich das veste Einwickeln der Kinder, wovon sie frühzeitig und ungesund werden; die engen Fallhüte, welche die weichen Knochen des Kopfs zusammen drücken; die Gängelbänder, worin die Kinder die ganze Last ihres Körpers unter den Armen tragen, und das ohnedem flache Gelenke des Schulterbeins leicht ausrenken; die Schürleiber der Frauenzimmer und Kinder, welche dem Athemholen und der Verdauung gleich schädlich sind, große Krankheiten verursachen, ungewiß mehr Krüppel machen, als sie curiren; die hohen und engen Schuhe, wovon die Füße ungestalt werden, und die beschwerlichen Hüneraugen entstehen; die engen Kleidungen der Mannspersonen, welche die Brust und den Unterleib in ihren Bewegungen hindern; und dergleichen mehr, wovon ich es nicht für nöthig halte, vieles anzuführen. Man braucht nicht alles zu sagen, wenn man einmal den Leser in den Stand gesetzt hat, dasjenige selbst zu denken, was man nicht sagt. Genug, eine jede Stellung des Leibes ist ungesund, wodurch entweder sogleich, oder doch nach und nach die Structur eines gesunden Leibes verändert, die Verrichtung einiger Eingeweide und Glieder gehindert, verzögert, unterbrochen oder gar aufgehoben, oder die Kraft der Muskeln und Gelenke so stark übertrieben werden kann, daß dadurch der Mensch vor der Zeit alt und unvermögend gemacht wird.

Da nun die allergemeinsten Stellungen des Leibes ohne Ausnahme schädlich werden können, so ist keine bessere Regel für alle, als daß man in keiner lange verharre. Die beständige Abwechslung derselben macht sie alle unschädlich. So

weist uns die Natur immer auf einerley Zweck, nämlich auf die Bewegung, auf den Gebrauch unsrer Muskeln und Gelenke, hin, und wir sollen die Wallfahrt dieses Lebens durchaus wie eine Wanderschaft, und nicht wie eine Schlitztenfahrt zurück legen.

Mein Herr,

Unter so vielen Lebensregeln, die Sie uns geben, vergessen Sie immer eine, die ich in des berühmten Friedrich Hofmanns Abhandlung von den sieben Gesundheitsregeln lese. Bis dahin hatten Sie gewiß nur sechs gehabt? Fünfe von diesen Regeln waren aus dem Hippocrates, eine aus dem Galenus genommen; aber die siebente that der ehrliche Hallenser, der alles gekade heraus sagte, der aufrichtige Hofmann, selbst hinzu. Sie, mein Herr, scheinen sich ihrer noch nicht erinnert zu haben. Ein jeder mag es errathen, warum nicht? Allein, man muß sie doch, um der Vollständigkeit Ihres Werks willen, mit anführen. Sie ist kurz, und soll ihnen kein Platz wegnehmen.

Siebente Regel zur Gesundheit,

erfunden von

Friedrich Hofmann.

Wenn du deine Gesundheit lieb hast, so fliehe die
Ärzte und die Arzneyen!

Ich bin ic. ic.

Antwort.

Sie sehen hieraus, daß Herr Rousseau nicht der Erfinder dieser wichtigen Wahrheit sey, und daß Hofmann eingesehen habe, daß die Ehre der Kunst dennoch damit bestehen könne, welches jener nicht hat begreifen wollen.

Der Arzt.

Hundert

Hundert und zehntes Stück.

Brem. Beitr. 4. B.

Ein weiser Mann

Sieht das auch, was geschehen kann!

Ihn trifft der Ueberfall in seinem Harnisch an.

Da seit dem letzten Sommer bis ist die Witterung fast unaufhörlich feucht und der Winter ganz weich und gelinde gewesen, so erwartet jedermann hiervon mit Furcht auch ganz außerordentliche Wirkungen. Wir sahen in den ersten Tagen des Jenners in den Gärten die Crocus, die Schneeglocken, die Tulpen und andre Frühlingsgewächse, ja selbst die Knospen der frühblühenden Bäume überall hervorbrechen; und ich selbst habe in diesen ersten Tagen des Jenners eine Menge von Raupennestern, die auf den Obstbäumen hiengen, geöffnet, und darinn die junge Brut, einen halben Zoll lang und länger, so munter und wohligh gefunden, als ob es in den ersten Tagen des März wäre. Gleichwie nun bey diesen schlechten Aspecten der Landmann und Gärtner gar traurige Gesichter machen, so will man hingegen an den Ärzten und Todtengräbern eine besondere Munterkeit bemerkt haben, welche der Republik allezeit fatal gewesen seyn soll.

Ich verwünsche allezeit die heillose Bereitwilligkeit vieler Ohrenbläser, die stets voll böser Nachrichten stecken, und selten ein gutes Herz haben, wenn sie so fleißig darüber aus sind, ihre Freunde mit ihren bösen Nachrichten und Warnungen zu erschrecken. Es giebt solcher Unglücksboten viele, die unter dem Scheine der Freundschaft, die Ruhe und das Vergnügen aller Familien stören, und die Gemüther ihrer Freunde

C 5

mit

mit Sorgen und Unruhe vergiften; da sie ihnen doch nichts, als weithergeholtte Besorgnisse überbringen, die tausend Zwischensfälle vereiteln können, ehe es nöthig wäre, daß wir sie wüßten. Es sind selbst im gegenwärtigen Falle noch Hoffnungen genug übrig, die uns trösten können. Es ist wahr, daß schon Hippocrates die feuchten Jahre für ungesund gehalten hat, als die trocknen. **Ramazinus**, ein berühmter Arzt, der einstmals ein solches feuchtes Jahr erlebte, hat uns die betrübte Nachricht hinterlassen, daß darauf viele Arten Fieber, besonders eine böse Art dreytägiger, entstanden seyn, welche die Leute von allen Geschlechtern, Altern, Leibesbeschaffenheiten und Lebensarten angegriffen haben, und von denen wir ist nur allzuwohl wissen, daß sie nichts anders als verlarvte faulende Fieber sind, die unter dem Scheine der Unerheblichkeit grausam wüthen. Nach einem Paar nassen und stürmischen Jahren, welche die Landschaften Italiens durch Ueberschwemmungen verwüsteten, beobachtete **Benedictus Sylvaticus**, daß durchgehends in ganz Italien bössartige hitzige Fieber mit Blattern und Masern grassirten, welche meist blutreiche Leute und die Bewohner der Thäler angriffen. Im Jahr 1698 war in Sachsen ein gelinder, leidlicher und gütiger Winter, welcher so feucht und windig war, wie es im Herbst zu seyn pflegt, und der Boden war feucht und kothig. Bey dieser Zeit beobachtete **Friedrich Hoffmann**, daß, nachdem die Blattern über sechs Monate heftig grassirt, im Frühjahr, um den Gleichtag, ein böses ansteckendes Fleckfieber dazu gekommen, welches Viele hingerichtet. Selbst die empfindlichen und schwächlichen Thiere, wie die Schafe, sterben häufig in nassen und schlackrichten Jahren. Allein, so schrecklich alle diese Beobachtungen für uns sind, wenn wir sie auf den istigen Winter anwenden, so widerhole ich dennoch, daß wir keine Ursache haben, alle Hoffnung fahren zu lassen. Der Winter ist noch nicht verstrichen, und wir können noch genug Frost bekommen. Eine einfallende Dürre kann vor der Ankunft der warmen Bitterung die Länder schon wieder von dem Ueberflusse der Feuchtigkeit befreien, den ist die Wolken auf sie herabstürzen. Zudem so

haben

haben auch nicht alle nasse Jahre und weiche Winter so schädliche Folgen. Hunderttausend Umstände, die vom Zufalle herzurühren scheinen, ob sie gleich in eben der Ordnung, wie die Stunden, Tage und Jahre aus der beglückenden Hand der Vorsicht in die Welt ausgehen, können den Tod, die Pest, die Krankheiten, die Gefahren, die sich ist in unsrer sichern Gegenwart unsermertzt erzeugen, in kurzem wieder ersticken; und das verdächtige Jahr kann uns ein Jahr des Heils und Ueberflusses werden.

Da indessen Verschiedene ein Verlangen geäußert haben, etwas von dem Verhalten bey einer so außerordentlichen Bitterung zu lesen; so habe ich diese Gelegenheit ergreifen wollen, um mich ihnen gefällig und nützlich zu bezeigen. Dieses bin ich solchen Lesern schuldig, die meine Blätter nur interessant finden, in sofern sie etwas zur allgemeinen Glückseligkeit der Menschen beytragen; da hingegen andre, die nur zum Vergnügen lesen, eben kein Recht haben, eine medicinische Schrift zu ihrem Zeitvertreiber zu wählen. Ich will um ihrentwillen weder dem **Aristomachus Solensis**, der seine halbe Lebenszeit mit der Ausrechnung der Flohsprünge zubrachte, noch dem **Messalo** ähnlich werden, der von dem Buchstaben S ein Buch schrieb. Die Vernunft und Gelehrsamkeit ist einem Lichte ähnlich, dessen eigentliche Bestimmung nur darinn besteht, die Finsterniß zu erhellen, und auf tausenderley Weise nützlich zu seyn. Ein Kind zündet es an, um damit zu gackeln, und ein Mordbrenner, um eine Feuersbrunst zu erregen. So war jener florentinische Edelmann aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, **Guido Calvacante**, der stets in tiefen Betrachtungen verwickelt war, kloß um den unglückseligen Irthum zu erfinden, daß kein Gott wäre. Es sey wer da wolle ein Lustigmacher oder ein schädlicher Schriftsteller, ich werde keinem von beyden wissenschaftlich nachahmen. Das, was **Pheridoun**, einer der ersten persischen Könige, zu seinem Sohne und Thronfolger **Narougeher**, sagte: „Mein Sohn, betrachte alle Tage deiner Regierung, wie die Blätter eines großen Buchs, und siehe zu, daß du nur solche Sachen auf jedes Blatt schreibst,

E 5

„die

„die würdig sind, daß sie die Nachwelt lese!“, das soll allezeit die Maxime seyn, welche ich bey der Ausarbeitung meiner Blätter zu beobachten gedenke. Ich hätte aber dafür, daß keine andre Dinge der Nachwelt würdig seyn können, als die etwas zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts beitragen. Ein solches großes Buch soll mein Arzt seyn, und ich werde den Scherz und die Satyre bey keiner andern Gelegenheit gebrauchen, als wenn ich nützliche Wahrheiten in dieser Einleidung annehmlicher zu machen hoffen kann. Ich bedaure es, so oft ich es merke, daß viele diese nützliche Absicht bey meinen scherzhaften Stücken weder suchen noch finden; denn es leidet dabey wirklich die Ehre meines Charakters. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich den Tadel, welcher mir hieraus mit Recht zuwachsen könnte, mit solchen Lesern theile, welche nur die Kunst zu buchstabiren, nicht aber die Kunst zu lesen verstehen.

Schrieb ich mit leichter Hand, so wie ein Phanas,
 Bey ungeduldigem Müßiggang,
 Ohn Achtsamkeit, Beruf und Zwang,
 Ohn Ordnung und Zusammenhang,
 In eines Buchs Gestalt geschwind, ich weiß nicht was:
 So schrieb ich, wie die meisten lesen.

Was die gegenwärtige Materie betrifft, so finde ich mit Zufriedenheit, daß ich den Anforderungen meiner Leser schon größtentheils zuvorgekommen bin. Wer sich die Mühe geben will, mein 28stes Blatt nachzusehen, der wird darin Anleitung finden, wie er sich in der nassen Witterung so zu verhalten habe, daß er die übeln Wirkungen und Gefahren für die Gesundheit nicht befürchten darf, welche schon auch in dem Sendschreiben eines S. A. R. in meinem 48sten Blatte ausführlich gelehrt worden, wie man durch alle Hülfsmittel der Lebensordnung, der Gefahr entrinnen könne, von ansteckenden Krankheiten aufgerieben zu werden, wenn auch gleich die üblen Jahreszeiten und Witterungen ihre Wirkung schon so weit geäußert haben, daß sie wirklich grasiren.

Die

Die kleine Nachlese, die ich mir auf heut vorbehalten habe, betrifft hauptsächlich den Rath des großen Boerhaave, was man anfangen soll, wenn man die ersten Spuren einer Unpäßlichkeit bey sich wahrnimmt. Dieser Rath ist besonders denen nöthig, die von ansteckenden Krankheiten etwas zu befürchten haben, wiewol er auch überhaupt allen dienlich ist, die es zu merken anfangen, daß sie krank werden. Sie haben in solchen Fällen nur noch diese einzige Wahl übrig; welches die letzte ist, ehe sie zum Arzte senden.

Man muß, so bald man sich unpäßlich befindet, gleich die Quelle des Uebels auffuchen, und sie verstopfen. Diese Quelle wird nicht leicht verfehlt werden, wenn man sich selbst über die beyden Artikel scharf verhöret: ob man sich durch Speise oder Getränk, es sey nun auf einmal, oder nach und nach, überladen habe, und ob irgend eine von den natürlichen Ausführungen unterbrochen sey? Es wird unter hundert Fällen kaum einer seyn, da sich ein Unpäßlicher, der sich über diese beyde Fragen verhöret hat, ganz unschuldig finden wird. Hieraus wird man den Grund von den Regeln begreifen, welche Boerhaave denen giebt, die es zu merken beginnen, daß sie krank werden sollen.

Der erste Rath ist das Fasten, von dessen Lobe mein 16tes Blatt voll ist; denn es ist darunter nicht bloß die Enthaltung von allen Speisen und Getränken, sondern auch die Mäßigkeit, der Genuß bloß flüssiger Speisen, und die natürliche Kunst, die doch so wenig beobachtet wird, zu verstehen, sich bey dem Mangel des Appetits nicht zum Essen zu nöthigen. Wenn ich die Thiere zu Beyspielen nehmen darf, weil sie ohne Aerzte und Arzney viel seltner krank sind, und in weit größerer Menge das natürliche Ziel ihres Lebens erreichen, als wir, so giebt dieses dem Rathe ein großes Gewicht, daß sie, so bald sie sich nicht wohl befinden, die Speisen, die ihnen sonst am liebsten waren, wie Gifte verabsagenen. Ein vornehmer Arzt hat mir gesagt, daß wir dieses Geheimniß nicht unter die Leute bringen sollten; denn er hätte keine Familien in der Stadt, die seiner Hülfe weniger bedürften, als die die üble Gewohnheit hätten, gleich zu fasten, wenn ihnen kaum ein Finger

Finger weh thäte. Ich habe ihm aber geantwortet, daß es Gottlob keine Noth habe, und daß das Fasten niemals eine allgemeine Tugend auf Erden werden werde.

Unter den Ausführungen gerathen die Blutflüsse, die Leibesöffnung und die unmerkliche Ausdünstung der Haut am leichtesten in Unordnung; und dieses sind sehr allgemeine Quellen des menschlichen Elendes. So bald man sich unpäßig befindet, muß man darauf bedacht seyn, sie in ihre natürliche Ordnung zu bringen, und wenn die beyden ersten auch keiner Verbesserung zu bedürfen scheinen, so muß man doch immer wegen der letzten strengen Verdacht hegen. Dieses ist besonders zu der Zeit nöthig, wenn ansteckende Krankheiten im Schwange gehn. Kein Mensch, der stets gut ausdünstet, läuft sonderliche Gefahr angesteckt zu werden; allein, weil diese Ausführung unterbrochen werden kann, ohne daß wir es alsobald merken, so vergiftet man sie mehrentheils, und versäumt die Zeit, da ihre Wiederherstellung großen Krankheiten und dem Tode selbst vorbeugen könnte. Nichts kann sie aber besser wieder herstellen, als eine mäßige Bewegung des Leibes, die bis zum Ausbruche eines gelinden Schweißes fortgesetzt wird; und daher ist dieses die zwoyte Regel, deren Beobachtung Leuten empfohlen werden muß, die sich nicht wohl auf befinden.

Es ist nicht immer gleich viel, was für eine Art der Leibesbewegung man erwählt, wenn man kränklich wird. Wer befürchten muß, daß der Grund seines Uebels im Magen oder in der gehinderten Verdauung liege, der kann unter allen Leibesübungen keine bessere, als das laute Reden erwählen, um bald zu seiner Genesung zu gelangen. Die Arbeit der Brust, des Zwerchfells und der Muskeln des Unterleibes, welche hierzu erfordert wird, reizet den Magen und die Gedärme zu stärkern Bewegungen, und vermehrt und stärkt auf solche Weise die Verdauungskräfte. Ausserdem aber ist diese Leibesübung Predigern und akademischen Lehrern, welche viel sitzen und nachdenken müssen, zu ihrer Wiederherstellung bey schwacher Gesundheit nützlich, indem sie den Umlauf und die Ausdünstung beför-

dert.

dert. Alles dieses beruht auf den ältesten Beobachtungen. Plutarch wußte nicht genug zu rühmen, wie nützlich das tägliche laute Reden zur Erhaltung der Gesundheit und zur Vermehrung der Kräfte sey, weil es die vornehmsten Glieder des Leibes stärkte, in welchen sich die Leibeskräfte vornehmlich aufhalten. Aetius aber schreibt, das laute Reden komme denen wohl zu statten, die einen schwachen Magen haben, und denen öfters eine Säure aufsteigt.

Denen, die bey ihrer ersten Unpäßlichkeit eine Schwierigkeit, oder auch ein Reißen in den Gliedern empfinden, dienen die mäßigen und bis zum Schweiß fortgesetzten Uebungen der Glieder, dergleichen die gichtischen Leute selbst mit Nutzen vornehmen, wie ich dereinst zeigen werde. (*) Derters werden auch Leute unpäßig von vielen Feiertagen oder vom Müßiggange, indem sie ihre gewöhnlichen Geschäfte eine Zeitlang hintansetzen, und sich mit Vergnügungen, deren sie ungewohnt sind, verderben. Solchen Leuten ist zu empfehlen, daß sie je eher je lieber wieder an ihre ordentliche Arbeit gehn, besonders wenn sie gewohnt sind, dabey zu schwitzen. Dieses wiederfährt selbst Gelehrten bey emsigem Studiren; und man beobachtet oft, daß solche Personen unter der neuangefangenen Arbeit auf einmal von der ihnen zugestossenen Unpäßlichkeit wieder befreuet werden.

Weil bey dem Anfange der meisten Krankheiten auf die Wiederherstellung oder Unterhaltung der unmerklichen Ausdünstung viel ankommt, so läßt es Boerhaave nicht bey der Leibesübung allein bewenden, sondern er empfiehlt auch denen, die sich nicht wohl befinden, den häufigen Gebrauch des warmen Wassers, die Ruhe und den Schlaf; wobey sie sich aber im Bette wohl zugedeckt halten müssen. Durch dieses Mittel, sagt er, werden die ausgespannten Gefäße schlaffer gemacht, die dicken Säfte verdünnt, und die unreinen von den ihnen schädlichen Theilen gereinigt. Er widerräth zugleich den frühen Wechsel der Kleidung bey der Abwechselung der Jahreszeiten, und will, daß man die Mitte des Frühjahrs, oder

den

(*) Siehe das 222 Stück.

den Anfang des Sommers erwarten soll, ehe man es wagt, die Winterkleidung abzulegen.

Zu allen diesen vortrefflichen Regeln muß ich noch eine andre hinzu fügen, welche bey gefährlichen Zeiten von großem Nutzen ist, nämlich daß man mit der zu solchen Zeiten dienlichen Lebensordnung, die ich im 33sten Blatte beschrieben habe, ein von Furcht befrehetes, heiteres und aufgewecktes Gemüth verbinde. Die Furcht und die von ihr herrührende Traurigkeit sind der Gesundheit überhaupt ungemein nachtheilig; wie ich solches dereinst beweisen werde, wenn ich von diesen Leidenschaften insbesondre handle, und wie man auch schon aus dem abnehmen kann, was davon in meinem 96sten Blatte angeführt worden ist. Insbesondere aber muß man sie zu solchen Zeiten fliehen, wann ansteckende Krankheiten im Schwange gehen, weil diese Leidenschaften vollkommen geschickt sind, sie fortzupflanzen. Der berühmte Herr D. Mazzeniz hat in seiner Geschichte der Gesundheit einen Ausspruch gethan, welcher sich hieher schickt, und den ich meinen Lesern nicht genug anpreisen kann. „Will man wissen, sagt er, welche von allen Situationen der Seele das meiste zur Wohlfahrt des Körpers be trägt? Es ist eine beständige Heiterkeit des Gemüths, die sich auf Hoffnung gründet; es ist eine liebenswürdige Munterkeit, deren Quelle das gute Gewissen ist.“

Mit diesen Waffen, meine Freunde, wollen wir getrost gegen den zukünftigen Frühling angehn! Es ist noch nicht so ausgemacht, als viele Grillenfänger glauben, daß uns zu dieser Zeit ein allgemeines Sterben bevor stehe. Die Seuchen stehn den Aerzten nicht immer so zu Gebote, wie sie wol meynen. Vor allen Dingen aber hütet euch vor denen, die euch um diese Zeit überreden wollen, Präservationscuren zu gebrauchen. Viele würden nie krank geworden seyn, wenn sie nicht ihre Gesundheit mit Arzneyen hätten erhalten wol len; und viele, die schon bey unsern Vätern liegen, würden noch mit uns herum springen, wenn sie den Tod mit weniger Furcht betrachtet hätten.

Mein

Mein Herr Arzt,

Ich habe in dem Sendschreiben, worin ich Ihnen die Gedanken des Ritter Linnäus, vom Thee, mittheilte, (S. 75tes Stück) versprochen, auch die Gedanken eben desselben berühmten Mannes, vom Caffee einzusenden. Diese Beyträge können Deru 62stes Stück erläutern und besätigen; und damit hieran nichts ermangle, so will ich aus andern guten Schriftstellern einige kleine Anmerkungen vom Caffee vorher senden.

Die Araber scheinen ihr Wort *Kahvah* nicht von den Türken entlehnt, sondern aus ihrer eignen Sprache hergenommen zu haben. In derselben bedeutet das Wort *Kahai*, so viel, als: er hat den Appetit zur Speise weggenommen; welches auf die Wirkung des Caffees zielt, daß er den Hunger stillt. Die Erfindung des Caffeegetränks mußte den Arabern leicht fallen, da es schon längst vorher gebräuchlich war, allerhand Getraide zum Getränke zu rösten. Die alten Hebräer kannten schon ihr geröstetes Getraidemehl unter dem Namen *Kali*, von *Kalah*, rösten. Man durfte diesen alten Gebrauch nur auf das Mehl der Caffeebohnen wieder anwenden, so war die Erfindung des Caffeegetränks geschehen. Ein Kameel oder Ziegenhirt soll sie veranlaßt haben. Er erzählte einem Abte, daß seine Thiere zuweilen ganze Nächte wachten und sprängen. Der Abt warf seinen Verdacht auf ihr Futter; und man bemerkte, daß die Thiere ganz schlaflos wären, wenn sie die Beeren des Caffeebaums gefressen hatten. Der Abt röstete diese Beeren, und gab sie seinen Mönchen, als einen Mehltrank, wovon sie mehrtheils 7 Stunden hintereinander ungemein munter blieben. Einige Mönche selbst machten das Geheimniß bekannt, und die Araber nahmen es, weil sie keinen Wein trinken dürfen, mit großem Vergnügen, statt ihrer bisherigen Getränke von geröstetem Mehle an, die ihnen weder so gut schmeckten, noch sie so munter machten.

Prosper Alpinus, welcher schon 1580 in Aegypten angekommen, fand dabelst den Caffeegetränk eingeführt: folglich muß der Gebrauch desselben schon mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts in Arabien bekannt gewesen seyn. Die erste Erfindung mag sich also wohl schon aus dem 14ten oder 15ten Jahrhunderte herschreiben. Der *Coffé à la Sultane*, dessen Sie in Ihrem 62sten Stücke, S. 133. gedenken, ist noch nicht hundert Jahr alt, und nur die vornehmsten Araber tranken dieses neue Getränk. Wir können ihnen diese Mode nicht nachmachen: denn die Schaalen, womit der Caffee umgeben ist, und deren geröstetes Pulver zum *Coffé à la Sultane* erfordert wird, können nicht übers Meer bis zu uns gebracht werden. Sie vermögen nicht unterwegens von der Feuchtigkeit, und nehmen einen übeln Geschmack an.

Die

Die Araber können des Caffeegetränks nicht entbehren, besonders diejenigen, welche Opium und Berge gebrauchen. Berge, oder vielmehr Bengé, Bengh, ist der Saame des Vilsenkrauts, welches berauscht und schläfrig macht, wie das Opium. (Der Ritter d'Arvieux nennt es Bergee, und hält es für ein geschwächtes Opium. Er sah es den Emir Turabey, in Form einer Latwerge, zu einer eingemachten wälischen Nuß groß nehmen, worauf er eine Schaalé Caffee trank und Taback rauchte. Man bringt diese Latwerge aus Aegypten schon zubereitet zu den Arabern, und der dicke Saft des Opium, welchen der Ritter bey den Bassen gekostet, schien ihm von der Latwerge des Emirs nicht verschieden zu seyn. Doch dieses nur beyläufig.) Der Caffee und Schnupftaback vertreiben die Schläfrigkeit wieder, welche das Opium und Bengh hervorbringen. Alle Araber sind es daher schon lange gewohnt, daß sie alle Morgen, und des Nachmittags nach der Mahlzeit und bey ihren Besuchen, Caffee trinken. Ja bey den Besuchen wird nicht einmal eher gesprochen, als bis der Caffee getrunken ist. Sie brennen und zermalmen die Caffeebohnen nicht in Vorrath, wie die Türken, sondern bereiten sie erst alsdenn zu, wenn sie sie eben gebrauchen wollen. Sie wickeln die Gefäße mit dem kochenden Caffee in dicke wollene Tücher, besonders an den Oeffnungen, damit die himmlischen Theeken nicht durch die kleinsten Löcher davon fliegen. Zum Frühstück setzen sie als ein Hauptgericht, Rohm oder frische Butter mit Honig eingerührt, auf, welches angenehm schmeckt. Wenn man die heißgebrannten Caffeebohnen auf gleiche Weise einschmiert und abtrocknet, nachher aber mahlt und trinkt, so soll ein solcher mit Butter und Honig zubereiteter Caffee dem Magen wohl bekommen, und den alten Leuten zur Stärkung dienen. Was aber hiervon zu halten sey, wird man aus dem sehen, was ich ist, nach dem Herrn Linnäus, vom medicinischen Nutzen des Caffee anzuführen, gedenke.

Da das sehr heiße glückliche Arabien der eigentliche Geburtsort des Caffee ist, so kann er in unsern nördlichen Ländern nicht anders, als in der größten Hitze der Treibhäuser gezogen werden, welches ihn endlich theuer machen würde.

Wenn man die Wirkung des Caffee untersucht, so müssen uns drey Dinge bedenklich seyn. Zuerst ist der Baum selbst mit der Heckenkirschenstaude und dem Geißblatte, ja auch mit der Quina und einigen andern Bäumen verwandt, die meistens etwas Verdächtiges an sich haben, und uns bey einem innerlichen Gebrauche nicht sonderlich gut bekommen, wenn sie gleich nicht so gewaltsam giftig sind. Ferner ist die Zubereitung des Caffee gar eigen, da man die Bohnen durchbrennen muß. Man glaubte allezeit und noch ist, daß das verbrannte Brodt schädlich, ein angebrannter Branntwein fressend, und jede andre verbrannte Speise ungesund sey. Allein, der Caffee muß gebrannt

brannt, ja, verbrannt werden, ehe er ein wohlschmeckendes Getränk werden kann. Endlich, wenn man den gekochten Caffee ganz erkaltén läßt, und hernach ohne Zucker einen Trunk davon wider den Durst thun will, so finden wir ihn unserm Geschmacke, den doch der Schöpfer zum Leibgarze für unsre Gesundheit gesetzt hat, so zuwider und so unangenehm, daß man es kaum ertragen kann. Es ist daher zu zweifeln, ob man jemals Caffee trinken würde, wenn nicht der Zucker und die Wärme ihn über die Zunge herunter brächten. Wie sollte nun ein schädlicher Baum, eine giftige Zubereitung, und ein widriger Geschmack ein heilsames Getränk geben können?

Damit doch aber der Caffee einigermaßen wohl bekomme, so muß man ihn zuerst mäßig kochen: sonst verursacht er Blähungen. Wenn man ihn, um ihn desto besser aufzuklären, mit Hirschhorne kocht, so muß es nicht in allzugroßer Menge hinzugethan werden, damit der Caffee dadurch seine Kraft nicht verliere. Man muß ihn ferner zu einer gewissen Zeit genießen, und nicht zu nahe vor der Mahlzeit, oder gegen die Nacht. Viele pflegen ihn gleich nach der Mahlzeit zu trinken, um den Magen damit zu züchtigen. Die Holländer brauchen ihn mehr zum Frühstück, aber auch schwächer, und dabey nehmen sie braunen Zucker in den Mund, oder legen auch etwas vom Soetkes oder Süßholzwurzel hinein. Die Engländer trinken ihn des Morgens mit einem Butterbrodt. Die Franzosen nehmen eine große Tasse voll, bey der Zucker und Milch nicht gespart werden, zu sich, und tauchen eine Semmel hinein. Die Türken trinken eine Tasse für einmal, die aber sehr stark ist. Um aber recht zu erforschen, was der Caffee bey uns wirke, so muß man auf Versuche und Erfahrungen Acht geben, durch welche alle Wahrheit in der Arzneykunst ausge-macht wird.

An Leuten, welche den Caffee im Ueberflusse genießen, bemerkt man folgende Umstände: Wenn man ihn zu spät am Abende trinkt, so verliert man dadurch den Schlaf auf einige Stunden von der Nacht, bis die Lebenskräfte die Wirkungen des Getränks dämpfen können. Der Caffee verjagt uns daher eben sowol die nöthige Ruhe, als ein starkes Fieber, ein großer Schrecken, vieler Kummer, ein hohes Alter, oder ein hungriger Magen es zu thun pflegen. Deswegen könnte er denen für dienlich gehalten werden, welchen mehr darum zu thun ist, ihre Zeit, als ihr Leben und ihre Gesundheit zu sparen, und die genöthigt sind, bis in die Nacht zu arbeiten. Bey diesem Getränke können also die Sternseher auf ihre Beobachtungen, und die Hoffente auf ihr Spielen zu wachen.

Man ist sicher überzeugt, daß diejenigen, die viel Caffee trinken, stärker an den Händen zu zittern anfangen, als irgend vom Gebrauche des Thees geschieht, und daß sie von diesem Uebel nicht eher wieder

befreyet werden, als bis sie den Caffee aufgegeben haben. Er erzeugt daher eben die beschwerlichen Folgen, welche ein hohes Alter, langwierige Krankheiten, starke Blutflüsse und Ausweichungen uns zuzuziehen pflegen.

Wenn man den Caffee kurz vor der Mahlzeit trin't, so verderbet er die Lust zum Essen; und man kann alsdann an der Speise nicht viel thun, so sehr man sich auch vorher darnach sehnet. Eine Eigenschaft, welche sonst einen schlaffen Magen verräth.

Die Frauenzimmer, welche mit Vapours geplagt sind, werden bezeugen können, was der Caffee bey ihnen thue. Denn so oft sie davon trinken, wird ihr schlafendes Nebel erweckt, und fängt wieder an, sie zu plagen.

Ein jeder, der von diesem Getränke etwas zu viel zu sich nimmt, wird gleich darauf eine seltsame Empfindung um das Herz verspüren, als wenn etwas daran los wäre. Dieses kann man besser empfinden, als es sich beschreiben läßt. Die, welche vom Herzklopfen geplagt werden, können am besten davon reden.

Leute, die nicht stark sind, werden oft, wenn sie im geringsten zu viel Caffee genießen, darnach eine Beängstigung fühlen, insbesondre, wenn sie an sich schon zur Schwermuth geneigt sind.

Diejenigen, welche eine Säure im Magen, oder die Milchsücht haben, verspüren nach dem Caffee trinken, vornehmlich, wenn sie sich gleich darauf bewegen, ein starkes säuerliches Aufstossen.

Die Türken, welche den Caffee sehr lieben, gestehen, daß er die Männer schwäche; ein Zeichen, daß er nicht die beste und feinste Nahrung geben müsse.

Es scheint, man könne aus verschiedenen Bemerkungen schließen, daß starke Caffee trinker den Schlagflüssen mehr, als andre, unterworfen seyn.

Endlich weiß auch das Frauenzimmer zu sagen, daß dieses Getränk, denen ihres Geschlechts schade, die zu unzeitigen Niederkünften geneigt sind.

Aus allen diesen Beobachtungen kann sicher genug geschlossen werden, daß der tägliche Gebrauch des Caffees nicht zu der dienlichsten Diät gehöre; und daher hat man auch schon 1715 zu Paris öffentlich behauptet, daß das beständige Caffee trinken das Leben verkürze.

Kein Gewächs ist indessen so schädlich, daß es nicht zu einer guten Arznei dienen könnte, wenn es vernünftig gebraucht wird. Der Caffee ist auch nicht einer jeden Leibesbeschaffenheit gleich zuwider. Den fetten Körpern schadet er weniger, als den maagern und ausgetrockneten; und einer der von Jugend auf selbst an das Gift gewöhnt ist, kann es wohl vertragen, ja er wird krank werden, wenn man es ihm verweigert.

Der

Der Caffee ist also für diejenigen gut, welche sich nach den starken Getränken, die sie den Tag vorher zu sich genommen, übel befinden. Er ist gut für die, denen der Kopf von einem überladenen Magen schwindelt; für die, welche gut essen und nicht genug arbeiten. Denn davon wird der Körper schwer; der Caffee aber macht munter, und ein schläfriges Gemüth wachend. Diejenigen, welche von Schmerzen an einer Seite des Hauptes geplagt sind, empfinden von seinem Gebrauche Linderung. Er vertreibt die Würmer; er ist den Frauenzimmern dienlich, bey welchen die gewöhnliche Diehung nicht eintritt; er verzehrt das lästige Fett des Leibes, und ist also denen, die gern mager werden wollen, zu empfehlen. Endlich hat man auch in einer Art der Colik, welche das Herzgeßpann genannt wird, an dem Caffee, wenn man ein Paar Tassen davon, ohne Zucker, geschwinde niederschluckt, oft ein bequemes Hülfsmittel.

Ich übergehe das Uebrige, was in dem Aufsätze des Herrn Linnäus dem Zwecke Ihrer Blätter nicht gemäß genug seyn möchte. Ich will auch nicht dafür stehen, daß das Lob, welches der Ritter dem Caffee in einigen Krankheiten beylegt, eben so zuverlässig seyn sollte, als was er zum Tadel desselben anführt, hat, und das die Erfahrung nur allzu wohl bekräftigt. Aber so ist es mit allen den allgemeinen Folgerungen, die man aus einzelnen Beobachtungen herleitet. Weit aber doch einige Ihrer Leser verlangt haben, daß Sie ohne alle Umschweife und Bedingungen gerade heraus sagen sollen, ob und wem, und in welchen Fällen eine gewisse Sache gesund oder ungesund sey, so zweifle ich nicht, daß der gegenwärtige Aufsatz auch seine Liebhaber finden werde.

Ich bin, u. s. w.

Philomedicus.

Hundert und eilftes Stück.

Brem. Beitr. 4. B.

Der Speisen lieblicher Geruch
Gibt bey uns mehr, als alle Lebensregeln.

Grau war ein Jäger, und also ist gewiß das Wild eine der ältesten Speisen aus dem Thierreiche. Diese Speise

Speise ist im Winter am gemeinsten, und ich will die Jahreszeit nicht vorbeylessen, ohne davon zu handeln.

Man kann alle esbare Thiere in vier Hauptclassen eintheilen, wenn man den Unterschied in ihrer Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit sucht. Einige haben einen Ueberfluß an der Kräftigen dünnen Suppe, die ungemein nahrhaft und leicht verdaulich ist. Dergleichen sind die zahmen jungen Mastthiere von mancherley Art. Von diesen handelte mein 45stes Blatt. Andre haben eine Menge Fett, wie die ältern gemästeten und verschnittenen zahmen Thiere. Ich habe sie im 81sten Blatte beurtheilet. Einige haben viel Gallert, wie die Schweine und alle junge Thiere, sie mögen gemästet seyn oder nicht; und diese haben im 68sten Blatte ihre Censur gelitten. Ist ist noch das Wild übrig, das weder zu Suppen taugt, noch auch viel Fett oder Gallert hat.

Dieses Fleisch unterscheidet sich besonders durch eine subtile Materie, welche zwar jedem Fleische eigen ist, sich aber beyhm Wilde besonders zeigt, und seine Haupteigenschaft ausmacht. Es ist ein feiner Dunst, den die Franzosen Fumet nennen, der allezeit die Eigenschaft eines flüchtigen laugenhaften Wesens zum Grunde hat, und wodurch der Geruch und Geschmack die verschiedenen Arten thierischer Speisen am deutlichsten unterscheidet. Er ist, seiner ursprünglichen Natur nach, der salzichte Grundstoff des Fleisches, und wird durch den Umlauf der Säfte hervorgebracht, welcher die subtilen Salztheilchen entwickelt. Man nennet ihn darum ein flüchtiges laugenhaftes Wesen, weil er sich der Fäulniß, welche ein solches Wesen erzeuget, am meisten nähert. Durch seinen Geruch und Geschmack wird der Kenner in Stand gesetzt, die Art der thierischen Speise, die er genießt, zu erkennen, ohne sie zu sehen. Thiere, die sich stark bewegen, haben einen Ueberfluß von diesem Dunste, weil ihn, wie gesagt, der Umlauf der Säfte entwickelt. Die Hausthiere und die gemästeten haben keinen so unterscheidenden Geruch und Geschmack ihres Fleisches, weil bey ihrer ruhigen Lebensart dieser flüchtige Dunst mit ihren suppigten Theilen inniger vermischt bleibt. Hingegen kann man ihn desto deutlicher riechen

chen und schmecken an allem Wilde, und an Vögeln, die Beeren und Gras fressen; an Hirschen, Hasen, Lerchen, Kramsvögeln, Rebhünern u. s. w. Noch stärker findet man ihn bey Vögeln, die Insekten fressen, und sich durch Fliegen stark bewegen; am stärksten aber bey den Raubthieren, welche, weil sie faulend riechen und schmecken, nicht einmal gegessen werden können. Wenn das Fleisch zahmer Thiere so lange gelegen, und einige Fäulniß angenommen hat, so bekömmt es einen Wildgeschmack, weil die Fäulniß seine laugenhafte Salze entbindet und flüchtig macht. Wir wissen also hieraus, was wir am Fleische des Wildprats eigentlich lieben. Es ist das Analogon der Fäulniß, das flüchtige Laugen Salz seiner Säfte, eine Art der Diffonanz im Geschmacke, die allen Speisen dasjenige giebt, was man einen haut goût nennet.

Ich kann, als Arzt, diesen hohen Geschmack am Wilde überhaupt nicht loben; denn alle Speisen, die unsern Nahrungsfaß mit einer laugenhaften Schärfe erfüllen, sind darum verdächtig, weil auch unsre gesündesten Säfte immer einige Neigung zur Fäulniß haben, welche in diesem ihrem Zunder glimmt. Wenn diese laugenhafte Schärfe im Magen und in den Gedärmen entweder scharfe und verdorbene Säfte findet, oder durch ihr Verweilen in denselben, und durch die Aufwiegelung der Wärme, verdorben wird, in Fäulniß geht, und eine subtile Lauge erzeuget, so ernähret und unterhält sie darinn eine Schärfe, welche den Appetit hindert, den Durst vermehrt, Ekel und faules Aufstoßen verursacht, und sobald sie sich endlich von dem zähern Schleime losgemacht hat, ins Blut übergeht, und dasselbe verdirbt. Denn so lange das Blut seine gehörige Mischung behält, sind seine salzichten und öligten Theile so genau mit den wässerigen vermischt, daß sie die festen Theile unmöglich reizen können; sobald aber der wässerige Theil des Blutes davon geflogen ist, verliert es die Eigenschaft einer Seife, die es bis dahin besessen; die öligten und salzichten Theile nähern und verbinden sich mit einander, werden scharf, und reizen die festen Theile zu einem unnatürlichen Zusammenziehen.

ziehen. Hierdurch wird aber der Umlauf des Bluts vermehrt, die feinsten öligten und salzigen Theile desselben entwickeln sich, und nehmen die Art flüchtiger Laugenfälsche an, die im lebendigen Körper Schärfe erzeugen, und sich durch den Geruch offenbaren. Auf solche Weise bringen sie die gewöhnlichen Zufälle der faulenden und der Entzündungsfeber hervor.

So wie sich demnach unser eignes gesundes Blut, nach jeder vollbrachten Verdauung, zur Fäulniß neigt, und eine subtile laugenhafte Schärfe aus sich selbst hervorbringt; so läßt sich leicht erachten, daß selbst die vegetabilischen Säuren und das gemeine Salz, wenn sie nach vollbrachter Verdauung im Blute umlaufen, in diesem ihrem letzten Zustande täglich in uns verändert werden, und die laugenhafte Art und Schärfe der Säfte des Fleisches desto leichter annehmen, und unsrer Gesundheit mit ihnen gemeinschaftlich schädlich werden; zumal da sie diese letzte Veränderung im Blute selbst leiden, wo sie unmittelbar in die festen Theile wirken, sie reizen, und zu ihren Verrichtungen ungeschickt machen können.

Aus diesen Betrachtungen folgt ganz natürlich, daß alles Fleisch, welches viel laugenhaften Dunst von sich haucht, die Neigung unsrer gesunden Säfte zur Fäulniß befördere, theils, indem es denselben einen Ueberfluß des Zunders der Fäulniß zuführt, theils aber auch, indem es die festen Theile reizt, und dadurch den Umlauf vermehrt, welcher mit einem Sturme verglichen werden kann, wodurch das glühende Feuer der Fäulniß in volle Flammen gesetzt wird. Dieses ist der Grund, warum die Nationen in hitzigen Erdstrichen, welche viel solche Speisen von flüchtiger laugenhafter Schärfe genießen, weit mehr als andre zu faulenden Fiebern und Säften geneigt sind; und warum es alle vernünftige Aerzte mißbilligen, daß man Kranken, deren Säfte in Gefahr der Fäulniß sind, Wild gebe, oder es den Gesunden, wenn es schon Spuren der Fäulniß zeigt, leichtsinnig erlaube.

Inzwischen hat auch das Fleisch des Wildes seine Vorzüge vor dem zahmen, die es zur Abwechslung preiswürdig machen. Es ist von Natur mürber und hat die eifelhafte Slüchtigkeit nicht, die das frische Fleisch zahmer Thiere vielen verhaßt macht. Diese Vorzüge giebt ihm die starke Bewegung und Uebung der Muskeln, und die innigere Auflösung aller Säfte, bey der unruhvollen und geschäftigen Lebensart der wilden Thiere. Daher wird es von dem Magen leicht verdauet, und weder das Fett, noch die Gallert beschwert und verdirbt ihn. Der Mangel der suppigten Theile macht es nicht überflüssig nahrhaft; und daher ist es eine Speise vornehmer Leute, welche nur speisen, um nicht zu hungern, oder lange weile zu haben, und die weder verdauen können, noch sich mehr mästen dürfen, als sie es schon ohnedem bey ihrer Ruhe und Gemächlichkeit sind. Zudem hat der feine flüchtige Dunst dieses Fleisches, unter den nöthigen Bedingungen, die Kraft, die unmerkliche Ausdünstung zu vermehren; und dieses ist bey feuchter und kalter Witterung eine erwünschte Eigenschaft der Speisen.

Um dieser Vortheile willen wollen wir das Wild keinesweges von unsern Tafeln gänzlich ausschließen. Allein, wir wollen zugleich das Unheil vermeiden, was dessen öfterer Genuß stiften könnte. Ich will hierüber meinen Lesern nur einige wenige Regeln empfehlen.

Man muß das Wild nicht mit starken und hitzigen Gewürzen speisen, welche ein öligtes flüchtiges Salz in sich enthalten; denn obgleich die scharfen flüchtigen Gewürze die Fäulniß, wozu es geneigt ist, verhüten, so vermehren sie doch die subtile Schärfe zu sehr, und ihre flüchtigen wirksamen Salze reizen die festen Theile und Nerven noch stärker zu heftigen Bewegungen, welche, indem sie den Umlauf erhizen, der Entwicklung der Fäulniß in unserm Blute mehr Vorschub thun, als ihr die zarte Säure, die sie zu besitzen scheinen, etwan Einhalt thun könnte. Aus eben dem Grunde sollten wir nie Wild speisen, was schon einen Leichengeruch hat. Ein nicht hitziger säuerlicher Wein, und Nebengerichte von allerley Früchten, sind nothwendige Begleiter

Begleiter der Speisen vom Wilde, weil sie durch ihre Säure die laugenhafte Schärfe derselben verbessern. Einige haben die Gewohnheit, das weiße Brodt, was sie bey dem Wilde speisen, nicht anders, als in einem leichten Rhein- oder Moslerweine, welcher mit Zucker versüßt ist, eingeweicht, vorher aber ein wenig geröstet, zu essen; und dieses ist löblich, wenn nur der Zimmet und andre Gewürze davon bleiben, welche man häufig über dieses Brodt zu streuen pflegt. Der Durst, welcher auf den Genuß des Wildbräts zu folgen pflegt, muß reichlich, aber mit einem kühlenden säuerlichen Getränke, gestillt werden, das, im Wesentlichen, einer Limonade gleicht. Die fließende Butter, welche man gemeinlich bey Wildbraten zum Uebergusse nimmt, ist nicht geschickt, seine schädlichen Eigenschaften zu verbessern; und um deswillen ist es besser, dergleichen Fleisch trocken zu speisen, und das in Wein geweichte Brodt zur Nachhülfe bey dem Schlucken zu nehmen. Alle Arten Sallate, eingemachte Früchte, und alle säuerliche Brähen bey Wilde, das nicht gebraten ist, sind der vernünftigen Lebensordnung gemäß, und verdienen angepriesen zu werden. Um allen übeln Folgen vorzubringen, muß man sich bemühen, in den Stunden nach vollendeter Verdauung, einen gelinden Schweiß hervorzubringen, wozu die flüchtigen Salze des Wildes selbst, bey einer mäßigen Leibesübung, behülflich seyn werden; denn hierdurch werden die flüchtigen Salze, welche die vesten Theile reizen, aus dem Blute abgeführt, der Umlauf besänftigt sich, der Durst läßt nach, und die vorige Ruhe wird wieder hergestellt.

Wenn Leute mit Krankheiten beschwert sind, welche von der Säure herrühren, so sind ihnen keine Speisen dienlicher, als die vom Wilde. Allein, da sich unsre Säfte immer mehr zur Fäulniß neigen, so sind die faulenden Krankheiten viel gemeiner, folglich die Fälle häufiger, da der Genuß des Wildes schädlich seyn würde. Die Natur hat ihre eigenen Triebe, wodurch sie die Kranken unterrichtet, was für Speisen ihnen schädlich oder nützlich sind; und weil die Aerzte nicht hieraus, sondern lieber aus ihren Theorien schließen,

schließen, von welcher Natur die Krankheiten seyn, so geschicht es öfters, daß der Patient nach eben den Speisen am heftigsten verlangt, die ihm der Arzt am strengsten untersagt hat. Allein, man muß sich in solchen Umständen nicht an die Drohungen und Verbote des Arztes kehren. In faulenden Krankheiten hat Jedermann einen Abscheu vor Fleisch und Wild; in Krankheiten von der Säure wird er nichts lieber genießen, als Fleisch und Wild. Ein Kluger folgt der Natur, und läßt seinen Arzt reden; unglücklich ist der, der seinem Arzte folgt, und die Natur schweigen heißt.

* * *

Mein Herr,

Der Anfang Ihres 109ten Stückes, worin Sie uns die strengen Busübungen einiger heidnischen Priester im Indostan erzählten, hat mich auf den Einfall gebracht, daß es vielleicht Ihren Lesern angenehmer seyn könnte, wenn Sie ihnen den Zusammenhang des religiösen Aberglaubens mit der Arzneywissenschaft zeigten: denn da die Eitelkeit die mächtigste Triebfeder aller unsrer Entschlüssen ist, so kann man hoffen, daß eine solche Vorstellung etwas beytragen könnte, das Reich des Aberglaubens unter den Menschen zu zerstören. Sie haben zwar in Ihrem 51sten Stücke die Schädlichkeit des Aberglaubens für die Gesundheit schon überhaupt gezeigt. Allein, da Beispiele immer mit mehr Nachdruck wirken, so glaube ich, daß diese Materie aus der Geschichte auf eine noch nützlichere Weise abgehandelt werden könne. Ich will in dem Versuche, den ich Ihnen hiervon jetzt mittheile, die europäischen Gebräuche des Aberglaubens ganz bey Seite setzen, um keine Anwendung zu machen, die irgend einem Ihrer Leser, von welcher Religion er auch sey, beleidigend scheinen könnte. Allein, wenn ich ein für allemal zum Voraus sehe, daß Gott, der uns die Gesundheit als ein Kleinod geschenkt hat, keinen Gefallen daran haben könne, daß wir sie, ihm zu Ehren, verderben, so werden die Beispiele der heidnischen Abgötter, die dieses thun, einem jeden zur eignen Anwendung Stoff genug geben.

Unter den Edgendienern in Asien thut überhaupt der Orden der Faquirs das Gelübde der Armuth und des ehelosen Standes; und ob ich gleich nicht einsehe, warum Gott das Gebet solcher Leute, die sich nicht fortpflanzen, lieber erhören sollte, als anderer, so will ich mich doch dabey nicht aufhalten, weil sich die meisten dieses Gelübde leicht zu machen wissen. Die meisten Faquirs ziehen im Lande herum, und führen die gesündeste und angenehmste Lebensart von der

Welt. Um die Last der Einsamkeit nicht auszustehn, reisen sie gemeinlich in großen Haufen mit einander, und wissen gewiß, daß ihnen, sie mögen hinkommen wohin sie wollen, ihr Tisch reichlich bedient werden wird. Denn das Volk dieses Landes würde es sich für ein unvergeßliches Verbrechen anrechnen, solche heilige Leute, die vor Heiligkeit auf keiner Stelle bleiben können, auf ihren unmäßigen Reisen Hunger leiden zu lassen. Daher versieht man sie in allen Dörfern, wo sie hinkommen, mit den besten Lebensmitteln, und weiß es ihnen noch vielen Dank, daß sie so gnädig seyn, und sie annehmen wollen. Denn, man muß wissen, daß ein Faquir verunreinigt wird, wenn ihn ein anderer Mensch nur bloß anrührt. Ist es also nicht eine außerordentliche Höflichkeit, wenn er dem ungeachtet, ohne unrein zu werden, etwas ißt, das ein anderer Mensch angerührt hat? Dieser Ueberfluß bey der Armuth, das anmuthige Reisen in einem Lande, welches fast das ganze Jahr hindurch einem Garten ähnlich ist, und die kurzen Spaziergänge, welche sie sters auf einmal von einem Ruherhaufe bis zum andern zu thun haben, machen ihnen also das Gelübde der Armuth und des Elendes so erträglich, daß sie einsältig seyn müßten, wenn sie nicht ein Gelübde, reich zu seyn, gegen dieses für tausendmal beschwerlicher ansehen sollten. Ovington hat ihrer einstmals mehr als Hundert in einem mit schattichten Bäumen besetzten Wäldchen angetroffen, als sie sich eben bey einem Gastmahle, das ihnen ein gewisser großer Mann hatte zubereiten lassen, lustig machten. Sie tranken viel Bäng, mit Wasser vermischt, welches ein starkes und berauschendes Getränk ist. Er fragte sie, ob nicht bey diesen Zusammenkünften zuweilen böse Ausschweifungen und Unordnungen vorgiengen? allein sie antworteten ihm, daß sie allezeit Sorge trügen, Friede und Ordnung unter sich zu halten, und daß sie deswegen einige unter ihnen erwählten, die nichts mittrinken dürften, um bey allen vorfallenden Zänkeren Schiedsrichter abzugeben, und allen Ausschweifungen vorzubeugen. Wie sich die Faquirs in Absicht des andern Gelübdes nämlich des ehelichen Standes, schädlos halten mögen, läßt sich leicht aus dem Beispiele der Brachmanen schließen, die eine Art von Götzdienerinnen mit sich herum führen, welche ihren Gößen in und bey den Pagoden mit Tänzen verehren, und sich bey allen Gastmahlen als Tänzerinnen, u. s. w. gebrauchen lassen, wenn sie nur damit etwas zum Dienste der Pagode verdienen können; daher sie auch von den dänischen Missionarien Tanzhuren genannt werden. So wie es aber unter allen Frommen von Profesion einige wenige giebt, die es von denen sind, so findet man auch einige Faquirs, die, unter dem Namen der Büßenden ihren Gott auf keine bessere Weise zu verehren wissen, als daß sie sich mit den erbärmlichsten Martern quälen. Sie bestreuen ihr Haupt mit Asche, und lassen sich das Haar so lang, als möglich, wachsen, damit sie desto unmenichtlicher

aussehen

aussehen mögen. Ein jeder von diesen wilden Männern sucht sich eine Marter aus, womit er sich nach Belieben peinigt. Einige geloben, beständig nackend zu gehen, und legen sich so, ohne Bette oder Decke, unter gewisse Bäume. Es giebt andre, die dem Himmel angeloben, sich beständig mit Kothe wohl eingeschnürt zu halten, und sich nimmermehr in ihrem Leben bey dem Waschen, Baden, oder irgend einer andern Reinigung ertappen zu lassen. Einige tragen große schwere Mützen auf ihren Köpfen, und andre Ketten an ihrem Leibe. Einige fallen auf die beschwerliche Tollheit, deren Sie neulich erwähnt haben, Zeit ihres Lebens in einer gewissen Stellung des Leibes zu bleiben, da dann einige liegen, andre stehen, oder auch hängen. Zuweilen findet man einige, die ihre Hände über dem Kopfe zusammen geschlagen haben, und in dieser Stellung Tag und Nacht lebenslang bleiben. Andre sitzen ewig auf kreuzweise zusammengeschlagenen Füßen, mit auf den Rücken gebogenen Armen; noch andre sitzen in der Stellung, als wenn sie Männchen machten, mit in die Höhe gehobenen und auf den Rücken niederhängenden Armen. Es ist leicht zu erachten, wie viel diese Narren auszustehn haben müssen, ehe sie dergleichen Stellungen gewohnt werden können. Durch die Länge der Zeit aber bringen sie es dahin, daß sich die Gelenke, in ihrer erzwungenen Stellung mit starken Knorpeln und Verhärtungen befestigen, so daß es endlich nicht mehr in dem Vermögen dieser Krüppel steht, sich wieder in eine natürliche Stellung zu versehen. Diese Elenden sorgen für nichts weniger, als wo sie in diesem Zustande zu essen und zu trinken hernehmen wollen. Das macht, sie verlassen sich auf den Aberglauben des Frauenzimmers, welches sich ein Gewissen daraus machen soll, einen verstümmelten Heiligen verhungern zu lassen; daher es ihnen beständig Unterhalt bringt, wenn auch die Bedienten der Faquirs sie zuweilen in ihrem heiligen Haine vergessen sollten. Man sagt, daß noch keiner Hungers gestorben seyn soll, der seine Nahrung auf dem Aberglauben eines Weibes gebauet hat.

Einige Faquirs, die das verdienstliche ihrer Marter nicht sowol in der Länge ihrer Dauer, als vielmehr in dem Grade der Pein suchen, erwählen sich Qualen von einigen Tagen oder Stunden, die aber auch desto empfindlicher sind. Einige kriechen in ein Loch, worhin das Sonnenlicht nur durch eine kleine Ritze fallen kann. In diesem Loche bleiben sie einige Tage und Nächte hintereinander liegen, ohne das geringste zu essen, oder zu trinken. Die Reisenden wollen versichern, daß es einige neun bis zehn Tage hindereinander so aushalten sollen. Andre thun das Gelübde, sich niemals niederzulegen. Diese schlafen jederzeit stehend, oder hängen sich mit der Brust über ein Paar zusammengebundene Stricke, worauf sie ein Kissen legen, in die Schwere, so daß auf dieser Seite der Kopf und die Arme, und auf der andern die Füße herunter hängen. Einige legen sich nackend

auf

auf die Erde, stellen aber die Hände dergestalt rückwärts unter den Kopf, daß der Kopf auf den beiden Ellenbogen in der Höhe ruht. Wenn ihnen nun im Schlafe die Hände ausgleiten, so müssen sie noch wendig erwachen, und stellen sich wieder in ihre vorige Postur. Diese Marter ist gleichwol noch lange nicht so schlimm, als wenn sich einige den Kopf dergestalt zurückbeugen, daß sie nichts, als den Himmel um sich herum sehen können, und sich den Nacken so auf Zeitliebs ver wachsen lassen. Es giebt auch einige, die sich, so oft sie ihr Gebet thun wollen, bey den Beinen aufheben, und sich nicht eher wieder abnehmen lassen, als bis ihr Gebet vollender ist, oder bis sie es nicht mehr aushalten können. Uebrigens lassen sich diese Heilige die Nägel an Händen und Füßen so lang als Adlersklauen wachsen; und weil sie sich solchergestalt selbst zu Thieren oder Thoren machen, so glaubt jedermann, daß von ihren Gebeten und Martern der Segen des ganzen Landes und die Abwendung alles Uebels abhänge. Da nun dieser Segen besonders diejenigen treffen muß, die auf eine oder die andre Art an den Vorfübungen dieser Gerechten Theil nehmen, so läuft das Volk haufenweise an solche Vorförder, und verrichtet seine Andacht, bringt seine Gaben und Opfer, zahlt seine Gelübde, und vergöttert beynähe die da herum liegenden Krüppel, die ihre niedrige Verehrung nur allzu theuer bezahlen.

So wie sich diese Faquirs auf eine chirurgische Weise quälen, so thun es die Banianen auf eine diätetische Weise. Diese Leute glauben, daß die Seelen ihrer Vorfahren in die Leiber der Thiere fahren; und damit sie nun keinen Mord an ihren Vorfahren begehen mögen, so verhüten sie aufs sorgfältigste, daß sie kein Thier tödten. Um deswillen bedecken sie sich den Mund jederzeit mit einem Stücke Leinwand, damit ihnen kein Thier in den Mund komme. Dabey tragen sie beständig einen kleinen Besen in der Hand, um überall, wo sie sich niederlegen wollen, ihren Platz vorher von allen Insekten zu reinigen. Doch sind unter allen Thieren die Ochsen und Kühe vornehmlich die Lieblinge der Banianen. Ich weiß nicht, wer ihnen gesagt hat, daß eben die allerheiligsten Seelen nach dem Tode in die Körper des Rindviehes fahren sollen; und man möchte beynähe weniger selig seyn, um nach dem Tode einen geschicktern Leib zu bewohnen. Die Banianen erzeugen ihrem Rindviehe theils um deswillen, theils auch darum alle Morgen eine ganz besondre Ehrerbietung, weil diese Thiere zu gleich die Grundveste der Welt auf ihren Hörnern tragen, und die Menschen nach dem Tode über einen Fluß bringen sollen, den Niemand passiren kann, ohne sich an den Schwanz einer Kuh anzuhalten. Um aber die Witterung von dieser zukünftigen Seligkeit schon in diesem Leben zu genießen, speisen die Heiligen nichts, als was mit Kuhmist gekocht, oder zubereitet ist; denn sie halten den Kuhmist für eine von den allerheiligsten Sachen in der ganzen Schöpfung. Inzwischen wird

doch

doch auch keinem der übrigen Thiere der Schutz und die Pflege der Banianen versagt. Sie verhüten nicht allein ihren Tod auf alle mögliche Weise, sondern sie bauen ihnen auch sogar Hospitäler. Eine Meile von Suratte werden wirklich allerhand lahme oder alt gewordene Ziegen, Pferde, Hunde und Kühe reichlich versorgt, und man kauft seinem Herrn lieber einen lahmen Ochsen ins Hospital ab, als daß man ihn denselben schlachten ließe. Ja, was soll man sagen, wenn Orvington versichert, daß nicht allein, unweit des vorigen, ein andres Hospital für Flöhe, Wanzen, und andres Ungeziefer gehalten werde, sondern daß auch die Banianen zuweilen einen armen Mann dinsten, der dieses Ungeziefer eine Nacht an seinem Leibe fressen lassen muß, und den sie, damit er sich wider die unschuldigen Creaturen nicht wehren möge, an das Bette fest binden. Alle Jahre geben die Banianen den Fliegen einen öffentlichen Schmaus, indem sie ihnen große Schüsseln mit Milch und Zucker vorsetzen; ja einige gehen mit einem Sacke Reiß einige Meilen herum, und theilen ihn unter die ihnen vorkommende Ameisenhaufen aus, weil sie glauben, daß diese Thiere Liebhaber davon wären. Einige Banianen treiben diese Vorsorge für die Thiere so hoch, daß sie sich niemals waschen, damit sie nicht etwa unversehends einige Thiere dadurch tödten möchten; und eben dieses ist die Ursache, warum sie kein Holz brennen. Kurz, alles was das menschliche Leben elend und mühselig machen kann, das hat sich der Aberglaube erfonnen, um den Göthern zu gefallen. Was für Götter müssen das seyn, die sich von solchen Schweinen huldigen lassen; und wie mögen sie ihre edelsten Geschöpfe lieben, daß sie ihnen nicht eher ihre Sünden vergeben, als bis sie sich zu den erbärmlichsten Krüppeln gemacht haben! Wenn man auch nur von dieser Seite die reine Lehre des Evangelii betrachtet, so muß man die, so ihr zugethan sind, für glücklich schätzen; daß sie einen Weg zum Himmel wissen, auf welchem sie ihre gesunden Gliedmaßen behalten dürfen. Ich bin ic.

Beantwortung einiger Anfragen.

Auf die Anfrage der Frau J. M. S. v. K. ob die Schnecken eine gesunde oder schädliche Speise sind? habe ich nur so viel zu erwiedern, daß man ihr Fleisch und die davon gekochten Brühen, besonders wenn sie eine Zeitlang vorher mit Wehl und Zucker gemästet worden sind, den abgekehrten Personen aus eben den Ursachen für heilsam achtet, aus welchen man ihnen die Geleen anpreist. Ich habe aber in meinem 68ten Blatte gezeigt, daß diese letztern wegen der besondern Nahhaftigkeit, die man ihnen zuschreibt, ein günstigeres Vorurtheil für sich haben, als sie verdienen. Mit den Schnecken ist es noch schlimmer. Dieses schleimvolle Thier erfordert starke Verdauungs-

Daunungskräfte, und hinterläßt gar leicht Ekel und Ueblichkeit. Es ist Leuten von schwacher Verdauung, Leuten, die mit Schleim beschwert sind, und die ohnedem eine Disposition zu dicken Säften haben, immer schädlich. Ich weiß wohl, daß sich die Frösche, auf ihrer Jagd der Gartenschnecken, sehr wohl befinden und mästen. Allein, dieses kommt, allem Ansehen nach, daher, weil ihr Magen stark genug ist, die Schnecken sammt ihren Schaaln zu verdauen, deren flüchtiges Salz diese Thiere fett macht. So aber, wie wir sie speisen, hat man von ihrem häufigen Genuße alles das zu befürchten, was ich im 68sten Blatte, vom Mißbrauche der gallertartigen Speisen, angeführt habe.

Der Herr *J. N. S. T. S.* welcher mich aus *C**** auffordert, die Inoculation der Blattern zu vertheidigen, wird mich entschuldigen, daß ich mich fürchte, in ein Wespennest zu stören. Ich scheue nur den Zank, nicht aber die Operation, die ich selbst an vielen, und allemal glücklich angestellt habe. Unser vorreflicher Herr *D. Sessler*, ein Schriftsteller, der Deutschland immer Ehre machen wird, hat die Sache der Inoculation in seinen Briefen über das Blatterbelzen unübertrefflich vertheidigt, und daran muß es genug seyn. Die Stellen in meinem 85ten und 86ten Stücke, worin über die Inoculation gespottet seyn soll, sind wirklich nur übel verstanden. In dem einen wird gesagt, daß einer an der Schwindsucht sterben werde, ob er sich gleich inoculiren, den Stein schneiden, und den Staat stechen lassen. Der Sinn ist hier offenbar der, daß uns keine Kunst und Vorsicht vom frühen Tode erretten werde, wenn wir nicht den Wollästen den Handel aufkündigen. Wie ist hier der Inoculation oder des Stein schneiden gespottet? Im andern Stücke wird bloß darüber gelacht, daß die Inoculation leicht eine von den Modocuren werden könnte, die man eine Zeitlang bey allen Krankheiten wieder anbringen will. Da man schon die Viehleuche inoculirt hat, so ist alle Hoffnung da, daß man noch alle ansteckende Krankheiten inoculiren werde; und darüber kann man ja wol im Anfange ein wenig lachen.

Der Arzt.



Han

Hundert und zwölftes Stück.

von Caniz.

Kannst du noch, in deiner Ruh,
Die getretenen Schritte hören?

Mein Herr,

Sogleich die Materie meines gegenwärtigen Sendschreibens eben nicht practisch ist, so hat sie doch etwas so Interessantes, daß ich glaube, man werde sie mit einigem Vergnügen lesen. Eine gewisse Gelegenheit hat mich veranlaßt, über den Zustand nachzudenken, worin sich viele, wo nicht gar die allermeisten Menschen in den ersten Stunden und Tagen nach ihrem Absterben befinden. Ich habe befunden, daß der Zustand, in welchem wir gemeinlich die Leute für todt halten, gar selten der wahre Zeitpunkt ihrer völligen Entseelung sey, und daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, die ganz neuerlich Verstorbene noch einige Begriffe übrig haben, und besonders durch das Gehör noch eine geraume Zeit, da sie schon für todt gehalten werden, alles dasjenige empfinden können, was um sie herum vorgeht.

Wenn man den Begriff des Todes in seiner strengsten Bedeutung nimmt, wo er der völlige Untergang der thierischen Natur, die gänzliche Aufhebung der Gemeinschaft des Leibes und der Seele ist, so wäre nichts ungereimter, als zu behaupten, daß die Todten hören könnten. Alle Empfindungen setzen die Fortdauer der thierischen Natur zum voraus; und diese Fortdauer ist das thierische Leben. Ein empfindender Todter ist also nach diesem Begriffe ein absolutes Umding. Allein; da es mißlich, ja fast unmöglich ist, den eigentlichen Augenblick dieser großen Trennung zu bestimmen; so ist der Begriff vom Tode in einzelnen Fällen und im gemeinen Leben ganz etwas anders, als dieser abstracte Begriff desselben. Wenn die Lebendigen, und die Aerzte selbst, entscheiden wollen, ob ein Mensch todt sey, so nehmen sie den Inbegriff vieler Zeichen zusammen, woraus sie den wirklichen Tod schließen. Das Herz und die Pulsadern schlagen nicht mehr; es zeigt sich keine merkliche Spur mehr von dem geringsten Umlaufe des Bluts; das Athemholen hat seinen völligen Stillstand erreicht; das Gesicht

Gesicht zeigt eine Todtenfarbe; die Augen sind erschlafft; alle Glieder sind schlechterdings der Bewegung beraubt; die allerheftigsten Eindrücke in die Gliedmaßen der äußerlichen Sinnen thun keine von allen den Wirkungen, die sie bey einem Lebendigen hervorbringen; kein Feuer, kein Schlag, keine Gewalt bringt auch nur das kleinste Zeichen hervor, als ob der Leichnam etwas davon empfände; denn daß er wirklich nichts davon empfinde, das erfahren wir nicht, sondern wir schließen es bloß aus dem Mangel der Zeichen der Empfindung, die ein Lebendiger geben würde. Alle diese und noch mehr andre Kennzeichen des Todes, sind, wenn wir sie mit den vorhergehenden Umständen und mit den offenbaren Ursachen, die das Absterben hervorbringen können, zusammennehmen, der einzige Grund, aus welchem wir und alle Aerzte den wirklichen Tod eines Menschen schließen.

Keines von allen diesen einzelnen Zeichen, ja auch nicht einmal ihr ganzer Inbegriff, sehen den wirklich vorhandenen völligen thierischen Tod mit Zuverlässigkeit ausser Zweifel. Herr Brühler hat auf eine gelehrte und gründliche Weise dargethan, daß wir eher keinen von aller Unsicherheit befreieten Beweis haben, daß der Augenblick der völligen Trennung des Leibes und der Seele geschehen sey, als bis sich die Spuren der Fäulnis und allgemeinen Verwesung an den Leichnamen zeigen. Seine Gegner, worunter Herr Louis der wichtigste ist, haben sich, vielleicht nur durch den Kizel zu widersprechen, die Mühe gemacht, ihn zu widerlegen. Allein, alles was sie gethan haben, besteht bloß darin, daß sie einige seiner Beweise von der Ungewißheit der Todeszeichen, deren er viele Hundert gegeben, mit Grunde geradelt, zuletzt aber doch aus eigener Ueberzeugung gestanden haben, daß die Entscheidung vom Tode einzelner Personen eine mißliche, und Aerzten selbst oft allzu schwere Sache sey. Es hat zwar Herr Louis die Steifigkeit der Gelenke und die Erschlaffung der Augen für untrügliche Todeszeichen angegeben. Allein, gleichwie er hierdurch bekennet, daß alle übrige trüglich sind, so wird er auch mit den seinigen noch nicht in allen Fällen zurecht kommen. Die Steifigkeit der Gelenke ist unstreitig trüglich: denn es giebt Todte genug, die nie steif werden, und man kann davon ein Beyspiel eines Augenzeugen im 10ten Bande des Hamburgischen Magazins im 5ten Stücke S. 535. lesen. Die Erschlaffung der Augen beruhet auf der Auflösung ihrer Muskeln und Häute. Da nun aber das ganze System der Muskeln und Häute, bey wahren und bloß scheinbaren Todten, zuweilen diese, zuweilen aber auch die ganz entgegengesetzte Beschaffenheit annimmt, und bis zum Anfange der Verwesung behält; so ist kein Zweifel, daß eben diese Mannigfaltigkeit auch bey den Muskeln und Häuten des Auges zuweilen statt finden könne. Es ist also eine ausgemachte Sache, daß alle Kennzeichen des völligen Todes, bis zum Anfange der allgemeinen Verwesung trüglich sind, und daß, wo nicht alle Men-

schen,

schen, doch gewiß die allermeisten erst alsdann sterben, wann sie schon eine geraume Zeit vorher todt geschehen haben.

Man würde mit Uebereilung an dieser Sache zweifeln, wenn man nicht vorher gelesen hätte, was die Beobachter aller Zeiten von den Kennzeichen des Todes angemerkt haben. Leute, bey denen weder das Herz noch der Puls eine Bewegung gehabt hat, die selbst Aerzte, aller Nachforschung ungeachtet, hätten entdecken können; wo sich nicht die geringste Spur eines Umlaufs des Bluts offenbarr; wo keine Spiegel noch Federprobe das mindeste Athemholen entdeckt; wo das Gesicht eine Todtenfarbe gehabt; die Glieder steif und unbeweglich verharret; die natürliche Wärme sich gänzlich verloren, und die heftigsten Eindrücke in die Sinne kein Zeichen einer Empfindung gegeben haben, sind für todt gehalten, einige Tage lang zur Schau gestellt, endlich begraben, und doch zuletzt, da sie sich in ihren Gräbern gemeldet, noch lebendig gefunden worden. Diese Beobachtungen gehen über alles, was ihnen der Wiß und die Disputirsucht entgegen seyn kann.

Ich schloße aus allen diesen Wahrnehmungen mit Recht, daß uns der erste Zustand frischer Leichen, worinn wir alles bemerken, was wir für Todeszeichen halten, keinesweges berechtige, zu behaupten, daß zugleich mit ihrem letzten Athem und Pulschlage, und zugleich mit dem Anfange aller dieser mißlichen Zeichen des Todes, die völlige Trennung des Leibes und der Seele schon wirklich geschehen sey. Da einige solcher Personen wieder zum Leben gebracht worden sind, nach dem sie sich in eben dem Zustande befunden haben, wie andre frische Leichen, und da also in diesem Zustande dennoch der letzte Funke des Lebens noch nicht bey ihnen erstickt gewesen ist; so folgt unwidersprechlich, daß der wahre Augenblick des völligen Todes gar nicht an alle diese Zeichen gebunden sey, und daß Leute, die sich in diesem Zustande befinden, wenn sie auch nie wieder zum Leben gelangen, noch eine Zeitlang nach diesem ihrem scheinbaren Absterben, einige thierische Vermögen und Kräfte behalten können, welche noch Statt haben können, obgleich die Maschine, allen natürlichen Zeichen nach, schon wirklich zum Stillstande gelangt ist. Wenigstens würde es eine völlig erweisliche und ganz unbedachtame Uebereilung seyn, wenn man aus dem Zustande einer frischen Leiche, weil er dem Zustande völlig Todter ähnlich ist, schließen wollte, daß sie in der That schon im strengsten Verstande völlig todt wäre. Man kann auch nicht schließen, daß diejenigen Personen, welche nach einigen Tagen wirklich in Fäulnis gehen, und also ihren wahren Tod bestättigen, deshalb gleich von der Stunde und dem Tage an, da man ihnen die Augen zugedrückt hat, schon wahrhaftig todt gewesen wären. Die Ursachen des Zustandes der dem Tode ähnlich ist, können in manchen Fällen nach und nach von selbst oder auch durch Hülfe der Kunst wieder vernichtet werden.

Der Arzt. V. Th. Berth. Ausg.

S

Bey

Bei andern Personen, die auf eben dieselbe Weise umgekommen sind, können Umstände, Nachlässigkeit, oder unüberwindliche Schwierigkeiten von anderer Art die Hinwegräumung dieser Ursache unmöglich machen; und dann erstreckt endlich mit der Zeit dieser Funke des Lebens gänzlich. Allein, bis zu diesem Augenblicke kann der innere Zustand einiger thierischen Kräfte bey ihnen noch eben derselbe geblieben seyn, als bey denen, die wieder zum Leben gelangen. Wenn man bedenkt, daß die Veränderung der Farbe, der Mangel aller Bewegungen aller Zeichen von Empfindungen, der Wärme, des Athemholens und Pulsess fast die einzigen Lösungszeichen sind, nach welchen man einen Menschen todt sagt; und wenn man zugleich liest, wie ganz unzuverlässig diese Zeichen sind: so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß die meisten Menschen nicht eher wirklich sterben, als nachdem sie schon lange Zeit für todt gehalten worden sind.

In diesem Zwischenstande des Lebens und Todes, wenn ich ihn so nennen darf; in dem Zustande, worinn alle Todeszeichen vorhanden sind, das einzige untrügliche aber, nämlich die angehende allgemeine Verwesung, noch nicht zu spüren ist, können die Kräfte der Seele noch in einigem Grade da seyn, ob man gleich keine Spur davon wahrnehmen kann. Von den höhern Gemüthskräften ist noch die Frage: ob sie nicht gar nach dem wirklichen Tode sogleich fortdauern? und die Philosophen, die keine Seelenschläfer sind, behaupten es. Allein, dieses sind keine Wirkungen der Seele, in so fern sie zum Menschen gehört; und ich ziehe sie ist in keine Betrachtung. Ich bleibe bey den Gemüthskräften, die zu unsrer Sinnlichkeit gehören, und man wird zugestehen müssen, daß vor der gänzlichen Zerstörung der thierischen Natur kein Grund vorhanden sey, warum man glauben sollte, daß ein frischer Leichnam nicht noch einige Empfindungen haben könnte, wenn die Gliedmaßen seiner Sinne im Zustande frischer Todten nicht gänzlich ungeschickt gemacht werden, Eindrücke von außen anzunehmen, und bis zum Gehirne fortzupflanzen. Ich will ihr beweisen, daß unter allen äußerlichen Sinnen das Gehör derjenige sey, welcher bey den meisten, die man für gestorben hält, noch lange Zeit unversehr bleiben kann, obgleich alle übrige Lebenszeichen schlechterdings fehlen.

Das künstliche Werkzeug des Gehörs hat nicht nur mit dem Gehirne einen nahen und unmittelbaren Zusammenhang, sondern es ist auch gegen die Gewalt der Zufälle von der Natur sorgfältiger verwahrt, als die übrigen Sinne. Es ist in einem Steinharten beineren Verhältnis weit enger eingeschlossen, und vor mancherley Verletzungen weit mehr gesichert, als alle übrige Werkzeuge der äußerlichen Sinne, und mehr als das Werkzeug des Gesichtes selbst. Es sterben eine unendliche Menge Menschen, in deren Gehirne nicht das Geringsste von der Struktur verletzt wird, und deren Werkzeuge der äußerlichen

lichen Sinne ganz unversehr bleiben. Dieses letztere muß bey dem Sinne des Gehörs am meisten Statt finden, weil er vor der Gefahr der Verletzungen am meisten gesichert ist.

Das Gehör ist unter allen äußerlichen Sinnen derjenige, wobey man sich am meisten leidentlich verhält, und der am wenigsten die Beyhülfe der Kräfte fremder Theile erfordert, welche nicht unmittelbar zum Werkzeuge der Empfindung gehören. Der Schall dringt durch den Gehörgang, erschüttert das Trommelfell, und theilt sich fast gänzlich auf eine bloß physikalische Weise den Nerven und dem Gehirne mit. Das was die Muskeln der Gehörknochen zum Hören beytragen, scheint mehr die Grade des Gehörs und die Fähigkeit besondere Arten der Töne vernehmen zu können, als das Vermögen zu hören überhaupt anzugehen; und es ist gewiß, daß die Wirkung derselben und die veränderte Spannung des Trommelfells zum Hören nicht schlechterdings unentbehrlich sey. Wenn gleich diese Gehörknochen von ihrer Stelle gerückt worden, und das Trommelfell zerrissen ist, so erfolgt zwar davon zuerst ein schweres Gehör und endlich eine wirkliche Taubheit des Ohres: allein, dennoch bleibt diejenige Empfindung des Schalls noch übrig, die sich durch die Knochen des Hirnschädels fortpflanzt, (von Haller Physiol. S. 482.) Man weiß aus Versuchen, daß sich der Schall auch bey tauben Ohren, dennoch durch die eustachische Röhre, vermittelst der Zähne, und vermittelst aller Knochen des Hirnschädels, dem Gehörnerven mittheilt. (von Haller, ebendasselbst, S. 493.) Der berühmte Herr Geheimrath von Büchner, in Halle, und nach ihm Mehrere, haben auf den Grund dieser Erfahrung ein Mittel bekannt gemacht, um mit tauben Leuten ganz bequem zu sprechen, welches bloß darinn besteht, daß beyde sich Unterredende ein Strabgen zwischen sich halten, dessen Enden sie an ihre Oberzähne stützen. Die Töne pflanzen sich durch diese Schütterung der Knochen fort und darum ist mir der Versuch bey einem Tauben misslungen, dessen Oberzähne faul und hohl waren. Wenigstens halte ich dieß für die Ursache, warum er keinen Ton, sondern bloß eine Schütterung bey dem Reden des andern vernahm. Ich ertheile dieß beyläufig denen zur Nachricht, die den Versuch anstellen wollen, damit sie erst die Zähne des Tauben untersuchen. Doch zurück von dieser Ausschweifung! Es folgt also noch nicht, daß das Gehör schlechterdings verloren seyn müsse, wenn auch zugleich die Spannung des Trommelfells im Ohre nicht mehr statt fände, und wenn auch gleich die Muskeln der Gehörknochen ihr Amt nicht mehr verrichteten. Alles übrige, was man von den Spannungen verschiedener Theile im Ohre sagt, die zum Höre erfordert würden, sind entweder nur leere Muthmaßungen, oder es sind bloß physikalische Erfolge, die in einem toden Körper eben so gut von starren gehen können, als in einem Lebendigen. Herr Simson, Professor in Edinburg

burg zweifelt so gar ob die Gehörnerven selbst zum Höre dienen und nöthig sind. Sie sind, sagt er, so klein und zart, daß schwerlich ein einziger von ihnen zu dem Orte hingehet, an welchem die Empfindung geschieht: vielmehr hat man Ursache zu behaupten, daß sie nur dazu da sind, um den Häuten, die durch die Luft beständig bewegt und ausgetrocknet werden, hinlängliche Nahrung zuzuführen. Die Seele, fährt er fort hat ihren Sitz selbst in diesem Werkzeue, und dieß erhellst daraus, weil bey dem Mangel des Gehirns das Gehör nichts bestoweniger gut ist. Dem sey aber wie ihm wolle: genug das Gehör ist ein Sinn, der ohne das Zwischenpiel anderer organischer Verrichtungen thierischer Maschinen, fast gänzlich auf eine physikalische Wirkung der Schwingungen der Lufttheile und Gliedmaßen des Ohrs ankömmt, wodurch sich der Schall dem Gehörnerven so mittheilt, wie er empfunden werden kann.

Mit den übrigen Sinnen ist dieses ganz anders. Wie viel Muskeln und muskulöse Fäserchen müssen nicht ihre Verrichtungen thun, wenn wir das Auge zum Sehen gebrauchen wollen? Wie werden nicht die Nerven im Tode auf eine gewaltsame Weise verdrehet, und hierdurch in ihrem Mechanismo gehindert und verändert? Wer kann wohl erweisen, daß das Ohr bey dem Sterben solche Gewalt leide, als das Auge fast bey allen Todesarten leidet? Was den Geruch betrifft, so erfordert er das Einathmen, folglich den ganzen Mechanismus des Athemholens, welcher im Tode verschwindet. Der Geschmack erfordert einen Zufluß der Säfte, welche die Geschmacktheilchen auflösen; und selbst die schon aufgelösten flüssigen schmackhaften Dinge, erfordern, wenn sie nicht bloß beißen, folglich durch ein bloßes Gefühl wirken, sondern, wenn sie wirklich geschmeckt werden sollen, einige Bewegung, einiges Reiben und Andrücken am Gaumen und der Zunge; welches im Tode nicht statt findet. Inzwischen kann ich eingestehen, daß, nach dem Höre, der Geschmack vielleicht der erste Sinn in der Ordnung seyn möge, der sich bey dem Sterben am längsten erhalten kann. Das Gefühl scheint sich eher zu verlieren. Man weiß, daß das Fleisch, welches sonst fühlt, alle seine Empfindungen verliere, nicht nur, wenn man den Nerven, der sich dachin vertheilt, sondern auch, wenn man die Ader bindet, welche demselben ihr Blut zuführt. Das Gefühl erfordert also den Umlauf des Geblüts, welcher im Tode aufhört. Alle übrige Sinne, außer dem Höre, haben demnach ihre Empfindlichkeit der Mitwirkung gewisser organischer Theile, gewisser thierischer Verrichtungen zu danken, welche das thierische Leben zum Voraus setzen. Der Tod hebt sie auf: das einzige Gehör könnte vielleicht noch eine Zeitlang nach dem Tode fort dauern, weil es sich auf lauter bloß physikalische Wirkungen gründet, welche im Tode, wie im Leben, erfolgen können.

Wollte man ja darauf bestehen, daß die Wirkung der Muskeln der Gehörknochen, und eine wechselweise Anspannung des Trommelfells, zum Höre nöthwendig wären, ohnerachtet ich eben gezeigt habe, daß sich der Schall auch ohne Hülfe dieser Muskeln und des Trommelfells auf den Gehörnerven fortpflanze, so kann ich hierauf doch noch zweyerley antworten. Erstlich sterben viele tausend Menschen, ohne die geringste Veränderung in der Structur des Ohres zu leiden; und es fehlen schlechterdings die Beweise, daß im Tode das Trommelfell alle seine Spannung verliere, und daß nach demselben die Muskeln der Gehörknochen dasselbe ganz abspannen, und aller Erschütterungen, die ihm ein Schall mittheilen könnte, unfähig machen sollten. Zum andern ist auch noch nicht erwiesen, daß die veränderte Spannung des Trommelfells und die Bewegung der kleinen Muskeln der Gehörknochen, thierische oder organische Verrichtungen wären, welche allein schlechterdings das thierische Leben ganz zum Voraus setzen. Viele muskulöse Fäserchen behalten noch lange nach dem Tode eine Reizbarkeit, vermöge deren sie sich zusammen ziehen und schlaff werden, wenn sie auf eine bloß physikalische Weise berührt werden. Ich darf wohl sagen, daß die Wirkung der Muskeln der Gehörknochen wahrscheinlich von einem solchen Reize, als von einem organischen Mechanismo herrühre. Denn da sie das Trommelfell nach Uaafgebung des Schalles, der dasselbe zuerst erschüttert, anders spannen, und da von dieser physikalischen Bewegung des Trommelfells die Gehörknochen erst mit erschüttert werden müssen, the ihre Muskeln ihre Dienste thun können: so ist diese Erschütterung des Trommelfells für die Muskeln ein hinlänglicher Reiz, der sie zu wirken kann, ihre Dienste zur weitem Fortpflanzung des Schalles im Ohre zu verrichten.

Aus diesem allen kann ohne Gefahr geschlossen werden, daß im Tode, unter allen ästhetischen Sinnen, das Gehör die wenigste Verschönerung in seinen wesentlichen Stücken leide, daß es unter allen das ganze thierische Leben am wenigsten zum Voraus setze, und daß, wenn bey einem Todten noch irgend Gedanken von Empfindungen möglich seyn sollten, sie am allerwahrscheinlichsten durch das Gehör bey ihm errathet werden würden.

Man wird nicht erwarten, daß ich Beispiele von todtegebliebenen Leuten anführen soll, die noch eine Zeitlang nach ihrem Tode gehört hätten. Allein, ich habe schon oben gesagt, daß der Umstand, ob ein frischer Todter, oder ein allen Zeichen nach abgeschiedener Mensch, wieder ins Leben zurückkomme oder nicht, den Zustand seiner unverletzten Sinne und Seelenwirkungen in der Zwischenzeit, vom Scheintode an bis zum wahren, nicht wesentlich verändere. Daher brauchen wir nur die Leute zu fragen, die dem Aufsehen nach todt gewesen sind, und ihr damaliger Zustand wird uns lehren, was wir von frischen

Leichnamen, die todt bleiben, mit Grunde der größten Wahrscheinlichkeit schließen können.

Es hat Leute gegeben, welche in den allerstärksten Ohnmachten gelegen, und weder Sprache, noch Macht sich zu bewegen gehabt, dennoch aber alles, was um sie herum geschah, aufs stärkste und deutlichste gehört haben. Diejenige Krankheit, welche man die *Erstarrung* nennt, versteht die Menschen in einen Zustand, worin sie sich schlechterdings nicht bewegen können, sondern alles, was man will, mit sich machen lassen, und wobey sie doch oft das Gesicht und Gehör unversehrt behalten. Galenus führt eine solche Geschichte an, und die neuern Beobachtungen bestätigen sie. Der heilige Augustinus kannte einen Priester, welcher, so oft er ein klägliches Geschrey hörte, oder selbst machte, den Gebrauch seiner Sinne dergestalt verlor, und einem Todten so ähnlich wurde, daß er weder vom Kneipen, noch Stechen, ja wol gar vom Feuer nicht die geringste Empfindung hatte, ob ihm gleich bey dem Erwachen die Wunden Schmerzen verursachten. Es war bey ihm in diesem Zustande nicht die geringste Spur vom Athemholen zu bemerken; und dennoch erzählte er, daß er es, wie eine entfernte Stimme höre, wenn man ihm laut zuredete. Der Vater Calmet erzählt von einer Frau, daß sie 36 Stunden lang, ohne das geringste Kennzeichen des Lebens, da gelegen, und von jederman für todt gehalten worden. Man wollte sie begraben, aber ihr Mann setzte sich dawider; und als sie nach 36 Stunden wieder zu sich selbst kam, erzählte sie, daß sie alles das wohl gehört hätte, was man von ihr gesagt, und daß sie wohl wisse, daß man sie habe begraben wollen: allein ihre Erstarrung sey so groß gewesen, daß sie sich nicht habe rühren können, und sie würde ohne den geringsten Widerstand alles mit sich haben thun lassen. Von den Ohnmachten der Frauenzimmer, die mit Vapours geplagt sind, sagen eine große Menge Schriftsteller, daß dabey zuweilen die Bewegung des Herzens, das Athemholen, die willkürlichen Bewegungen und alle Empfindungen völlig aufhören, und daß sie in diesem Zustande, viele Tage lang, wie völlig todt liegen. Von dergleichen Scheintodten führt Garmann an, daß sich einige der Neben der Anwesenden in der Zeit ihrer Zufälle vollkommen erinnern hätten. Wie viele Hundert solcher Personen mögen wohl nicht, aus Unachtsamkeit, hüßlos gelassen, endlich wirklich gestorben und begraben worden seyn; denn wer untersucht die Leichen sogar genau? Es ist also fast Anstreitig, daß viele Leute im Sarge und auf der Bahre noch alles gehört haben, die nie wieder ins Leben zurückgekommen sind. Der Herr von Saint André erzählt von einem 60jährigen Edelmann, welcher an einem hitzigen Fieber krank gelegen, daß er in eine starke Ohnmacht gefallen, und, dem Ansehen nach, gestorben sey. Alles war zur Eröffnung seines Leichnams und seiner Beerdigung fertig. Zween Priester, die bey der Leiche geblieben

ben waren, fiengen an sich über die Beerdigung zu zancken, weshalb ein Mann aus dem Hause hinzugiehg, um zu verhindern, daß sie sich nicht schlägen. Durch einen Zufall deckt dieser Mann dem Todten das Gesicht auf, und glaubt einige Bewegung an ihm zu sehen. Er hielt ein Licht vor die Nase und den Mund, und fühlte ihm an die Schläfe; aber es war keine Spur vom Athemholen oder Pulse vorhanden. Als er ihn demnach, als einen völlig Todten, verlassen wollte, so kam es ihm vor, als ob er die vorige Bewegung noch einmal sähe. Er fühlte hierauf nochmals die Schläfe, und glaubte einige Schlägen zu empfinden. Er rieb ihm Wein an Nase, Lippen und Schläfe, und goß ihm davon etwas in den Mund; aber es kam kein Zeichen des Lebens. Nach einiger Zeit aber fieng er an den Wein im Munde zu schlurken, und erholte sich allmählich: worauf er alles erzählte, was zwischen den beyden Priestern vorgegangen war, ohne den geringsten Umstand zu vergessen. Wie leicht hätte ein Zufall diesen letzten Funken des Lebens vollends erstickten können, so wäre dieser Mann, nachdem er alles Gezänk gehört hatte, todt geblieben? Eben dieses widerfuhr einer Frau in einem hitzigen Fieber, da sie ihre beyden Aerzte als todt verließen, und alles veranstaltet wurde, sie abzuwaschen und zu kleiden. Sie hörte alles, was man sagte und that, und sagte nachher, so sehr sie sich bemüht habe, zu erkennen zu geben, daß sie nicht todt sey, so habe sie doch solches nicht bewerkstelligen können. Sie war bey einer Mutter im Hause, die sie, wie ihre Mutter, liebte. Diese wollte über ihren Tod ganz verzweifeln, und warf sich auf ihren Leib, um sie zu umarmen. Dieses, und das Klagen und Seufzen der Muhme, welches sie hörte, brachte es endlich dahin, daß sie alle ihre Kräfte anwendete, und einen Schrey that, welcher, obgleich weiter kein andres Zeichen des Lebens darauf erfolgte, dennoch Gelegenheit gab, daß man ihr Schröpfköpfe setzte, und andre Mittel gebrauchte, wodurch sie wieder ins Leben zurück gebracht wurde. Ihr Gehör im Anfange des Todes war also das Mittel, welches sie von der Vollendung desselben errettete. Ich kann nicht umhin, hier dasjenige beyzufügen, was Herr Brühier, nachdem er diese Beobachtungen des Herrn von St. André angeführt hat, hinzu setzt. „Diese Geschichte beweisen den von dem Herrn Winslow behaupteten Satz, man dürfe daraus, wenn der Körper ganz und gar kein Zeichen des Gehörs, auch nicht einmal durch die geringste Bewegung der Augenlider, der Lippen, der Finger, oder sonst eines andern Theils von sich giebt, nicht schließen, daß er gar nicht höre. Diese Wahrheit, welche einer Superiorin von St. Chaumont, von vielen Leuten, die lange Zeit gelegen hatten, ohne einiges Kennzeichen des Lebens, von sich zu geben, als gewiß ist erzählt worden, hat dieses fromme Frauenzimmer bewogen, daß sie sich von ihrem Beichtvater ausbat, er sollte nicht aufhören, mit ihr von Gott zu reden, und sie zu reden,

„sten, wenn sie einen Schlagfluß bekommen würde, woran sie zu sterben glaube, weil ihre ganze Familie daran gestorben war: und wie auch wirklich geschehen ist. Er hielt sein Wort, und hörte 36 Stunden lang, so lange nämlich ihr Anfall währte, nicht auf, ihr christliche Dinge vorzusagen, besonders weil er wußte, daß ein Doctor der Sorbonne, nach geschehener Erholung von einem Zufalle, in welchem man ihn ohne Verstand zu seyn geglaubt, sich bitterlich beklagt hat, daß man nur für seinen Leib gesorgt, und seine Seele gänzlich verabsäumt habe, die sich unterdessen nicht nur alles, was im Zimmer gesprochen worden, vorgestellt, sondern sich auch in einem Stande der Freyheit befunden habe, der ihm bis daher unbekannt gewesen.“

Ich könnte noch viel mehr Beispiele von dieser Art anführen, wenn es nöthig wäre. Der bekannte schwedische Gärtner, welcher 16 Stunden lang im Wasser unter dem Eise gelegen, und alle Empfindung und Bewegung verloren hatte, hörte dennoch im Wasser das Läuten der Glocken in Stockholm. Der Diquetspieler, in ihrem 99sten Blatte, erwachte durch das laute Geschrey eines andern Spielers vom Tode wieder, und die Frau eines Parlementsadvocaten zu Paris, die schon auf dem Tische lag, nachdem man sie 24 Stunden für todt gehalten hatte, ward, wie Mornot erzählt, von der Musik und dem Gesange eines Leyermanns wieder ins Leben gebracht. Jedoch ich muß Ihren Raum und Ihre Güte nicht mißbrauchen. Erlauben Sie mir nur noch, daß ich ein paar Stellen anführe, woraus erhellt, daß schon in alten Zeiten einige Vermuthung von dem Gehöre der Todten statt gefunden haben müsse. Quintilian sagt: „Warum stören wir durch so vieles Schreyen, Heulen und Weinen, die Ruhe der Leichen? Geschieht es nicht deswegen, weil oft die, denen man die letzte Schuldigkeit erwiesen, wieder ins Leben zurückgekommen sind?“. Er muß also Beispiele gewußt haben, daß Leute, denen man die letzte Pflicht erweisen wollen, gehört haben. Es giebt Schriftsteller, welche behaupten, daß die Ursache, warum bey den Leichen der Alten Hörner und Trompeten geblasen wurden, keine andre gewesen sey, als weil sie geglaubt, daß die Seele, welche um ihren Körper herumflatterte, bey der Harmonie empfindlich würde. Woher sollten die Alten wohl auf diesen Bahn gekommen seyn, wenn sie nicht Umstände gewußt hätten, welche es wahrscheinlich machten, daß die Todten zuweilen noch hörten?

Bitten Sie Ihre Leser um Vergebung, mein Herr, daß ich Ihnen einen Bogen geraubt habe, worin Sie ihnen vielleicht etwas Nützliches gesagt haben würden. Ich bin mit aller Hochachtung,

Dero

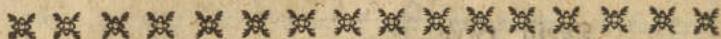
ergebenster,
Audi.

Mein

Mein Herr,

Da Sie gewohnt sind, die Gesundheitsregeln, welche Sie Ihren Lesern vorschreiben, durch die Beispiele und Aussprüche der Alten Weltweisen zu bestärken; so wird es Ihrer Absicht nicht zuwider seyn, wenn ich Ihnen ist die wichtigsten Regeln zur Bekanntmachung mittheile, die uns Plutarch in seinem schönen Gespräche von der Erhaltung der Gesundheit hinterlassen hat. Dieser Mann war zwar kein Arzt von Profession. Allein, Sie wissen, daß die alten Weisen eine weit allgemeinere Erkenntniß der Wissenschaften besaßen, als unsre heutigen Weltweisen. „Socrates, sagt er, gab seinen Schülern einen guten Rath. Er warnte sie vor allen den Speisen, die man zu essen pflegt, wenn man keinen Hunger hat, und vor den Getränken, die man genießt, wenn man nicht dürstet. Ich kenne keine Leute, die man weniger Klugheit, fährt er fort, und die weniger auf ihre eigne Ehre halten, als die, aus bloßer Eitelkeit, die Leckerbissen von den Tafeln großer Herren, bis sie bersten möchten, in sich hinein pstopfen, damit sie sich nur rühmen können, rare und theure Speisen gegessen zu haben. Unter allen Thorheiten und Ausschweifungen aber, welche die Wollust zum Schaden der Gesundheit verursachen hat, ist keine lächerlicher und strafbarer, als die die Sklaven einer schändlichen Einnlichkeit ihren beständigen Duhlerinnen, den Phrynen und Lais ihrer Zeit, so theuer bezahlen müssen, und welche sie oft verleitet, ihre eignen Gattinnen, die oft weit lebenswürdiger, als diese Unglücklichen sind, hintanzusetzen. Man braucht nur den wahren Geschmack an den Vergnügungen zu besitzen, um darin, selbst aus Liebe zum Vergnügen, mäßig zu seyn. Die Unenthaltlichkeit ist der Ruin der Gesundheit; und welches Vergnügen kann man wohl noch schmecken, wo die Gesundheit aufgehört hat? Zur Enthaltlichkeit fügt dieser lebenswürdige Weltweise noch die beständige aber mäßige Leibesübung hinzu. Die große Triebfeder der Gesundheit, sagt er, ist die Bewegung. Die Trägheit verächtet dieselbe; und wozu dient endlich wohl die Gesundheit, wenn man sich ihrer nie bedient, um etwas zu thun, es geschehe nun zu unserm eignen, oder zum Vortheile unsrer Freunde?“. Zu solchen Leibesübungen empfiehlt er das tägliche laute Lesen, den Gesang, den Spaziergänge nach der Nothheit, und hierauf die Vergnügungen einer lebhaften und muntern Gesellschaft.

Gesehen Sie selbst, mein Herr, ob nicht in diesen wenigen Worten des alten Weltweisen, der Hauptinhalt einer ganzen Menge Ihrer diätetischen Blätter enthalten sey? Ich bin, u.



Hundert und dreyzehntes Stück.

Gellert.

Wer ist der listigste Betrüger?

Ist's nicht des Menschen eignes Herz?

Weil das Branntweintrinken bey dem Pöbel eingerissen ist, und daher von feinem Leuten für eine niederträchtige Wollust gehalten wird; so hat sie der Stolz bewogen, sich desselben zu enthalten. Dieser Stolz hätte den Leuten, welche uns die Waaren der Ueppigkeit liefern, sehr schädlich seyn können, wenn sie nicht die Geschicklichkeit besessen hätten, sich in die Lannen des menschlichen Herzens zu schicken, und es so zu betrügen, wie es sich selbst gern betrügt, und wie es immer betrogen seyn will. Sie veränderten den Branntwein auf mancherley Weise, doch so, daß er immer Branntwein blieb, und gaben ihm alsdenn einen ehrlichen Namen. Diese List erwarb ihm immer neue Liebhaber. Ein Mann, welcher alle Leute für niederträchtig hielt, die nur einen Tropfen Branntwein in den Mund nehmen konnten, trank ohne Schwierigkeit täglich einige Gläser Aquavit oder Liqueur, ob ihm gleich, wie er sagte, die Haut schauderte, wenn er auch nur von Branntweine reden hörte. Indessen sind auch diese Namen allmählig verdächtig geworden, und die ehrbarsten Männer und Frauenzimmer wollen nicht einmal den Genuß der Liqueurs öffentlich mehr gestehn; denn die gemeinen Branntweintrinker fingen gar bald an, ihrer Ehre wegen, die Sorten von Fusel, welche sie tranken, auch Liqueurs, Aquavite und Magentropfen zu nennen. Solcher Gestalt ist für die vornehmen Leute, welche den Branntwein lieben, fast kein andres Mittel mehr übrig geblieben, als ihn in einer ganz andern Gestalt, und mit solchen Umschweifen

schweifen zu trinken, daß es ihnen der arme Pöbel nicht mehr nachthun kann. Sie lassen also Branntwein aus andern Welttheilen kommen, und hüten sich wohl, ihn Branntwein zu nennen. Sie vermischen ihn mit heißem Wasser und Specereyen, und trinken ihn warm, wie man Thee trinkt. In dieser Kunst, Branntwein zu trinken, sind die Engländer Virtuosen. Sie nennen dieses Getränk **Punsch**, und betrinken sich darin auf eine honnette Weise, daß der gesittete Theil von Deutschland darin nichts Niederträchtiges finden kann. Man trinkt jetzt in den vornehmsten Gesellschaften Punsch; und da dieses Modegetränk, wenn es wohl zubereitet ist, von andern Arten des Branntweins wirklich weit abgeht, so sind dessen Wirkungen im menschlichen Körper auch nicht völlig von der Art, wie sie der gemeine Branntwein verursacht. Diese Umstände veranlassen mich, ihm eine besondre Betrachtung zu widmen.

Es giebt verschiedene Arten des **Punsch**s. Der gemeine wird mit Franzbranntweine folgendermaßen zugerichtet: Man vermischt viel oder wenig Franzbranntwein mit frisch ausgedrücktem Citronensaft, und wirft die ausgedrückten Citronenschalen, eingekerbt, mit Zucker hinein. Zu dieser Vermischung gießt man so viel kochend heißes Theewasser, bis das Getränk den gehörigen Grad von süßer Säure und Stärke hat.

Die edlere Art des Punsch's wird auf eben dieselbe Weise mit **Arrack** oder **Rum** gemacht. Dieser **Arrack** ist eine Art Branntwein, welche in Indien aus Reis gemacht wird. Der beste ist der, so aus dem Saft der Cocosnüsse mit Reis abgezogen worden ist. Es ist bekannt, daß die Cocosnüsse einen Saft zwischen ihren Schalen haben; allein die Bäume selbst sind ebenfalls ungemein saftreich, und liefern einen Liqueur, welcher zum Arrack eben so brauchbar ist. Dieser frische Saft aus den aufgerißten Cocos- und andern Palmbäumen, ist in Indien das gewöhnlichste Getränk, und wird **Tary** genannt. Er wird von der Tageswärme schon säuerlich, scharf und verdorben, daher muß man ihn des Nachts sammeln, so hat er eine Süßigkeit, die sich zuletzt mit einem angenehmen

herben

herben Geschmacks schließt. In der Barbaren wird die Krone eines gesunden Palmbaums abgehauen, und der Abschnitt wie eine Schlüssel vertieft; so sammelt sich darin ein Honig, welcher bald herbe und brausend wird, und von diesem saßt Shaw, daß er einen angenehmen Spiritum oder Arakty gebe, wie die Barbaren alle hitzige Getränke nehmen, die durch den Brennkolben abgezogen werden. In Goa und Batavia wird mit dem Arak der stärkste Handel getrieben. Dieser Branntwein ist etwas klebrichter, als der Franzbranntwein, und hat einen ganz eigenthümlichen Geschmack, welchen die Keimer des Punsch bey der vorhergehenden Art ungern vermissen. Rum hingegen wird aus dem Saft des Zuckerrohrs, oder aus den unreinen Ueberresten desselben, und des Zuckers selbst, abgezogen, und kömmt aus America, besonders von Barbados.

Der sogenannte Königl. Punsch wird, nach der Beschreibung eines Mitgliedes der Königl. Societät der Wissenschaften in London, auf folgende Weise verfertigt: Sechs feilische Pommeranzen und sechs Citronen werden dünn abgeschält, und die Schaaln in ein Stübchen vom besten Franzbranntweine geworfen, worin sie vier Tage lang stehen bleiben. Hernach nimmt man dreyzehn Maßel Wasser, das Weiße von vier Eiern, und drey Pfund doppelt raffinirten Zucker. Das Wasser und der Zucker muß mit dem Eyweiß, welches wohl geschlagen werden muß, eine Viertelstunde lang kochen, wobey nicht zu vergessen ist, daß man das Eyweiß ins Wasser thue, wenn es eben warm ist. Alsdann läßt man es stehen, um kalt zu werden; und wenn es ganz kalt ist, läßt man den Branntwein von den Schaaln abseigen, mischt alles zusammen, und thut allen Saft der Citronen und Pommeranzen, oder so viel man für gut befindet, hinein, indem man ihn durch einen Selesack drückt. Diese Vermischung wird auf ein Fäßchen gefüllt, worin es innerhalb 6 bis 8 Wochen ganz klar wird, und alsdann zieht man es auf Bouteillen. Wenn davon getrunken werden soll, so muß zu jeder Portion eben so viel Wasser gemischt werden, weil sonst der Punsch so stark seyn würde, daß man nicht

mehr,

mehr, als ein Glas voll, davon trinken könnte. So aber erhält er einen angenehmen Geschmack, der saust und lieblich ist. Ein solcher Punsch hält sich wenigstens ein ganzes Jahr, und hat also auf Seereisen seinen Nutzen.

Der Punsch ist demnach ein mit vielem Wasser verdünnter und mit einer verästeten Säure vermischter Branntwein. Der Thee dient nur dazu, den Geschmack angenehmer zu machen; die Citronen- und Pommeranzen-schalen aber erhöhen denselben, indem sie ihn durch ihr zartes Del etwas gewürzhast machen. Das Eyweiß in der letzten Zubereitung klärt das Getränk ab, und verändert es übrigens nicht wesentlich.

Das Wasser wirkt, wenn es in Menge getrunken wird, als eine Arznei, indem es den Urin treibt, die Säfte, mit denen es sich vermischen kann, verdünnt, und seiner Subtilität wegen durch die allerfeinsten Gefäße hindurchbringt, und sie eröffnet, wenn sie mit einer Materie überhäuft sind, die ein wässriges Auflösungsmitel erfordert. Das heiße Wasser thut dieses alles um desto mehr, je geschickter es durch die Wärme gemacht wird, den Schleim loszuweichen, und die zusammengezogenen Fäserchen und Gefäße schlaffer zu machen. Daher befördert das heiße Wasser den Auswurf des zähen Schleims im Halse und in der Luftröhre, und vermehret die Ausdünstung schnell, indem es, von der Wärme gleichsam beflügelt, durch die Gefäße geschwind hindurchdringt, welche es sich eröffnet, wenn sie krampfhaft zusammengezogen sind. Eben um deswillen schwächt es auch in die Länge die Federkraft der Fäserchen, indem es sie erweicht und schlaff macht.

Der Branntwein hat ganz entgegengesetzte Wirkungen. Er zieht die Fäserchen zusammen und macht sie steif und spröde; er verengert die Oeffnungen der Gefäße, verdickt die flüssigen Theile, und setzt das Blut in Wallung. Er erregt den Rausch, welchen das Wasser tilgt; er zieht den Magen zusammen, welchen das Wasser schlaff macht; aber indem er den Trieb des Bluts heftig vermehret, welches das Wasser verdünnt, so treibt er mit großer Gewalt die Aus-

führungen

führungen durch Schweiß und Urin, wenn ihm das warme Wasser die Pforten der Gefäße aufschließt, die sich vor seiner Säure zusammenziehen. (Siehe das 96ste Stück.)

Man sieht leicht, daß der Erfinder des Punsch, weil er die schädlichen Wirkungen des reinen Branntweins bey seinen Mißbräuchen gekannt, die Absicht gehabt habe, ihm an dem heißen Wasser, worin er ihn so überflüssig badet, ein Gegengift entgegen zu setzen, und solchergestalt durch ein seltnes Glück, die Ueppigkeit des Geschmacks mit dem strengen Ernste der Gesundheit auszuföhnen. Man kann nicht läugnen, daß er diesen Zweck ziemlich erreicht habe. Ein mit vielem warmen Wasser vermischter Branntwein erwärmt den Magen, ohne ihn weder zu schlaff zu machen, noch seine Fäserchen zu stark zusammen zu ziehen. Er löset die Mehlspeisen auf, indem er sie zugleich verdünnt und in Gährung setzt, folglich ist er ein Freund der Verdauung bey solchen Speisen. Er erregt das Blut nicht anders, als daß er zugleich den Urin und Schweiß heftig treibt, und hiez durch wird der Trunkenheit und Fieberhitze vorgebeugt, welche er sonst allein erzeugt; er verändert nicht sonderlich den Ton der festen Theile und Blutgefäße, weil das Wasser die Sprödigkeit und Steifigkeit wieder vernichtet, welche die Säure des Branntweins verursachen würde.

Ich wollte den Leuten, die den Branntwein nicht lassen können, wol rathen, ihn in dieser Gestalt eines Thees zu trinken; aber ein solches heißes Branntweinwasser ist noch kein Punsch. Der Geschmack desselben ist so matt und eckelhaft, daß sich wenige Liebhaber dazu finden würden; und eben dieses hat Anlaß gegeben, dieses Getränk für den Geschmack zu künsteln. Man vermischt Zucker, Säure, und ein gewürzhafte Del darunter; und so wird es erst Punsch.

Den Zucker will ich noch zu meinem Branntweinthee ohne Weigerung zulassen. Dieser ausgepreßte, ausgekochte und verdickte Saft des Zuckerrohrs, welchen der Zuckersieder, nach völliger Reinigung, crystallisirt, enthält einen verbrennlichen Geist und eine unauflösliche, aber mit einiger Säure

Säure verbundene Erde. Er ist der Verdauung eher beförderlich, als schädlich, und stärkt die Fäserchen durch seinen verbrennlichen Geist. Seine Säure zieht die flüssigen Theile zusammen und verdickt den Schleim ein wenig; allein sein mäßiger Genuß ist immer höchst unschuldig.

Bis hieher habe ich am Punsche nichts sonderliches zu tabeln. Allein, wenn die Citronensäure und das Del der Schaalen damit vermischt wird, so muß ich fragen, was dieses für ein seltsames Beginnen sey? Ich habe in meinem 96sten Stücke gezeigt, daß aller Schade vom Branntwein bloß durch seine Säure und durch sein flüchtiges Del gestiftet werde. Um diesen Schaden abzuwenden, verbessert man den Branntwein im Punsche durch das Bad des heißen Wassers. Dieses dämpft seine Säure und macht sein Del unschädlicher. Um aber dem Geschmacke zu schmeicheln, mischt man in dieses Wasser eine andre Säure und ein anderes starkes Del. Ist das nicht ungereimt? —

Ich hatte bis hierher geschrieben, als ich einschlief; denn in der That war mein heutiger Vortrag ein wenig trocken. Mir träumte, denn ich schlafe bey dem Schreiben nie ein, ohne zu träumen, daß ich einen jungen Menschen sähe, welcher so schief gewachsen war, daß er mit der rechten Hand bey nahe die Erde berührte, die linke Schulter hingegen mit dem Kopfe gleich hoch trug. So wie sich nun kein Krüppel auf der Straße sehn lassen darf, wenn er nicht guten Rath hören will; so begegnete auch diesem ein alter Mann, der ihm den Rath gab, er sollte sich mit der rechten Hand auf einen Stock stützen, damit er diese Schulter eben so hoch trüge, als die linke. Der Jüngling versuchte es, und ging ganz gerade einher. Allein, weil er vermuthlich im Kopfe nicht recht richtig war, so blieb er bald bey einer Bude stehn, wo er sich noch einen andern viel längern Stock kaufte, auf welchen er sich mit der linken Hand stützte. Weil dieser Stock seine linke Schulter viel höher hob, als der kürzere die Rechte, so ging er nunmehr mit zweyen Krücken wieder eben so schief, als er vorher ohne dieselben gegangen war. Man wollte ihn seines Unverständes überzeugen, und sagte ihm, er müsse den

den Stock aus der linken Hand weglegen; allein er lachte, und antwortete: was würde das für ein Uebelstand seyn, auf einer Seite eine Krücke zu tragen, und auf der andern keine? Ich wollte eben mein Wort dazu geben, als ich mit der Nase bis auf meinem Bogen nickte, und davon erwachte.

Um also in meiner Materie fortzufahren, muß ich sagen, daß die Citronensäure und das Del der Schaaln die Fehler des Branntweins, welche das viele heiße Wasser vertilgt hatte, wieder herstellen; und nichts als die Lüfterheit des Geschmacks kann den Verbesserer des Punsch zu dieser Unvorsichtigkeit bewogen haben. Ich habe der Citronensäure schon oft eine Lobrede gehalten; aber im Punsche ist sie übel angebracht, weil sie die Stelle der Säure vertritt, die im reinen Branntweine schädlich ist, und die das Wasser gedämpft hatte. Eben dieses gilt von dem Oele der Citronenschalen, und man kann behaupten, daß durch diese beyden Zugaben der im Punsche vorher verbesserte Branntwein beynahe wiederum eben so viel verschlimmert werde, als ihn das Wasser gebessert hatte. Scheint es nicht, wie ich gleich Anfangs gesagt habe, als ob man wirklich den Punsch nur darum erfunden hätte, daß man desto mehr Branntwein mit weniger Schimpf trinken könnte?

Die Erfahrung spricht traurig genug für mich. Die starcken Punschtrinker kommen zuletzt in eben dem Glende um, wie die gemeinen Branntweinsäufer. Der Punsch, den sie am liebsten trinken, berauscht sie eben so schnell, und fest ihr Geblüt in eben die Hitze und Wallung, als unvermischter Branntwein, da er doch dazu erfunden ist, das Gegentheil zu thun. Aus der Geschichte von Jamaica, welche *Nourse* in London 1752 herausgab, ersieht man, daß die dasigen Engländer bey ihrem Punsche von Rum eben so unglücklich sind, als unsre Trunkenbolde bey ihrem schlechten Branntweine: denn sie nennen ihn daselbst *Killdeuill* oder *Mordreusel*, weil durch ihn jährlich wol tausend Menschen umkommen.

Man kann demnach von dem Punsche überhaupt nicht viel gelinder medicinisch urtheilen, als vom Branntweine selbst,

selbst, zunnal da man ihn in viel größrer Menge genießt. Er quält die, so ihn häufig trinken, mit eben der brennenden Säure im Magen, wie der Branntwein; er macht ihnen eben die Wallung, eben den Rausch, eben die trockne Hitze. Allein, man könnte alle diese Fehler leicht verbessern, wenn man den Punsch vernunftmäßiger zubereitete. Auf diese Zubereitung kommt alles an, wenn er bessere Wirkungen thun soll, als der Branntwein. Wenn zu viel Branntwein dazu genommen wird, so muß er eben so mäßig und vorsichtig getrunken werden, wie ein gemeiner Branntwein, wenn er nicht eben den Schaden thun soll. Hat er zu viel Citronensäure; so leiden die Säfte, die besten Theile und der Magen eben die Gefahr, wie vom reinen Weingeiste, weil das Wasser die Säure des Branntweins kaum um so viel dämpft, als sie die Citronensäure wieder vermehrt. Sind der Schaaln zu viel, so wirkt ihr hitziges Del eben das, was das Del des reinen Branntweins gewirkt haben würde.

Aus allen diesen Betrachtungen wird man im Stande seyn, vom Nutzen und von der Gefahr dieses Getränks zu urtheilen. Ein wohl zubereiteter Punsch muß eine wohl proportionirte Vermischung von Wasser und Branntwein seyn, die hinlänglich versüßt ist, aber worin weit weniger Säure und Del seyn müßte, als man gemeinlich, um des Wohlgeschmacks willen, damit vermischt. Ein solches Getränk könnte zur Beförderung des Schweißes und Urins nützlich seyn. Es würde bey ansteckenden Krankheiten zur Präservation dienen, und bey kalter und nasser Witterung denen, die sich in freyer Luft aufhalten müssen, noch bessere Dienste leisten, als der reine Branntwein. Es würde den Betrunknen nützlich seyn, theils um ihren Rausch zu dämpfen, theils um sie vor der Gefahr der Erkältung zu beschützen, theils auch, um am folgenden Tage ihren Magen und ihre Nerven wieder zu stärken. Es würde nach genossnen Mehlspeisen die Verdauung erleichtern; und kurz, der Punsch würde in vielen Fällen nützlich seyn, worinn er ist schadet, wenn man ihn nicht für den Geschmack, sondern für die Gesundheit zubereitete. Auf die Art aber, wie wir ihn gemeinlich zu trinken

Der Arzt. V. Th. Berth. Ausg. S pflegen,

pflegen, ist er nur ein Vorwand und eine Beschönigung der Liebhaberey am Branntweine, oder am gelindesten, ein Betrug, den man sich selbst spielt. Die Liebe zum Rausche macht uns nach Branntweine sehnföchtig; allein, wir fürchten die Lücke desselben für unsre Gesundheit. Um deswillen entkräften wir ihn im Wasser, und ersetzen ihm diese geraubten Kräfte wieder mit andern Mitteln. Nach diesem Spießgesichten trinken wir ihn mit aller Sicherheit; da wir doch nichts daran gebessert haben, wessen sich nicht der Bettler, der Branntwein trinkt, auch zu getrösten hätte, wenn er mit jedem Schlucke zugleich einige Tassen Thee verschlingt. Dieses ist wirklich der ganze Vortheil, welchen die Punschtrinker vor den Branntweintrinkern haben: der Zuguß des Wassers. Man kann hiervon nachlesen, was ich im 96sten Stücke gesagt habe. Allein, man kann diesen Vortheil verlieren, wenn man den Punsch in so großer Menge und so stark trinkt, daß die Portion des Branntweins, welche man damit genießt, diejenige, welche man von reinem Branntweine trinken würde, um eben so viel übersteigt, als das Wasser im Punsche den Branntwein geschwächt hat.

Sollten die Liebhaber des Punsch so viel Gewalt über sich haben, ihren Geschmack zu verlängnen, und den Punsch bloß zur Gesundheit zu trinken, so würden sie sich mit einer Vermischung von süßem Theewasser und Branntweine begnügen, und hiervon würden sie weder Brennen der Säure im Magen, noch Hitze und Wallung im Blute, noch Rausch im Kopfe empfinden; und dann wird ihnen ein Wunsch dienen, daß sie in Gesellschaften entweder aus und eingehn können, so viel sie wollen; oder, daß sie sich eine Harnblase zulegen, wie ohngefähr die ist, welche zu Leiden aufbehalten wird, und die acht Kannen Wasser faßt. Wollen aber die Herren Liebhaber durchaus nur Punsch trinken, um desto unträglicher trunken zu werden, so will ich ihnen zwar nicht wünschen, aber doch erzählen, was einstmal Mahomet sagte. Als dieser Prophet den vier Abgesandten der Juden, die auf seine weisen Aussprüche spannten, die Erklärung von dem gab, was alle Zahlen von 1 an, bis 100 anzeigten, so bedeutete die

die Zahl 80, wie viel Streiche man einem betrunkenen Menschen geben sollte; und wie ich höre, so soll diese Erklärung oft richtig genug eintreffen.

* * *

Zuweilen fordern meine Correspondenten wunderliche Dinge von mir. Einer, der sich Scilicet unterschreibt, ist neugierig, die Art und Weise zu wissen, wie ich mir so verschiedene Anekdoten aus Schriftstellern brauchbar mache, und wie ich mich des Lesens bey dem Schreiben so wieder erinnern könne? Ist es nicht wunderbar? Er kann ja leicht denken, daß ich mir die Stellen, die ich für brauchbar halte, auszeichnen werde; und dann citire ich am Ende die Schrift, worin ich sie gelesen. Ein Wortregister ersetzt das Uebrige. Ich bin verdrießlich, daß mir Herr Scilicet nicht den Ort seines Aufenthalts meldet, damit ich solche unnöthige Fragen bloß schriftlich beantworten könnte. Inzwischen kann ich ihm einmal leicht den Gefallen erzeigen, und ihm einige Beyspiele von meinen Auszügen hier hersehen.

No. 1212. „Die deutschen Damen gehn nicht gern zum Spaziergange. Sie fürchten sich vor der Sonne, oder dem allgeringsten Westwinde; damit wollen sie, deutsch zu sagen, ihre natürliche Faulheit bemanteln, indem sie sich nicht leicht weiter verfügen, als in den Spielsaal; und es kostet gewiß viel Mühe, wenn man sie noch bis in die Alleen bringen kann. Dieses sitzige Leben, das sie führen, und ihre Neigung zum Spiele, verursachen ohne Zweifel ihre Entzündungen, Verstopfungen, Kopfweh und andre Beschwerlichkeiten, die sie bey dem Gebrauche der mineralischen Gesundbrunnenwasser empfinden: da sie hingegen eine mittelmäßige Bewegung dafür bewahren würde.“ Zeitvertreib bey den Wassern zu Schwalbach. S. 139. Deutsche Ausgabe. Lüttich, 1739. In Octav.

No. 1213. Die Schwarzen auf Jamaica leben von Heringen und gesalznen Fischen. Ihr bester Schmaus sind Ratten, woran sie die gütige Natur, wegen der vielen Zuckerpflanzen, keinen Mangel leiden läßt. Können sie eine Kase dabey

dabey haben, so halten sie eine herrliche Mahlzeit. Die Einwohner gehn schlecht bekleidet, und die meisten Schwarzen nackt. Das europäische Frauenzimmer führt indessen einen vollkommenen Staat. Die schwarzen nackenden Mädchen wundern sich, daß jene, wenn sie ihnen begegnen, die Augen niederschlagen; oder den Fächer vor das Gesicht halten, da es doch nicht einmal die europäischen Mannspersonen thun. *Histoire de la Jamaïque, traduite de l'Anglois par M. — Ancien Officier des Dragons. London 1752. In Duodez.*

No. 1214. „Les Danseuses de Surate, ainsi que les autres femmes du pais, ont une façon de conserver leur sein, qui contribuë beaucoup à leur beauté. Elles l'enferment dans des étuits faits exprès d'un bois très léger, joints ensemble & bouclés par derrière, ce qui leur contient le sein, & l'empêche de trop grossir, & cependant ces étuits sont si polis & si plians, qu'ils se prêtent à tous les mouvemens du corps, sans applatir ni offenser le tissu tendre de la chair.“ *Voyage aux Indes Orientales, par Mr. Grose. Nouv. Oeconomiques & Littér. Tom. 25. p. 90.* Zur Bestätigung dieses Rathes kam eine Anmerkung des Herrn v. Ulloa dienen, welcher in seiner Reisebeschreibung die Ursache, warum die Brüste der Negerinnen in Carthage bis in ihren Schooß herabhängen, und lang genug sind, um sie den Kindern auf dem Rücken, über die Schultern zu reichen, davon herleitet, weil sie sie nie in die Höhe binden.

No. 1215. Es ist nicht zu läugnen, daß die europäischen Christen den beyden großen Lastern der Völlerey und Buhlerey unterworfen sind. Das erste von diesen Lastern herrscht in den kalten, das letzte aber in den heißen Ländern. Solchergestalt haben Bacchus und Venus diese Völker unter sich getheilt; und bey der Glaubensverbesserung ist der Antheil, welcher der Venus gehörte, geblieben, wie er gewesen; hingegen hat der größte Theil von den Anhängern des Bacchus dem Pabstthume abgesagt. *Bayle Dict. Eremita. In Folio.*

No. 1216. „Herr Zuber beobachtete an einem Kinde, das in einem Alter von acht Monaten gestorben war, wie der Brustknochen desselben auf die Seite gebogen, und bergestalt vorwärts gekrümmt war, daß er die Figur eines Sattels hatte. Beyde Seiten, besonders aber die linke, waren einwärts gedrückt, und man sah daran Spuren von den Fingern der Säugamme. Sie hatte des Kindes Leben wider Willen verkürzt, indem sie eine ganz gewöhnliche Operation damit vorgenommen, worauf die Aeltern nun billig desto schärfer Acht geben sollten. Wenn die Mamen die Kinder zum Schweigen bringen, oder ihnen eine Lust machen wollen, so setzen sie dieselben auf die linke Hand, legen die rechte ihnen an die Brust, und tanzen sie also in der Luft. In der Kindheit ist alles noch biegsam, die rechte Hand drückt die Brust des Kindes, und die ausgestreckten Finger beugen die Seiten nieder. Dieses ist oft die unvermuthete Ursache des Todes oder der Krüppelley vieler Kinder.“ *Philos. Transact. Num. 492. Art. 2. Hamb. Magaz. 9ter Band 6tes Stück. 8 Art. S. 641.*

Um den übrigen Raum dieses Bogens zu erfüllen, werde ich meinen Lesern einige kleine Anekdoten aus dem vierten Theile der Essais historiques des Herrn von Saintfoix erzählen, die sich zu dem Inhalte einiger meiner Blätter schicken. Die erste betrifft die Kleidermoden und Schminke; (S. das 12te und 90ste Stück,) die andre, die Härte; (S. das 89ste Stück,) die dritte, die Leichengebräuche; (S. das 40ste Stück,) und die vierte würde sich in mein 21stes Blatt geschickt haben, wo von dem Stolge der Weiber auf ihre Erben geredet wurde.

Als unter der Regierung des Königs Franciscus II. in Frankreich, die Männer ein majestätisches Ansehn darin fanden, wenn sie mit dicken Bändern einher gingen; so bildeten sich die Damen in Frankreich alsobald ein, daß sie eben

so majestätisch aussehn würden, wenn sie von hinten dick wären. Man trug also damals zum Staate große Bänche und dicke Gefäße; und diese lächerliche Mode dauerte drey bis vier Jahr. Das Sonderbarste dabey war dieses, daß die Damen, seitdem sie diese Mode anfangen, nicht mehr auf die Gesichter achteten, sondern dieselben mit Masken bedeckten. Auf den Straßen, in den Spaziergängen, in Gesellschaften und in den Kirchen, sahe man lauter verlarvte Gesichter. Nach diesen Larven folgten die Schindylästerchen, womit sie das Gesicht häufig beklebten. Was die rothe Schminke betrifft, so ist es kein Wunder, daß sich die Damen derselben bedienen. Die Feldherren pflegten dieselbe anzulegen, wenn sie ehedem zu Rom im Triumph einzogen; und eine artige Dame kann glauben, daß ein jeder Tag ihres Lebens ein Triumphstag für sie sey.

Ein langer Bart unterschied vor Alters einen Franzosen von andern unter das Joch gebrachten Völkern, und man trug ihn als ein Ehrenzeichen. Die jungen Leute trugen große Sorge für ihre Knebelbärte. Allein, gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts, erklärte der Erzbischof Wilhelm zu Rouen den langen Haaren und Bärten den Krieg, und trieb es so weit, daß im Jahre 1096 in einem Concilio angesetzt wurde, es sollten die, so lange Haare trügen, Zeit Lebens von der christlichen Kirche ausgeschlossen seyn, und man sollte nach ihrem Tode nicht für sie bitten. Diese wichtige Sache lief nicht so ganz ruhig ab. Die Bärte fanden mächtige Vertheidiger gegen ihre furchtbaren Feinde, und die Hitze stieg so hoch, daß man sich von beyden Seiten rühmen konnte, einige Märtyrer für die gerechte Sache gehabt zu haben. Das allertraurigste war aber, daß sich Ludwig VII. selbst den Bart scheren ließ, und daß ihn hierüber seine Gemahlin, Eleonora von Aquitanien, verachtete, und sich deshalb so sehr mit ihm veruneinigte, daß sie sich von einander scheiden ließen. Sechs Wochen nach dieser Ehescheidung vermählte sich die Königin mit dem Herzoge von der Normandie, Heinrich, welcher nachher König von England

England wurde, und zur Mitgabe brachte sie ihm Poitou und Guyenne zu. Hieraus entstanden diejenigen Kriege, welche Frankreich 300 Jahre lang verheert haben. Es mußten über drey Millionen Franzosen sterben, weil sich ein Erzbischof wider die Bärte entrüstet; weil sich ein König hatte barbieren lassen, und weil er seiner Gemahlin mit einem glatten Rinne lächerlich vorgekommen war. Nach und nach kamen die Bärte aus der Mode, und man sahe keine mehr, bis sie endlich Franciscus I. wieder herstellte. Jedermann ließ sie wieder wachsen, und niemand ward mehr barbirt, als die Parlamentsglieder und Domherren. Unter Heinrich IV. trug man drey Finger lange Bärte, die breit geschnitten wurden, wie Fuchels, zugleich aber ein Paar lange und steife Knebelbärte, wie die Katzen haben. Nachher begnügte man sich mit einem kleinen Spitzbarte mitten auf dem Rinne; und endlich blieb unter Ludwig XIV. nur noch der kleine Stutzbart unter der Nase. Ist ist nichts mehr da.

Hey dem Leichenbegängnisse Carls VI. Königs in Frankreich, ward die Erfindung gemacht, daß man den Leichnam in einen Sarg verschloß, und dagegen die Gestalt desselben in Wachs poufirtete, und mit den königlichen Kleidern und Zierathen anschnückte. Diese Gewohnheit dauert noch bis auf den heutigen Tag. Das Leichenbegängniß der Könige von Frankreich erfolgt gewöhnlichermaßen erst 40 Tage nach ihrem Tode. Diese 40 Tage hindurch wird ihr in Wachs poufirtes Bildniß auf einem Paradebette, mit allem Pompe der Majestät, dem Volke zur Schau gestellt; und hierbey fährt man fort, der Leiche zu den gewöhnlichen Stunden die Tafel zu bereiten und ihr aufzuwarten, als ob sie noch am Leben wäre. Bey dieser Todtentafel wird nicht unterlassen, vor und nach Tische zu beten, und dieses Gebet muß ein Cardinal oder anderer Prälat verrichten.

Ich kann nicht umhin, zur Erklärung des Ursprungs dieser seltsamen Gewohnheit, die sich gewiß aus den ältesten

heydnischen Zeiten herschreibt, eine Parallelgeschichte aus des Marco Polo Reisen hierbey zu setzen. Der Zeitpunkt seiner Reisen ist ohngefähr die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts. Er redet von den Einwohnern im Königreiche Tangut: „Die Leiber ihrer Todten balsamiren sie, und legen sie in Kasten, welche künstlich zusammengefügt, und oben mit einem bemahlten Tuche bedeckt sind, so daß nichts ausdunsten kann. Sie werden zuweilen sechs Monate lang im Hause behalten, ehe sie nach dem Grabe gebracht werden: den Tag zu dieser Ceremonie setzt ein Sterndeuter best, welcher zu dem Ende die Nativität des Verstorbenen untersucht; er bestimmet auch, welchen Weg die Leiche soll getragen werden, und aus welchem Theile des Hauses, da man zuweilen gar die Mauer deswegen niederreißen muß: denn sie glauben, daß die Seele über dem Leichnam schwebet, und sich aller dieser Einrichtungen besonders annehme, auch wenn sie mißvergüßt gemacht werde, einiges Unglück im Hause zuschicke; deswegen, und um ihr Verlangen zu stillen, wird, so lange der Leichnam im Hause ist, der Tisch zur Mittagszeit ordentlich gedeckt, welches auch unter hölzernen Hütten geschieht, die auf dem Wege des Leichnams zur Grabstätte errichtet werden. Dasselbst werden zugleich allerley auf Papier gemahlte Bilder von Cameelen, Geld und Aufwartung verbrennt, weil sie glauben, daß diese Dinge dem Verstorbenen in jener Welt, wo er sehr prächtig leben wird, zu gute kommen.“

Zum 14ten Jahrhunderte ward in Frankreich das Verlangen zu heirathen und Kinder zu erziehen, dem Ansehen nach, nicht für so ehrbar gehalten, als einen Menschen umzubringen. In den Häusern der Bischöfe und Aebte, und in den Klöstern verschiedener Capitul, war ein eigener Hof für die Duelle bestimmet. Sie erlaubten dieselben sogar Geschwisterkindern, da sie hingegen die Ehen zwischen Auserwandten im vierten, ja sogar bis zum siebenten Grade, für ungültig erklärten und aufhoben. Wenn sich zween Leute

duellir-

duelliren wollten, so gab man ihnen die Absolution und das Nachtmahl; hingegen durfte sich kein Mann oder keine Frau zum Altare wagen, wenn sie sich nicht wenigstens acht Tage vorher vom Bette geschieden hatten. Die Geistlichkeit sprach einen jeden Duellanten frey, wenn er sich dreyimal für sie glücklich geschlagen, das ist, wenn er drey Leute umgebracht hatte; hingegen suchten sie in ihren Predigten diejenigen Männer und Weiber aller Ehre zu berauben, die sich zum drittenmale verheyrahtet hatten.



Hundert und vierzehntes Stück.

von Logau.

Fang alles an mit Wohlbedacht; führe alles mit Bestand;
Was drüber dir begegnen mag, da nimm Geduld zur Hand.

Wenn Jemand die Kunst erfunden wollte, die Menschen gesund zu erhalten und zu einem hohen Alter zu bringen, ohne daß sie nöthig hätten, sich an die vielen Regeln der medicinischen Lebensordnung zu binden, so müßte er sie das Geheimniß lehren, sich an alles zu gewöhnen. Die Gewohnheit erlaubt den Menschen, die sich unter ihren Schutz begeben, zu leben, wie sie wollen, und giebt Gesundheit und langes Leben um den wolfeilsten Preis. Sie geht im Triumphe über die Geseztafeln der Aerzte hin, und zeigt ihren Anhängern, daß sie bey einer Lebensart gesund seyn können, worin sie, nach dem Hippocrates, sterben müssen.

Als Krüger die Tyranny der Gewohnheit über die Begriffe und Herzen der Menschen in Betrachtung gezogen hatte, ward er so unwillig, daß er schleunig abbrach, und

kein Wort mehr von ihr sagen wollte. (Siehe das 97ste Stück.) Man muß aber nicht so geschwind böse werden, zumal wenn man von einer Sache solche große Dinge hoffen kann, als von dieser. Ich werde sie heute meinen Lesern von einer andern Seite, nämlich als eine Tyrannin in der Arzneikunst, zeigen, die mit den Grundsätzen der Ärzte ihren Spott treibt, und Dinge bewerkstelligt, wovon jene die Unmöglichkeit sehr gelehrt beweisen können.

Doch dieses alles sey nicht der wohlthätigen Kunst zum Nachtheile gesprochen! Die Gewohnheit selbst wirkt nach den Grundsätzen der Arzneikunst, und bestätigt dieselben vielmehr, als daß sie sie zweifelhaft machen sollte. Dieses wird Jedermann deutlich werden, der sich von ihr einen richtigen Begriff macht.

Die Gewohnheit ist keine Eigenschaft bloß mechanischer Maschinen. Es läßt sich keiner Uhr etwas angewöhnen, sondern nur thierische Maschinen sind dieses Vorzugs fähig. Diese Maschinen werden durch Gefühl und durch Vorstellungen bewegt; und hierin liegt das ganz Scheinmüßig der Gewohnheit. Nach dem System von der Sinnlichkeit thierischer Körper, welches ich im 101 und 102 Blatte vorgetragen habe, giebt das Gefühl, das in den Nerven wohnt, wenn es bis zum Gehirne fortgeht, der Seele Vorstellungen, welche Empfindungen heißen, und sowol dieses Gefühl der Nerven, als diese Vorstellungen der Seele, bringen in der Maschine bald willkührliche, bald andre Arten von Bewegungen hervor. Die Seelenlehrer beweisen, daß sich oft wiederholte Vorstellungen in der Seele nach und nach verdiminiren, und endlich dergestalt schwinden, daß es eben so viel ist, als ob diese Vorstellungen gar nicht mehr vorhanden wären. Oft wiederholte Gefühle, welche die Seele anfänglich lebhaft empfindet, bringen also zuletzt keine Empfindungen in der Seele von sich mehr hervor, und in diesem Falle sagt man, daß man der Empfindungen gewohnt geworden sey. Ob nun gleich alsdann die Empfindungen der Seele keinen Eindruck mehr ins Gehirn machen, der sonst die Bewegungen hervorbrachte, die die Empfindungen begleiten, so ist doch das Gefühl

Gefühl in den Nerven allein, und ohne die Mitwirkung der Vorstellungen, vermögend, dieselben Bewegungen nach den Gesetzen der Sinnlichkeit zu wirken. In solchem Falle tritt sehr vom Gefühle allein, ohne Bewußtseyn und Empfindung der Seele, nachdem es sehr oft in den Nerven wieder hervorgebracht worden, Handlungen und Bewegungen, die anfänglich nie ohne Bewußtseyn, nie ohne Empfindungen der Seele bewerkstelligt wurden. Wir sagen alsdann, daß wir uns an gewisse Handlungen, an gewisse Bewegungen gewöhnt haben, daß uns dieselben mechanisch geworden, daß sie nun schon in die Maschine gekommen sind. Die Nerven selbst können durch oft wiederholte Eindrücke, indem sich ihre Spitzen gegen dieselben verhärteten und davon abnutzten, ihre Gefühle Gradweise verlieren, und dann werden wir nicht nur die Empfindungen gewöhnt, weil keine Vorstellung vom Gefühle eines solchen Nerven mehr in die Seele kommt; sondern es erfolgen auch die Handlungen und Bewegungen in der Maschine nicht mehr, die sonst die Empfindungen der Seele und die Gefühle dieses Nervens begleiteten, weil die bewegende Kraft, das Gefühl, im Nerven vernichtet ist. So lernen wir durch die Gewohnheit mehr ansiehn, wir sind vor den Folgen gewisser Gefühle sicher, die sie zuvor unausbleiblich begleiteten. Hierdurch entgehen wir den Beschwerlichkeiten, und den Gefahren, welche sonst manche Gefühle nach sich ziehen würden, wenn wir ihrer nicht gewohnt wären. Wer ein wenig nachzudenken weiß, der wird die unten folgenden häufigen Beispiele von Gewohnheiten aus diesen Grundsätzen leicht herleiten können, welches ich darum nicht thue, weil ich meine Leser nicht mit Speculationen, sondern mit practischen Betrachtungen über die Gewohnheit unterhalten will, damit sie die Anwendung dieses thierischen Vermögens in ihrer Lebensordnung daraus bestimmen lernen.

Der Gebrauch hat es eingeführt, den Ausdruck, daß man etwas gewohnt worden sey, auch oft im uneigentlichen Verstande zu nehmen. Von einem, der nach und nach in der Dunkelheit deutlich sehen lernt, sagt man, er werde das Dunkle

Dunkle gewohnt: da doch nur seine Seele scharfsinniger empfindet, und genauer unterscheidet. Da durch die öftere Uebung die Muskeln des Körpers stärker und zäher werden, mithin größere Lasten bewegen können; so sagt man von solchen stärker gewordenen Leuten, sie wären der harten Arbeit gewohnt, da sie doch nur auf eine physicalische Weise stärker werden, so wie ein Magnet nach und nach eine größere Last halten lernt, und wie ein junger krummgebogener Baum ein größeres Gewicht aufhebt, je stärker er durch den Wachsthum wird. Eben so sagt man von den Bewegungen, die man geschwinder verrichten lernt, daß es durch die Gewohnheit erhalten werde, da es doch nur darauf ankommt, daß die zu einerley Bewegungen oft gebrauchten Maschinen sich mehr Raum machen, schneidiger und gelenkiger werden, und mehr kleine Hindernisse verlieren, so wie eine neue Maschine von viel Rädern anfänglich schwerer geht, als wann sich die Gelenke und Räder besser abgelaufen haben. Man kann nicht mehr umhin, sich nach diesem Redebrauche zu richten; und da ich im folgenden alle diese Fälle mit unter den Gewohnheiten begreifen werde, so muß ich bloß meinen speculirenden Lesern zur Nachricht sagen, daß sie diese uneigentlichen Gewohnheiten nicht aus den Gesetzen der Sinnlichkeit, sondern aus physicalischen Gründen zu erklären suchen müssen. Nunmehr ist es bequölich, wie wenig die Beispiele von der Gewohnheit die allgemeinen Grundsätze der Arzneykunst zweifelhaft machen. Die Aerzte warnen Jedermann vor Erkältung der Brust, und dräuen dem, der ihnen nicht folgen will, Catarrhen und Entzündungsieber. Dieses ist von demjenigen Grade der Kälte wahr, welcher den Umlauf der Säfte hindert und Stockungen verursacht. Näher können wir die Bedingung nicht geben. Inzwischen tritt ein Frauenzimmer mit offenem Busen in eine Kälte, worin zwanzig junge Herren erfroren sind, und bleibt unbeschädigt. Sind wir nun wol widerlegt? Nein, keinesweges. Der Grundsatz bleibt wahr, daß eine Kälte die Stockungen der Säfte verursacht, Catarrhen und Entzündungen macht. Allein, der Grad der Kälte, der dieses bey Tausenden thut, thut es

bey

bey einer Dame nicht, weil er bey ihr, deren Nerven der Brusthaut verhärtet sind, nichts mehr wirkt, als was eine laue Luft bey jenen gethan haben würde.

Aus diesem Grunde konnte ich zu Anfange meines heutigen Blattes sagen, daß das Mittel, alles ohne Schaden zu vertragen, was die Aerzte für gefährlich halten, das sey, sich an alles zu gewöhnen. Ich will, um dieses besser auszuführen, die hauptsächlichsten Dinge durchgehen, an die man sich gewöhnen kann, um zugleich einige nöthige Nimmerkungen bezubringen, die denen nützlich seyn werden, welche diesen bequemen Weg erwählen wollen, um wider alle Regeln der Kunst gesund zu bleiben und alt zu werden.

Es sind hierbey einige allgemeine Regeln voran zu senden. Obgleich schon Celsus gesagt hat, man müsse sich an alles gewöhnen, um nicht von jedem kleinen Zufalle über den Haufen geworfen zu werden; so rath er doch eine gute Wahl in den Dingen, die man sich angewöhnen will. Die Gärten, das Feld, die Stadt, die Schiffahrt, die Jagd, alles preiset er an, aber doch, sagt er, die Bewegungen mehr, als die Ruhe. Es giebt also Dinge, an die man sich nicht gewöhnen muß, weil es dem Leben und der Gesundheit zuträglicher ist, daß wir sie nicht zur Fertigkeit bringen. Weil die Gewohnheit die Wirkungen gewisser Gefühle und Vorstellungen verhilft, so kann sie auch solche Wirkungen vernichten, welche der Gesundheit vortheilhaft sind. Die müßige Ruhe schwächt die Lebenskräfte, darum ist es besser, daß sie uns beschwerlich falle, damit wir sie meiden, als daß wir sie durch Gewohnheit ertragen lernen. Eben so ist es in unzähligen andern Fällen. Haben wir uns gleich an hundert Dinge gewöhnt, so bleiben tausend übrig, deren wir nicht gewohnt sind, und die wir, um der Gewohnheit der ersten willen, ohne desto größere Gefahr nicht vertragen können. Wer sich gewöhnt hat, harte Speisen leicht zu verdauen, bekommt das Fieber, wenn er lauter Kalbfleisch und Suppen genießen muß. Es wäre ihm also dienlicher gewesen, sich nicht bloß an harte Speisen zu gewöhnen. Wohl! wird man sagen, man gewöhne sich also an alle entgegengesetzte Dinge, an Frost und Hitze, an

schwere

schwere und leichte Speisen, u. s. w. Allein, man muß wissen, daß dieses nicht immer möglich sey; und desto mehr Gefahr ist dabey, sich nur an einige Dinge zu gewöhnen. Man muß also in der Wahl dessen, woran man sich gewöhnen will, vorsichtig seyn, und dabey immer den ganzen Zustand des Körpers und alle Verhältnisse, worinn man ist, und in die man etwa kommen könnte, in Erwägung ziehen. Noch mehr; die Gewohnheit erstreckt sich nur auf die thierische Natur, aber es gehören nicht alle Theile des Mechanismus des menschlichen Körpers zu dieser Natur, ob sie gleich zur Gesundheit und zum Leben erfordert werden. Daher giebt es Umstände im menschlichen Leben, die keine Macht der Gewohnheit zwingen kann, weil sie nicht in ihr Gebiet gehören. Ein stockendes Blut geht in Fäulniß, und keine Gewohnheit kan dieses hindern, weil es eine bloß physikalische, aber keine thierische Wirkung ist. Man muß sich also vor solchen Gewohnheiten hüten, deren Folgen sich bis in die physische Natur unsers Körpers ausdehnen, wo sie nicht mehr in ihrer Gewalt stehen. Wegen der großen Verwickelung der thierischen mit den mechanischen und physischen Veränderungen bey Thieren, sind zwar die Fälle selten, wo sich so etwas zutragen könnte. Inzwischen beweiset doch schon ihre Möglichkeit, daß derjenige unüberlegt handeln würde, welcher glaubte, er müsse sich an alles gewöhnen können, oder wer so schwach wäre, sich durch eingeführte Sprichwörter überreden zu lassen, es gebe keine Sache in der Natur, an die man sich ganz und gar nicht sollte gewöhnen können; man müsse sich an alles gewöhnen können, woran sich ein anderer gewöhnt hat; man müsse sich an alles gewöhnen, woran man sich gewöhnen könne; man könne sich ohne Gefahr an alle Gifte und Arzneyen gewöhnen; man müsse sich an das gewöhnen, was die Natur am wenigsten vertragen wolle; man könne durch die Gewohnheit die ganze Natur verändern und umkehren, u. s. w. Alle diese viel zu allgemeinen Machtprüche sind eben so falsch, als wenn es heißt, man müsse sich an nichts gewöhnen; die Gewohnheit lehre uns nichts vertragen, als was die

Natur

Natur ohnedem vertragen könne, da doch der schwächste Mensch in einzelnen Dingen, an die er sich gewöhnt hat, weit stärker wird, als der vierschrötigste Kerl; man könne sich von nichts abgewöhnen, was uns einmal natürlich ist, oder man müsse sich nur das abgewöhnen, was uns beschwerlich falle. u. s. w.

Es ist aber noch besonders anzumerken, daß keine Gewohnheit schnell, sondern nur durch langweilige Übung erhalten werde. Daher muß man sich nicht zu früh auf sie verlassen, und sich Gefahren aussetzen, die man noch nicht vertragen kann. Diese Unbehutsamkeit kostet vielen das Leben. Wenn ihnen einige Unordnungen oder Ausschweifungen in der Lebensart einigemal gelungen sind, so werden sie lähn, und wagen sie einmal zur unglücklichen Stunde, weil sie sie schon gewöhnt zu seyn glauben.

Die sichersten Gewohnheiten sind die, die wir nicht uns selbst, sondern die uns schon diejenigen beygebracht haben, die uns in unsrer zartesten Kindheit erzogen. Schon Erwachsenen gelingt diese Fertigkeit schwerer, und Alten gar selten. In Krankheiten und bey schwacher Leibesbeschaffenheit ist es nie zu rathen, sich auf neue Gewohnheiten zu üben, oder alte abzuschaffen, sie mögen nun an sich gut oder schädlich seyn. Paul Jovius sagt von dem Arzte des Papsts Clemens VII. Namens Curtius, er sey an dem Tode desselben für schuldig gehalten worden, weil er diesen zwar starken, aber schon alten Mann zu einer bessern Lebensart beredet, als er bis dahin zu führen gewöhnt gewesen. Eben dieses urtheilt Onuphrius Panphinius von dem Arzte des podagrischen Papstes, Julius III., obgleich andre meinen, der Papst habe sich das Fieber, woran er gestorben, dadurch zugezogen, daß er, aus Staatsursachen, eine Krankheit vorgegeben, und sich, zum Scheine, leichterere Speisen bedient, als er gewöhnt war. Galenus verbietet es schlechterdings, in Krankheiten, sogar auch wider üble Angewohnheiten, das geringste zu unternehmen. Er erzählt hiervon ein beweisendes Beispiel. Ein gewisser Aristoteles von Mytilene hatte nie kaltes Wasser getrunken, wurde aber

mit

mit einer Krankheit befallen, worin ihm der Gebrauch des kalten Wassers für nöthig gehalten wurde. Der Kranke sagte vorher, daß es ihm Krämpfe verursachen würde, und beruhte sich auf ein andres ihm bekanntes Beyspiel: nichts destoweniger suchte er, sich zum Besten, seine Gewohnheit zu überwinden. Er trank das Wasser und starb. So nöthig ist es, daß sich die Aerzte selbst nach den Gewohnheiten ihrer Kranken richten, und hierauf gründet sich die Maxime der Leute, daß sie sagen, sie wollen keinen Arzt haben, der ihre Natur nicht kenne. Diese Natur sind hauptsächlich ihre Gewohnheiten, und um diese den Aerzten bekannt zu machen, halten sich große Herren Leibärzte, die beständig um sie sind, und sie beobachten. Hatte also Celsus nicht Recht, wenn er einem Kranken keinen Arzt für dienlicher hielt, als der zugleich sein guter Freund wäre?

Nun genug von allgemeinen Regeln! Jetzt wollen wir die gewöhnlichsten und vornehmsten Dinge betrachten, worüber die Gewohnheit Meisterin werden kann, und man wird erstaunen, wie viel sie vermöge, wenn sie es darauf anfängt, alle medicinische Befehle zu übertreten.

Jedermann kennt die Gefahren, welche sich diejenigen prophezeihen müssen, die in einer übeln Luft leben. Dennoch aber kann es die Gewohnheit dahin bringen, daß man sie vertragen lernet. Sanctorius erzählt, daß einer, der 20 Jahr in einem übeln Gefängnisse gelebt, kränklich geworden, so bald er in Freyheit gekommen, und daß er auch sogar, unerachtet der Hülfe guter Arzneyen, nicht wieder recht gesund werden können; als bis er endlich, bey gegebener Gelegenheit, wieder in eben dasselbe Gefängniß gesetzt worden. Der bekannte Norcross mußte, als er aus seinem langwierigen Gefängnisse entzwischen wollte, um sich erst an die freye und reine Luft zu gewöhnen, eine Fensterscheibe eröffnen; und ich habe ein Frauenzimmer gekannt, welche so viel Jahre in ihrem Zimmer geblieben war, daß sie auch in der besten Jahreszeit kein Fenster öffnen durfte, weil sie die freye Luft ohnmächtig machte. Vögel, die lange in verschlossenen Zimmern gefesselt haben, werden krank und sterben,

so

so bald sie in die freye Luft kommen. Diese Beyspiele sind indessen mehr eine Ungewohnheit der frischen Luft, als eine Gewohnheit der schlechten. Hingegen die Familien, die in einigen Salzbergwerken unter der Erde beständig wohnen, leben in dieser Luft so gesund, als sie es wünschen können. Es giebt Leute, welche an die trockne, andre, welche an die feuchte Luft so gewöhnt sind, daß sie keine andre vertragen können. Bey diesen sind die Nerven gegen die Eindrücke der Salztheile und der Feuchtigkeit erhärtet. Wie viele Reisende werden nicht krank, wenn sie ihr Vaterland verlassen und fremde Luft athmen? Wie fielen nicht die unglücklichen Völker dahin, welche die Kreuzzüge mit machten; als sie in die entlegnen Länder kamen? Dergleichen Beobachtungen bewegen den Paul Zacchias, den Kranken zu rathen, daß sie die Luft ihres Vaterlandes, die sie gewohnt wären, suchen sollten, wenn auch gleich die Luft schlecht, hingegen die, worin sie sich wirklich befänden, gut wäre. Die Gewohnheit macht die Jäger vermögend, daß sie, wie Cicero sagt, des Nachts im Schnee aushalten, und sich des Tags über auf den Bergen von der Sonne braten lassen können. Die Soldaten beweisen eben dieses. Vegetius bemerkt, daß die erfahrensten Feldherren die Infanterie in Schnee und Regen geübt haben, wodurch sie in den Lagern gesund geblieben, und im Streite stark und dauerhaft gemacht worden wären. Ich kann noch die Postboten zu Zeugen nehmen, welche bey Tage und Nacht in den entsetzlichsten Witterungen reisen; ja die Arbeitsleute, die Bauern und die Landstreicher beweisen täglich durch ihre Beyspiele, daß alle Macht böser Witterungen an ihnen zu Schande werde. Bey diesem Wunder sind aber einige Umstände zu überlegen. Die meisten dieser Leute sind von starken Althern erzeugt, und von ihrer Kindheit an, den Witterungen Preis gegeben worden. Man zählt diejenigen nicht, die in den Lehrjahren der Gewohnheit unkommen, und selbst die, welche schon Helden geworden sind, werden oft unversehends von Krankheiten ergriffen, die sie ins Grab legen. Wenn also Leute durch die Gewohnheit außerordentlich stark gezogen werden sollen, so muß es auf

eine Handvoll derselben nie ankommen. Die Ostiakischen Tartarn, welche im Lande herum ziehen, und alle Witterungen ausstehn, wären ohne Zweifel zahlreicher, wenn sie nicht so hart erzogen würden. Aber man kann denken, wie viel ihrer drauf gehn, wenn die Weiber, nach Webers Berichte, ihre Kinder auf ihren Reisen im Stehen gebähren, und sie, alsobald nach der Geburt, bald unter den Schnee vergraben, bald in den warmen Busen stecken, und so mit ihnen immer die Reise fortsetzen. Allein die, so hernach übrig bleiben, sind dann auch desto dauerhafter. Ein Tartarkind, das die Probe aussteht, wenn es nach der Geburt unter das Eis ins Wasser getaucht wird, und ein Ostiacke und Russe wird keine Ungelegenheit davon empfinden, wenn er im männlichen Alter aus dem heißen Bade nackend in den Fluß springen soll, welcher voll Eis schwimmt; sondern dies ist ihm vielmehr nur eine angenehme Abkühlung. Alle die starken Leute, die über die Natur triumphiren, haben den Grund zu dieser Dauerhaftigkeit schon in den ersten Jahren ihrer Kindheit gelegt, da niemanden etwas daran gelegen war, ob sie lebten oder starben. Durch diese harte Erziehung können die Lappländer, die Schweizer und unsre Bauern den Witterungen Trost bieten, daß sie den Frost kaum empfinden, und die Strapazen des Krieges ausstehn können. Es erhellet demnach hieraus, daß diese Leute für uns keine Beispiele zur Nachahmung seyn dürfen, die wir viel zärtlichem Ursprungs, und schon in der ersten Erziehung verwöhnt sind.

Die unreinsten Ausdünstungen, welche zärtliche Leute nicht ausstehn können, sind denen, die daran gewöhnt sind, oft eine Erquickung. Vega curirte einen Schiffer, der von den Wohlgerüchen bey einem Feste am Hofe, in eine fast tödtliche Ohnmacht gefallen war, dadurch, daß er ihn ans Ufer des Meeres legen, und mit Schlamm und Schiffe bedecken ließ, wovon er nach vier Stunden wieder hergestellt ward. Salmouth erzählt von einem Henker, daß er durch den Geruch eines Cloacks aus einer gleichen Ohnmacht erweckt worden; und Lemnius von einem Bauer, der von

den Specereengerüchen einer Apotheke ohnmächtig geworden, daß ihn der Geruch des Mistes wieder hergestellt habe. Schon Strabo hat angemerkt, daß die Sabäer, die von den Wohlgerüchen dumm wurden, von angebranntem Harze und Bocksbart wieder zurecht gekommen. Solche Leute gleichen den Karauschen, die im Schlamme, als in ihrem Elemente, leben; und dennoch findet man, daß solche starke Leute zuweilen von einem heftigen Gestanke plötzlich des Lebens beraubt werden. (S. das 66ste Stück.)

In dem Sendschreiben eines gewissen Gaum in meinem 99ten Stücke, sind verschiedene Beispiele von den seltsamsten Speisen und Getränken angeführt worden, woran sich Leute gewöhnt haben: allein, man mache sich zugleich den Schluß dieses Schreibens zu Nuße, wenn sich der Macheifer regt, um solches nachzuthun. Inzwischen ist es gewiß, daß uns auch hierin die Gewohnheit über die Natur gemeiner Menschen erheben könne. »Speisen und Getränke, die man gewöhnt ist, sagte Hippocrates, werden leicht vertragen, ob sie gleich von Natur schädlich, ungewohnte aber nicht, ob sie gleich von Natur gut sind; und er schließt hieraus, daß stets gleiche Arten von Speisen dienlicher sind, als wenn man sie schnell verändert, gesetzt daß man auch bessere an ihrer Stelle erwählte.« Alexander der Große mußte in Indien der Armee auch sogar gesunde Speisen verbieten, weil die Leute, aus Ungewohnheit, davon weg starben. So gewiß ist das, was Celsius sagte, »daß alles, was wider die Gewohnheit streitet, es sey Hartes oder Weiches, der Gesundheit schädlich sey.«

Selbst die Ausschweifungen im Essen und Trinken können zur Gewohnheit werden. Wenn der sicilianische Tyrann, Dionysius, in einer Belagerung nicht saufen und schmausen konnte, so zehrte er sich so lange ab, bis er wieder daran ging. Die Säufer können des Morgens, wenn sie nüchtern sind, kaum auf ihren Beinen fort kriechen, aber wenn sie des Abends betrunken zurück kehren, so gehen sie so steif einher, als ob sie recht ausgeschlafen hätten. Viele von ihnen saufen bis an den Augenblick ihres Todes, und erhalten sich

damit: Denn in der That wird ihr Ende beschleunigt, wenn man ihnen den Brantwein mit Gewalt entzieht. Sanctorius rieth einem Grafen in Ungarn den Genuß des allzu starken Weins ab; allein er ward bey dem Gebrauche leichterer Weine so erschöpft, daß er schlechterdings wieder zu seinem schweren Weine zurück kehren mußte. Solche Gewohnheiten müssen Niemanden zur Nachfolge reizen, Niemanden leichtsinnig machen; denn die Uebung selbst, wodurch sie erhalten werden, verdirbt die ganze Natur in solchem Grade, daß man die gesuchte Gewohnheit kaum erhalten hat, als man schon sieht, wie nahe man dem frühen Untergange sey. (S. das 14te Stück.) Wepfer hat einen gesehen, der kochende Butter Löffelweise, ohne Schaden verschlungen; und Pechlin führt an, daß jemand sich dergestalt an das stinkende Brunnwasser in Holland gewöhnt, daß er bey zugestossener Magenschwäche dieses ihm widerrathene Getränk dennoch, wiewol gekocht und mit Gewürze vermischt, genießen mußte, wogegen ihm aller Wein so zuwider gewesen, daß er ihn auch bey dem Nachtmale, nur mit Wasser vermischt, genießen konnte. Welcher Mensch wollte aber so unsinnig seyn, und sich an kochende Butter, oder an saules Wasser gewöhnen. Man muß sich an nichts gewöhnen, was man nicht anders, als mit dem Untergange der Gesundheit und mit großer Gefahr des Lebens gewöhnt werden kann.

In diese Classe gehören vornehmlich auch die Arzneyen und Gifte, zumal da Viele entweder Ruhm oder großen Nutzen darinn suchen, ihrer gewöhnt zu seyn. Ich habe schon oft wider die unglückliche Begierde vieler gesunder Leute geeifert, Arzney zu gebrauchen; und selbst die Gewohnheit, welche man dadurch erhält, ist der Grund, warum man es lassen sollte. Galenus tabelte schon das monatliche zweymalige Purgiren aus diesem Grunde, weil es eine üble Gewohnheit mache. Celsus warnte, „daß man bey gesunden Tagen sich keiner Arzneymittel bedienen sollte.“ Nach dem Gesetze der Gewohnheit wirken die Arzneyen desto schwächer, je öfter man sich ihrer bedient; und zu welchen

Mitteln

Mitteln will dann der Kranke seine Zuflucht nehmen, wenn er sich schon in der Gesundheit daran gewöhnt hat? Die Erfahrung beweist diese schädliche Folgen von allen Arten der Arzneyen und Gifte, die durch das Gefühl wirken. Eine oft gebrauchte Purganz thut keine Wirkung mehr. Theophrast hat eine Person gekannt, welche die Nieswurcz, zu ganzen Händen voll, gegessen, ohne sich zu erbrechen oder zu purgiren. Der öftere Gebrauch des Quecksilbers macht diese Arzney in der Lustseuche unkräftig. Die Leute, welche in Quecksilberbergwerken arbeiten müssen, bekommen in den ersten Tagen einen starken Speichelfluß; wenn sie aber hernach durch Schläge gezwungen werden, diese gefährliche Arbeit fortzusetzen, so hören sie auf zu saliviren, und kaum haben sie diese Gewohnheit erreicht, so sterben sie. Garcias ab Sorto versichert, daß ein gewisser Mensch täglich zehn Quentlein und mehr Opium genossen, und von einem Lorche hat Sertus Empiricus ein Beyspiel; der neuern ist nicht zu gedenken. Eine Frau, die sich durch vieles Brantweins trinken die Schwindsucht zugezogen hatte, und als es mit ihr aufs äußerste gekommen war, einen Arzt rufen ließ, lag schon im heftigen Fieber ganz abgezehrt, geschwollen und völlig erschöpft. Bis dahin hatte sie noch täglich eine ganze Bouteille Franzbrantwein getrunken, und wirklich fand sie der Arzt völlig betrunken. Er widerrieth ihr die Fortsetzung dieser Lebensart, und es ward den Bedienten scharf verboten, ihr keinen Brantwein zu geben. Kaum hatte sie einen Tag in dieser Fasten vollendet, als sich alles bey ihr zum nahen Tode bereitete. Sie verfiel in eine so starke Hitze, daß sie unaufhörlich rasete; die Augen stunden ihr gebrochen, der Husten erstickte sie fast, sie schloß keinen Augenblick mehr, die heftigsten Schweiß des Nachts und Durchläufe am Tage verzehrten alle ihre Kräfte; sie schien nicht mehr zu sehen, zu hören, noch zu empfinden. Der Arzt, der alles anwendete, sie zu erleichtern, konnte der täglichen Verschlimmerung nicht vorbeugen; und ob ihn gleich die Krankheitszuständig bat, ihr den Brantwein wieder zu erlauben, so verbot er ihr doch denselben nur desto scharfer. Sie

33

brachte

brachte neun Tage in diesem Zustande zu, worinn sie zwischen Tod und Leben schwebte. Endlich erbarmte sich ihr Mädchen über sie, und gab ihr eine Flasche Brauntwein. Sie trank wohl den dritten Theil davon auf einmal, und am Reste des Tages das Uebrige. Die augenscheinliche Besserung bewog das Gesinde, ihr täglich ihre Portion, wider Willen des Arztes, zuzustecken. Sie kam wieder zu Sinnen, die Hitze und Raserey verlor sich alsobald, und sie redete vernünftig, so lange sie hätte betrunken seyn müssen. Ihr Husten ward minder, sie schlief gut, und konnte lange ausser dem Bette bleiben. Es währte wohl vier Wochen, daß sie in diesem bessern Zustande blieb, endlich aber ward sie sinnlos, und starb in zween Tagen. Man hat eine Menge solcher Beispiele, woraus ein Arzt lernen kann, in Krankheiten der Gewohnheit etwas von der Strenge seiner Geseke nachzugeben. Herr *Monro* erzählt deren einige. Ein Koch, dem die Nase fast abgeschnitten worden war, hatte sich äusserst verblutet. Man erlaubte ihm Wein unter die Pitsane oder Molken zu nehmen, allein er blieb matt, ward oft ohnmächtig, und hatte Kopfschmerzen. Er war sonst gewohnt, täglich viel Ale, Wein und Brauntwein zu trinken. Man gab ihm, auf Ersuchen, acht Loth Brauntwein mit etwas Ale, und von der Stunde an besserte er sich, und genas bey täglicher Wiederholung dieses Getränks vollkommen. Ein Mann hatte das Schenkelbein zerbrochen, und der Arzt erlaubte ihm nur Wasser und Milch und Pitsane. Er schlief die Nacht schlecht, sein Puls war schwach und geschwind, und er klagte über Durst und Kopfschweh. Am dritten Tage war er bey dieser Diät noch schlaflos, und phantasirte, stieg aus dem Bette, riß die Strohlade weg, worinnen der Schenkel lag, hatte ein Zucken der Sehnen, und konnte Niemanden. Der schwache Puls intermittirte zu der Zeit. Der Arzt ersuhr, daß dieser Mensch viel Jahre lang ein Säufer gewesen wäre. Er ließ ihn also etwas Ale und Brauntwein trinken. Er schlief die folgende Nacht, und sein Fieber und seine Deliria waren verschwunden. Er hatte den vorigen Tag ein schottisches Quart Ale und acht

Loth

Loth Brauntwein getrunken, und als er täglich so fortfuhr, genas er ohne alle weitere Zufälle. Ein Brauntweinbreutter fiel in eine Wanne, worinn der heiße Ueberbleibsel des Brauntweins war. Er verbrannte sich die Hüften, Schenkel und den Bauch so erbärmlich, daß die Haut aller dieser Theile gar bald hart und schwarz wurde. Es ward ihm, weil sein Puls geschwind gieng, eine Ader geöffnet, und strenge Diät anbefohlen. Den folgenden Tag befand er sich viel schwächer, sehr ängstlich, und hatte einen schwachen geschwinden Puls. Den dritten Tag war er sehr krank und ohnmächtig. Seine Frau bat, daß man ihm abgezogenen Brauntwein geben dürste. Es geschah, und er wurde darauf besser; das Schwären fing sich in der Haut an, und er wurde völlig geheilt. Seine Frau gestand endlich bey dem Ende der Cur, daß sie ihm täglich ein Pfund Brauntwein gegeben hätte. So sehr kann die Gewohnheit die Wirkungen einer so starken Arzney, als der Brauntwein ist, schwächen. *Libau* sagt, daß die Aethiopier Scorpionen, und *Mercurialis*, daß die Westindier Kröten essen. Beydes ist auch bey uns nicht unerhört. Zu Padua und zu Rom sind zwey Kinder gewesen, die Scorpionen gegessen, und ein gewisses Mädchen speiste mit vielem Vergnügen Frösche, Eidechsen, Schlangen, Mäuse, und alle Insekten. Ein andres fraß Eidechsen lebendig und Raupen mit Pfeffer und Esig. Von Spinnenfressern, die sich mit diesen scheußlichen Insekten fett gemästet, könnte ich leicht ein halbes Duzent Beispiele aus den Schriftstellern anführen. *Galenus* erzählt von einem alten Weibe, daß sie sich nach und nach gewöhnt habe, sich mit Schierling (*cicuta*) zu sättigen, und *Sertus Empiricus* versichert, daß man von diesem Gifte 30 Quentlein ohne Schaden genossen. Ein hallischer Student gewöhnte sich vorsehlich an Arsenick, welches er mit Speck, vom Kleinen an, speisete; und ob er gleich anfangs davon ein Erbrechen bekam, so konnte er doch zuletzt eine ziemliche Menge desselben vertragen. Man sieht hieraus, wie einer, der sich an Arzneyen unnöthig gewöhnt, sich selbst die Brücken abbricht, welche ihm im Falle der Noth, dienen könnten, sich über die Abgründe der Krankheiten hindüber zu retten.

F 4

auch

Auch der Gebrauch unsrer Glieder, das Gehen, Stehen, Tanzen, Reiten, Aemholen, Schlucken, Reden, Singen, Schwimmen, die Fertigkeit in dem Gebrauche der rechten oder linken Hand, das Schielen der Augen, und tausend andre Bewegungen und Stellungen, beruhen auf der Übung, und sie ist der Grund aller der Leibesgeschicklichkeiten, die uns bey manchen Menschen in Erstaunen setzen. **Tulpius** erzählt von einer Frau in England, daß sie mit der Zunge eine Nadel einfädeln, feste Knoten knüpfen und schreiben können. Die Seiltänzer und Luftspringer, und die Leute, die in der Wildniß groß geworden sind, zeigen uns eben solche erstaunliche Dinge. Man kann also leicht schliessen, daß auch die Leibesstärke und Dauerhaftigkeit der Übung zu Gebote stehn müsse. Ein starker Anfänger auf den Galeeren erstaunt, wie seine ältern viel schwächlichern Gefährten die Arbeit so lange ausstehn können. Die alten Aerzte wußten den Grund hiervon schon anzugeben. „Ein schwacher Greis, sagt **Hippocrates**, kann schwere Arbeiten, die er gewohnt ist, leichter verrichten, als der stärkste Jüngling, dem sie noch ungewohnt sind; und **Celsus** wußte, daß Knaben und Greise die Arbeit besser verrichten können, als jede andre, die sie nicht gewohnt sind.“

Ich habe schon oben gesagt, daß wir uns auch an Vorstellungen gewöhnen können, und hievon geben besonders die Empfindungen unzählige Beyspiele. Man verwöhnt die Augen bald, wenn man sie mit Brillen und Ferngläsern zu stärken meynt. Die Ohren hören das stärkste Getöse nicht, die Nase lernt den Gestank, die Zunge den eckelhaftesten Geschmack nach und nach vertragen, und die lacedämonischen Jünglinge gewöhnten sich so an die Schläge, daß sie sich todt prügeln ließen, ohne eine Miene zu verjucken. Das Gedächtniß, der Wiß, die Vorhersehungen, die Leidenenschaften, das Nachdenken, alles kan man sich angewöhnen, und in die Maschine bringen. Daher sagt **Krüger** nicht unrecht, daß das Denken selbst nur eine Gewohnheit sey. **Moräus** hatte schon eben denselben Einfall gehabt, daß wir das Leben und die Weisheit selbst nur der Gewohnheit

„wohnheit zuzuschreiben hätten, und daß nicht die Vernunft, sondern nur sie unser Gemüth dirigire. *Epulae, cerimoniae, studia, fama, divitiae, honores, religio, omnia ex consuetudine.*“ Die Studien selbst, die sonst den Gelehrtesten so schädlich sind, werden durch die Gewohnheit unschädlich. Viele alte Weise, auch **Malebranche**, **Casini**, **Newton**, **Sofmann** und **Sontenelle** sind dabey alt geworden.

Ich muß zum Beschlusse auch noch der natürlichen Ausführungen gedenken, über welche die Gewohnheit gar sehr herrscht. Es haben viele Leute von Natur blutigen Durchlauf und Blutbrechen, welches ihnen nicht vertrieben werden darf. **Volusius**, dessen **Plinius** erwähnt, wurde über 90 Jahr alt, ohnerachtet er alle Jahr eine Menge Blut ausgebrochen. **Jacutus Lusitanus** erzählt, daß eine gewisse Frau siebenmal ein Fontanell zugehen lassen, und siebenmal davon die Pleuresie bekommen, bis sie es endlich behalten. Man hat ein Beyspiel von einer gesunden Person, welche nur alle fünf Wochen einmal offenen Leib gehabt hat. Viele haben besondere Schweisse, und andre schwitzen niemals von Natur. Wenn man an solchen Gewohnheiten, sie mögen schädlich oder nützlich scheinen, etwas verändern will, so setzt man die Leute in große Gefahr, und erreicht nie einen guten Endzweck. O! wie viel nützliche Lehren enthält diese einzige Abhandlung für meine Leser und Nitsbrüder. Ich würde sie in so viel Bogen nicht erschöpfen können, als ich ihr diesesmal Seiten gewidmet habe.



Hundert und funfzehntes Stück.

von Haller.

Verschieden überall, und doch an seinem Ort.

Mein Herr,

Da Sie uns in Ihrem 47sten Blatte gezeigt haben, wie man erstorne Personen wieder zum Leben bringen kann, so wird es gewiß Ihrem Plane nicht entgegen seyn, wenn ich eine kurze Beschreibung einsende, wie man auch den ertrunkenen Personen das Leben wieder geben könne. Solche Leute sterben an der Erstickung, wie die Gehentken; denn man findet bey ihnen zuweilen, weder in der Brust, noch im Magen, Wasser. Weil sie aber ordentlicher Weise mit einem Schrecke unter das Wasser fahren, wobey man die Luft tief in die Lunge zieht, unter dem Wasser aber augenblicklich ein heftiger Krampf die Luftröhre verschließt, und der Luft den Ausgang versagt; so findet man mehrentheils, daß die aus dem Wasser gezogenen Ertrunkenen eine sehr ausgespannte Brust und einen hoch hervorstehenden Unterleib haben. So bald aber der Luft aus der Lunge der Ausgang gestattet wird, sinken diese Theile wieder zusammen; und da dieses die Ursache gewesen, warum das Herz und der Kreislauf des Bluts zum Stillstande gelangen mußte, so befindet sich der Ertrunkene, so bald er nur von dieser verschlossnen Luft befreyet worden, wieder im Stande, Athem zu holen und zu leben, wenn ihm nur ein Reiz beygebracht wird, welcher die Lebensbewegungen wieder in Gang bringt. Wenn man nach Raasgebung dieser Regeln mit den Ertrunkenen verführe, so würden fast alle, die nach einigen Stunden wieder gefunden werden, (denn man muß die, welche der Schlagfluß tödtet, ausnehmen,) und einige noch am andern Tage, gerettet werden können; weil der Beobachtungen nicht wenige sind, daß man Ertrunkene nach einem Tage und darüber zum Leben wieder gebracht hat, ohne daß man nöthig hätte, sich mit einigen zweifelhaften Beobachtungen von einer viel längern Zeit zu behelfen. Dergleichen hat Lancelott, Pechlin, Alexander, Benedictus, Zacchias, und andre.

Die

Die wesentliche Cur der Ertrunkenen besteht darin, daß man sie von der in der Brust verschlossnen Luft befreye, und daß man alsdann die Lebensbewegungen wieder herstelle.

Zur Erhaltung der ersten Absicht dienen mancherley Versuche. Man legt sie auf den Rücken, mit dem Kopfe etwas abhängig, und drückt den Unterleib durch Reiben mit warmen Tüchern, oder mit öligten Händen hinaufwärts, nach der Brust. Man reizt die Kehle mit einer öligten Feder, oder auf andre Weise, um etwan ein Erbrechen zu erregen, wobey sich die Luftröhre wieder öffnen würde. Wenn aber diese Versuche fruchtlos scheinen, ob sie gleich zuweilen wohl erst nach einer Stunde unablässiger Arbeit ihre Wirkung thun, so ist das Beste, daß man, um keine Zeit zu verlieren, nur alsobald zur Eröffnung der Luftröhre schreite, von welcher Operation nunmehr bekannt genug ist, daß sie nicht die geringste Gefahr habe. Die Methode des Leidenschen Professors, Herrn Deckers, ist hierbey die kürzeste. Man stößt einen Trocart mit seiner Nöhre in die Luftröhre, und zieht dann die Psrieme wieder heraus, indem man die Nöhre in der Wunde läßt. Die Luft fährt zischend aus der Brust heraus, und wenn man durch dieselbe hernach die Lunge einigemal aufbläst, und wieder zusammen fallen läßt, so fängt bey denen, die noch zu retten sind, das Herz wieder an zu schlagen, und das Athemholen erneuert sich mit einem Seufzer. Herr Isnard hält, in seiner Preischrift von den Ertrunkenen diese Operation für überflüssig, weil er aus den vielen Versuchen, welche die Herrn Louis und Ebers mit ersäunten Thieren angestellt, geschlossen hat, daß nicht die zurückgehaltene Luft in der Lunge, sondern das hineingeretene Wasser die Ertrinkenden ersticke. Vermuthlich finden beyde Fälle zuweilen Statt, denn Descharding, Decker und Zeister, die diese Operation für notwendig halten, haben gleichwol gefunden, daß die zusammengepreßte Luft aus der Oeffnung der Luftröhre zischend herausgeföhren ist, und sie verordnen, daß man dieselbe vor allen andern Versuchen zuerst unternehme; so bald sie aber nur das geringste Kennzeichen des Lebens hervorgebracht hat, so ist es nöthig, daß man auch andre Mittel zu Hülfe nehme, um die Lebensbewegungen wieder herzustellen.

Wenn eine Fliege, oder ein andres Insekt ertrunken ist, so darf man es nur in geschabte Kreide, oder trocknen Sand, oder Asche vergraben, um es wieder lebendig zu machen. Von dieser Beobachtung hat der Arzt zu Cluny, Herr du Molin Gebrauch gemacht, und ein ertrunkenes Mädchen wieder zum Leben gebracht, indem er sie ganz nackend in warme Asche legen, und ihr eine mit Asche angefüllte Haube aufsetzen lassen. Die Cur dauerte acht Stunden, und alles Wasser ward ihr durch den Urin abgetrieben. Herr Isnard hat, in Ermangelung der Asche, warmen Sand vorgeschlagen. Der Holländische Capitain des Schiffes Elisabeth, Herr Johann Bell, schreibt folgendes

gendes von Oporto: Vor zween Tagen fiel ein Holländer in den Fluß, und ward erst nach drey Viertelstunden wieder herausgezogen. Man brachte ihn an Bord seines Schiffes, und machte Anstalt ihn zu begrabnen. Als der englische Vice Consul, Herr Servey, diesen Zufall vernommen hatte, nahm er ein Fahrzeug, und ließ sich an Bord bringen, wo er den Ertrunkenen an ein gutes Feuer legte, und ihn so lange mit Salze reiben ließ, bis er wieder zu sich selbst kam. Dieser Mensch ist jetzt vollkommen gesund. Herr Servey hat erzählt, er habe einen Hund gesehen, welcher zwey Stunden unter dem Wasser gelegen, und doch wieder zu sich selbst gebracht worden, nachdem man ihn mit Salze bedeckte. Madame Servey hatte mit eben diesem Mittel eine ersäufte Kaze wieder hergestellt. Es ist also bey ertrunkenen Personen nie zu verabsäumen. Man kann aber noch mehr thun.

Die Eröffnung der Drosselblutader; das Reiben mit warmen Tüchern und geistreichen Arzneyen, besonders am Rückgrade herunter; das Einwickeln in trockne Tücher, warme Betten, oder Schaafselle, welches die Schweden für nothwendig halten; warme Tücher, oder umwickelte heiße Flaschen unter den Füßen, zwischen den Schenkeln, an den Hüften, unter den Achseln, doch, wenn es im Winter ist, eine nur langsame und allmähliche Erwärmung des Leibes; Niesmittel in die Nase; Brechmittel, mit Brusttränken verfest, sobald der Kranke schlucken kann; oder Reizungen des Schlundes und des Kopfs der Luftröhre; ein mäßiges Mäcteln des Leibes, Herzstärkungen, Chamillenthee, womit Forestus, Ranzini und Linnemann, so viel Ertrunkene wieder zurecht gebracht haben, und stärkende und erwärmende Clystiere, sind die gewöhnlichsten und nie gering zu achtenden Mittel, wodurch man solchen Unglücklichen Hilfe leistet.

Im 14ten Bande der Historie aller Reisebeschreibungen wird erzählt, daß die Wilden in America ihre Ertrunkenen dadurch wieder herstellen, daß sie ihnen Tabackrauch von unten in die Gedärme blasen. Auf dieses Mittel kann man große Hoffnung setzen. Der parisische Wundarzt, Thomas, sah zu Passy einstmals eine ertrunkene Frau, mit deren Wiederherstellung man sich beschäftigte. Man wollte sie, weil man glaubte, daß sie viel Wasser bey sich hätte, bey den Füßen aufhengen, als eben ein Soldat, welcher Taback rauchte, vorbeiging, und sie alsobald wieder herzustellen versprach. Man steckte ihr die Röhre der Pfeife, als eine Clystieröhre bey, und blies ihr den Rauch aus dem Pfeifenkopfe in den Leib. Bey dem fünften Male, da ihr ein Mund voll Rauch eingeblasen wurde, entstand ein Murren in ihrem Leibe, sie gab hierauf durch den Mund Wasser von sich, und erholte sich in wenig Augenblicken. Ob nun gleich diese Frau nicht lange im Wasser gelegen, sondern bald vermischt und wieder herausgezogen worden; und ob auch gleich der Herr Joly von den Tabackrauchclystieren keine besondere Wirkungen erlebt zu haben

versichert, so macht doch die eingeführte Gewohnheit bey den Wilden, das igt erzählte Beyspiel und die natürliche Wirkung dieses Mittels, den Nutzen desselben auch bey andern Ertrunkenen preiswürdig; und ich glaube, daß man darauf sicher trauen könne. Der starke Reiz der Gedärme vom Tabackrauche, das darauf folgende Zusammenziehen und die stärkere Bewegung derselben, welche sich auf die Muskeln des Unterleibes, auf den Magen und auf das Zwerchfell fortpflanzt, und solchergestalt zu einer neuen Triebfeder des Athemholens wird, muß, allem Ansehen nach, ungemein viel zur Herstellung des Athemholens beitragen; und da bey diesem Versuche gar keine Gefahr oder Ungelegenheit ist, so wäre es gewis leichtsinnig, ihn zu verabsäumen.

Es ist bekannt, daß jährlich bey uns nicht wenige Menschen im Wasser umkommen. Man eilt freylich, um sie wieder zu finden. Allein, wosern man sie nicht noch mit merklichen Kennzeichen des Lebens wieder herauszieht, so bekümmert sich gemeinlich niemand weiter um ihre Herstellung. Wenn solche Personen nicht länger als 48 Stunden im Wasser gelegen haben, so ist es ganz unverantwortlich, sie ohne alle Versuche liegen zu lassen und zu begraben; denn es ist aus gewissen Beyspielen erweislich, daß solche Leute wieder hergestellt werden können. Die Wahrscheinlichkeit geht aber noch weiter: und ein Ertrunkener, der noch keine Spuren der angegangenen Verwesung zeigt, kann schon einen ziemlich scharfsichtigen Physicum, der ihn besichtigt, in große Verlegenheit setzen, wenn er entscheidend sagen soll, ob gar keine Hoffnung mehr möglich sey, ihn wieder herzustellen? Gemeinlich bekümmern wir uns zu sehr um die Lebendigen, und zu wenig um die Todten. Ich bin u.

E. R. Ketter.

Mein Herr Arzt,

Sie haben uns in Ihrem 26sten Blatte etwas von den verschiedenen Temperamenten der Menschen gesagt: allein, diese Materie ist daselbst gar nicht practisch abgehandelt worden. Sie werden wissen, daß ein jedes Temperament der Menschen seine eignen Gaben, Gemüthsseigenschaften, Neigungen und Leidenschaften besitze, wodurch es in der Welt zu diesen oder jenen Berrihtungen fähig und geschickt wird, zu welchen sich ein andres Temperament gar nicht schicken würde. Was für einen Dienst hätten Sie nicht dem Publico leisten können, wenn Sie dasselbe angewiesen hätten, wie es die öffentlichen Stellen und Aemter an Leute von solchen Temperamenten austheilen müsse, die sich zu diesen Aemtern am besten schicken! Das Publicum ist bisher hierin noch sehr unwissend gewesen; und daher kommt es, daß die meisten Stellen so schlecht besetzt sind. Hier sehen sie einen mir dem

Regi:

Regimentskabe in der Hand, den doch sein Temperament zu sonst nichts bestimmt hat, als den Nürnberger Land abzuspielen; dort commandirt ein Befehlshaber einen Haufen Kriegsvölker, den seine natürliche Neigung nur mit der Gabe bereichert hat, Bauern zu quälen. Wir finden Leute, die von Natur zu nichts geschickt sind, als zur See zu fahren, und die doch ihr Amt zwingt, die morgenländischen Sprachen zu lehren; Leute, die bey'm Lombretische zu leben und zu sterben wünschen, und die hingehen und das Volk lehren müssen, wie es die Zeit austausen soll, um für die Seele zu sorgen; Wandärzte, die von Natur kein Blut sehen können; mit einem Worte, wir finden das, was wir alle Tage sehen. Die allgemeinen Tadeln wissen hiervon genug zu sagen, und wenn man ihnen glauben wollte, so würde bey der Vergebung der Aemter alles nach Eigennutz, Gewinnsucht, und andern unlauten Absichten veranstaltet. Allein, ich bin nicht der Mann, der den Mäcenaten, Patronen und Beförderern der übrigen Menschen arge Herzen zutrauen sollte; Unwissenheit aber traue ich ihnen zu. Sie verstehen die Temperamente nicht; sie wissen nicht, was die Aemter, die sie zu vergeben haben, für Temperamente erfordern, und zu was für Aemtern ein jedes Temperament geschickt sey? Dieses sollten Sie das Publicum lehren. Da Sie es aber nicht gethan haben, so will ich es thun.

Ich habe neulich von dem berühmten deutschen Arzte, Friedrich Hoffmann, einen kleinen Aufsatz gelesen, worin er von den natürlichen Neigungen, Passionen, u. s. w. der menschlichen Gemüther, und ihrem Ursprunge, gründlichen Unterricht erteilt. In diesem Aufsätze habe ich, zu meinem großen Vergnügen, diesen so lange gesuchten Unterricht für das Publicum gefunden. Ich halte mich in meinem Gewissen für verbunden, ihn mitzutheilen, und ich will nichts hinzusetzen, weil ich meiner eignen Einsicht in dieser Sache nicht traue. Nie habe ich etwas gelesen, das einer reifen Ueberlegung würdiger wäre; und ich ermahne alle die Leute vom Stande, die Aemter zu vergeben haben, daß sie künfftig ihre Wahl nach den Grundsätzen dieses großen Mannes einrichten mögen.

Ueber dieses, sagt er, hat auch diese schöne Lehre von den Temperamenten, natürlichen Eigenschaften und Inclinationen der Menschen, einen großen Nutzen in der Polizey und Republik, bevorab, wenn große Herren die Gemüther der Diener und Untergebenen recht kennen lernen, damit sie in Bestellung der vacanten Aemter sich darnach richten können.

Ehe ich die Aemter selbst anführe, wozu der gelehrte Mann ein jedes Temperament für tüchtig hält, ist es nöthig, daß ich zuvor, mit seinen eignen Worten, den Character eines jeden Temperaments beschreibe, damit es den großen Herren desto leichter werde, ihre Diener kennen zu lernen.

„Die,

„Die, so man gemeinlich Sanguineos nennt, haben ein flüßiges und temperirtes Geblüt und Säfte. Sie sind in ihren Verrichtungen und Handlungen munter und hurtig, machen sich nicht leicht über etwas Schwierigkeit, Sorge und Kummer, sind vergnügt, lustig und scherzhaft, lieben die Gesellschaft, sonderlich ihres gleichen, mögen gerne was Gutes essen und trinken, sparen deshalb kein Geld, halten sich propre in Kleidung, sind dem Frauenzimmer geneigt, und bey ihnen angenehm, können sich fast in alle humeurs schicken, werden nicht leicht zornig, fahren wohl geschwinde auf, aber lassen sich bald wieder befriedigen. Unter denen drey Hauptlastern sind sie sonderlich zur Bollust geneigt, stichen gar sehr mühsame Arbeit, Krankheit und den Tod. Uebrigens haben sie ein gut Gedächtniß, fassen leichte was, sind beredt und angenehm im Umgang.

„Die Sanguinei schicken sich bey großen Herren an Höfen zu Hof- und Kammer Junkern, Exercitien-Weistern, Oberschenken, Küchen- und Ceremonien-Weistern und Favoriten, allwo sie ihr Glück machen. Man muß dieselben aber nicht in die Kammer setzen, wo viel mit Einnahme und Rechnung zu thun, wozu sich mehr schicken, die eines melancholischen Temperaments sind: dann diese sind sonderlich capable zur Oekonomie, Geld zu erwerben, Commercium in Stand zu bringen, und sich dadurch bey großen Herren beliebt zu machen. Die gelehrten Sanguinei geben, wegen ihres guten Gedächtnisses, Professores der Sprachen, Eloquenz, Historie und Alterthümer ab, bekommen, wegen ihres guten Vortrages leicht Applausum, und wenn sie dabey Ambition haben, loben sie sich gerne selber, und prahlen mit ihren Wissenschaften, Memorie und Gedächtniß.

Diese Leute von Ambition haben an dem cholericischen Temperamente ihren Antheil, welches also beschriben wird:

„Solche Personen, die man insgemein Cholericos nennt, sind in ihren Handlungen activ und hurtig, begreifen ein Ding gar bald, und können es bald wieder hervorbringen. Sonst aber sind sie zur Uebereilung, Ungeduld, Eifer, Hochmuth und Ehrgeiz geneigt, auch zur Rachgier gegen diejenigen, so sie verachten und nicht genugsam ehren, streben nach hohen Dingen und Aemtern, fürchten nichts mehr als Sklaverey und Schande, lieben diejenigen, so sie loben und ehren, machen gerne, wenn sie es haben, äußerlich einen großen Staat.

„Diese Sanguinei ambitiosi schicken sich zum ersten, andre zu beschützen, und sie, wenn Bollust und generouse Freygebigkeit bey ihnen ist, zum Guten aufzumuntern. Es werden daraus gute Officiers, Generals, Gouverneurs und Abgesandten, des Herrn Imperator zu observiren.

„Dey

„Bey den Melancholicis ist das Geblüt, nebst den Säften etwas dick, und mit vielen groben terrestrischen Theilen angefüllt. Solche Personen sind in ihren Verrichtungen und Handlungen sehr langsam, und von keiner Resolution; besinnen sich lange, sind zweifelhaftig, mißtrauisch, furchtsam, und wenn sie worauf kommen, verändern sie sich nicht leicht, sondern bleiben bey ihrem Sinn und langen Gewohnheit, lieben die Einsamkeit, gehen lieber mit ihres Gleichen, als mit lustigen Personen um, sind keine Liebhaber von Frauenzimmer, sind pensiv und machen sich Grillen, hängen das Herz sonderlich an das Zeitliche, und sind unter denen drey Hauptlastern, wie die Cholerici dem Ehrgeiz, also vornehmlich dem Geldgeiz ergeben, fürchten die Armut, theure Zeit, machen sich viel Angst und Sorge, sonderlich, wenn sie was vom Zeitlichen verlieren sollen, und können gar leicht zur Desperation gebracht werden. Was aber die sinnlichen Kräfte betrifft, so können sie ein Ding, wenn sie es einmal ins Gedächtniß gefaßt, lange behalten, und weil sie alles wohl überlegen, und zum Meditiren angelegt, so schicken sie sich zu solchen Actionen, die ein Judicium und Nachsinnen erfordern.“

„Man nimmt wahr, daß Sanguineo-Melancholici, wenn sich die andern Requisites dabey finden, am besten zu Justiz: zu Geheinden Råthen, Hofpredigern und General-Superintendenten, Urtheils-Berfassern und Leib-Medicis sich schicken. Die gelehrten Melancholici aber sind zur Philosophie, Algebra und Medicin aufgelegt. Die Melancholico-Cholerici sind fleißig, schreiben viel Bücher, resutiren und reformiren gern andre, können ihres gleichen nicht wohl vertrauen, und wenn sie auf eine Meynung kommen, kann man sie nicht davon abbringen, zanken und streiten gerne, vergeben nicht leicht, wenn man ihnen was zuwider gethan.“

„Die Phlegmatici sind am Gemüth und ihren Thun und Gewohnheit langsam, faul, nachlässig, arbeiten und studiren nicht gern, schlafen gern lange, sind sonderlich dem Sausen ergeben, und lieben solche Compagnien, gehen lieber mit schlechten als vornehmen Leuten um, fragen nicht viel nach Ehre und Schande, haben wohl ein Gedächtniß, aber kein sonderliches Ingenium und Judicium; wenn sie reich sind, leben sie unordentlich im Sausen und Unzucht, depensiren das Geld, und werden arm.“

„Die Phlegmatico-Sanguinei, die zum lieberlichen Leben, Sausen, Spielen, Unzucht geneigt, und ihren Vorgesetzten nicht folgen, können nicht besser zurechte gebracht werden, als wenn man sie unter die Disciplin der Soldaten bringt, allwo sie zur Arbeit und Ordnung angehalten werden.“

Sehen Sie, mein Herr, so sollten die Nemter in der Welt ohngefähr besetzt werden, wenn etwas Gutes herauskommen soll. Man hätte nicht glauben sollen, daß die Lehre von den Temperamenten in unserm

unserm Jahrhundert schon so aufgeklärt wäre, als sie es wirklich ist, und daß sich solche vorrestliche Politzeyachen und republicanische An gelegenheiten daraus erörtern ließen. Warum haben Sie uns doch dieses verschwiegen? Ich bin,

S. Acris.

Antwort.

Was wollen Sie haben? mein Herr, sind die Nemter nicht größtentheils so wirklich besetzt, wie es die Lehre von den Temperamenten erfordert? Untersuchen Sie es erst, so werden Sie finden, daß der geheime Rath Hoffmann diese Anweisung nicht aus der Temperamentenlehre erfunden, sondern vielmehr dieselbe nur der Erfahrung gemäß eingerichtet hat. Daß aber nicht alle Nemter nach den Temperamenten besetzt sind, müssen Sie keiner Abweichung von der Regel, sondern dem Schuld geben, daß viele Nemter gar keinen Gemüthscharacter erfordern. Zu wie vielen sind nicht Leiber, Statuen und Maschinen, die nicht einmal künstlich seyn dürfen, schon hinlänglich?

In Herrn W.

Mein Herr,

Ich sage Ihnen Dank für den schönen Caviar, womit Sie mich beschenkt haben. Ich kann Sie versichern, daß ich ihn für eine der leckersten Speisen halte, und daß ich, was diesen Geschmack betrifft, ganz Russe bin. Vielleicht könnte er gar bald eine allgemeine Winterspeise bey uns werden; denn da er weit genug herkommt, und nur eine kurze Zeit im Jahre gut zu haben ist, so wird er eben so leicht Mode werden, als der Caffer und die Auster. Unse Damen werden zwar bey dem ersten Anblicke ein wenig Umstände machen; denn in der That schreckt dieser Anblick im Anfange die Layen ab, die noch keine Kenner sind. Allein, das hat nichts zu sagen. Die Auster, die wie ein Stück Schleim aussehen, und auch wirklich ein Schleim sind, haben den Beyfall leckerer Zungen erhalten können: warum sollte ihn der Caviar nicht auch erhalten, der nur wie grüne Seife aussehe, und es doch nicht ist? Ja, glauben Sie mirs, wenn er auch wirklich grüne Seife wäre, wir würden dennoch Geschmack daran finden, wenn ihn uns nur die Russen unter dem Namen einer köstlichen Speise zusendeten.

Der Caviar, Cavear oder Caviard ist ein eingemachter Fischrogen. Die russischen Seen und Flüsse haben einen Ueberfluß an Fischen, wovon viele eine ungemeine Menge Eyer in ihren Roggen bey

Der Arzt. V. Th. Berth. Aug.

K

sich

sich führen. Die leckersten unter diesen Fischen sind die Belaja Kybitza, oder Belutgen, welche in der Wolga, im Oby, und im Irtysh unter dem Namen Nelmo gefangen werden und ordentlich so groß wie ein Salm, zuweilen aber auch wohl 30, 40 bis 50 englische Fuß lang, und beynähe 18 Fuß dick sind. Sie werden überhaupt für viel besser gehalten, als die Störe, denen sie ziemlich gleich sehen, außer daß sie ein weißeres und fetteres Fleisch haben; weshalb sie auch eingesalzen und auswärts versendet werden. Aus dem Rogen dieses Fisches und der Störe wird der meiste Caviar zubereitet, welcher in alle europäische Länder, sonderlich in die Provinzen an der mittelländischen See, versahren wird. Die Russen nennen ihn Kary, und die leckern Italiener, welche ihn häufig kommen lassen, haben ihm den Namen Caviar, oder Cavaar, gegeben. Die Waare ist aus Rußland, und der Name aus Italien; zweien große Gründe, ihn in Hamburg für eine Delicatesse zu halten! Das Recht, den Caviar aus dem Lande zu führen, ist für 100000 Rubeln verpachtet; und eine solche Speise sollten wir ungegessen lassen? Wollen wir es denn erst dahin kommen lassen, daß die Ausfuhr desselben gar verboten wird? Alsdann wird er freylich besser schmecken; allein er ist doch schon ist so honorable theuer in Hamburg, daß sich kein rechtschaffener Mann schämen darf, ihn auf die Tafel zu bringen. Der Caviar vom Nelmo und Störe ist eigentlich der rechte, den ich meine. Im schwarzen Meere wird der Rogen des Weißfisches auch eingesalzen. Allein, dieses ist kein Caviar, sondern der heißt Boucargue. In der Stadt Kassa wird, den Juden zu gefallen, der Karpfenrogen eingemacht, und nach Constantinopel geführt. Allein, mit den Juden wollen wir eben nicht Gemeinschaft machen. Ihr Caviar sieht roth, jener aber schwärzlich, oder ganz dunkel grün aus, und sie speisen ihn, nach Juden-Manier, mit Zwiebeln, Pfeffer, Eßig und Baumöl, da er zur Wärmung des Magens dienen, und die schwachen Männer stärken soll. Alle diese Arten des Caviars, und die, von noch andern Fischrogen, verdienen unsre Aufmerksamkeit nicht; aber der ächte verdient sie desto mehr.

Die Flüsse in Rußland wimmeln von Stören, und es giebt der selbst oft ein einziger solcher Fisch 16 bis 20 Pfund Rogen. Weil dieser unmöglich alle frisch verpeist werden kann, so sind die Russen auf den Einfall gerathen, ihn einzumachen. Sie schlagen den Eibrogen mit steifen Ruthen zu einem Breye oder Gemüse, und dann wird er in kleinen Tonnen eingesalzen und versendet. Dieser weiche oder flüssige Caviar ist die erste und beste Sorte. Die andre ist unschmackhafter. Man preßt den Rogen zusammen, macht Kuchen daraus, und trocknet ihn, damit er sich desto länger halte. Er ist schlichter zu verdauen, als der eingesalzne, welchen man auch, wider die Gewohnheit

heit der Russen, roh genießt, wofern er nicht alle Stärke und Annehmlichkeit verlieren soll.

Es wird uns auch eine Art eingesalzner Caviar zugeführt, welcher so weit zusammengepreßt ist, daß man ihn, wie Käse, in Scheiben schneiden kann. Weit hinweg mit diesem! Man muß ihn erst auswässern, ehe man ihn genießen kann, und doch verliert er entweder nicht genug von seinem überflüssigen Salze und Heringgeschmacke, oder er verliert auch, wenn man ihn zu lange auswässet, fast allen Geschmack. Der feine Caviar ist kein fester Körper, sondern ein flüssiger Brey; und wenn er die Zunge des Kenners reizen soll, so muß er seinen Erhalter, sein Salz, im Geschmacke verläugnen. Man speist ihn auf folgende Weise:

Es werden dünne Scheiben von weißem Brodte oder Semmel auf Kohlen geröstet, und wohl abgeschabt, daß nichts, was brandigt schmeckt, daran bleibe. Diese Brodtschnitte werden mit guter Butter überstrichen, und auf dieses Butterbrodt wird der Brey des Caviars aufgetragen. Je reichlicher er aufgelegt wird, desto mehr ergötzt er die Zunge. Man drückt so viel frischen Citronensaft darauf, als nöthig ist, damit das Fett des Caviars gerinne, und seine dunkelgrüne Farbe unter einer weißen fettigen Haut verberge. Alsdann wird der feinste Staub von durchgeseibtem Pfeffer darauf gestreuet, und so wird das Butterbrodt gegessen. Wenn man frische fette Aустern mit Sardellen in eine Masse vermischet, so glaube ich, daß dieser Geschmack mit dem vom Caviar die meiste Aehnlichkeit haben würde.

Es ist an dieser leckern Speise eben nichts ungesund: doch gehört sie unter die Speisen, die schleimigt sind, und Schleim machen. Allein, man genießt sie nicht zur Sättigung, sondern zum Vergnügen: folglich nur mäßig; und dann ist sie unschuldig. Ihre Fettigkeit würde den Magen schlaff machen, wenn man nicht den Pfeffer hinzu thäte; und der Säulniß, wozu alle Fischspeisen genetzt sind, ist durch das Einsalzen hinlänglich vorgebeugt worden. Zu desto mehr Sicherheit genießt man den Caviar mit Citronensäure, und was dieses die Säure sichert, das muß der Magen bezahlen, welcher von dieser mit Säure vermischten Fettigkeit leicht Sodbrennen empfindet.

Der Wein schmeckt bey dieser Speise vortreflich, weil sie durstig macht, und sie verdient sowol in dieser Absicht, als auch wegen ihrer Eigenschaften und ihres guten Geschmacks, wenigstens den Aустern und Sardellen an die Seite gesetzt zu werden.

Ich bin, zc.



Hundert und sechzehntes Stück.

von Hagedorn.

Des Wassers Ruhm empor zu bringen.

Die Wassertrinker bilden sich ein, daß sie ein ganz reines Element trinken. Allein, wenn wir den Naturforschern glauben müssen, so ist jeder Wassertropfen eine kleine Welt, worinn alle vier Elemente und alle drey Reiche der Natur vereinigt sind. Woodward, der sich so viel Mühe gegeben, die Wasser in England zu untersuchen, hat keins ohne fremde Beymischung gefunden. Boerhaave nennete das himmlische Wasser, das uns die Wolken herab senden, weil es mit so mancherley fremden Materien, die es im Niederfallen im Dunstkreise unwickelt, vermischt ist, die Länge des Dunstkreises; und was ist viel davon zu sagen, da man sogar in dem durch die Kunst gereinigten Wasser noch immer einen grossen Ueberfluß fremder Theile findet? Man mag ein Wasser noch so oft destilliren und durchseigern, so wird es doch endlich an der Sonne saulen, und durch seine Blasen, seinen Schaum, Schlamm und Geschmack seine Unreinigkeit offenbaren.

Man darf nicht glauben, daß ich in übertriebenen Ausdrücken schreibe, wenn ich jeden Wassertropfen eine kleine Welt, eine Versammlung aller vier Elemente, und aller drey Reiche der Natur nenne; denn ich kann diese Wahrheit Stück für Stück beweisen.

Außer dem Wasser selbst, als dem ersten Elemente, enthält jedes Wasser auch mancherley Arten von irdischen Theilen in sich. Wenn man das reine Wasser destilliret, so giebt es eine Erde; und Boyle hat noch dergleichen Erde

darinn

darinn gefunden, ohnerachtet er es vorher zweyhundertmal destillirt hatte. Man weiß aus Versuchen, daß ein Theeslöffel voll Wasser, der in dem reinsten gläsernen Mörser gerieben wird, in wenig Minuten trübe, nach einer halben Stunde aber ganz dick und gleichsam zum festen Körper werde. Es hat zwar Herr Pott diese Erde im Wasser von dem Reiben des Glases herleiten wollen, weil er gefunden, daß sie im starken Feuer zu Glase wird. Allein, außerdem, daß dieses Herr Eller aus guten Gründen widerlegt und Wallerius die Erde eines in eisernen und andern metallischen Mörsern geriebenen Wassers, mit der in gläsernen Mörsern von einerley Art gefunden hat, kann man auch die Gegenwart der Erde im Wasser aus andern Versuchen darthun, wobey dieser Einwurf vom Reiben des Glases nicht Statt findet. Man darf nur zerfloßenes Weinsteinl in das Wasser tröpfeln, so werden seine irdischen Theilchen alsobald zum Vorschein kommen. Woodward sagt, man dürfe nur Wasser in einem wohlbedeckten hellen Glase einige Tage still stehen lassen, so werde sich Irdisches genug zeigen. Wenn man auch überdem bedenkt, wie viel irdische Theile das Wasser überall in der Luft und in der Erde findet, die es theils aufhebt und mit sich fortführt, theils auflöst; so kann man keinen Augenblick länger an ihrer Gegenwart im Wasser zweifeln. In den alten römischen Wasserleitungen legten sich dicke Rinden von Tophsteinen oder Marmorstaube an, die mit der Zeit ganz fest wurden. Die Baumamshöhle ist ein augenscheinlicher Beweis von der großen Menge Erde, die sich im Wasser aufhalten kann; und alle Köchinnen wissen, daß die Küchengefäße vom Wasser mit einer festen Erdrinde überzogen werden, welche sie Salpeter nennen. Alles Regenfluß und Quellwasser legt einen Leim, oder einen irdischen Staub an, wenn es lange stehen bleibt.

Zu den irdischen Materien im Wasser rechne ich alles, was zum Mineralreiche gehört; und da findet man in ihm eine Kalkerde, eine selenitische Materie, ja so gar, wie die berühmten Herren Marggraf und Vogel beweisen, wirkliches Eisen. Es enthält aber auch verschiedene Arten von

Salzen. Im Regen- und Schneewasser bemerkt man eine Säure vom Küchensalze und Salpeter. Schon Plinius hielt das Schneewasser wegen seiner Salze für fruchtbarer als andres; und man findet hiervon im Sales, und in den Schriften der deutschen Akademie und der londonschen Gesellschaft bestätigende Beispiele. Um deswillen schrieb ihm auch Thomas Bartholin besondere Arznekräfte zu. Daß die Wäscherinnen das Regen- und Schneewasser schärfer finden und zur Wäsche für tauglicher halten, beweist ebenfalls die Gegenwart besonderer Salze in demselben; und da der Herr von Miran gefunden hat, daß das Wasser eben so, wie alle Salze, unter einem gewissen unveränderlichen Winkel anschiesse, indem sich die Eistheilchen jederzeit unter einem Winkel von 60 Graden formiren, so könnte man beynahe versucht werden, das Wasser überhaupt für eine Art des Salzes zu halten, wenn nur die übrigen Eigenschaften der Salze damit übereinstimmten. In den Brunnenwassern findet man wahres Küchensalz und wahren Salpeter; und es ist etwas Besonderes, daß das Wasser alle diese Salze in sich verschlucken kann, ohne daß es darum einen größern Raum einnehmen sollte. Herr Eller hat dieses durch genaue Versuche unwidersprechlich dargethan, wozu er beobachtet, daß es desto mehr Salze auflöse, je wärmer es ist; daß das kochende Wasser fast eben so viel Salz in sich hineinnehme, als es selbst schwer ist; und daß hingegen das gefrierende Wasser auch die allergeringste Portion des in sich genommenen Salzes wieder fallen lasse.

Aber dieses ist noch nicht alles. Das Wasser enthält auch entzündbare oder schwefelichte Theile in sich, welche sich in seinem Schleime, bey der Fäulniß desselben, und durch viele chymische Versuche offenbaren, die man in den besten Schriftstellern findet. Man darf nicht glauben, daß ich dieses bloß von den mineralischen Gesundbrunnen verstanden wissen wolle, deren einige sich wirklich entzünden. Das gemeine faulende Wasser entzündet sich oft eben so; und endlich dürfen wir auch die Feuertheilchen im Wasser um desto weniger in Zweifel ziehen, da es ohne dieselben nicht einmal Wasser, sondern

ein fester Körper seyn würde. Sobald dem Wasser alle seine Wärme entzogen wird, so zieht es sich zusammen, wird schwerer, und erhält die Bestigkeit eines Steins. Musschenbroeck und Eller haben gefunden, daß die Wärme das Wasser um einen 24sten oder 26sten Theil ausdehne, und daß es von dem Eispunkte an, bis zu dem Grade der Hitze, da es zu kochen beginnt, um einen 65sten Theil leichter werde. Da es also die Feuertheilchen allein sind, welche die Wassertheilchen in einen so geringen Zusammenhang setzen, daß sie einen flüssigen Körper ausmachen; so ist die Gegenwart der Feuertheilchen in allem Wasser unwidersprechlich. Aus diesem Grunde nannte Boerhaave das Wasser ein Glas, welches bey dem 33sten Grade der Wärme schon schmelzt, und dessen Dünste lauter kleine Glasfugeln sind.

Es zweifelt niemand, daß das Wasser auch Luft in sich halte; und man hat bemerkt, daß diese Luft erst bey dem 150sten Grade der Wärme an Fahrenheitischen Thermometer aus seinen Zwischenräumen herausgehe, wogegen es bey dem 212ten Grade erst zu kochen anfängt. Weil durch die Entledigung des Wassers von seiner Luft der Raum, welchen es einnimmt, nicht kleiner wird, wie Eller bewiesen hat, so muß die Luft eben so, wie die aufgelöseten Salze, im Wasser keinen besondern Raum einnehmen, sondern sich in die kleinsten Zwischenräume desselben hineinschleichen. Hiervon mag es vielleicht herrühren, daß die Vermischung der Luft mit dem Wasser so langsam und gemächlich von statten geht, denn wenn ein feiner Luft völlig beraubtes Wasser wieder an die Luft gesetzt wird, so gehdren viele Tage und Wochen dazu; ehe sich die Luft wieder damit vermischt; und es ist hierzu kein Schütteln und keine Bewegung beförderlich. Mariotte, Boerhaave, Musschenbroeck, Nollet, Samberger, und mehrere große Naturforscher, haben dieses durch die sorgfältigsten Versuche erwiesen; und Herr Eller hat berechnet, daß die natürliche Menge von Luft, welche gemeines Wasser in sich hält, einen 150sten Theil betrage.

Da nun solchergestalt das gemeine Wasser Erde, Salze, Feuertheile und Luft in sich faffet, so sieht man wirklich in einem jeden Tropfen alle vier Elemente vereinigt. Aber wo werden die drey Reiche der Natur hineinkommen?

Das Mineralreich habe ich schon hineingebracht. Erde, Leim, Kalk, selenitische Materie, Küchensalz, Salpeter, entzündbare Materien, Feuertheilchen, Eisen, alles ist in einem Wassertropfen beysammen. Es fehlt nur noch an Pflanzen und Thieren.

Es muß in jedem Wasser ein Stoff zu Gewächsen seyn, weil alle Gewächse einzig und allein durch dasselbe hervor gebracht und ernährt werden. Daß hierzu die Erde nichts beytrage, ist fast unstreitig. Sehr viele Naturforscher haben bey genauen Versuchen gefunden, daß ein Gefäß voll Erde, nachdem darinn ein großer und schwerer Baum erwachsen, dennoch nichts von ihrem vorigen Gewichte verloren habe; und hieraus folgt, daß das zum Begießen gebrauchte Wasser die Entwicklung, den Wachsthum und die Nahrung des Baums allein bewerkstelligt haben müsse. Diese Beobachtung ist schon alt, und von den Neuern bloß bestätigt worden. Peter Wesseling beruft sich in seinen Probabilibus S. 94 auf die Recognitiones Clementis, welche Rufinus Toranus lateinisch übersetzt geliefert hat, worinn dieser Versuch, welchen nachher Helmont, Boyle, Eller u. a. wiederholt haben, schon ganz ausführlich beschrieben steht. Gleichwie nun hieraus folgt, daß die Erde zum Stoffe der Pflanzen nichts hergebe, so haben auch die Naturforscher erwiesen, daß das Wasser selbst, und an sich betrachtet, nicht in die Substanzen der Pflanzen verwandelt und zu einem festen Körper gemacht werde, sondern daß es vielmehr nur das Behältniß der vegetabilischen Theilchen sey, und diese den Pflanzen bloß zuführe. Woodward hat diese Sache gründlich erörtert, und bewiesen, daß das Wasser selbst die Pflanzen eben so wenig, als die Erde, ernähre, sondern daß es nur bloß das Behältniß (Vehiculum) der pflanzenartigen Materie sey; und so muß man die Grundsätze der Naturforscher, des Thales, Seneca, Cicero,

Cicero, des van Helmont, und anderer, verstehen, wenn sie das Wasser für den ersten Stoff aller Dinge halten; oder wie Palyffy sagen, es könne kein Ding ohne das Wasser von sich sagen: Ich bin. Da nun also das Wasser allen Pflanzen dasjenige mittheilen kann, wodurch sie das werden, was sie sind; so muß man es als den Vater des ganzen Gewächsrreichs betrachten, und es muß ein jeder Tropfen desselben den Stoff zu tausend verschiedenen Pflanzen in sich enthalten.

Ist ist noch das Thierreich allein übrig, und auch dieses hat seine Wohnung im Wasser. Ich will nicht von den Fischen und großen Wasserinsekten reden, die es Millioneweise bewohnen; denn selbst die Wassertropfen haben ihre Bewohner, die man mit bewaffneten Augen entdeckt. In den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Paris liefert man die Beweise, daß in jedem Wassertropfen eine große Menge Thiere leben; und in den microscopischen Beobachtungen des Herrn Zill findet man die wunderbarsten Beschreibungen von diesen seltsamen Thieren. Es ist außerdem bekannt, wie leicht sich in stehendem Wasser Ungeziefer erzeugt. Das Wasser auf den Schiffen verdirbt bey langen Seereisen wol drey bis viermal, und enthält zu dieser Zeit unzählige Würmer, welche, nachdem sie die Periode ihres Daseyns vollbracht haben, sterben, und das Wasser wieder trinkbar machen. Bald darauf aber erzeugen sich andre Gattungen solcher Thiere, welche es von neuem verunreinigen; und wenn man das Wasser vor dieser Ansteckung bewahren, oder die Würmer tödten, und es auf solche Weise reinigen will, so ist man genöthigt, sich der Hülfe der Kunst zu bedienen, und nach dem Vorschlage des Herrn Deslandes, entweder die Gefäße mit Schwefel auszubrennen, oder auch etliche Tropfen Bitriolgeist ins Wasser zu tröpfeln, wovon diese Geschöpfe sterben. Es ist gegründeter Verdacht vorhanden, daß die Erzeugung dieser Würmer im Wasser vornehmlich der Wärme und dem Einflusse der freyen Luft zuzuschreiben sey; denn man bemerkt auf den Schiffen, daß die Wasserbehälter, welche am wärmsten stehen, auch am geschwindesten Würmer erzeugen; und daß

ein Wasser, zu welchem gar keine Luft kommen kann, viele Jahre gut erhalten und vor aller Fäulniß geschützt werde. Clavius hat in einer zugeschmolzenen Retorte achtzig Jahre lang Wasser gut erhalten, ohne die geringste Abnahme desselben zu bemerken. In der unterirdischen Stadt *Herculaneum* fand man dasselbe nach so vielen hundert Jahren noch in den starken crySTALLenen Gefäßen. Das Wasser der Rhone wird zu Arles in irdenen Gefäßen, wenn sie im kühlen Keller stehn, achtzig Jahre schon erhalten. Inzwischen aber beweisen doch alle diese Beobachtungen nichts mehr, als daß die im Wasser vorhandene Brut der Würmer durch äusserliche Umstände, durch Kälte und Verwahrung vor der Luft gehindert werden könne, sich zu entwickeln. Allein, der Wurmstoff, die Grundmaterie zum Thierreiche, liegt dennoch unstreitig im Wasser selbst verborgen.

Aus diesem allen erhellet, wie sehr sich diejenigen irren, welche im Wasser ein ganz reines Element zu trinken glauben. Es ist wahr, wenn das Wasser völlig rein wäre, so würde es eins der lautersten Getränke seyn, und seine unauflösbaren erste Theile würden gewiß im menschlichen Körper wenig Arznekräfte äussern. Allein, wenn man bedenkt, auf welche Weise das Wasser die Pflanzen ernährt, so ist leicht zu achten, daß es eben so bey den Thieren sich nicht sowol in die Art ihres Körpers verwandele, als ihnen vielmehr nur die wenigen nahrhaften organischen Theilchen, welche es in sich enthält, mittheile. Eben um deswillen hat das Wasser keine sonderliche Nahrhaftigkeit, in so fern es rein ist. Allein, es löset, vermöge seiner besondern Subtilität, die nahrhaften Theile der Speisen auf, und führt sie in die kleinsten Gefäße. Diese Subtilität des Wassers ist zu ermessen, wenn man bedenkt, daß ein Wassertropfen, der sich in Dünste verwandelt, nach *Ellers* Berechnung, einen 13000mal größern Raum einnehme, als zuvor; und daß, wie *Leuwenhoeck* gefunden, die kleinen Schweißlöcher der Haut, wodurch das Wasser in Dünsten aus dem Blute heraus schwitzt, 24000mal kleiner, als ein Sandkorn sind. Vermöge dieser erstaunlichen Subtilität, kann das Wasser die thierischen Nahr-

Nahrungstheilchen, welche es in sich verschluckt, an die allerkleinsten und verborgensten Punkte unsers Körpers hinführen; und in so fern thut es eine unvergleichliche Wirkung in der Diät. Wir sehen dieses am Biere, welches nichts anders, als ein mit thierischer Nahrung gesättigtes Wasser ist. Zugleich aber erhellet auch, wie nöthig es sey, unsre besten Speisen mit vielen Getränken im Magen zu vermischen, damit sie durch dieses Auflösungsmittel subtilisirt, und mit ihm in alle Theile fortgeführt werden können. In dieser Absicht halte ich mit dem *Pindarus* das Wasser für das nützlichste Ding zum Leben, weil es das *Vehiculum* ist, das unsre Nahrung an Ort und Stelle bringt; von ihm selbst aber glaube ich nicht, daß es das geringste zur Nahrung unsers Körpers beynahme, indem es gar nicht wahrscheinlich ist, daß es sich in einen festen Körper verwandeln, oder daß sich seine reinen Theilchen auflösen sollten.

Ich preise das Wasser nicht, als Wasser, sondern in sofern es ein flüssiger Körper ist, als eine unschätzbare Wohlthat zur Gesundheit. Ohne das Flüssige würden wir nichts verdauen und bey dem Ueberflusse der nahrhaftesten vollkommensten Speisen vertrocknen und unvermeidlich umkommen. Das Flüssige löset unsre Speisen auf, und das Wasser, welches sich mit den aufgelöseten thierischen Theilchen der Speisen beladen hat, ist der Milchsaft, welcher mit diesem *Vehiculo* in die engsten und verborgensten Gänge und Zwischenräume aller unsrer Theile hineinschleicht. Hier vereinigt sich diese klebrichte Nahrung mit den festen Theilen unsers Körpers, und das übrige Wasser, das seinen Begleiter zurück läßt, dringt immer weiter in die feinsten Röhrchen, bis es unter das Oberhäutchen gelangt, da es die Luft, in der Gestalt unendlich feiner Dünste, von unsrer Haut gleichsam abrinnt, und wieder mit der großen Welt vereinigt; wie solches auch bey den Pflanzen geschieht. So befördert das Wasser die Ausdünstung und den Urin.

Ich habe aber oben gesagt, daß es auch die Salze in sich verschluckt, und selbst etwas flüchtiges mit in seine Vermischung hineinnehme. Hieraus läßt sich begreifen, wie das Wasser, das

das sich mit unsern Säften vermischt, einen Ueberfluß von Schärfe, der sich darin befindet, in sich saugen, und mit dieser neuen Last beladen, aus unserm Körper wieder nach seiner allgemeinen Heimat zurück kehren müsse. Das süßeste Wasser, das in wenig Minuten schon wieder durch den Urin abgeht, und kaum seine Farbe verändert hat, giebt dennoch schon Spuren von Salz und thierischem Oele im Geschmacke und Geruche, und der Schweiß führt beydes in Menge mit sich. Daher ist das Wasser ein gutes Mittel für Leute, welche viel salzige Speisen genießen, oder überhaupt mit Schärfe überhäuft sind. Es ist besser für sie, als Bier, oder als irgend ein anderes flüssiges Wesen, das schon mit fremden Theilchen von andrer Art gleichsam gesättigt ist, und hierin besteht der eigentlichsste Vorzug des reinen Wassers vor andern Getränken.

Ein flüssiger Körper, welcher schon mit einer gewissen Art von Theilchen, die er aufzulösen geschickt ist, gesättigt worden, nimmt nicht so viel von Theilen andrer Art mehr in sich, als er wol sonst thun würde. Wenn man in 8 Unzen Wasser $9\frac{1}{2}$ Unze grünen Vitriol auflöset, so wird das Wasser davon völlig gesättigt: aber dem ungeachtet kann es noch $1\frac{1}{2}$ Unze Seidliger Salz, 2 Drachmen geläuterten Salpeter und 3 Unzen raffinirten Zucker fassen. Ist aber das Wasser nicht vorher mit Vitriole gesättigt worden, so kann es vom Seidliger Salze $5\frac{1}{2}$ Unze, vom reinen Salpeter 4 Unzen, u. s. w. fassen, wie solches Herr Eller durch mannigfaltige Versuche bewiesen hat. Solchergestalt schickt sich ein Wasser, das schon mit Theilchen einer gewissen Art gesättigt ist, nicht so gut zur Reinigung unsrer Säfte von den Auflösbaren Unreinigkeiten, als das noch unbeladene; und daher ist zur Reinigkeit unsrer Säfte kein Bier, keine Brähe, kein Wein, vielleicht auch gar kein blutreinigendes Decoct so heilsam, als das allerreinste Wasser.

Da das Wasser solche große Dinge thut, und zugleich, weil es keinen Geschmack hat, weder unsern Appetit zu Ausschweifungen reizt, noch auch eine merkliche Wirkung in die Nerven äußern kann, so schickt es sich ungemein zur Diät,
und

und man sollte es vielleicht billig zum einzigen Getränke machen, welches es bey den ersten Menschen gewesen, und noch bey allen Thieren ist. Das reine Wasser löset die Speisen mehr und leichter auf, als das gesättigte, und nimmt ebenfalls die Schärfe aus den Säften besser an sich. Das heißt, es nährt besser, und erhält die Säfte in ihrer natürlichen Reinigkeit; es dringt leichter durch die feinsten Gefäße, und hebt die Verstopfungen derselben; ja wenn es in großer Menge getrunken wird, ist es ein sehr mächtiges Gegengift.

Aus diesen Haupteigenschaften des Wassers lassen sich alle die Wundercuren herleiten, die man damit in so viel Krankheiten verrichtet hat, und die ich hier schlechterdings übergehe. Was aber die diätetische Wirkung des Wassers betrifft, so will ich dasselbe meinen Lesern, mit dreyerley Bedingungen, zum ordentlichen Getränke empfehlen.

Die erste ist die, daß man das allerreinste Wasser trinke. Ein unreines Wasser ist schon mit fremden Theilen überhäuft, die noch dazu der Gesundheit schädlich seyn können. Daher verliert es alle die Vorzüge, die ich vorhin vom Wasser überhaupt gerühmt habe; und es wäre also, statt milautern Wassers, immer besser, Bier, oder andre solche Getränke, die mit Nahrungstheilen angefüllt sind, zu genießen. Wir müssen es die Magen der Kameele verantworten lassen, daß sie unreines Wasser zum Getränk verlangen, denn nach Shaws Versicherung ist es gewiß, daß diese Thiere dasselbe erst mit den Füßen trüben, ehe sie davon trinken. Genug die Diät der Menschen erfordert ein reines Getränk.

Die Kennzeichen eines guten Wassers sind die, daß es leicht warm und kalt werde, daß es im Sommer kühl und im Winter etwas laulich sey, daß ein Tropfen, welcher auf einem reinen Tuche trocknet, nicht den geringsten Flecken darauf zurück lasse, und daß es weder Geschmack noch Geruch habe. Es ist auch ein Zeichen eines guten Wassers, daß es, wenn man es kocht, geschwinder heiß, hernach aber auch wieder geschwinder kalt wird, als ein anderes. Allein, dieses Zeichen ist bey weitem so untrüglich nicht, als das, welches

ches man durchs Gefühl von der Güte des Wassers erhalten kann. So seltsam dieses klingt, so giebt es doch gewiß ein solches Unterscheidungszeichen des Wassers im Gefühle. Ein leichtes oder schweres Wasser heißt eben so viel, als ein Wasser, dessen Theile entweder wenig oder stark zusammen hängen. Je geringer ihr Zusammenhang ist, desto weniger widerstehn sie dem Gefühle, und geben der Hand weniger Empfindung, weil sie sich um so viel leichter trennen lassen. Ein gewisser Mann bedient sich schon seit vielen Jahren zweyer verschiedener Wasser, die gleich rein und krystallklar sind, des einen zum Trinken, und des andern zum Waschen der Hände. Wenn der Bediente diesem Herrn zuweilen aus Versehen von dem Trinkwasser auf die Hände goß, so konnte er den Unterschied alsobald spüren. Er selbst hat dieses Wunder der Scharfsinnigkeit im zweyten Theile des Mercure, de Juillet 1760, bekannt gemacht, und unsre Frauenzimmer, und Köchinnen und Wäscherinnen könnten ihm mit noch viel andern Proben vom Gefühle des Wassers dienen, woraus er sehn würde, daß sich die Eigenschaften des Wassers mehr durch den Reiz, welchen sie in den empfindlichen Theilen verursachen, als auf andre Weise fühlen lassen. Die harten Wasser machen z. E. die Haut spröde, die weichen hingegen geschmeidig. Jene können weder das Fleisch noch Zugemüse hinlänglich erweichen; hingegen thun es diese mit leichter Mühe. Der Unterschied der fremden Theile, welche die Eigenschaften der Wasser verändern, macht natürlicher Weise unterscheidende Eindrücke im Gefühle; und hierin ist nichts, was einen Kenner in Erstaunen setzen sollte. Das Wasser aus stehenden Brunnen ist mehrentheils sehr unrein, und wird für das schlechteste gehalten. Das Flußwasser ist nach der Verschiedenheit des Bodens, worüber es hinläuft, und nach Verschiedenheit der Bitterungen verschieden: aber nie rein, ob es gleich häufig getrunken wird. Herr Schöber fand einstmals in 20 Pfund 13 Loth Wassers aus dem Saalflusse, über fünf Loth Letten; und doch wird solches Wasser zu Speisen und zum Getränke genommen. Unter allen unreinen Flußwassern sind die, welche nur mit viel irdischen Theilen

Theilen überhäuft sind, noch am unschädlichsten, weil diese das Wasser nicht auflöset. Lancelotti und Lemery berichten, daß in Auvergne, bey dem Flecken St. Allire und Clermont, ein versteinernes Wasser fließe, welches sich selbst große Steinbrücken bauet, und daß dieses gleichwol das einzige Wasser sey, was alle Einwohner in diesem Flecken, ohne den geringsten Schaden trinken. Wenn man bedenkt, daß sich in allen Küchengefäßen eine Erde ansetzt, so wird man leicht glauben, daß ein Wasser, das Stein bey sich führt, der Gesundheit keine große Gefahr bringen müsse, indem es alle Menschen und Thiere beständig trinken. Dieser Stein an den Küchengefäßen ist eine wahre Kalkerde, welche man ablösen kann, wenn man in solchen Gefäßen Essig, oder Wasser mit etwas Scheidewasser vermischt, kocht; und da sie das Wasser fallen läßt, und nicht auflöset, so kann sie uns auch wenig Schaden verursachen. Ich begreife nicht, wie der berühmte D. Mead hat glauben können, daß Wasser, die einen solchen Satz an den Küchengefäßen ansetzen, den Nieren oder Blasenstein verursachen könnten. (Dammantur imprimis fontes, quorum aqua decoctæ crassius obducunt vasa crustis) bloß weil es Plinius gesagt hat, da doch er den großen Unterschied der thierischen Steine von einer bloßen Kalkerde so gut kannte.

Nach dem Brunnen und Flußwasser, welche beyde stets unrein sind, folgt, nach dem Grade des Vorzugs, wol das Regenwasser, die Lauge der Atmosphäre. Es ist sehr unrein, und ein wahres Behältniß alles Bösen, was in der Luft herumschwimmt. Das Schneewasser ist weit reiner. Der Schnee gefriert aus Wasserdünsten zusammen, welche sich noch nicht in Tropfen versammelt haben. Diese Tropfen nehmen erst im Herabfallen, aus der untern Luft, die meisten Unreinigkeiten in sich. Die Dünste schwimmen im obern Himmel, und gefrieren schon, ehe sie in den Gumpfen des niedern Dunstkreises gelangen. Dieses Wasser ist selten zu haben, und es bleibt also zu einem preiswürdigen Getränke nur allein ein Quellwasser übrig, das von hohen Bergen durch Kiesel und reinen Sand dringt, und auf einem solchen Boden

Boden oder Felsen sanft hinrollt. Ein solches Wasser läßt alle seine groben Unreinigkeiten im Sande zurück, es ist ein geläutertes Regen- und Schneewasser, ein flüssiger Crystall, ein wahres Labfal und das beste Getränk für Gesunde.

Die zwote Bedingung, welche ich wegen des Wassertrinkens vorschreiben muß, ist die, daß es nur solche Leute zum beständigen Getränke wählen, denen erwärmende, stärkende, und nahrhafte Getränke unbedientlich sind, und daß sie, wenn sie es nicht von Jugend auf getrunken, sich mit einiger Vorsichtsankeit daran gewöhnen. Viele, die sich von den Lobrednern des Wassers einnehmen lassen, bedenken nicht, daß selbst gute Veränderungen in der Lebensordnung, wenn man sie ungewohnt ist, und wenn sie schnell, oder zur Unzeit, vorgenommen werden, großen Schaden stiften. (S. das IIte Blatt.) Hiervon rühren die widersinnigen Klagen, daß das Wassertrinken gefährlich, schädlich, ja tödtlich sey, und die äbel angebrachten Beweise aus der Erfahrung. Wer von Jugend auf zum Wassertrinken gewohnt ist, wird keine glücklichere Wahl treffen können, wofen sein Wasser nur rein ist. Viele Völker haben dabey wohl gelebt, und noch tausendmal mehr Arten vor Thieren. Allein, daß ein alter Mann, ein kränklicher Mensch, ein dürres Gerippe mit einem schwarzen Magen, welcher kaum feste Speisen vertragen kann, das nahrhafte Bier, oder den stärkenden Wein, mit Wasser aus seinem Bache vertauschen wollte, das wäre verkehrt. Solche Leute müssen bey ihrem Getränke bleiben. Das Wasser ist ein recht herrliches Getränk, oder Bier ist auch gut; ist auch Wasser; ist nahrhafter, und ist also ihnen noch besser.

Zur dritten Bedingung setze ich meinen Wassertrinkern die, daß sie kaltes, und nicht heißes Wasser zu ihrem täglichen Getränke machen. Sie mögen es allenfalls kochen, oder destilliren, wenns ihnen, seiner Unreinigkeit wegen, verdächtig ist. Boyle trank nichts anders als solches desillirtes Wasser, und die meisten zärtlichen Leute vom guten Geschmacke thun noch in Italien eben dasselbe. Allein, es muß nicht warm, sondern kalt getrunken werden. Ich habe die Ursachen

Ursachen schon in meinem 57ten und 75ten Blatte angeführt, und will ist nur einige Erläuterungen hinzufügen.

Man kann nicht leugnen, daß das heiße Wasser schon vor Alters getrunken worden. Verschiedene Stellen im Plautus und andern alten Schriftstellern, zeigen deutlich an, daß man schon in damaligen Zeiten die warmen Gesundbrunnenwasser getrunken; und von dem gemeinem warm gemachten Wasser sind häufige Beweise vorhanden. So befahl Drusus, der Sohn Tiberii, beym Dio, daß man den Leuten, die bey einer entstandenen Feuersbrunst nach Wasser rufen, um den Durst zu löschen, warmes Wasser einschenken sollte. Seneca sagt, (de ira. 2, 15.) man müsse sich nicht gleich erzürnen, wenn der Bediente das Trinkwasser nicht geschwind, oder nicht warm genug, sondern nur lau brächte, und eben dasselbe sagt Arrianus noch umständlicher. Es muß also das Getränke des heißen Wassers allerdings eine ganz gemeine Gewohnheit, schon bey den Griechen und Römern gewesen seyn: Allein, man muß auch wissen, daß dergleichen Getränke schon damals für eine bloße Ueppigkeit der Zärtlinge gehalten worden. Stratonicus nennt die Rhodier Zärtlinge und Leute, die warme Getränke genießen. Claudius verbot zu Rom den öffentlichen Verkauf des warmen Wassers, als er die Sitten des Volks verbessern, und der Ueppigkeit steuern wollte. Als die Schwester des Kaisers Cajus gestorben war, und er über diesen ihm so schmerzlichen Todesfall der Stadt Rom die Trauer angekündigt hatte, brachte er einen gewissen Wasserschenken, der warmes Wasser verkauft hatte, aus eben der Ursache ums Leben, weil er hierdurch zur Wollust Anlaß gegeben, und die Trauer entheiligt hätte. Aus eben dem Grunde, weil das Getränk des heißen Wassers für eine schädliche Ueppigkeit gehalten wurde, verboten auch die Censores dieses Gewerbe der Wasserschenken; und einige Schriftsteller spotteten öffentlich über diese Art der Wollust ihrer Zeiten. Ammianus klagt, daß man zu seinen Zeiten die großen Schandthaten und Laster der Bedienten ungeahndet liesse, und ihnen doch 300 Prügel gäbe, wenn sie das warme Getränk zu langsam und lau

Der Arzt. V. Theil. Berth. Ausg. I bräch-

brächten; und aus einer Stelle des **Martials**, wo er sagt, daß der Wirth bey den Gastmälern vor allen Dingen dahin sehe, daß es unter dem ganzen Schmause nie an gnugfamen heißen Wasser fehle, erhellt, daß dergleichen Getränk auch bey den Schmäusen zur Ueppigkeit vorgesezt worden sey.

Die Alten pflegten auch das heiße Wasser mit Weine oder Specereyen vermischt zu trinken. **Plinius** eignete die Erfindung des mit Wasser gemischten Weins dem **Staphylo**, dem Sohne des **Silenus**, andre dem atheniensischen Könige **Amphyction**, andre dem **Melampus**, **Lycurgus**, oder auch dem **Cerasus** zu. **Athenäus** und **Plinius** scheinen die Nachricht aus einerley Quelle zu haben, welche der letztere in folgenden Worten giebt: „Cranone est fons calidus citra summum fervorem, qui in vinum additus, triduo calorem potionis custodit in vase.“ Man findet auch, daß **Galenus** den Kranken zuweilen Wein, mit warmen Wasser vermischt, zu trinken gerathen; und es scheint, daß wir zu unsern Zeiten dieses Getränk auch gern den Kranken allein überlassen. In der That ist auch das warme Wasser weder rein, noch mit Weine vermischt, zum ordentlichen Getränke für gesunde Leute dienlich. Schon **Plinius** hielt es für unnatürlich, weil die Thiere kein warmes Wasser trinken, und nannte den häufigen Gebrauch solcher Getränke eine falsche Maxime. („Error quo quidam plurimo earum potu gloriantur.“) **Plato** verstattete sie mit Unterschiede: Si quidem calor siti insit, frigidi appetitum praebeat, si frigiditas, calidi. **Plinius** versichert, daß bloß die Ärzte, die sich durch etwas Neues berühmt machen wollen, den Gebrauch des warmen Getränks zur Mode gemacht haben; und es ist schade, daß er den **Bontekoe** nicht hat kennen können. Die Gründe einiger Alten für das warme Getränk sind elend. Was ist das wol für ein Schluß, wenn **Aristoteles** sagt: „Calida & humida conservant, nam horum corruptio mors est.“ Was für Grund konnte **Plato** wol haben, zu behaupten, daß das warme Wasser die Eingeweide abkühle, und den Appetit erzeuge? Die klügsten Aussprüche der Alten von dieser Sache laufen alle darauf

hinaus, daß das warme Wasser bey Krankheiten von gewissen Arten dienlich sey, weil es Arznekräfte äuffert. Allein für Gesunde ist dessen täglicher Gebrauch gar sehr einzuschränken, was auch der gelehrte **Freinsheim** für denselben anführt, weil die Milch, die erste Nahrung der meisten Thiere und Menschen, ein warmes Getränk ist. Dieser Schluß beweiset zu viel. Denn nach eben derselben Folge müßten die Pferde und Rühе keine Gewächse, sondern lauter thierische Speisen fressen, weil ihre erste Nahrung thierisch ist. Jedoch ich will diesen gelehrten Mann nicht bloß nennen, um ihn in einer Materie zu widerlegen, welche er nicht zu verstehen brauchte, da ich ihm allein alles zu danken habe, was ich ist vom Genusse des warmen Wassers angeführt habe. Man findet in seiner *Dissertatiuncula de calida potu* einen großen Schatz gelehrter Anmerkungen von dieser Sache, worunter ich mich hier nur deyer bedient habe, die sich nicht über die Begriffe der meisten Leser erheben.



Hundert und siebenzehntes Stück.

von Hagedron.

Man muß den schönsten Tag nicht vor dem Abend loben.

Die meisten Gelehrten sind wie die Kinder, von welchen man sagt, daß sie die ganze Hand nehmen, wenn man ihnen nur einen Finger erlaubt. Weil die Lust einer großen Einfluß in unsern Körper, ja selbst in die Heiterkeit unsers Gemüths hat, so leiten sie aus ihr alles her, was sie belieben, und schreiben selbst die Charaktere ganzer Nationen bloß auf die Rechnung ihres Clima, welches doch allemal nur einen ganz mäßigen Antheil daran hat. **Juvenal**

und Horaz beschreiben die Bötier als dumme Scholse, bloß weil sie in einer dicken und unreinen Luft lebten.

Bœotum in crasso jurares aëre natum. *Hor. l. 2. Ep. 1.*

Cicero schrieb die Scharfsinnigkeit der Athenenser der reinen Luft um Athen zu, und glaubte, daß die dicke Luft die Thebaner dickbäuchig und vierschrötig gemacht habe. Vitruvius sprach uns armen Leuten, die wir in Norden wohnen, ein eben so scharfes Urtheil. „Gegen Mitternacht, sagte er, wohnen Leute von großer Statur, weißer Farbe, mit schlichten und rothen Haaren, blauen Augen, und die viel Blut haben. Sie nehmen von dem dicken Himmel, unter welchem sie wohnen, etwas an, und sind wegen der feuchten und kalten Luft etwas langsamer, haben auch nicht solche gute Köpfe, etwas zu begreifen.“ Man nennt bald diese Nation weise, streitbar, witzig, bald eine andre dumm, feige und einfältig; und wenn man die Ursachen hiervon angeben soll, so ist das Clima immer die einzige. Allein, wenn dieses wahr wäre, so möchte ich wol wissen, warum ist in Asien und Aegypten die dickste Unwissenheit herrscht, da doch vor Zeiten die Weisheit daselbst ihren Sitz aufgeschlagen hatte? Ich möchte wissen, warum man ist die tapfersten Soldaten nicht mehr in Italien sucht, warum die Spartaner ehemals die Corinthier, Thebaner, und alle ihre Nachbarn, an Streitbarkeit übertrafen, da sie doch mit ihnen unter einerley Himmelsstrieche lebten; und warum die Thebaner unter dem Pelopidas und Epaminondas so tapfer gewesen, da sie doch unter ihren andern Bötarchen so feige waren, ob sie gleich weder die Luft noch die Nahrungsmittel veränderten.

Ich läugne keinesweges den Einfluß der Luft in den Charakter der Menschen; aber ich will nur nicht, daß man darin zu weit gehe. Ich schreibe die Klugheit eines Hechtes, der von ungefähr in einem Karpfenteiche jung geworden und aufgewachsen ist, nicht dem Einflusse des Wassers in seinen Leib zu, weil eben dieses Wasser die Karpfen nicht hat klug machen können, die unter den Fischen rechte Bötier sind. Ich

Ich glaube nicht, daß die Bienen darum so viel Vernunft haben, weil sie beständig den Dunst der schönsten Blumen in sich hineinziehen: indem ich viele Gartenliebhaber unter den Menschen kenne, die nimmermehr so klug werden werden, als eine Biene ist. Der Frosch und der Krebs leben in einerley Wasser und in einerley Luft, obgleich der Frosch gegen den tölpischen Krebs ein Petitmaitre ist. Eben so ist es mit den Charaktern der Menschen. Wir müssen uns hüten, das Clima von Rußland zu beschuldigen, wenn wir die Barbarey der Russen, vor den Zeiten ihres großen Peters, in Betrachtung ziehn; denn man kann nicht wissen, ob diese Nation nicht in kurzer Zeit vielen andern gesitteten und gelehrten Nationen den Vorzug streitig machen würd. Wenn uns jemand versichert, daß das Clima von Deutschland die Deutschen treu und redlich mache, so wollen wirs ihm eben so wenig glauben, als wenn er sagt, daß alle Deutsche breite Schultern haben.

Wenn wir doch einmal so gern vom Charakter der Menschen aus der Luft philosophiren wollen, so möchten wir lieber den geheimen Einflüssen derselben in unsern Körper nachspüren, die wir noch nicht sattfam ergründet haben, und welche doch durch sichere Beobachtungen nicht so augenscheinlich, wie die obigen Meinungen, widerlegt, sondern vielmehr durchgängig bestätigt worden sind. Von dieser Art ist der Einfluß der nahe bevorstehenden zukünftigen Witterungen in unsern Körper, wovon ich hent meine Leser unterhalten werde, weil mich der Anfang des Frühjahrs daran erinnert. Da ich den Einfluß der zukünftigen Witterung in den menschlichen Körper unstreitig erweisen kann, so wird mir dieses Anlaß geben, einige gute Regeln vorzuschlagen, die meinen Lesern im Frühjahre besonders nützlich seyn können.

Ich will gar nicht behaupten, daß der harte Winter von 1740 den Leuten aus dem vorigen Jahrhunderte schon in den Gliedern gelegen habe, oder daß die marschländer Bauern ist schon von einer Ueberschwemmung den Schnapsen bekommen müssen, die nach 20 Jahren erfolgen soll. Allein, man muß doch bedenken, daß die großen Veränderungen der Witterungen

terungen eben so wenig, als andre Veränderungen in der Natur, durch einen Sprung geschehen; und daß die allmählichen Vorbereitungen dazu in unserm Dunstkreise schon vermögend genug seyn können, einige erhebliche Veränderungen in unserm Körper zu wirken. Zeigen uns nicht die Wettergläser die zukünftigen Veränderungen der Witterungen eine ziemliche Zeit vorher an? Sehen nicht die Naturforscher an ihnen die außerordentlichen Stürme, Regen, Kälte, Hitze und Dürre zu solcher Zeit schon vorher, da der Dunstkreis noch von ganz entgegengesetzter Beschaffenheit zu seyn scheint? Können die zukünftigen Witterungen dieses an den Wettergläsern verrichten, so können sie eben so gewiß auch die Beschaffenheit des Körpers und den Zustand unsrer Gesundheit verändern. Sieht nicht der Landmann, der keine Wettergläser hält, die zukünftigen Witterungen an den Thieren vorher? Die Krähen waren schon in den ältesten Zeiten im Rufe, daß sie Regen und Ungewitter vorher verkündigten. Virgil beschrieb sie uns als solche Propheten:

Tum cornix rauca pluviam vocat improba voce,
Et sola in sicca secum spatatur arena. *Georg. l. 2.*

Soraz kennete sie unter eben diesem Charakter,

Antequam stantes repetat paludes
Imbrium divina avis imminentum. *Carm. 3. od. 27.*

und er prophezeit sogar selbst das schlimme Wetter aus den Anzeigen dieser Vögel.

. . . Cras foliis nemus
Muleis & alga littus inutili
Demissa tempestas ab Euro
Sternet: aqua: nisi fallit augur
Annosa cornix . . . *Carm. 3. od. 17.*

Der Landmann weiß aus langer Erfahrung, daß ein Ungewitter bevorsteht, wann sich die Mewen, die Schwalben und andre Vögel an den Ufern aufhalten; wann die Mücken schwärmen und scharf stechen; wann das Rindvieh in die hohe Luft riecht und heftig schnaubet. Es giebt Fische im Meere, welche durch ihre Gegenwart den Schiffen wegen

wegen bevorstehender Stürme Warnungen geben, und endlich so zeigen ja auch die wilden Thiere, wenn sie sich schon beim schönsten Wetter in ihre Zuflüchte retten, oder sich gegen bevorstehende Winde lagern, daß sie die zukünftigen Witterungen vorher empfinden. *S. das 17 Stück.*

Leute mit empfindlichen Nasen können einen bevorstehenden Regen in heißen Tagen viele Stunden vorher riechen. Andre empfindliche Personen spüren jede merkliche Veränderung des Wetters an ihrem Leibe schon einige Tage zuvor. Es ist von den Hünereugen bekannt, daß sie zu solchen Zeiten schmerzen. Lange vorher, ehe der Frost eintritt, schwellen die ehemals erfrorenen Glieder, und brechen auf, wenn es nicht zeitig verhütet wird. Dieses ist so gewiß, zugleich aber so wunderbar, da es auch Leuten widerfährt, die gegen den Winter nicht aus ihrem warmen Zimmer kommen, daß sich einige Gelehrte genöthigt gesehen haben, zu behaupten, daß die Seele die Zeit ausrechne, und weil es ihr auf ein paar Wochen nicht ankömmt, oder weil sie, wegen Adams Fall, nicht richtig genug rechnen kann, um so viel früher in das erfrorene Glied hineinföhre, um es, wiewohl mit unglücklichem Erfolge, vor dem zukünftigen Froste zu schützen. Viele Soldaten, welche im Kriege verwundet worden sind, empfinden zu der Zeit, wann sich die Witterung stark verändern will, in ihren Narben neue Schmerzen. Ein ehemaliger Beinbruch giebt zu einer solchen Zeit ungewöhnliche Empfindungen; und wer beständig auf einerley Stelle die Ader öffnen läßt, der kann die Veränderungen der Witterung daraus vorher merken, daß er ein Stechen in dieser Stelle empfindet. Der Herr von Solberg kannte einen Officier, welcher im Kriege ein Bein verloren, und sich statt dessen ein hölzernes hatte ansetzen lassen. Dieser Mann betheuerte aufs heiligste, daß er, wann schlechtes Wetter bevorstünde, an seinem hölzernen Beine denselben Leichdorn fühlen könnte, welchen er ehedessen an dem wahren Fuße gehabt. Kein Kenner der Geheße der Einbildungskraft wird diese Erzählung, so lächerlich sie auch scheint, für ein Märchen halten. Es giebt viele

viele Personen, die eben dasselbe aussagen; (S. das 69ste Stück. S. 261 und 262) und ihre Beispiele beweisen den Einfluß der zukünftigen Witterungen in den menschlichen Körper eben so unstreitig, als die vorhergehenden. Dem obgleich die Einbildungskraft bloß Schuld daran ist, daß man an einem hölzernen Fuße einen Leichdorn zu fühlen glaubt, so muß doch nothwendig in den noch vorhandenen Nerven des obern Fußes, welcher ehemals vom Hünerauge gelitten, durch die Veränderung der Witterung, eine solche Empfindung erregt werden, welche mit der ehemaligen eine Aehnlichkeit hat: weil ohne diese Bedingung die Einbildungskraft den ehemaligen Schmerz nicht wieder erregen könnte. Alle diese und noch viel mehrere ungewöhnliche Empfindungen, welche man bey bevorstehenden Veränderungen des Wetters wahrnimmt, haben ein völlig beweisendes Sprichwort eingeführt, nach welchen empfindliche Leute, Krüppel und solche, die alte Narben, Wunden, Gewächse, u. d. gl. haben, zu sagen pflegen: daß sie einen lebendigen Calendar an ihrem Leibe trügen: denn man hält den Calendar gemeinlich für ein Buch, welches dazu bestimmt ist, die künftigen Witterungen vorher anzuzeigen.

Ich will mich nunmehr dieser ausgemachten Wahrheit vom Einflusse der zukünftigen Witterungen in den menschlichen Körper, bedienen, um einige practische Folgerungen für meine Leser daraus herzuleiten.

Ist, da die Zeit der Präservationscuren wieder erscheint, wählet ein jeder zum Blutlassen, und zum Arzneynehmen die besten Tage, da der Mond einen guten Stand hat, und das Wetter schön ist. Es würde mancher lieber sterben, als an einem neblichten und regnichten oder stürmischen Tage Blut lassen; und die Aerzte selbst wissen es recht schön zu beweisen, daß weder Glück noch Stern dabey seyn würde, an solchen Tagen zu purgiren. Diese Vorsicht wird lächerlich, so bald man erwägt, daß auf den besten Tag der schlechteste folgen kann; ja daß sich öfters der heiterste Tag mit einem Ungewitter beschliesse. Da nun diese so nahe bevorstehende Witterung ihren Einfluß schon wirklich in

den

den Körper äußert, so ist die Wahl der schönen Tage zum Blutlassen und mediciniren eine ganz ungegründete Klugheit. Ich habe dieses oft in der Erfahrung also befunden, und bey genauer Aufmerksamkeit entdeckt, daß sich die Wirkungen des Blutlassens und der Arzneyen vielmehr nach andern Umständen, als nach der Witterung desjenigen Tages richten, welcher dazu auserwählt worden ist. Man müßte bey dieser Wahl mehr auf die nächstbevorstehende, als auf die gegenwärtige Witterung sehen: denn man kann an einem der ungestümsten Tage mit großem Glücke mediciniren, wenn in zwölf Stunden schönes und heiteres Wetter erfolgen wird; und so wieder umgekehrt. Um deswillen gebe ich den Rath, sich an einem Blut- oder Purgirtage ein physikalisches Urtheil zu geben, und die besten Wettergläser vorher zu Rath zu ziehen. Wenn uns diese in 24 Stunden schönes Wetter prophezeihen, so kann man, um des Wetters willen, sicher mediciniren, wenn sich gleich unter den Operationen die ganze Natur in Stürmen und Ungewittern zum Untergange zu neigen scheint. Zeigen uns aber die zuverlässigen Gläser in kurzem üble Witterung an; so lasse sich niemand von der wirklich vorhandenen schönen Witterung verleiten, weil er gewiß versichert seyn kann, daß die bevorstehende schon ihren Einfluß in seinen Körper angefangen habe.

Die Aerzte können sich dieses Grundes vom Einflusse zukünftiger Witterung mit Nutzen bedienen, um manche sonst schwere Aufgaben aufzulösen. Man weiß öfters nicht, wie es zugehe, daß sich Leute bey dem schlechtesten Wetter wohl, und bey schönem Wetter übel aufbefinden, da doch nach den Regeln der Kunst gerade das Gegentheil geschehen müßte. Wenn sie nur belieben wollten auf die nächst instehende Veränderung der Witterung aufmerksam zu seyn; so würden sie vielleicht die Auflösung der Aufgabe in dem Wetterglase finden. Eine leichte Luft, wie die neblichte und regenhafte ist, macht das Athemholen beschwerlich und schwellt die Adern auf. Wenn sich aber in kurzem eine trockene Witterung einstellen wird, so kann man am Wetterglase entdecken,

warum diese Regel der Aerzte zuweilen bey uns nicht eintrifft, und eben so ist es in viel hundert andern Fällen beschaffen.

Meine Leser können hieraus mit leichter Mühe selbst urtheilen, in welcher Zeit sie am sichersten ihre Frühlings- und Herbstcuren gebrauchen können. Denn da dergleichen Curen gemeintlich einige Tage oder Wochen dauern, so kann man sich mit den Wettergläsern allein nicht genug Sicherheit verschaffen. Man muß also die Sache nur überhaupt nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit beurtheilen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Witterung, um die Gleichstage herum, am allerveränderlichsten sey. Man kann demnach nicht eher, oder später, als einige Wochen nach oder vor dieser Zeit, beständiges Wetter hoffen. Daher muß man im Frühjahre, wenn man recht vorsichtig seyn will, die Cur nicht eher als eine geraume Zeit nach dem Gleichstage vornehmen, wofern man dabey nicht auf wichtigere Umstände, als auf günstige Witterung zu sehen Ursache hat. Die Curen nach der Mitte des Aprils, im May und in der ersten Hälfte des Junius, sind nach dieser Wahrscheinlichkeit die glücklichsten. Im Herbst ist die letzte Hälfte des Augustmonats und die erste des Septembers zu wagen.

Da der Zustand unsrer Leibesbeschaffenheit mit dem Strome des Gegenwärtigen immer fortfließt, und sich nach dem ungewissen Einflusse der Zukunft verändert, so kann es nicht fehlen, wir müssen uns oft in unserm Urtheilen vom Zustande unsrer Gesundheit betrügen, da wir den Grund davon jederzeit nur im Vergangenen und Gegenwärtigen, nie aber im Zukünftigen zu suchen gewohnt sind. So wie eine zukünftige Speise schon unsre Verdauungskräfte in Bewegung setzen kann, wenn wir nur daran denken; so kann auch ein Vor-schmack, eine dunkle Empfindung der Wirkungen, welche zukünftige Witterungen in uns äussern, schon im Voraus unsre Kräfte und die Berrichtungen unsrer Eingeweide ganz anders bestimmen. Hieraus läßt sich erklären, warum uns selten Handlungen heilsam sind, die wir mit einem heimlichen Widerstreben unsrer Neigungen, oder mit mehr Mühe

und

und Schwierigkeit, als sonst, verrichten. So wie man von den Speisen sagt, daß uns diejenigen am gesundesten sind, die uns am besten schmecken, weil sie, so oft sie uns wohl schmecken, von einem Appetite gefodert werden, der eine dunkle Empfindung dessen, was unsre gegenwärtige Nothdurft heischt, zum Grunde hat; so kann man auch das Sprichwort, daß Lust und Liebe zu einer Sache alle Mühe und Arbeit gering mache, auf die Weise erklären, daß alle unsre Berrichtungen leichter und glücklicher für uns von statten gehen, wenn die verborgenen Ursachen, die unsre Kräfte bald binden, bald lösen, und unter welchen die Witterungen nicht die geringsten sind, in uns Empfindungen hervorbringen, die unsre Neigungen und Triebe zu ihrer Vollstreckung anreizen. Die Handarbeit, das Studiren, die Leibesübungen, kurz, alles ist diesem Gesetze unterworfen. Wer diese Handlungen zu der Zeit verrichtet, da sie ihm ungewöhnlich sauer werden, der thut sich selbst Gewalt und Schaden, weil er nicht bloß wider eine willkührliche Trägheit, sondern oft wider verborgene physikalische Hindernisse streitet, denen man nicht Gewalt entgegen setzen muß.

* * *

Mein Herr Arzt,

Unter allen neuen Theorien vom menschlichen Körper gefällt mir die allerneueste eines Doctors aus der Facultät zu Paris, nämlich des Herrn Le Camus, am besten, nach welcher wir armen Menschen nichts anders als lebendige Masse sind. Sie sind schuldig, Herr Arzt, Ihren Lesern auch die neuesten Entdeckungen in Ihrer Kunst bekannt zu machen, und das ist gewiß eine der wichtigsten, daß die Menschen lernen, was sie eigentlich sind.

Der Herr D. Le Camus beschäftigte sich mit verschiedenen neuen Untersuchungen des menschlichen Gehirns, und zwar in der guten Meynung, sich von dem allen mehr und mehr zu überzeugen, was uns die Zergliederer bisher von der Struktur und Beschaffenheit des Gehirns vorgesagt haben: allein er fand gar bald, daß es lauter Irthümer waren, und er war einem Menschen ähnlich, der im Finstern Licht sucht, und in Morast greift. Sein Wisz entdeckte ihm endlich, was seine Augen nicht sehen konnten: denn er zeigte ihm die genaueste Aehnlichkeit des Gehirns mit den Kernen der Pflanzen, insbesondree

ader

aber mit den Nüssen. Diese vollkommne Aehnlichkeit bekräftigt die Erfahrung, und man kann sie mit Augen sehen. Solchergehalt ist der menschliche Körper in den Augen eines Beobachters nichts anders als eine Pflanze, und das ganze Thierreich gehört in das Geschlecht der Gewächse, wenn man nur die Kleinigkeit ausnimmt, daß die Thiere denken. Der allgemeine Schluß, welchen Herr Le Camus aus seinen Beobachtungen zieht, ist der, daß das Gehirn nichts anders, als der Nuskern und Fruchtkeim der Thiere, und ein beseltes Nüss sey, aus welchem die Natur die Geschlechter der Thiere fortpflanzt. Hiervon rührt es her, wie er sagt, daß ein Mensch, der sich den Ausschweifungen der Wollust ergiebt, ganz ausgemergelt wird, daß seine Wangen einsinken, seine Augen schwach werden, die Augenlider blau aussehen, und die Augen selbst ihre Lebhaftigkeit verlieren, daß er das Gedächtniß verliert, daß seine Einbildungskraft sich verwirrt, die Vernunft schwach wird, und alle seine Sinne in eine Art der Betäubung gerathen; welches untrügliche Beweise sind, daß sein Gehirn vertrocknet und sich verzehrt. Auf solche Weise erhebt sich Herr Le Camus, vermittelst des Augenscheins und seines Witzes, über alle gemeine Systemata, und glaubt die Wahrheit gefunden zu haben, da sich unterdessen seine Mitbrüder um desto weiter von ihr entfernen, je näher sie ihr gekommen zu seyn glauben. Sie haben, wie er sagt, den Leitfaden der Natur verloren, und der Leitfaden der Kunst, welchen sie sich einander in die Hände geben, führt sie nur auf Irwege.

Sehen Sie, mein Herr Arzt, so weit sind wir also in der Arzneykunst gekommen, daß wir nunmehr gewiß wissen, daß wir eine Art lebendiger Nussbäume sind. Ich habe schon lange so etwas vermuthet, und die Erfindung ist auch in der That nicht ganz neu. Lucian von Samosata und der unterirdische Kayser und Küster an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen, haben schon behauptet, daß es Menschen gäbe, die Bäume wären. Genus est apud illos hominum, Dentrica, (Arborci,) sagt Lucian, und Klim hat sie selbst gesehen, und hat sich geraume Zeit unter ihnen aufgehalten. Es war aber lächerlich, daß diese beyde gelehrte Männer die Baummenschen in besondern Gegenden der Welt mit Verwunderung entdeckten, und nicht einsahen, daß sie selbst und alle Menschen bloß Nussbäume wären. Diese Entdeckung war einem Franzosen vorbehalten, und nun müssen wir sehen, was daraus folgt. Ich, meines wenigen Erachtens, halte dafür, daß die kleinen Menschen eine Art Haselnüsse, die großen Kerls aber, wie die ehemaligen Potsdammer, wälsche Nüsse sind. Die verschiedenen Grade der Statur bestimmen die einzelnen Arten der Nüsse. Unter den kleinen Leuten kann es verschiedene Sorten geben, als gemeine Haselnüsse, spanische Nüsse, Lamberennüsse, u. s. w. unter den großen aber sind die Pferdenüsse die vornehmsten. Schaa

Schaalen oder Hirnschädel, aber wenig darin haben. Der Tod ist der allgemeine Nussknacker des menschlichen Geschlechts, und vor dem muß man sich hüten. Er knackt jung und alt, groß und klein, Haselnüsse und wälsche Nüsse, leider! ohne Unterscheid. Umsonst haben ihm auch gewiß die Dichter und Mahler keinen so weit aufgerissenen Mund beigelegt: denn man kann denken, wie weit er seinen Rachen aufsperrern muß, wenn er solche Nüsse, wie den Cajanus und Billy zu beißen hat. Es fehlt nichts, als ein guter Zahnarzt, der ihn einmal überreden kann, sich die Zähne ausbrechen zu lassen, so wäre dem ganzen menschlichen Geschlechte geholfen. Wenn dieser Menschenfresser nicht mehr Verstand hätte, als wir Menschen, so wäre die Sache was leichtes: denn kaum würde sich ein Zahnarzt in den Zeitungen anmelden lassen, so würde er mit dem großen Haufen hinzulaufen, und in der Hoffnung, bessere Zähne zu bekommen, würde er sich ganz geduldig einen nach dem andern ausbrechen lassen. Doch genug.

* * *

Herr Arzt,

Es ist eine wahre Aufgabe, da in so vielen Ländern Neppigkeit und zärtliche Erziehung, schon vom Anfange der Welt her, die Menschen frühzeitig gerödet und ihre Nachkommenschaft erstickt haben, wie es doch komme, daß nichts desto weniger eben diese Länder noch immer bewohnt, ja volkreicher sind, als andre, worin man die Wollüste des Lebens nicht kennt? Neulich habe ich in der allgemeinen Kriegesgeschichte des Chevalier Darcq einen Gedanken gefunden, welcher mir diese Aufgabe aufzulösen scheint, und den Sie vielleicht Ihren Lesern um desto lieber mittheilen werden, weil sie sich sonst dieser Schwierigkeit nur zu ihrer Bestärkung in der Sicherheit, und zur Verachtung treuer Warnungen bedienen möchten. Der Chevalier untersucht den Ursprung der Völker, welche bereinst Paphlagonien bewohnten, und zeichnet uns bey dieser Gelegenheit die gewöhnliche Marschroute der Colonien, welche sich so oft, wie Meereswellen, erhoben, und auf ihren Wanderschaften große Erdstriche überschwemmt haben. „Man hat nie leicht gesehen, sagt er, daß die Völker, welche sich ganzer Landschaften durch ihre Einfälle und Wanderschaften bemächtigt, von Osten nach Westen, noch weniger von Süden nach Norden gezogen wären. Vielmehr hat allezeit West und Norden die großen Schwärme von Barbaren in die Süd- und Morgenländer hingeschickt, die, ihrer Wildheit und Grausamkeit ungeachtet, dem noch bestimmt gewesen zu seyn scheinen, die Entvölkerung des Erdbodens wieder zu ergänzen, welche Wollust und Weichlichkeit bey den gestirten Nationen täglich verursachen, und die erschöpften Nationen, so zu sagen, wieder zu erneuern.“

Diese

Diese Reflexion zeigt uns in der That die wahre Quelle der immer fortdauernden und zunehmenden Bevölkerung in den üppigsten Ländern. Die einfältige Lebensart, die Unempfindlichkeit und rauhe Erziehung der nordischen Einwohner; macht Norden zum Hochzeibette des Erdbodens, aus welchem eine unzählbare Menge von Menschen hervorkommt, die, wie die Bären, wild, stark und dauerhaft sind. So lange die rauhen nördlichen Gegenden, worin die Wollüste erstieren und darben, von Menschen bewohnt bleiben, wird Norden jährlich eben so von Menschen, als wie von Heringen wimmeln; und so wie unser Geschlecht auf Erden nach Morgen und Mittag hin ausstirbt, und in seinen Wollüsten verzappelt, so steht es in Abend und Mitternacht wieder auf, um die Kunde zu machen. Man muß diese zahlreichen und robusten Völker freylich nicht unter dem Nordpole suchen, denn es giebt daselbst ein Klima, worin nichts fortkommen kann. Je weiter Ellis vom Fort York nordwärts gieng, desto kleiner fand er alles, Menschen und Sträucher, ja über dem 67 Grade hin, sind gar keine Menschen mehr. Aber das von uralten Zeiten her bis ist bewohnte und reich bevölkerte Norden, das ist das Magazin der Menschen, und von daher wanderten ehemals so viele Nationen aus. Wenn dort des Volks einmal zu viel ward, oder vielleicht, wenn sie die Neugier trieb, die großen Herrlichkeiten anderer Länder näher kennen zu lernen, wovon ihnen das Gerücht so viel Ruhmens machte, so zogen sie aus, wie Bienen, um zu schwärmen, und näherten sich den Mittelpunkten der Wollüste. Diese Punkte sind Wirbel, die alles nach und nach in sich hineinziehen, was ihrem Wirkungskreise zu nahe kömmt. Das rauhe Volk, das mit den zärtlichen, gesitteten Nationen, wie mit kleinen Kindern spielt, und sie nach Belieben ausrottet, setzte sich zum erstenmale in den weichen Schooß der Wollüste, und empfand sie mit einer Art von Ersarrung, die gleichsam die Fibel des feinen Geschmacks ist. Indessen haben die Wollüste die Gabe, nicht allein fühlende Menschen zu entzücken, sondern auch unempfindliche fühlen zu lehren. Was ist der junge Herr Sohn des ehemaligen alten Deutschen ist, der in seinem Walde Gott lobte, und Bier trank, das wurden vor Zeiten in Italien die Schwärme der Barbaren, als sie in diesem Paradiese der Welt ihren Sündenfall thaten; Schwache, verzärtelte, liebevolle aber gebrechliche Wollüstlinge, deren letzter Lebenslauf ein trunkener Taumel zum Grabe, und ihre mit zartem Gefühl schon angestreckte Nachkommenschaft, ein schwacher Ableger von einem vortrefflichen, aber verdorbenen Stamme war. Sehen Sie, mein Herr, so bilde ich mir ein, daß die Nationen auf Erden, wie der Nürnberger Land umlaufen. Die Menschen kommen aus Norden heraus, wo ihrer zu viel sind, weil sie der Natur gemäs, ohne alle Künstley leben, und weil sich alles, was der Natur gemäs lebt, unendlich vermehrt. Sie suchen die Wollüste, feinere Empfindungen

und Süßes, und dieses finden sie, indem sie sich den Reichengrüften des Erdbodens, den wollüstigen südlichen und östlichen Staaten nähern, wo immer ein allzu großer Abgang von Menschen ist, die in dem Wirbel der Wollüste verschlungen werden. Hier werden die Barbaren nach und nach weich, und wenn sie die Frauenzimmer, die Köche, die Dichter, der Hof, und die Galanterie nur erst so weich finden, daß sie sich tractiren lassen; so knicken sie sie hernach in kurzer Zeit so ganz in eins, daß sie, ohne alle ihre vorige Gestalt, wie verlohene Sternschnuppen, in die morastigen Abgründe der Wollüste niederklatschen und versinken.

Pomade, den Haarwachs zu befördern.

Man nimmt Wallnußblätter, Weinblätter, Plantais mit der Wurzel, von jedem drey Hände voll, wäscht dieselben recht sauber, und schneidet sie klein, thut solche in einen neuen Topf, gießt so vieles Wasser darauf, daß es über den Speciebus stehe, und läßt es so lange kochen, bis das Wasser ganz eingekocht ist. Alsdann drückt man die Masse durch ein Tuch mit zwey Loth klein geschnittener Moschatus, gießt den ausgerungenen Saft in einen irdnen Topf, und läßt es so lange kochen, bis es ein wenig dick oder steif wird, hernach drückt man es wieder durch ein reines Tuch, und läßt es kalt werden. Wenn man die Pomade machen will, thut man ein Pfund Schweinsflaumen hinzu. Sie müssen aber klein geschnitten, und eine Nacht in frisches Wasser gelegt, darnach aber mit frischem Wasser auf das Feuer gesetzt, und unter beständigem Umrühren ausgekocht, hierauf aber durch ein Tuch gegossen werden. Dieses Schmalz wird wieder mit frischem Wasser ausgekocht, alsdann fällt man das oben auf dem Wasser schwimmende Fett mit einem Löffel ab, und wäscht solches so lange mit Pommeranzen- oder Lavendelwasser, bis ihm aller übler Geruch vergangen; da es dann wieder in einen irdnen Topf gethan wird, bis das daran klebende Wasser verraucht. Dieses läßt man mit vier Loth vom besten weißen Wachs mit einander auf dem Feuer langsam zergehen, und unter beständigem Umrühren kalt werden; alsdann den obbeschriebenen Saft und vier kleine Gläser Cedro dazu gethan, und alles so lange gerührt, bis es seinen rechten Glanz bekömmt, und alles wohl untereinander gemischt ist. Ein jeder Apotheker kann diese Salbe verfertigen. Man rühmt in den Hannoversischen Beyträgen 1760. S. 638. von ihr, daß die damit gesalbten Haare einen baldigen und starken Wachsthum erhalten sollen, zumal, wenn man sie mit einem Kamme kämmt, welcher mit derselben bestrichen ist. Brouzer ertheilt den Rath, den kahlen Kopf mit Zwiebelsafte zu salben, um den Haarwachs zu befördern. Bey dieser Gelegenheit konnte ich den Liebhabern der blonden und schwarzen Haare einen

Echfel, worin Pferdefleisch angerichtet war, mit den Lippen zu berühren, worauf jederman zufrieden nach Hause gieng. Der Genas und die Enthaltung von diesem Fleische ward also von den Christen und Heiden für ein Kennzeichen der beyden Religionen gehalten, und so war es auch in andern Ländern. Ein christlicher König von Schweden, Namens Irgnon, war von einer Parthey heidnischer Rebellen abgesetzt, und aus seinen Staaten vertrieben worden; wogegen sie einen seiner Verwandten auf den Thron setzten, der ihnen versprochen hatte, die Opfer und die feyerlichen Feste wieder herzustellen. Gleich nach seiner Erhebung zum Throne ließ er auch wirklich ein Pferd aufschneiden, theilte es unter die Anwesenden aus, und besprengte sie mit dem Blute; und in dem Augenblicke erklärten alle Schweden, daß sie das Christenthum abschwören. Hieraus kann man urtheilen, daß die evangelischen Missionarien diesen Völkern nicht ohne Grund verboten, Pferdefleisch zu essen, und daß die Enthaltung desselben ein nicht zwendeutiges Bekenntniß zum Christenthume gewesen. Der Pabst Gregorius III. schreibt an den Bonifacius, den Apostel der Deutschen: „Ihr habt mir gemeldet, daß es unter ihnen einige giebt, die das Fleisch der wilden und zahmen Pferde essen. Verstatet dieses keinem mehr, heiliger Bruder, sondern verhindert es durch alle mögliche Mittel in Jesu Christo, und legt ihnen schwere Buße auf.“ Der Pabst Zacharias wiederholte eben diesen Befehl an den Bonifacius, doch mit dem Unterschiede, daß er den Deutschen auch verbieten sollte, Hasen zu essen, welches Verbot aber nicht lange beobachtet worden. Als das Christenthum einmal bey allen diesen Völkern die Oberhand erhalten hatte, so machte sich Jedermann ein Gewissen draus, Pferdefleisch zu essen; und so sind uns diese Thiere, als eine Speise, abscheulich geworden. Auf diese Weise ist es noch eine große Frage: ob wir, die wir das Pferdefleisch wegen eines Aberglaubens unserer Vorfahren verabscheuen, oder die Afiaten, die es essen, weil es ihnen wohl schmeckt und gut gedeyet, oder die Juden, die das Schweinefleisch aus eben dem Grunde, wie wir das Pferdefleisch, meiden, mehr Auslächens werth sind? In Italien wird das Eselsfleisch gegessen; aber nur Tartarn, Calmucken und andre unchristliche Völker, essen Pferdefleisch. Wir selbst essen die Cervelatwürste, wovon man sagt, daß sie von Eselsfleisch gemacht werden. Wenn wir nun sagen sollten, warum wir Eselsfleisch für genießbarer hielten, als Pferdefleisch, so würden wir bald merken, daß die ganze Sache auf Vorurtheilen und Thorheit beruht.

Das Levitische Gesetz und der Pabst Zacharias verboten, die Hasen zu essen. Wir essen sie ohne Bedenken, ob sie gleich oft häßlichen Krankheiten unterworfen sind. Wenn wir indessen nach England kommen, und Caninchen mitspessen sollen, so wissen wir nicht, ob wir es thun sollen, oder nicht; da doch diese Thiere einander sehr ähnlich sind,

sind, und kein Grund vorhanden ist, warum man die Hasen lieber essen sollte. Zu Aleppo ist die Zurichtung eines solchen Wildbraten besonders appetitlich. Man wirft den Hasen mit Fell und Eingeweiden in ein Loch, sängt und bäckt ihn hernach in der heißen Asche, bestreut ihn endlich mit Salz, und speiset ihn mit Vergnügen.

Die Franzosen speissen Fische, und wir speyen davor aus, weil sie den Kröten ähnlich sehen. Hingegen essen wir die Aale mit Vergnügen, die doch den Schlangen eben so ähnlich sind. Wir unterstehen uns, die geharnischten Krebse zu essen, sie mögen so fürchterlich aussehn, als sie wollen. In Sibirien essen sie weder Russen noch Heiden, und man kann diese Leute kaum bereben, ein so gräßliches Thier anzurühren. Dagegen essen die Calmucken und viele andre wilde Völker das Nas vom Viehe, das an Krankheiten gestorben ist; ja die Hortentotten machen sogar Kolben weiß, daß dieses Fleisch gesunder wäre, als das geschlachtete. Wir essen die Milch und den Roggen der Fische, ohne den geringsten ekelhaften Begriff damit zu verknüpfen. Zu Jakutz ist man die frühzeitigen Geburten und Nachgeburten der Thiere, ohne sie auch nur vorher abzuwaschen. Ist aber nicht beydes im Grunde einerley Sache? und nehmen wir nicht selbst ungebohrne Thiere zu unsern Brähen, die einen hohen Geschmack haben sollen? Der Kotz der Schnepfen ist uns eine Delicatesse. Die wilden Völker essen die Gedärme der Thiere mit allem darin enthaltenen Unrath. Ein Gericht der Samojeden, welches sie Tseo nennen, besteht aus dem Magen der Reuthiere, welcher unausgeräumt geräuchert, und roh verzehret wird.

Die Chinesen, Calmucken, Samojeden, und die Schwarzen an der Goldküste von Afrika, essen Hunde; und diese Thiere werden zu Angola dazu gemästet, und öffentlich zu Markte gebracht. Ein großer fetter Hund ist daselbst zuweilen für 22 Sklaven verkauft worden. Für mittelmäßige Hunde können die europäischen Sklavenhändler immer zween Sklaven einrauschen; und gleichwol wird doch ein Sklave auf 10 Ducaten geschätzt. Was ist an diesen Thieren auch ekelhaftes? Ist es nicht ein bloßes Vorurtheil, daß wir sie verabscheuen? Ein wohlhabender Jakute giebt das beste Pferdefleisch oder Rindfleisch für eine große und fette Nase, weil sie ihm besser schmeckt; und in Jamaica und Martinique werden diese Thiere häufig gespeist. In Africa und Brasilien werden gebratene Mäuse für eben so schmackhaft, als ein junges Huhn, gehalten; und wer kann sich unterstehen zu beweisen, daß dieses ein falscher oder verdorbener Geschmack sey?

Schon Columbus fand auf seiner ersten Reise, daß die Indianer die Alligators, oder americanischen Crocodille speissen, und die Spanier haben es nachher auch gethan. Von dem Thiere Guama, welches der Beschreibung nach, die Don Ulloa davon macht, eine Crocodillenart zu seyn scheint, berichtet derselbe, daß es in Panama gewöhn-

gewöhnlich gegessen werde. Le Page du Pratz erzählt in seiner Geschichte von Louisiana, daß die americanischen Crocodile bey weitem so gefährlich nicht sind, als die ägyptischen, und daß man sie leicht todtgeschlagen könne. Eine gewisse Sklavinn sah einen, der fünf Fuß lang war, nur eine Toise weit von ihrem Feuer ab, wo er ins Feuer sah, ohne sich zu regen. Sie sagte es dem du Pratz, welcher sogleich nach der Glinte lief. Als er aber zurück kam, hatte ihn schon die Sklavinn mit einem Prügel fast todtgeschlagen. Sie lachte, und sagte, die Franzosen fürchteten sich alle so sehr vor diesem Thiere, und es wäre doch gar nicht fürchtbar: die Kinder verfolgten sogar die jungen Crocodile, und schlugen sie todt, da sie dann hernach eine herrliche Speise wären.

In Italien ist man Vipernfleisch. In Siam, Pegu, Brasilien, machen sie eine Delicatsse aus dem Fleische der Schlangen, weil sie glauben, daß die großen Schlangen nicht so giftig sind, als die kleinen; und hierin haben sie vielleicht Recht. In Afrika und Amerika werden die bucanirten oder gedörrten Eidechsen gegessen; und die Europäer, die diese Speise gekostet haben, versichern, daß sie schmackhaft sey. Es ist ein bloßes Vorurtheil, daß wir sie verabscheuen, zumal, da wir Schildkröten gern essen. Was haben die Franzosen, welche Frösche essen, wie die Amerikaner, wohl den Brasilianern vorzuwerfen, wenn sie Kröten lieber genießen, als das Fleisch der Landthiere? Wenn wir den Hottentotten verspeyen, weil er Käse frist, so verspeyet er uns wieder, wenn er uns kalte Fische ohne Schuppen speisen sieht.

Vielen Leuten bey uns ist faules Wild eine angenehme Speise. Das Argiß der Jakuten mag eben so delicat seyn. Sie lassen nämlich ihre Fische faulen, indem sie sie in eine große Grube werfen, und mit Erde bedecken, woraus sie nach und nach ihren Vorrath heraus holen, und sich an keinen Gestank kehren.

Die nützlichste Naschhaftigkeit unter allen besitzen diejenigen Völker, die ihre Landplagen aufessen. Ich rede von den Parthern, Aethiopiern und Arabern, die ihre Heuschrecken fressen. Diese Thiere haben eine außerordentliche Größe; und wenn sie von einem Orte zum andern ziehen, so verdunkeln sie durch ihre unglaubliche Menge und Größe die Luft. Das Volk erzittert vor dem Summen ihrer Flügel, das man schon vom weiten vernehmen kann; und diese Armeen bedecken zuweilen sieben oder acht Meilen Landes, wo sie alle Pflanzen und Bäume unwiederbringlich verderben und zu Grunde richten. Die Einwohner verlassen die Gegenden, wo sie sich niedergelassen haben, und müssen der Gewalt dieser Strafe des Himmels weichen. Inzwischen ist die einzige Rache, die sie an diesen Thieren nehmen können, daß sie ihrer so viel aufessen, als ihr Magen verdauen will. Wer in Aegypten, Arabien oder Syrien reiset, und bey den Arabern mit einer

einer Mahlzeit fürlieb nimmt, der wird in der Zeit, da Heuschrecken gefangen werden, unter ihren Gerichten gewiß eine Schüssel mit gebratenen Heuschrecken antreffen. Man hält sie für ein angenehmes und gar nicht ekelhaftes Gericht. Shaw sagt, daß sie mit Salz bestreut und gebraten unsern Backfischen an Geschmacke gleich kommen. Die Araber essen sie zuweilen frisch, und es war schon den Juden erlaubt, sie zu speisen. Sie werden auch auf noch mehrere Arten zubereitet. Man treibt sie mit Rauche von den Bäumen, daß sie niederfallen; hernach werden sie eingesalzen, und entweder an der Sonne, oder im Ofen getrocknet, da sie sich dann das ganze Jahr hindurch halten. Der heilige Johannes der Täufer pflegte sie mit wildem Honige zu essen; denn so waren es damals die armen Leute zu thun gewohnt.

Man stelle sich gewiß bey vielen guten und vernünftigen Gebräuchen andrer Völker oft allzu seltsam an, und verlacht oder verdammt alles, bloß weil man es nicht zu sehen gewohnt ist. Wer von uns würde nicht das stinkende Stachelschwein verabscheuen, das, nach Rogers's Berichte, die Leute auf der Insel Grande an der Brasilischen Küste mit Wollust speisen, da dessen Geruch nur in der Haut sitzen soll. Wenn wir die abscheulichste Speise der wildesten Völker betrachten, so werden wir immer bey den gesittetsten eine finden, die mit ihr verglichen werden kann. Inzwischen treten diese beyde Völker mit ihren Köpfen und Schüsseln gegen einander über, und lachen und höhnen sich aus. So sind die Critiken der Vernunft in allen Dingen beschaffen, worin nur die Sinne oder die Moden und Gewohnheiten Richter sind.

Ich verharre, u.

S. Edax.

Mein Herr,

Einige kleine Beyträge zu Ihren Abhandlungen vom Weine im 67sten und 98sten Stücke, werden, wie ich hoffe, weder Ihnen, noch Ihren Lesern mißfallen.

Man mag den Moses, den Noach, oder den Bacchus für den Erfinder des Weins halten, so muß man doch allezeit einem gewissen Esel zu Nauplia Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welcher, nach dem Berichte des Ifacius bey dem Natalis Comes, an dieser Erfindung ebenfalls keinen geringen Antheil hat. Was würden uns alle Weinstöcke helfen, wenn wir nicht die Kunst verständen, sie zu cultiviren und zu beschneiden? Dieses haben aber die Menschen zuerst von einem Esel zu Nauplia gelernt, welcher die Reben abtraß, und hierdurch den Beobachtern entdeckte, was für Vortheile sie durch die Beschnei-

ding der Weinstöcke erhalten könnten. In der That erkannte man ehemals die Verdienste des Esels um die Cultur der Reben; denn seine Landleute ließen ihn in Stein hauen, und ihm eine Ehrensäule aufrichten. Dieser Umstand ist merkwürdig; denn wenigstens ist der von Nauplia der erste, wenn gleich nicht auch der letzte Esel, welchem man eine Ehrensäule gesetzt hat.

Die Reben sind ein verachtetes dörres Holz, ein Sinnbild der heimlichen Wohlthäter in einer Republik, die man, ihrem Ansehen nach, nimmermehr für so nützlich halten sollte, als sie in der That sind. Gleichwol sind auch diese dörren Stöcke noch nutzbar, wenn sich nur die Kunst ihrer annehmen will. Im ersten Theile der Schriften der erfurtischen Akademie nützlicher Wissenschaften hat Herr Jacobi gezeigt, daß man aus den Kohlen der Reben eine schöne blaue Farbe machen könne.

Dieses kann vielleicht dereinst ein schöner Vortheil für die Künste werden. Unterdessen ist ein anderer Vortheil schon völlig entschieden, welchen die dörren Reben der Gesundheit leisten können. Ich will ihrer Thränen hier nicht gedenken, weil schon Jedermann weiß, daß das Wasser, welches die Reben weinen, für ein gutes Mittel gehalten wird, die Augen zu stärken. Nein, das dürre Rebenholz selbst kann zu einer Arznei gemacht werden, deren Zubereitung und Gebrauch ich jetzt beschreiben will.

Man macht aus der Asche der Weinreben eine starke Lauge, und gießt dieselbe so heiß, als sie nur werden kann, in ein bequemes Gefäß. Wenn ein Mensch, der den Wurm am Finger hat, (Panaritium,) das kranke Glied in die heiße Lauge hineinsteckt, und so lange, als möglich, darin hält, so wird dieses seinen Schaden heilen. Damit aber der Grad der Hitze beständig einerley bleibe, so muß man stets heiße Lauge zugießen.

Der Wurm am Finger hat drey verschiedene Grade: einen, wo das Glied nur aufgelaufen ist: einen andern, wo sich schon eine scharfe Feuchtigkeit erzeugt hat, die benachbarten Theile aufschwellen und der Eiter zunimmt, es mag nun übrigens eine Oeffnung vorhanden seyn, oder nicht; und einen dritten, wo das Fleisch durchgeplatzt, zerfressen, einem Schwamme ähnlich ist, und voller Eiter steckt. In allen diesen Fällen ist der Gebrauch des Mittels einerley; aber die Wirkungen sind verschieden. Im ersten Grade hemmet die Lauge die Geschwulst, und zertheilt und treibe die Schärfe, ohne eine Wunde zu machen, durch die Ausdünstung fort. Im andern Grade, wo keine Oeffnung ist, zieht die Lauge die Schärfe an die kränkste Stelle, erweicht daselbst das Fleisch, und macht eine Blase, die man mit einer spitzigen Scheere öffnet, da dann die Schärfe häufig heraus trisset. Man muß alsdann den Gebrauch der Lauge zuweilen wiederholen, bis nichts mehr herausfließt, ja auch noch nachher. Dieses

einzig

einzig Mittel heilt den Wurm gründlich, wenn man nur die unnütze Haut hinwegschneidet, und reinigende und heilende Wundsalben auflegt. Im dritten Grade ist die Wirkung wunderbar, und man hat davon Folgendes angemerkt:

Eine gewisse Bäuerin hatte einen Daumen einer Faust dick, der ganz unförmlich, aufgeplatzt, und überall durchlöchert war. Das Fleisch war braun und blau unterlaufen, und hatte ein gräßliches Ansehen. Der Nagel war vor einigen Tagen abgefallen, und ein Stück vom Knochen des Daumens, das vermuthlich zerfressen war, hatte sich abgefondert. Die ganze Hand war entseßlich geschwollen, ja auch der Vorderarm. Sie steckte diesen Daumen in die Lauge, und einen Augenblick hernach floß ein gelblicher, fetter und öligter Saft häufig heraus, als wenn das Blut aus einer Ader spritzte. Dieses dauerte zwei Stunden lang ohne Aufhören, und dabey senkte sich die Geschwulst zusehends. Nachher folgte eine andre zähe und klebrichte Feuchtigkeit, die sich wie Terpentinspiritus zog. Man drückte dann und wann den Daumen ein wenig, um den Ausgange dieses Eiters zu befördern. Diese Operation dauerte in allem über fünfzehhalb Stunden; da dann aller Eiter heraus war, und sich ein wenig Blut zeigte. Man wusch die Wunde mit warmen Weine, und legte eine Salbe darauf, um die Eiterung der übrigen verdorbenen Säfte zu befördern. Die Bäuerin nahm etwas von der Salbe mit,verband sich selbst, und ihr Daumen war in kurzer Zeit völlig geheilt. Man hat etwas von der Lauge, das mit Eiter vermischt war, stehen lassen, und den folgenden Tag hat sich der Eiter unten am Gefäße als eine zähe und kästige Materie gesetzt. (*)

Im achten Stücke der hannoverschen gelehrten Anzeigen vom Jahre 1753 hat jemand Vorschläge gethan, wie man den Wein eben so, wie die Fleischbrühe, in eine trockene oder zähe Materie verwandeln könnte, die sich auf Reisen, statt des Weins, gebrauchen ließe, wenn man sie durch hinzu gegossenes Wasser verdünnete. Die Natur zeigt uns selbst etwas Aehnliches von dieser Art an den Rosinen, womit man sich allensfalls schon begnügen könnte; denn man kann aus denselben mit wenig jungem Weine und Wasser einen süßen, starken, wohlgeschmeckenden und gesunden Wein machen. Man nimmet Rosinen, gießt einen mit Wasser vermischten jungen Wein darauf, und setzt solchen mit ein paar Tropfen von zerflossnem Weinstein in eine Gährung. Hierdurch erhält man einen wahren und hitzigen Wein; denn was sind die Rosinen anders, als Weinbeeren, aus welchen das wässerige ausgedünstet ist, welches man durch das hinzugegossene Wasser wieder ersetzt? Der oberwähnte Verfasser

M 4

hat

(*) Von der Cur des Fingerwurms S. ausführlicher das 126 Bl.

Hat indessen ein paar andre Vorschläge, um dem Weine eine Festigkeit zu geben, davon der erste der ist, ihn gefrieren zu lassen. Ich habe nie gehört, daß durch das Gefrieren der Wein zähe werde, wohl aber, daß sich sein Wasser in Eis verwandelt, der Geist hingegen in der Mitte des Eises, als ein flüchtiger Branntwein, zurückbleibt. Wir müssen uns also wohl an den zweyten Vorschlag halten, dessen Nichtigkeit der Verfasser, wie er sagt, a posteriori erweisen will. Wir sollen den Wein räuchern, damit er, wie ein Schinken hart werde. Der Anschlag ist so gemacht.

„Man nehme einen unverfälschten Rhein, Mosel, oder Frankenwein, fülle damit eine wohlgesäuberte und vorher ausgetrocknete Ninderblase, hänge solche in Rauch, und zwar an einen solchen Ort, wo die Hitze des Rauchs das Wasser weder zu langsam noch zu geschwind austrocknen kann. Wenn nun die wäsrigen Theile gänzlich heraus sind, so muß sich nothwendig ein zäher brauner Schleim ansetzen, welchen man in einer blechernen Büchse wohl verwahrt, und hernach, wenn man es auf Reisen bedürftig ist, so viel Wasser als vorher Wein zu der Masse in der Blase gewesen, hinzugießt, und es wohl zusammenrührt, so ist eben der Wein wieder so wohlschmeckend da, als vorher. Weil aber vielleicht der Rauch der gedachten Masse einen übeln Geschmack beybringen möchte, welches doch auf die Probe ankommt, so hält der Verfasser die Verdickung des Weins durchs Gefrieren für noch besser.“

Es ist unbekannt, warum eben der Rauch beliebt worden ist, um den Wein durch die Wärme zu verdicken? Wer jemals eine geräucherte Wurst gegessen hat, der wird es nicht erst auf die Probe ankommen lassen, ob ein geräucherter Wein nach Rauche schmecken werde. Denn da der Rauch hier durch die thierischen Häute hindurch dringt, und das darin enthaltene Fleisch durchzieht; so wird er es unstreitig bey dem Weine auch thun, und wenn dem Wasser des Weins Wege offen sind, wodurch es durch die Ninderblase ausdünsten kann; so werden eben dieselben Wege auch dem Rauche zum Eingange dienen.

Ich zweifle, daß überhaupt eine solche Verdickung des Weins durch die Wärme anders, als nur bey solchen Weinen, statt finde, die eine natürliche Klebrigkeit oder Zähigkeit haben, wie z. E. die süßen Rhein, Mosler, und Frankenweine sind hierzu schwerlich brauchbar. Allein, von den spanischen Sekten sagt man, daß sie sich verdicken lassen; doch nicht durchs Räuchern. Ich bestimme mich ihr nicht, wo ich dieses sonst gelesen habe, außer im ersten Theile der fogenannten Amulemens des Eaux d' Aix la Chapelle. Dasselbst wird gesagt: „Man erhalte in Spanien die guten spanischen Weine so lange, bis sie in den Geschirren hart werden; und wenn sie getrunken werden sollen, so erweiche man sie in kochendem Wasser, wie die Zuckerzafeln.“ Bey einem an sich klebrigem Weine kann dieses ein gering-

ger Grad der Wärme bewerkstelligen. Es ist bekannt, daß in Spanien die Weine, wegen der großen Hitze, nicht in Fässern, sondern in geachteten Fellen oder Schläuchen aufbehalten werden. Diese Felle oder Schläuche stellen etwa die Ninderblase im obigen Versuche vor, und die natürliche Hitze des Landes ist hinlänglich, die Weine in diesen Schläuchen durch die Länge der Zeit zähe zu machen. Ich kann diese Wirkung der Wärme durch eine Anmerkung des Friedrich Hofmanns bestärken, welcher sagt: „Eine feuchte warme Luft verursacht in den Weinen, wenn gleich der Keller wohl verwahrt ist, nicht geringe Veränderungen, und macht sie theils trübe, theils zähe.“ Weil dieses eine feuchte Wärme gar leicht thun kann, so ist die trockne Wärme vom Rauche desto entbehrlicher.

Da Sie, mein Herr, in Ihrem 98ten Blatte der geschwefelten Weine gedacht, und die Einschweifung für ein unvermeidliches Uebel bey weißen Weinen erkannt haben; so wird es Ihren Lesern lieb seyn, wenn sie hierüber des obgedachten großen Weinkenners, Friedrich Hoffmanns, Gedanken lesen. „Um die Weine zu bewahren, sagt er, hat man von langer Zeit den Einschlag vom Schwefel am bestwährtesten gefunden, indem man ihn anzündet, und die Fässer damit durchräuchert, ehe der Wein darauf gezogen wird: denn die Erhaltung des Weins kommt hauptsächlich auf die Erhaltung der schwefeligen Theile an; daher auch ein starker hitziger Wein nicht so leicht kanigt wird, als ein junger schwacher Neckar- und Moslerwein. Will man ein leeres Faß vor Schimmel und muddigtem Geruche verwahren, so muß es eben auch mit Schwefel durchgeräuchert werden, und dann kann es eine Zeitlang leer stehn. Eben dieses geschieht, wenn der Wein zum Zapfen geht, und ein Theil des Fasses leer geworden, damit er nicht kanigt werde. Wenn ein Wein trübe zu werden anfängt, so setzt sich auf Einlassung des Schwefelrauchs das trübe alle zu Boden, und der Wein wird wieder klar. Es hilft auch dazu, daß die Säure des Weins gebrochen werde; denn es ist wieder ein Wein immer lieblicher, je öfter er auf ein andres Faß gezogen wird. Nur ist dieses sonst in Ansehung des Weins so unschleibare Mittel nicht gesund, weil zarte und empfindliche Personen es im Kopfe verspüren, und sich darauf übel befinden.“

Da der Schwefeleinschlag den weißen Weinen so unentbehrlich, und gleichwohl der Gesundheit nachtheilig ist, so finde ich Ihren Rath für den besten, sich zu einem gewöhnlichen Tischweine eines nicht hitzigen, aber ein wenig zusammenziehenden rothen Weins zu bedienen; und weil ich eben im Begriffe bin, diesen Rath zu vollstrecken, so empfehle ich mich Ihnen. Es geschehe auf Ihr Wohlseyn!

Mein Herr Arzt,

Sie uns gleich in Ihrem 11ten Stücke die Gewohnheit als eine vortrefliche Beschüßerinn des Lebens und der Gesundheit abzubilden, so hatte doch Krüger vollkommen Recht, als er ihr den Namen der grausamsten Tyranninn gab, welche das menschliche Geschlecht peinigt. Unter allen Beschuldigungen, welche er wider sie vorbringt, ist die wohl die unglaublichste, daß es Länder gebe, worin man sich aus Gewohnheit lebendig verbrennt. Diese Wirkung der Gewohnheit streitet so sehr wider die ganze Natur, und hat in ihrer Art so was Trauriges und Entsetzliches, daß die Beweise der Augenzeugen davon allemal höchst merkwürdig sind. Sie werden mir daher erlauben, daß ich Ihren Lesern einen solchen Beweis erzähle, welchen die königlich dänischen Missionarien in Ostindien selbst mit angesehen, und in einem vom 2ten Februar 1750 datirten Briefe folgendermaßen beschrieben haben.

Es war ein gewisser achtzigjähriger indianischer Prinz gestorben, und es ist in Ostindien die Mode, daß sich dessen hinterlassene Weiber mit dessen Leichname verbrennen. Man hatte außerhalb der Stadt, wo dieser Prinz sonst zu residiren pflegte, einen großen Graben fertig, und selbigen mit Holze, das in Form eines Scheiterhaufens gelegt war, angefüllt. Die mit den köstlichsten Zierrathen geschnückte Leiche des Verstorbenen wurde, unter vielem Gebränge dahin getragen, und auf den Scheiterhaufen gebracht. Alsdann zündeten die Bramanen oder heidnischen Priester, den Haufen mit einer Menge von abergläubischen Ceremonien an. Zu gleicher Zeit erschienen die Weiber des Verstorbenen, die nach den Gesetzen oder Gewohnheiten des Landes mit ihm sterben, und sich in die Flammen des Scheiterhaufens stürzen sollten. Ihre Anzahl belief sich auf 47. Sie waren alle mit Juwelen und Blumen ganz bedeckt, und giengen zu verschiedenenmalen um den Haufen herum. Die vornehmste von ihnen trug den Dolch des verstorbenen Prinzen, den sie seinem Nachfolger überreichte, und dabey eine kurze Rede an ihn hielt, worinnen sie ihn vermahnete, sich des Dolchs mit Mäßigkeit zu bedienen, und nur diejenigen dadurch zu bestrafen, die es verdienten. Hierauf wendete sie das Gesicht recht großmüthig gegen den Scheiterhaufen; und nachdem sie die Namen ihrer Götter angerufen hatte, stürzte sie sich mitten in die Flammen. Die zwote war eine Schwester des Prinzen Tandaman, der sich bey dieser abscheulichen Ceremonie gegenwärtig befand. Sie überlieferte ihm die Juwelen, die sie an sich hatte, und der Prinz umarmte seine Schwester, als er die Juwelen von ihr empfing, mit vieler Zärtlichkeit, zerfloß auch fast in Thränen. Aber die Prinzessin blickte, ohne nur im geringsten gerührt zu seyn, bald den Scheiterhaufen, bald die Umstehenden an,

schrte mit lauter Stimme: Chiva! Chiva! welches der Name eines ihrer Götter ist, und stürzte sich, wie die erste, in die Flamme. Die übrigen folgten nach und nach. Einige von ihnen waren standhaft genug; andre hingegen sahen erschrocken und blaß aus. Besonders that eine viel furchtbarer, als ihre Mitschwestern. Sie gieng hin, umarmte einen von den Zuschauern, der ein Christ war, und bat ihn, er möchte sie erretten, welches doch nicht geschehen konnte; und diese Unglückselige wurde sofort in den brennenden Scheiterhaufen geworfen. So unerschrocken sich auch die meisten von diesen erbarmenswürdigen Schlachtopfern zeigten; so fühlten sie doch kaum die Hitze des Feuers als sie erbärmlich zu schreyen anfangen, wobey sie übereinander herfielen, und sich bemüheten das Ufer des Grabens zu gewinnen, welches man dadurch verhinderte, daß man eine Menge Holz auf sie schmiss, theils um sie damit zu belästigen, theils auch um die Gluth zu vermehren. Als sie von den Flammen verzehrt waren, näherten sich die Bramanen dem annoch rauchenden Scheiterhaufen, und machten über der Asche dieser Unglückseligen eine Menge von Ceremonien. Des andern Morgens sammleten sie die mit Asche vermischten Knochen, thaten solche in kostbare Leinwand, und trugen sie bey eine Insel, wo sie alles ins Meer warfen. Man füllete hernach den Graben wieder zu, und bauete einen Tempel darauf, um in solchem, zu Ehren des verstorbenen Prinzen und seiner Weiber, die in die Zahl der Götter aufgenommen wurden, zu opfern.

Solche Beweise der Macht, der Gewohnheit und des Aberglaubens sind noch weit abscheulicher, als alle die Poffen der Faquirs und Bantianen, die uns einer Ihrer Correspondenten im 11ten Stücke erzählt hat, und für sie schickte sich die Anmerkung besser, womit derselbe sein Schreiben beschließt. Was für Götter müssen das seyn, die solche blutige Opfer von den Menschen fordern, und wie mögen sie ihre edelsten Geschöpfe lieben, daß sie den armen Weibern den Tod ihrer Männer nicht vergeben können! Wenn man auch nur von dieser Seite die reine Religion betrachtet, so muß man ihre Verehrer für glücklich schätzen, daß sie zum Himmel kommen können, ohne sich lebendig zu verbrennen. Ich weiß nicht, wenn dieser Gebrauch in Europa eingeführt wäre, ob sich ein Frauenzimmer würde entschließen können, einen Mann zu nehmen; oder es ist auch wahr, daß die Liebe eben so stark sey, wie der Tod, und daß Gewohnheit und Aberglaube die Herzen der Menschen, wie Wütriche beherrschen; denn eben die Beförderer dieses verfluchten Aberglaubens sind es, von denen Zaller sagte:

Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?

Hundert und neunzehntes Stück.

von Hagedorn.

Die Raubigkeit der Sitten, die verwildern,
weiß unsre Kunst zu mildern.

Seit dem Beispiele des hündischen Diogenes, welcher einen Ruhm darin suchte, alle Grenzen der Sittsamkeit und Reinlichkeit zu übertreten, hat es verschiedene Gelehrte gegeben, die sich in dieser schmutzigen Niederträchtigkeit, aus Stolge, dem niedrigsten Pöbel gleich gestellt haben.

Un sot trouve toujours un plus sot qui l'admire.

Solche Leute sind nicht werth, daß man über sie Buch hält. Die Niederträchtigkeit sollte billig eine allgemeine Verachtung nach sich ziehen; und unter allen seltsamen Charaktern, die jemals Thoren angenommen haben, um sich bekannt zu machen, sollte man den, welcher den guten Sitten entgegengesetzt ist, der wenigsten Aufmerksamkeit würdigen. Ein unreinlicher Mensch, der sich besonders durch anderweitige Verdienste unterscheidet, giebt immer ein schädliches Beispiel, das seine Nachahmer findet; und da die Unreinlichkeit allezeit der Gesundheit nachtheilig ist, so sollte man sie von Rechts wegen bey keinem Menschen mit derjenigen Nachsicht betrachten, womit man sonst kleine Fehler großer Leute, aus Hochachtung gegen ihre übrigen Verdienste, übersieht. Der Mangel guter Sitten und der feinen äußerlichen Zucht ist ohnedem schon ein allzu gemeiner Charakter der Gelehrten, und macht sich bey Leuten, die zu leben wissen, schon überhaupt so verächtlich, daß die Gelehrsamkeit bloß um deswillen bey den Großen weit weniger Eingang findet, als es zum Vortheile

der

der Menschen zu wünschen wäre. Ich werde mich heutt wider diese Niederträchtigkeit auflehnen, indem ich meinen Lesern zeigen werde, daß Reinlichkeit und Gesundheit zween Vorzüge gesitteter Menschen sind, deren letzter jenen zum voraus setzt. Es braucht bey dieser Materie keiner besondern Methode. Ich will die vornehmsten Hülfsmittel durchgehen, deren sich gesittete Leute bedienen, um sich reinlich zu halten, und überall zeigen, daß ein wichtiger medicinischer Vortheil der Grund sey, um welches willen sie beybehalten zu werden verdienen.

Unser Leib dünstet, so lange er gesund ist, beständig eine klebrichte Feuchtigkeit aus, die sich an die Haut anlegt, und sich an den unbedeckten Theilen mit dem darauf fallenden Staube und anklebendem Schmutze vereinigt. Hierdurch werden das Gesicht, der Hals und die Hände mit einer Schmutzrinde überzogen, welche die Ausdünstung hindert, indem sie die Schweißlöcher verstopft. Um dieses zu verhüten, muß man seine Zuflucht zu dem Waschen nehmen, welches die Unreinigkeiten hinwegnimmt, und die Ausdünstung wieder herstellt. Wenn dieses unterlassen wird, so entstehen unreine Krankheiten der Haut, wohin besonders derjenige Ausschlag gehört, den man die Krätze oder den Ausfah zu nennen pflegt. Diese Krankheit ist Kindern, die unreinlich gehalten werden, und den Tuchsehern, Wollarbeitern und Schneidern gemein, bey welchen sich der feine Staub der wollenen Tücher in die kleinen Furchen der Haut legt, und durch sein unaufhörliches Fressen diesen Ausschlag auf der Haut hervorlockt. Alle klebrichte Unreinigkeit, welche die Schweißlöcher verstopft, und aller fressender Schmutz, welcher ein Jucken verursacht, bringt also Krankheiten der Haut hervor, welche durch das Waschen vermieden werden können. Weil nun unsre Ausdünstungen etwas öliges an sich haben, das Del aber sich mit dem Wasser nicht wol vereinigt, so hat man zu dieser Reinigung der Glieder ein Mittel nöthig, welches die öligten und wässrigten Theile mit einander verbinden kann; und dieses Mittel ist die Seife. Daher ist es ein nöthiges Stück der gesunden Reinlichkeit,

sich

sich öfters mit Seife zu waschen; und dieser Vortheil des öftern Waschens ist schon zu allen Zeiten bekannt gewesen.

Weil das Volk der Juden in den ältesten Zeiten zum Aus-
sage sehr geneigt war, so sorgte der weise Gesetzgeber desselben
dafür, daß sie nicht allein die Speisen, welche diesen Aus-
sage unterhalten, besonders das Schweinefleisch vermeiden, son-
dern daß sie auch bey allen Gelegenheiten ihre Haut durch
Waschen und Baden reinigen mußten. Wenn die Urväter
von ihren Tagereisen zu Fuß nach Hause, oder zu ihren
Freunden kamen, so wurden ihnen gleich Fußbäder gerichtet,
um den Staub und Schmutz von ihren beschwitzten Füßen
abzuwaschen. In allen heißen Ländern, wo man stark
schwitzt, war es Durchgehends eingeführt, daß man sich vor
dem Essen erst waschen mußte. Wir sehen aus dem Livius,
wie gemein das Händewaschen ehemals bey den Gastmählern
gewesen; und die Bäder der Römer waren anfangs nichts
anders, als eine medicinische Klugheit, deren sie sich be-
flissen, um ihren Leib nach starken Arbeiten zu reinigen.
Wenigstens war das enge und dunkle Bad von schlechtem
und oft ganz trübem Wasser, worin sich Scipio nach der Arbeit
wusch, noch keine solche üppige Pracht, als nachher die
Bäder zu Rom wurden, da man sich ihrer bloß zur Wollust,
und Staat zu machen, und da sich das Frauenzimmer der-
selben bediente, um seine Schönheit zu vermehren. Tacitus
sagt von den alten Deutschen, daß sie sich des Morgens,
so bald sie aufgestanden waren, mit Wasser gewaschen, und
zuletzt auch eine Keppigkeit daraus gemacht hätten, sich in den
Flüssen und warmen Gesundbrunnenvässern zu baden.

Nachdem die gymnastischen Künste und starken Leibes-
übungen aus der Mode gekommen waren; nachdem man
nicht mehr wollene, sondern leinene Bedeckungen auf der
bloßen Haut trug; und nachdem die sonst so nützlichen Bäder
zur Gesundheit eine Art schädlicher Keppigkeit, Wollust und
Weichlichkeit geworden waren, gerieth diese diätetische Vor-
sicht nach und nach in Verfall; und wir finden, zumal in
den kältern Ländern, wenige Liebhaber mehr von diesem alten
nützlichen Gebrauche. In den heißen Ländern ist das Baden
und

und öftere Waschen noch ist weit stärker im Gebrauche, als
bey uns, weil es den Einwohnern dieser Länder zu ihrer
Gesundheit unentbehrlich blieb. Noch ist waschen sich die
Türken vor jedem Gebete, das ist, in 24 Stunden viermal,
wobey sich jedesmal, wie Rüssel anmerkt, ihre Natur ers-
leichtert, und in der That stehen diese beyden Berrichtungen
in einem natürlichen Zusammenhange. Auch in Italien ist
der Gebrauch des Wassers zum Baden und Waschen noch ist
weit allgemeiner, als bey uns. In Portobello, sagt Don
Ulloa, bedienen sich die Europäer der kalten Bäder, wie
die Eingebornen des Landes, weil sie dieselben eben so an-
genehm, als ihrer Gesundheit zuträglich finden.

Leuten, die stark schwitzen und dabey schmutzige Arbeit ver-
richten müssen, ist also das Waschen und Baden der Glieder
sehr anzupreisen. Das kalte Wasser stärkt zugleich die Fä-
serchen, und bringt, sonderslich, wenn es des Morgens ge-
braucht wird, eine Munterkeit des Leibes hervor. Da die
Füße der Kälte nicht so, wie das Gesicht und die Hände
gewohnt sind, so kann man sie in lauem und warmen Wasser
baden, welches aber niemals heiß seyn muß. Dergleichen
laue Fußbäder sind von großem Nutzen, und sonderslich den
Studirenden, und denen anzurathen, bey welchen das Blut
stark nach dem Kopfe geht, weil sie nicht nur den Krampf
der Fäserchen in den Füßen aufheben, sondern auch den Zu-
fluß des Bluts nach den untern Theilen hinlocken. Zu dem
Ende müssen die Füße bis über die Waden ins Wasser gesetzt
werden; und weil das Flußwasser zum Erweichen gemeinzi-
lich geschickter ist, als das Brunnenvasser, so wird es vor-
gezogen. In eben der Absicht thut man wol Weizenkleye
hinein; und wenn man noch ausserdem Charillenblumen,
Salbey und andre wohlriechende Kräuter in die Fußbäder
nimmt, so ist dieses um desto weniger zu mißbilligen, da sich
doch immer etwas von dem flüchtigen und nervenstärkenden
Wesen durch die zurückführenden Schweißlöcher in die Haut
zieht, und dem Körper zur Stärkung gereicht. Hat man
die Absicht, das Blut von den obern Theilen herunter zu
ziehen, so thut man etwas Salz oder Asche in das Wasser;
denn

denn der Reiz, den diese Salze in den Füßen hervorbringen, verursacht einen stärkern Zufluß des Bluts nach denselben. Denen, die gewohnt sind, den Kopf zu waschen, ist diese Gewohnheit nicht zu widerrathen, wol aber den ungewohnten und schwächlichen Leuten. Wir haben in der That große Vortheile verlohren, seitdem wir das Bad des lauen Wassers, worin man mit halben Leibe sitzt, abgeschafft haben. Es befördert dasselbe nicht allein die Ausdünstung, welche viel Krankheiten verhütet, sondern es giebt auch dem ganzen Körper eine angenehme Beruhigung, indem es die Krämpfe auflöst, und die Nerven zum Dienste der thierischen *Ökonomie* geschmeidiger macht.

Wenn uns ja das Baden und Waschen zu beschwerlich fiele, so sollten wir doch wenigstens eine andre Art der Reinlichkeit beobachten, welche darin besteht, die Wäsche, die wir auf der bloßen Haut tragen, oft zu verändern. Sie wird von der beständigen Ausdünstung des Körpers gar bald durchgefuechtet; und eine feuchte, durchgeschwitzte Leinwand, die uns unmittelbar berührt, verhindert, so lange sie feucht ist, die Ausdünstung, nimmt die Feuchtigkeit nicht mehr an sich, welche aus unserm Körper ausdünstet, und sendet durch die zurückführenden Schweißlöcher die verdorbenen Dünste in unser Blut zurück, die sie, als sie noch trocken war, durstig in sich gesogen hatte. Daher sollte man keine Wäsche länger am Leibe tragen, als bis sie zum erstenmale feucht geworden ist; und wenn dieses in einem Tage zehnmal geschähe, so wäre es vernünftig, sie zehnmal mit trockner Wäsche zu vertauschen. Dieses wird denen wunderbarlich vorkommen, die das Gesetz heilig beobachten, sich nur alle Woche einmal umzukleiden. Allein, wenn sie nur einmal erst überlegt haben werden, daß man ein Zimmer so oft scheuren müsse, als es schmutzig geworden ist, es mag dieses nun nur alle Jahr, oder alle acht Tage geschehn, so werde ich schon gewonnen Spiel haben.

Der Schweiß des Hauptes feuchtet die Haare an, und die nassen Haare werden von der Luft bald erkältet. Wenn dieses ohne Schaden der Gesundheit abgehn soll, so muß
man

man sie lüften und abtrocknen; und dieses geschieht durch das Kämmen und Reiben mit trocknen Tüchern. Es besteht also auch hierin eine gesunde Reinlichkeit. Will man aber dieser Mühe gern überhoben seyn, welche so oft wiederholt werden muß, und denen am nöthigsten ist, die ihre Haare mit Salben und Puder noch mehr verunreinigen, und die Ausdünstung der Haut am Kopfe verhindern; so ist das beste Mittel, daß man die Haare abschneide, sich der Peruquen an ihrer Statt bediene, und den abgeschornen Kopf dann und wann mit einer Bürste reinige. Man kann nicht glauben, wie groß dieser Vortheil für die Gesundheit sey. Die langen Haupthaare lassen sich nicht wohl trocken erhalten, und doch kann die geringste Feuchtigkeit derselben Kopfschmerzen und andre Zufälle veranlassen. Die Peruquen beugen allen diesen Uebeln vor. Der Kopf kann leichter trocken erhalten werden, er dünstet besser aus, man braucht kein Einsmieren und Pudern desselben, welches die Schweißlöcher verstopft, und der Trieb des Bluts geht nicht mehr so stark zu Haupte, als wenn man die Haare wachsen läßt. Viele Leute können es an den Kopfschmerzen den Augenblick merken, wenn ihnen die abgeschnittenen Haare wieder zu lang gewachsen sind, und sie curiren sich augenblicklich, so bald sie die Haare kürzer abschneiden und den Kopf abbürsten lassen. Man kann sich hierdurch bey dem Schnupfen große Erleichterung verschaffen. Wie oft würden die Kinder vor ausgeschlagenen Köpfen und Ungeziefer bewahrt werden, wenn man ihnen zeitig die Haare abnehmen liesse. Wie oft würden sie das durch die großen Ungelegenheiten vermeiden, welche ihnen die Blattern auf dem Kopfe verursachen! Wie oft würden die Greise an Schlagflüssen sterben müssen, wenn sie nicht ihre Glazen mit künstlichen Haaren bedeckten!

Diese Vortheile mögen vielleicht schon die Alten zu der Mode, Peruquen zu tragen, veranlaßt haben; denn in der That ist diese Erfindung so neu nicht, als viele glauben. Die Perser trugen schon in den alten Zeiten fremde Haare, welche Xenophon *κόμας παράθους* nennt. Auch den Griechen und Römern waren die Peruquen nicht unbekannt. Die

alten lateinischen Satyrenschreiber haben schon weidlich über die Peruquen des Frauenzimmers gespottet. **Tertullianus** beschwerte sich ernstlich über die Peruquen und Touren, die man wie ein Gehäuse über den Kopf stürzte. *Adfigitis praeterea nescio quas enormitates subtilium & textilium capillamentorum, nunc in galeri modum, quasi vaginam capitis, & operculum verticis, nunc in cervicem retro suggestum.* Er nennt auch schon die Peruquenmacher: *structores capillaturae*, und warnet da, wo er von den Peruquen des Frauenzimmers redet: *Ne exuvias alieni capitis forsan immundi, nocentis & gehennæ destinati, sancto & christiano capiti supparetis!* **Lampridius** sagt, daß die corinthische Peruque des **Commodus** mit allen wohlriechenden Wassern Arabiens pomadirt und mit Goldstaube gepudert gewesen wäre, und **Suetonius** erwähnt vom **Caligula**, daß er die liederlichen Häuser verkleidet besucht, indem er des Nachts Peruquen aufgesetzt und lange Kleider angezogen hätte. Das Frauenzimmer muß diesen Gebrauch schon lange gehabt haben, weil man sagt, daß sich **Selena**, um sich über den Tod ihrer Schwester **Clytemnestra** zu beruhigen, die Haare bis auf die Wurzeln abgeschnitten habe, ohne dadurch ihrer Schönheit Abbruch zu thun. Indessen ist es wahr, daß diese Mode in Deutschland viel später angekommen sey. Vermuthlich wurden die Peruquen diesseits der Alpen üblicher, nachdem der Burgundische Herzog **Philipp**, wegen einer Krankheit, und der König von Frankreich, **Franciscus I.**, wegen einer Wunde am Kopfe, sich die Haare abschneiden lassen mußten, welchem Beispiele des Hofes die übrigen Leute bald folgten. Die Deutschen, welche von je her Nachahmer der Franzosen gewesen sind, thaten ihnen dieses gar zeitig nach: „Denn so bald kann nicht eine nährliche Gattung aufkommen, sagt **Teutschmeyer** beim **Philander von Sittenwald**, daß ihre ungerathene Nachkömmlinge nicht so bald dieselben müssen nachäffen, und fast alle Vierteljahre ändern. Auch dafür halten, wo ein ehrlicher gewissenhafter Mann bey seiner alten ehrlichen Tracht bleibe, daß er ein Hudler, ein Halunk, ein Alber,

„ein

„ein Esel, ein Tölpel seyn müsse.“ Doch scheint aus einer Stelle, aus **Johann Heilers**, oder **Kaisenbergers Narrenschiffe**, zu erhellen, daß zu seiner Zeit, nämlich um das Jahr 1500, die Peruquen noch ganz ungewöhnlich gewesen sind. „O, Weib! sagte er, erschrickst du nit, wann du fremd Har zu Nacht auf deinem Kopf hast, und etwann von einer todten Frauen, zu Schaden deiner Seelen! zu Paris was ein große Procession, da ward ein Af ledig, der that Niemans nit, dan einer Frauen sprang er uff das Haupt, und zog ir den Schleyer ab und die Huben. Da sahe yedermann das sie kal was, und keine Har uff den Haupt hat, die hat Todtenhar uffgemacht, treib Hoffart mit: Das geschah von rechten Urtheil Gottes.“ Man wird unter den Bildnissen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo nicht gar keine, doch sehr wenige Abbildungen damals lebender Männer antreffen, die Peruquen getragen hätten. Nur der alte ehrliche fränkische Ritter und Held, **Suldrich Suttenuß**, welcher 1488 geböhren und 1523 gestorben ist, hat schon zu seiner Zeit, wie **Philander von Sittenwald**, im **Alamode Rehraus**, berichtet, eine ziemliche Kolben getragen; welches aus **Johann Jacob Boissardi** Buche von den Bildnissen vornehmer Leute zu ersehen ist.

Man kann freylich nicht leugnen, daß die Peruquen ist mehr um der Mode und des Ansehns willen, als wegen der Reinlichkeit getragen werden; allein, man muß der Eitelkeit etwas nachgeben, wenn sie nur durch ihre Verbesserungen und Nebenabsichten den wahren Gebrauch und Nutzen einer Sache nicht aufhebt. Ich gehe ist fort zu andern Handlungen der Reinlichkeit.

Man machte ehemals dem **Apulejus** deshalb Vorwürfe, weil er sich Mühe gab, seinen Mund und die Zähne reinlich zu halten, welches man ihm für eine Eitelkeit auslegte. Allein, er vertheidigte sich sehr wohl, indem er sagte, daß man einem Philosophen kein Laster daraus machen müsse, wenn er nichts Unreines an seinem Leibe dulden wollte, und besonders den Mund nicht verderben liesse, dessen er sich vor Jedermann bedienen und ihn überall zeigen müsse, es sey

nun, daß er Jemanden küsse, oder mit ihm rede; oder auch öffentlich auftrete, um einen Vortrag zu halten. Nichts ist vernünftiger, als dieses, und keine Unreinlichkeit ist im gesellschaftlichen Leben unerträglicher, als die Vernachlässigung des Mundes, wodurch der Athem alsobald angestekt wird. Wenn ich diese Unreinlichkeit von Seiten der Gesundheit betrachte, so ist sie noch um desto verdammlicher. Die Fäulniß, welche sich von den Speisen zwischen den Zähnen erzeugt, verdirbt gar leicht diese so unentbehrlichen Gebeine, und macht sie hohl. Noch schneller verzehrt und verdirbt sie das Zahnfleisch, welches davon scorbutisch wird; und oft trägt es sich zu, daß die Ueberreste von den Speisen, wenn sie verderben, einige Winkel hinten im Halse, besonders an den Mandeln, entzünden, und böse Hälse, ein schmerzhaftes Schlucken und Bräune und Halsgeschwüre veranlassen. Daher ist es eine Handlung der Reinlichkeit, welche man nicht nur den guten Sitten, sondern auch der Gesundheit schuldig ist, daß man sich des Morgens und nach den Mahlzeiten den Mund, die Zähne und den Hals reinige. Das reine und kühle Wasser ist hierzu am bequemsten und hinlänglich, nur muß es nicht allzu kalt seyn. Die besten Zahnärzte preisen es vor allen Arten der Zahnpulver zur Erhaltung der Zähne. Was die Zahnstocher betrifft, so muß man sich nur hölzerner oder elfenbeiner, aber nie der metallischen bedienen, weil jene reinlicher sind und die Zähne nicht der geringsten Gefahr aussetzen.

Ausser dem Munde erfordern auch die übrigen Gliedmaßen der äußerlichen Sinne eine gewisse Reinlichkeit, ohne welche sie ihre Berrichtungen nicht gehörig thun können, und oft zu verbriesslichen Krankheiten Anlaß geben. So ist es nöthig, die Nase täglich, und zwar zum öftern, zu reinigen, damit sich der Schleim in derselben nicht verhärte und den Geruch verlese. Hierzu war die Erfindung der Schnupstücher nöthig, und nicht ad favorem wozu sie, nach Vopisci Zeugnisse, Aurelianus dem römischen Volke zuerst gegeben. (Sciendum ipsum primum donasse oraria populo Romano, quibus uteretur populus romanus ad favorem. Vop. Aurel.)

Es

Es ist gut, daß man des Morgens, vermittelt einer Prise Schnupstabaek, ein Niesen erzeuge, um die Nase von ihrem verhärteten Schleime zu befreien; allein es ist ein Fehler wider die Reinlichkeit, den Toback unaufhörlich zu schnupfen wovon ich schon anderswo geredet habe. (S. das 89ste Stück.) Ich warne bey dieser Gelegenheit einen Jeden, daß er sich hüte, die kleinen Haare, welche sich in der Nase erzeugen, auszurupfen. Hiervon hat Mancher sein Leben eingebüßt, wovon ich selbst Beispiele anführen könnte: denn die dadurch verursachten kleinen Wunden gerathen zuweilen sehr übel. Man muß sie mit einer zarten Scheere säuberlich wegnehmen, und dieses so oft, als es nöthig ist, wiederholen.

Die Augenwinkel müssen alle Morgen von den verhärteten Säften gereinigt werden, die sich darin festsetzen und der freyen Bewegung der Augenlieder hinderlich fallen. Man erhält dieses, wenn man sie des Morgens mit lauem Wasser oder reinem Speichel auswäscht.

Das Schmalz der Ohren häuft sich natürlicher Weise im Gehörgange an, und wird zuweilen darin so hart, daß es eine völlige Taubheit verursacht, wenn man es nicht entweder mit dem kleinsten Finger, oder mit einem besondern Werkzeuge, öfters herauszieht.

Es ist eine Unanständigkeit, lange Nägel zu tragen, welche der Herzog Carl von Burgund nicht hat zur Mode machen können, ob er gleich selbst die längsten Nägel an seinem Hofe hatte, welche ihn dergestalt unterschieden, daß sie ein Kennzeichen seines Leichnams mit abgaben, als man ihn bey Nancy unter den Erschlagenen hervor suchen mußte. Man vergibt es ihm kaum den Harfenspielern, daß sie um ihrer Kunst willen diesen Wohlstand zuweilen bey Seite setzen. Ob es gleich gewissen Berrichtungen der Finger hinderlich fällt, wenn die Nägel weit hervorstehn, so hat doch die Verabsäumung des Abschneidens der Nägel an den Händen keine erheblichen Folgen in Absicht der Gesundheit. Die Fingernägel sind natürliche Waffen, deren wir uns bedienen, um uns sowol die Schuppen der juckenden Haut damit abzureiben, als auch uns vor allerley kleinen Anfällen damit

zu beschützen. Allein da uns dieses den Raubthieren gewisfermaßen ähnlich macht, so hat man in allen gesitteten Zeiten schon diesen Gebrauch abgeschafft, wovon die

- - - praelia virginum
Sectis in juvenes unguibus acrium

des Soraz zeugen. Wir schneiden sie also ab, um zu beweisen, daß wir friedfertige Geschöpfe sind; und die Natur eilt auch eben nicht, um sie uns wieder herzustellen. Herr Kraft hat beobachtet, daß sie eben so langsam, als die Haare, nämlich ohngefähr in 80 Tagen $\frac{1}{2}$ Zoll wachsen; gleichwie ein mit der Wurzel ausgerissenes Haar im Wasser in eben derselben Zeit $\frac{1}{2}$ Zoll länger geworden. Ob wir die Nägel der Füße, im Zustande der Natur, vielleicht eben so wie die Thiere gebrauchen würden, kann ich nicht ausmachen: so viel aber ist gewiß, daß das Abschneiden derselben ist, da wir Schuhe tragen, eine Sache von weit größerer Erheblichkeit sey, als das Abschneiden der Fingernägel. Der Druck der Schuhe preßt die Nägel der Zähne oft so tief ins Fleisch hinein, wenn sie nicht abgeschnitten werden, daß davon Wunden und Entzündungen entstehn; welche wohl eher so schlimm gerathen sind, daß man, des Brandes wegen, die Zähne hat abnehmen müssen. Nach dem Beschneiden der Nägel ist es dienlich, den noch übrigen Theil derselben entweder mit einem Messer dünn abzuschaben, oder etwas Erweichendes darauf zu legen, damit sie biegsam und weich werden und nachgeben, daß sie der Druck des Schuhs nicht in das Fleisch hineindrücken kann.

Wer Keilichkeit liebt, der muß sich überhaupt angelegen seyn lassen, alle natürliche Ausföhrungen, so oft es die Natur fodert, zu befördern. Wenn die Ausdünstung wohl unterhalten wird, so hat das Frauenzimmer nicht leicht die häßliche gelbe Farbe der Bleichsucht, und niemand leicht Finnen, Sommer- und Leberflecken, Hirsekörner und grobe Schuppen der Haut, nicht triefende Flüsse der Augen und Nase, noch andre unangenehme Zufälle zu fürchten, die von der unterdrückten Ausdünstung und dem Schmutze der Haut herrühren. Wenn man die Verstopfung des Leibes nie einreissen

reissen läßt, so verhütet man den übeln Uthem, das öftre Ausstossen und die Windsucht und Hypochondrie; lauter Uebel, die dem gesellschaftlichen Leben hinderlich sind. Der Auswurf des Speichels, ausser der Zeit der Verdauung und des Schleims im Munde und Halse, erhält den Mund rein; und das öftre Waschen der Füße in kühlem Wasser, vertreibt den üblen Dunst derselben, der so beschwerlich ist. Kurz, alle Arten der Keilichkeit haben einen guten Einfluß in die Gesundheit. So viel kommt darauf an, gesittet zu seyn, um gesund zu leben! Es ist kein bloßer Eigensinn gesitteter Menschen, daß sie die Unreilichkeit verabscheuen. Es ist eine Pflicht der Selbstliebe eines jeden Menschen, die man nicht übertreten kann, ohne zugleich abscheulich und ungesund zu werden.

* * *

Da ich den übrigen Raum dieses Bogens schleunig voll schaffen soll, so muß ich mich wieder einmal mit Plündern behelfen. Ich hätte hierzu das schöne Casusbuch meines alten Veters, welches mir immer aus der Noth helfen mußte. O! es ist ein vortreflicher Fund für einen Schriftsteller, Handschriften von großen Gelehrten zu erben. Ein solcher Erbe hat die Ewigkeit in seiner Mappe, und seine drey Vorderfinger, die er zum Abschreiben braucht, können alle die unsterblichen Thaten allein verrichten, wozu ein großer Mann eine ganze Seele nöthig hat. Allein, heut will ich einmal unverhohlen abschreiben. Auch dieses thut manchmal ein großer Mann, um das Aufsehn zu geben, als ob er auch andre Leute, ausser sich, für groß hielte, ob es gleich wirklich so nicht ist. Ich thue, wie man weiß, zuweilen dem Professor Krüger die Ehre, ihn zu plündern. Weil man ihn gern liest, so plündere ich ihn; doch will ich hiermit keinesweges gestanden haben, daß er besser schriebe, als ich: allein dies ist gewiß, daß ich geschwinder schreiben kann, wenn ich ihn abschreibe, als wenn ich selbst schreibe; nicht weil es mir so sauer würde, schlechter, als er, zu schreiben, sondern weil ich gewiß weiß, daß man ihn viel

begierter lesen werde. Ist will ich einen seiner Träume erzählen. Er ist aber beynähe zu boshast und zu wahr.

Ich erblickte im Traume den Tod. Er sahe eben so aus, wie er abgemahlt wird, und hatte, wie man leicht denken kann, seine Sanduhr und Sense in der Hand. Er war von einer Menge Menschen umgeben, welche wider ihn auf die seltsamste Art stritten. Einige Aerzte, welche unter dem Volke herum liefen, theilten ihnen die Waffen dazu aus. Diese bestanden in Pulvern, Tropfen, Pillen und Clystieren. Die tapfersten darunter nahmen Brechpulver, und gedachten den Tod zu blenden, wenn sie ihm ins Gesicht spien. Andre nahmen zu purgiren und zu schwitzen ein, um ihn durch den übeln Geruch zu verjagen; und die zaghaftesten ließen sich den Leib zerschneiden, um ihn zum Mitleiden zu bewegen. Der Tod ertrug alles mit Geduld, und sahe beständig nach seiner Sanduhr. Sobald aber solche ausgelaufen war, hieb er ganz grimmig mit seiner Sense unter die Umstehenden, und die, welche ihm ins Gesicht gespien hatten, waren die ersten, welche er ins Grab legte. Jedermann suchte zu entfliehen, und die Aerzte wußten selbst vor Schrecken nicht, wo sie hin sollten, bis ihnen der Tod zurief: Fürchtet euch nicht meine Freunde, ich thue euch nichts zu leide, wir können einander weiter dienen.

Hundert und zwanzigstes Stück.

von Hagedorn.

— Dichter wissen tausend Sachen,
Die, in dem gröbern Theil der Welt,
Der Wahn und Aberwis verlachen,
Und Einfalt für unmöglich hält.

U In bey dem schönen Wetter nicht am Schreibtische zu sitzen, habe ich mich überredet, daß es meine Leser

ist lieber sehen würden, wenn ich ihnen fremde, als meine eigene Arbeiten vorlegte. Zum Glücke kann ich ihnen das Werk eines großen Meisters liefern; und die Sache betrifft ein Mittel wider die Schlaflosigkeit, und eine ganz neue Art, Kranke zu curiren, wovon die Erfindung mitten in Paris gemacht, und vom Herren von Montesquieu beschrieben worden ist. Man wird, wie ich glaube, bey uns keinen Mangel an solchen Arzneyen finden; und vielleicht gehört der Arzt selbst zuerst mit darunter.

Zu Paris war ein Kranker, welcher in 35 Tagen nicht geschlafen hatte. Sein Arzt rieth ihm das Opium, allein, er konnte sich nicht entschließen, es einzunehmen; und als er die Arznei schon in der Hand hielt, ward er noch unentschlossener, als jemals. Endlich wendete er sich zu seinem Arzte, und sagte: Mein Herr, ich bitte Sie nur noch bis Morgen um Gnade; denn ich kenne einen Mann, welcher zwar die Arzneykunst nicht treibt, der aber eine unzählige Menge von Mitteln wider die Schlaflosigkeit besitzt. Erlauben Sie mir, daß ich diesen Mann rufen lassen darf; und wann ich dann diese Nacht nicht schlafe, so verspreche ich Ihnen, daß ich Sie wieder rufen lassen will. Nachdem der Arzt seinen Abschied bekommen hatte, ließ der Kranke die Vorhänge zuziehen, und sagte zu einem kleinen Laquayen: Da, gehe du hin zu dem Herren Anis, und sage ihm, daß ich ihn zu sprechen begehrte. Herr Anis kam. Mein lieber Herr Anis, sagte der Kranke, ich muß sterben, weil ich nicht schlafen kann. Sollen Sie nicht in ihrem Buchladen die C. von G. oder irgend ein Gebetbuch von einem Jesuitenpater haben, das niemand hat kaufen wollen? denn oft sind die Mittel, die am längsten gelegen haben, die besten. Mein Herr antwortete der Buchhändler, ich kann ihnen mit den 6 Bänden von des P. Caussin Cour sainte aufwarten. Ich will sie Ihnen gleich senden, und wünsche, daß sie gut anschlagen mögen. Wollen Sie die Werke des spanischen Jesuiten, P. Rodriguez,

briguez, haben, so befehlen Sie nur frey. Allein, meiner Meinung nach bleiben wir fürerst lieber beym P. Caussin. Ich hoffe, daß Ihnen mit göttlicher Hülfe eine Periode vom P. Caussin mehr Dienste thun soll, als ein ganzer Bogen von G. C. Hiermit gieng Herr Anis fort, und suchte das Mittel in seinem Laden. La Cour sainte wird gebracht, der Staub wird abgeklopft, und der Sohn des Kranken, ein junger Schulknabe, fängt an zu lesen. Er empfand die Wirkung zuerst. Auf der zweyten Seite schon konnte er kaum mehr die Worte recht aussprechen, und die ganze Gesellschaft fing an einzudrönseln. Kurz darauf schwachten sie alle, ausser dem Kranken, welcher nach einer langweiligen Prüfung dennoch zuletzt auch einschlies.

Am frühen Morgen war schon der Arzt wieder da. Nun, fragte er; haben Sie mein Opium genommen? Allein, niemand antwortet ihm, sondern die Frau, die Tochter und der kleine Sohn zeigen ihm alle voller Entzückung den P. Caussin. Er fragt, was dieses bedeuten soll? O, versezten sie ihm: Es lebe der P. Caussin! Wir wollen ihn binden lassen! Wer hätte das sagen sollen? Wer hätte das geglaubt? Es ist ein Wunderwerk! Da hier, mein Herr, sehen Sie doch den P. Caussin. Dieser Band hier hat unsen Vater in Schlaf gebracht, — und hiermit erzählte man ihm die ganze Geschichte, wie sie geschehen war.

Der Arzt war ein feiner Kopf, der in den Geheimnissen der Cabala, und von der Macht der Wörter und Geister wohl unterrichtet war. Diese Begebenheit machte ihn aufmerksam, und nach verschiedenen angestellten Reflexionen, entschloß er sich endlich, seine ganze Praxis schlechterdings zu verändern. Hier ist wirklich, sagte er, ein ganz besondrer Casus. Ich habe nun schon einen Versuch, und der muß weiter getrieben werden. Warum sollte auch wol ein Geist seinen Werken nicht eben dieselben Eigenschaften mittheilen können, die er selbst besitzt? Sieht man denn dieses nicht alle Tage? Wenigstens verlohnt es sich wol der Mühe, es zu versuchen, und ich bin ohnedem der Apotheker müde. Ihre Syrupe, Julepe und alle galenische Arzneyen

ruiniren die Kranken und ihre Gesundheit. Wir wollen einmal die Methode verändern, und die Kräfte der Geister versuchen. Nach diesem Entwurfe machte er sich eine neue Pharmazie, wie man aus der Beschreibung der vornehmsten Arzneyen ersehen wird, deren er sich seitdem bediente.

Purgirende Pilsane.

Nehmet drey Bogen von der Logik des Aristoteles, griechisch, zweyen Bogen von einer der schärfsten Abhandlungen aus der scholastischen Theologie, 3. C. des spitzfindigen Scotus, vier Bogen vom Paracelsus, einen vom Avicenna, sechs vom Averroes, drey vom Porphyrus, eben so viel vom Plotin und Jamblichus; lasset alles 24 Stunden in heißem Wasser weichen, und nehmet davon täglich vier Dosen.

Eine stärkere Purganz.

Nehmet eine Parthey hitziger Streitschriften, destilliret sie im Marienbade, und mischet einen Tropfen von dem herausgebrachten scharfen und freßenden Liqueur in ein Glas gemeines Wasser. Dieses trincket mit völligem Zutrauen.

Ein Brechmittel.

Nehmet sechs Neben, ein Duzend Leichenreden, es ist gleichviel was für welche, nur einige wenige ausgenommen. Ferner eine Sammlung neuer Opern, funfzig Romane, drenzig neue Memoires, thut alles in einen Destillirkolben, lasset es zweyen Tage in Digestion stehen, hierauf destilliret es im Sandbade: und wenn alles dieses nicht hinlänglich wäre, so nehmet einen Bogen marmorirtes Papier, das um Journale geschlagen gewesen, lasset es drey Minuten weichen, und verschlingt von diesem Thee einen Löffel voll, warm.

Ein sehr einfaches Mittel wider die kurze Lust.

Leset alle Werke des ehemaligen Jesuiten P. Maimburg, und hütet euch, nicht eher, als am Ende einer jeden

den Periode inne zu halten. Ihr werdet finden, wie nach und nach die Kraft, Luft zu schöpfen, wiederkommen wird, ohne daß es nöthig wäre, das Mittel zu wiederholen.

Dieses sind einige von den Arzneyen, deren sich unser Arzt mit unglaublichem Fortgange bediente. Er wollte, wie er sagte, um seine Kranken nicht zu ruiniren, keine raren Mittel, die nicht leicht zu finden wären, gebrauchen, z. E. keine Zueignungsschrift, die niemanden sollte zum Gähnen gebracht haben; keine zu kurze Vorrede; kein Mandement, das ein Bischof selbst gemacht hätte: und kein Werk eines Jansenisten, das ein anderer Jansenist verachtet, oder ein Jesuit bewundert haben sollte. Er sagte, daß solche Arten von Arzneymitteln zu sonst nichts dienen würden, als die Charlatanerie zu unterhalten, wider welche er eine unüberwindliche Antipathie hatte.

Der Herr von Montesquieu würde gewiß diese neue Pharmazie nicht der Erhaltung würdig geschätzt haben, wenn man sich nicht auf sie verlassen könnte. Da sie aber nach dem französischen Clima eingerichtet ist, so würde sie in Deutschland wenig Nutzen haben, wenn wir nicht eben solche Arzneyen für unsre Natur haben könnten. Allein, so wie die gütige Natur dafür gesorgt hat, daß in jedem Lande diejenigen Kräuter wachsen, welche den Bedürfnissen seiner Einwohner am besten zu Statten kommen: so bringt auch Deutschland eine Menge solcher Arzneyen zu psychologischen Curen hervor, worin für die Deutschen eine große und bisher unerkannte Wohlthat verborgen liegt. Um hierin meinem nothleidenden Nächsten zu dienen, will ich diejenigen Beobachtungen bekannt machen, welche ich, nach Anleitung der obigen französischen Erfindung schon seit einigen Jahren angestellt habe.

In den allerältesten Zeiten wußte man, wenn man von bösen Geistern geängstigt, ja gar getödtet wurde, wie die sieben Schwiegeröhne des Raquel, kein andres Mittel, um sie zu vertreiben, als Fischleber, die man auf Kohlen

bratete, und womit der junge Tobias sein Leben rettete. In den neuern Zeiten hat man ein viel gemeineres Mittel an den Versen der schlechten Dichter gefunden, wovon sich Jedermann eines Casus erinnern wird, für welchen Herr Gellert Bürge ist. Er erzählt denselben in seinen vortreflichen Fabeln, und

— Jeder, der dies Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum großen Troste dienen.
Gesezt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweil' erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Dieses Mittel ist an deutschen bösen Geistern bewährt erfunden, und die Besessenen, die Sonntags-Kinder, und die vom Alpe gedrückt werden, dürfen nur in die Buchläden nach neuen Dichtern schicken, oder im Falle der Noth selbst Verse machen, so wird ihr Uebel gehoben seyn.

Der deutliche Unterscheid des Clima und der Naturen, in Frankreich und Deutschland, erhellt besonders aus der verschiedenen Wirkung der Lob- und Leichenreden in beyden Ländern. In dem obigen Receptbuche werden die Leichenreden verordnet, um ein Erbrechen zu erregen. In unsern kältern Ländern hingegen wirkt die Rhetorik überhaupt als ein Opiat: denn die Zuhörer schlafen in unsern Kirchen am meisten, und viele fleißige Kirchengänger würden gewiß, wegen ihrer Schlaflosigkeit längst begraben worden seyn, wenn sie nicht so viel Gelegenheit fänden, sich in den Kirchen ihres Schadens wieder zu erholen. Es soll kein sanfterer Schlaf seyn als dieser, und die rechten Kenner legen sich schon, wenn der Glaube gesungen wird, in ihre Stellung, und drönseln gleich im Exordio ein.

Wider die Lähmung der Fäuste, von Schlag- und Lähmflüssen, ist kein zuverlässigeres Mittel, als daß man schleunig Bucher übersetzen lerne. Das Uebersetzen geht einem Deuts-

chen

sehen so von der Faust, daß sie selbst mitgeht, wenn sie gleich zu andern Geschäften lahm ist. Dieses Mittel ist darum besonders vorzüglich, weil es den Kopf nicht angreift, welcher bey apoplectischen und paralytischen Personen ohnedem schwach ist. Die drey Finger, welche an der rechten Hand die Fähigkeit zu übersehen besitzen, sollen, nach den Beobachtungen meines alten Veters, bey keinem Menschen gelähmt werden, der mehr als eine Sprache lesen kann, „und ist dieses wirklich, wie mein seliger Vetter hinzusetzt, eine „besondre Wohlthat der Natur zu nennen, da sie diejenigen „Glieder vor Verletzungen und Verlähmungen bewahrt, „welche bey vielen Leuten die Stelle des Kopfs vertreten.“

Wenn sich die Leute durch heillose Künste das kalte Fieber vertrieben haben, und darauf schwellen, so bemühen sich die Aerzte, leider oft vergebens! ihnen durch heilsame Mittel das verlorne Fieber nur erst wieder herzustellen, und es hernach gründlich zu curiren. Man kann sich aber statt der Arzneyen, mit großem Fortgange der deutschen Trauerspiele bedienen, die sich mit Henken anfangen und mit Rädern beschließen. In der dritten Scene, welche man aufführen sieht, pflegt sich gemeiniglich der Frost wieder einzustellen: Die dritte Handlung schüttelt die Zuhörer stark durch; und in der fünften frieren sie, daß sie mit den Zähnen klappern.

Anstatt der Opern, Romanen und Memoires, welche der französische Arzt zum Brechen verordnete, haben wir in Deutschland einige Sterbelieder, welche von oben gut abführen: denn Junker erzählt in seiner Therapia generali, daß zwey Frauenzimmer, so oft sie gewisse Sterbelieder singen hören, sich so lange, als die Gefänge gedauert, erbrochen haben.

Pechlin erzählt von einem gewissen Professor, daß er allezeit, wenn er ins Collegium gehen wollen, um zu lesen, vorher Oeffnung bekommen, oder das Wasser habe lassen müssen. Es ist also ein Mittel wider die Verstopfungen, die höhern Wissenschaften zu dociren; und Leute, die mit dieser beschwerlichen Krankheit geplagt sind, können nicht besser thun, als daß sie sich ein academisches Lehramt erkau-

fen.

fen. Die Menschenliebe ist in Deutschland so groß, daß die Nothleidenden ein solches Amt, dem Himmel sey Dank! für ein gar geringes erkaufen können; und ich könnte Professor ausstellen, die nicht zwey Worte, ohne zu stammeln, hervorbringen können, bey denen sich aber die Natur täglich wohl dreyimal Luft schafft.

Wider den Hundshunger, oder die sogenannte Bulimie, ist seit einem halben Jahrhunderte in Deutschland kein bewährteres Mittel erfunden worden, als ein Schriftsteller zu werden. Es ist hierbey der Vortheil, daß die Arzneu pro receptivitate naturæ wirkt: denn es kann ein jeder schreiben, wozu ihn seine Natur antreibt, so findet er doch immer einen Verleger, welcher ihm dafür den Hunger stillt. Anacreontische Oden, reinlose Verse, Schauspiele, Critiken, Moralien, Postillen, Abrisse in usum auditorii, Ausgaben alter Bücher, Uebersetzungen, Romane und Pasquille, alles nährt seinen Mann; und wenn endlich gar keine Hoffnung mehr ist, satt zu werden, und der Hundshunger am schärfsten zusetzt, so darf deshalb ein ehrlicher Mann noch nicht verzweifeln; o nein;

— — — so sach er nur alsdann
Des Witzes letzte Funken an,
Mit der Religion zu kriegen.
Und kann er auch, mit Edelmann,
Den Aberglauben nicht besiegen,
So ist dies auch sein Hauptzweck nicht:
Denn, hat sein Magen nur zu zehren,
Vorüber will er sich beschweren?

Ohne mich in eine allzu große Weitläufigkeit einzulassen, da die Materie bloß practisch und mehr den Aerzten, als meinen Lesern nützlich ist, will ich hier nur überhaupt bemerken, daß unsre Buchläden in recht eigentlichem Verstande, Apotheken sind, und daß es eine Materiam medicam giebt, die uns die Schriftsteller schreiben; nur ist zu bedauern, daß wir auch diese Waaren, aus Uebermuth, häufig aufferhalb Landes suchen, und die schönen Arzneyen verachten, die wir selbst zeugen; und die uns vor den Augen liegen.

liegen. Wir haben unter unsern deutschen Schriften gewiß rechte Polichtesbücher, die keinen ungeholfen lassen, wenn ihm auch gleich schon Lunge und Leber angegangen wäre. Unsre critischen Schriften bewegen den Speichel so stark, als Quecksilber, und weit besser als die italienischen und französischen. **Edelmanns** Werke curiren den Staar der Christen wenigstens eben so glücklich, als die ausländischen Waaren eines **Tindals** oder **Collins**. Haben wir wol eine schmerzlichere und gelindere Abführung für Kinder als **Freyers** Sittenbüchlein? Was treibt einen guten gesunden natürlichen Schweiß besser, als wenn man in **Kindermanns** Schriften Verstand sucht? Sind die Epistola obscurorum viro- rum wol geschickter, um sich ein Halsgeschwür aufzulachen, als **Rosens** Verbesserung der deutschen Rechtschreibung? Kann sich wol irgend ein ausländischer Buchladen rühmen, daß er eine schönere Herzstärkung für arme schwache Mägdehen und Knaben habe, als **Zieglers** asiatische Balsem ist? Wodurch präserviren sich ist die alten Weiber in Deutschland, daß sie weder Hexen, noch von den bösen Geistern mehr gesattelt werden? **Beckers** bezauberte Welt und **Thomasii** Schriften haben diese Wunder cur allein bewerkstelligt. Niemand darf mehr über Trockenheit der Augen klagen, seitdem uns der Sünder **Soppe** mit der Panacée beschenkt hat, bey der wir vor Lachen weinen müssen. In der Erstarrung wird von einigen der **Serrmann** allen andern Arzneyen vorgezogen. **Sunolds** Gedichte treiben, wie jederman bekannt ist, stark aufs Wasser, und **Neukirchs** Werke kühlen so gut als Salpeter. Das Hallische antispasmodische Pulver hat in allen Arten von Reissen, Gicht, Pobjagra, Chiragra und Rheumatismen, nie solche Wunder gethan, als das schlafmachende Mittel, welches unter dem Titel **Anacreontischer Oden**, in mancherley Gestalten in den Buchläden liegt, und, wie man vom Campher sagt, sogar die Mannheit schwächen soll. Ein angenehmes Mittel beym Trunk und Rausche, sind **Sasmanns** Gespräche im Reiche der Todten; und einen Ertrunkenen wieder ins Leben zu

brins

bringen, dazu bedient man sich in einem gewissen Flecken in Schwaben schon seit einigen Jahren einer gewissen trockenen Metaphysik, deren Bogen, wenn man die Todten damit umwickelt, eben die Kraft haben sollen, das Wasser an sich zu ziehen, wie die geschabte Kreide bey den ertrunkenen Fliegen. Alle diese vortreflichen Arzneyen sind in jedem Buchladen für ein Spottgeld zu haben; und wer die Zunahme dieser Materia Medica in Deutschland bemerken will, dem kann ich den Leipziger Meßcatalogum bestens empfehlen.

Hundert ein und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Dir weis ichs, edle Schaar, die von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth, und nicht den Wahn betrachtet.

Im May lassen wir Blut; denn dieses ist beynähe ein wesentlicher Theil der Präservationscuren; und da es in manchen Häusern vornehm ist, einen natürlichen Abscheu vor den Arzneyen zu haben; so hat man daselbst das Blutlassen, statt aller übrigen Anstalten, ein für allemal zur ganzen Präservationscur angenommen. Weil das Blutlassen nicht weh thut, und weil man dabey Gelegenheit hat, mit dem besten Anstande von der Welt in Ohnmacht zu fallen, so hat es vielleicht um deswillen auch sogar das Frauenzimmer beybehalten. Im May sind sie grausam; denn da können sie Blut sehn. Man hat Ursache, solche Moden in ihrem alten Werthe bestehn zu lassen; und ich schreibe das gegenwärtige Blatt in keiner andern Absicht, als das Blutlassen, besonders in diesem bedenklichen Monate, allen, die sich und ihren Nächsten lieben, bestens zu empfehlen. Unser Nächster ist aber auch der Chirurgus; und ich bin schuldig, dieser

Der Arzt. V. Theil. Berth. Aug.

dieser

dieser Art von Leuten auch einmal zum Vortheile zu schreiben, da sie bisher bey so manchen von meinen Blättern, wenn sie nur lateinisch verstanden, mit Recht ausgerufen haben würden:

— — — Va! nostrum

Fervens difficili bile tumet jecur. *Hor.*

Das Blutlassen ist fast von je her ein Zankapfel der Aerzte gewesen. Wenn irgend ein angesehenener Arzt sich für oder wider dasselbe erklärte, so fand er allezeit eine Menge von Anhängern, die es durch ihr Geschrey und seinen Beyfall bald zur allgemeinen Mode, bald zum Abscheu aller Menschen machten; denn es ist in der Republik der Gelehrten nicht anders, als wie zu Rom im Conclave. Die meisten Stimmen machen einen Papst, und dieser Papst kann nicht fehlen. Ein Gelehrter, welcher zu seiner Zeit den größten Beyfall findet, bekommt tausend Schüler, die auf alle seine Meynungen schwören, und alles beweisen, was er vermuthet, oder auch nur träumt. So ist es dem Hippocrates, dem Aristoteles, dem Cartesius, dem Leibniz ergangen. Man würde bey solchen Umständen oft genöthigt seyn, die arme hilflose Wahrheit zu verlassen, und mit der herrschenden Meynung geduldig zu irren, wenn es nicht in dem unruhigen Reiche der Gelehrsamkeit immer viel Gegenpäpste gäbe, die sich auch einen Anhang zu machen wissen. Diese haben besonders die medicinische Schule in Partheyen getheilt; und eine solche große Spaltung herrscht noch ist, wie vor Alters, auch in der Lehre vom Blutlassen. George Thomson, ein Engländer, hat, so viel ich weiß, zuerst die wichtige Erfindung gemacht, daß der Teufel, als ein abgefagter Feind der Christen, dieselben zum Blutlassen verführt habe. Es ist schwer zu entdecken, was der Teufel eigentlich hierunter gesucht haben möge. Indessen muß doch wol die Sache ihre Richtigkeit haben, weil uns ein gewisser ungenannter Franzose schon 1687 in einer Schrift: *Orophile en Desordre*, &c. die ganze Genealogie des Blutlassens ausführlich beschrieben; und darin den Teufel, als den ersten Erfinder, einen

einen allgemeinen Irrthum der Aerzte, als die Mutter, Hinterlist und Betrug, als Hebammen, und die Leichtgläubigkeit des Pöbels, als die Säugamme desselben, charakterisirt hat. Dieser lächerliche Grimm, womit schon Chrysiopus, Aristogenes, Erasistratus, van Helmont, Bontekoe, Overkamp, Portius, Ghehen, Blancard, und andre, das Blutlassen verfolgten, hat vielleicht am meisten Gelegenheit gegeben, daß es nach der Zeit so sehr in Aufnahme gekommen, und heut zu Tage fast überall gebräuchlich ist. Man geräth gemeinlich von einer Ansichweisung in die andre, und weil man fand, daß das Blutlassen entschuldiget werden konnte, so machte man es notwendig. Pocock giebt uns die Nachricht vom Hippopotamus, daß er sich selbst mit einem spitzigen Rohre die Schenkelader öffne, wenn er krank wird. Gewiß ist es, daß einige Pferde, wenn sie zu stark gejagt werden, daß sie die Vollblütigkeit ängstigt, sich selbst eine Ader schlagen, und sich damit erleichtern. Es konnte also in manchen Fällen der Natur gemäß seyn, Blut zu lassen, und kaum war dieses entschieden, so ging man schon viel weiter. Ein Piemonteser, Leonhard Botallus, hat zuerst angefangen, das öftre Blutlassen einzuführen, und wollte sogar den Wasserfüchtigen Blut abzapsen, welches ihm der große Boerhaave nach der Zeit mit Grunde verdacht hat. Stahl hielt das Blutlassen für ein Mittel wider die Vollblütigkeit, und weil er alle Krankheiten von der Vollblütigkeit herleitete, ganz natürlicher Weise für ein Mittel wider alle Krankheiten. Seine Gegner waren so thölich, zu beweisen, daß das Blutlassen die Vollblütigkeit vermehre; und dieser böse Streich hätte einen andern leicht zu Boden schlagen können. Nichts desto weniger blieb Stahl ein Gönner des Blutlassens; denn welcher große Mann wird wol auf bloße Einwürfe sein System fahren lassen? In Frankreich zapft man sogar Kindern und Greisen das Blut ab, und diese Mode geht schon bis Norwegen. Man sollte also glauben, daß man nach und nach darüber einig geworden seyn müsse, was das Blutlassen zur Gesundheit nützen könne. Allein es scheint, daß man vielmehr niemals

darüber einig werden wird. Dieser sagte, es müsse die Vollblütigkeit vermindern; denn was war natürlicher, als daß des Bluts weniger werden mußte, wenn man ein Pfund aus der Ader heraus laufen ließ? Jener behauptete, es müsse die Vollblütigkeit vermehren; denn da das überflüssige Fett auch eine Art der Vollblütigkeit ist, und Lister beobachtet hatte, daß die Kälber, deren zuweilen Blut gelassen wird, am allerfertesten werden, so war auch diese Wirkung des Blutlassens, von der ich schon in 5ten Blatte S. 181 2c. gehandelt habe, natürlich. Einige glaubten, daß das Blutlassen die Glieder stärkte; und dieses war darum glaubhaft, weil die allzu vollen Adern die in der Nähe liegenden Nerven und Muskeln drückten, und in ihrer Verrichtung hinderten; da ihnen hingegen das Blutlassen die vorige Freyheit, sich zu bewegen, wieder herstellte, und also die Kräfte vermehrte. Hingegen meinten wieder einige, daß das Blutlassen schwächte, weil mit dem Blute die Lebensgeister hinweggenommen würden, und Moses gesagt hatte, daß des Menschen Seele in Blute wäre? Einige glaubten, daß das Blutlassen die natürlichen Ausführungen und Absonderungen beförderte, weil es dem Blute, das in dem Leibe zurück bleibt, einen freyern Umlauf gestattete. Andern schien es die Ausführungen und Absonderungen zu hindern, weil es die Bewegung des Bluts langsamer machte. Wenn die eine Parthey sagte, daß man bey dem Blutlassen das schönste Geblüt hinweg nehme, und das schlechteste zurück liesse, welches nothwendig dick werden müßte; so fanden andre, daß das Blut nach dem Blutlassen dünner werde, weil es desto stärker in den Adern herum läuft und zerrieben wird, und der nachher entstehende Durst das Geblüt durch den Zuguß vieler Getränke verdünnt. Noch vor wenig Jahren bewies Herr Quesnay in Paris, daß durch das Blutlassen der rothe Theil des Bluts vermindert werde, welches ein Theil der Aerzte für gut, der andre für böse halten kam. Wie läßt sich bey dieser Uneinigkeit wol hoffen, daß der wahre Nutzen des Blutlassens jemals werde ausgemacht werden.

Es ist inzwischen noch nicht alle Hoffnung verlohren, und die Verwirrung ist in der Lehre vom Blutlassen nicht größer, als in der von den Speisen und Getränken, und von allen Lebensregeln. Man muß sich in solchen Fällen bloß an den Augenschein halten, und hernach in seinen Schlüssen den Elephanten nachahmen, welche den einen Fuß nicht eher weiter fortsetzen, als bis der andre erst recht fest steht.

Das Blutlassen vermindert die Menge des Bluts nach den Gründen der Subtraction. Nichts ist unstreitiger. Aber dem ungeachtet kann nach demselben das Blut wol desto schneller wieder zunehmen, je mehr es den Grad der Gesundheit und des Appetits vermehrt. Genuß, die unmittelbare Wirkung des Blutlassens ist eine Verminderung der Menge des Bluts, und in so fern ist es ein untrügliches Mittel wider die Vollblütigkeit. Vermöge dieser Wirkung erleichtert es die Arbeit des Herzens, das Blut umzutreiben, indem es den Widerstand desselben vermindert. Das ganze System der Blutgefäße, welches vom überflüssigen Blute zu stark ausgedehnt wird, und das eine beständige Bemühung anwendet, sich zusammen zu ziehn, wird von seiner Ausdehnung befreyet und fällt zusammen. Folglich verschwinden nach dem Blutlassen alle die Ungelegenheiten, welche natürliche Wirkungen der Vollblütigkeit, des gehinderten Umlaufs des Bluts, und der allzu großen Ausdehnung der Blutgefäße sind. Die Erfahrung wird am besten entscheiden können, was dieses für Ungelegenheiten sind; und ein wenig Nachdenken kann uns begreiflich machen, wie sie aus ihrer Quelle herfließen.

Die Vollblütigen sind den empfindlichsten Goldwagen ähnlich, welche zwar allerdings im Gleichgewichte stehen können, aber doch fast immer hin und her wanken, weil sie das kleinste Sandkorn schon nöthigen kann, einen Ausschlag zu geben. Ein Vollblütiger kann allerdings gesund seyn; denn die Vollblütigkeit ist der Zustand, worinn die Menge unfreier natürlicher und gesunden Säfte so groß ist, daß sie nicht erregt oder aufgewiegelt werden kann, ohne die natürlichen Verrichtungen unsrer Theile zu verlegen. Es ist also möglich,

möglich, daß ein Vollblütiger, so lange sein Blut nicht erregt und ausgedehnt wird, gesund sey; und dann steht er in seinem Gleichgewichte. In diesem Zustande sieht er munter und blühend aus, speist und trinkt mit Appetit, und hat einen guten, festen und ruhigen Schlaf. Sein Puls ist aber allezeit, auch in diesem Zustande der Ruhe, groß und voll. Allein, wie lange kann wol ein Mensch im Zustande der Ruhe leben? Ein Vollblütiger wanke schon aus seinem Gleichgewichte, wenn er auch nur aufsteht, um seine täglichen Geschäfte zu verrichten, welche doch sonst sein Blut in keine merkliche Unordnung oder Aufwallung bringen würden. Die geringste Anstrengung seiner Leibes- oder Gemüthskräfte, ja sogar schon die warme Luft des Sommers oder eines geheizten Zimmers, wiegelt das Blut in seinen Adern auf, und diese Erregung zieht alsobald die Ungelegenheiten und Gefahren der Vollblütigkeit nach sich. In diesem Zustande schleicht der Schlaf sein Bett vorbey, und der Unruhige wirft sich auf seiner Lagerstätte hin und her, und hört, nicht ohne Verdruß, den Gesang des Nachtwächters. Der flüchtige Schlaf, der sich zuweilen auf seine Augenlider herabläßt, ängstigt ihn mit schweren Träumen, worinn er bald herculische Arbeiten verrichtet, bald mit Alpen kämpft, bald Berge hinanklimmt, bald durch Flüsse schwimmt, bald Donner hört, bald blutet oder verwundet wird. Das erregte Blut dehnt sich aus und wird dünner, es treibt die Adern mit großer Gewalt auf, und dringt bis in die kleinsten Gefäße unter der Haut, die sonst kein Blut führen. Daher sieht man die Adern am Halse und Haupte stroßen, und eine unnatürliche Röthe färbt das ganze Gesicht. Die ausgedehnten Gefäße drücken die benachbarten Nerven, wodurch sich die Glieder regen, und hemmen die freye Verriethung des Gehirns, wodurch die Gedanken der Seele dem Körper gleichsam eingefleischt werden. Daher entsteht eine Schwierigkeit der Glieder bey allen Handlungen, eine Schläfrigkeit des Gemüths, und, bey der geringsten Bewegung, ein Schwindel, welcher die Seele verwirret. Das Gefühl selbst und alle äußerliche Sinne verlieren ihre Schärfe, und

der geringste Druck der Glieder macht, daß sie erstarren und einschlafen. Eine jede ungewohnte Bewegung ermüdet schnell, und die Rebellion des Bluts verräth sich in allen Theilen. Es erfolgt Herzklopfen und kurzer Athem, besonders beim Treppensteigen. Beym Bücken schießt das Blut stark zum Kopfe; nach der Arbeit sind die Glieder wie zer schlagen, und nach der Erhitzung jucket die Haut. Ein Säusen vor den Ohren; ein Nebel und Funken vor den Augen; eine stete Neigung zu Flüssen; öfteres Bluten, und tausend verschiedne Krämpfe begleiten die Blutbewegungen der Vollblütigen, und setzen sie in Gefahr, die schnelle Hinfälligkeit der Gesundheit, nach dem Ausspruche des Hippocrates, zu erfahren, wenn sie auf ihren höchsten Grad gestiegen ist.

Es ist leicht zu begreifen, daß die Vollblütigkeit, das ist: der Ueberfluß guter Nahrungsäfte, durch nichts leichter hervorgebracht werde, als durch nahrhafte Speisen und Getränke, welche man gut verdanet, durch viel Schlaf und Gemüthsruhe, und Mangel der Leibesübung, wodurch die Verdünnung, Verzehrung, und Ausdünstung des überflüssigen Geblüts verhindert wird, und endlich auch durch das öftere Blutvergießen selbst. Ich habe die Beweisgründe von diesem allen in meinem 59ten Stücke, besonders aber davon, daß öfteres Blutlassen mäste, im 65ten Stücke S. 181. u. f. umständlich erörtert, und werde sie um des willen hier nicht wiederholen.

Wie soll man es aber wol anfangen, um der Vollblütigkeit abzuhelfen, da man doch ein für allemal in diesem Zustande ohne Furchtsamkeit keine Sicherheit findet? Ich antworte: man muß Blut lassen. — Allein, das Blutlassen vermehrt ja die Vollblütigkeit? Wird es uns also nicht immer tiefer in die Gefahren hineinführen, die wir dadurch zu vermeiden hoffen? Ich antworte wiederum: Man muß sich des Blutlassens so bedienen, daß es die Vollblütigkeit nicht vermehren kann.

Dieses ist das nützliche Geheimniß, welches billig Jedermann wissen sollte, wer sich zum Blutlassen entschließt; es ist die einzige Bedingung, unter welcher es zur Präserva-

tion einen vernünftigen Grund und wahren Nutzen hat; und meine Leser werden sich selbst eine Wohlthat erzeigen, wenn sie meine heutigen Lebensregeln von mir annehmen.

Man muß allerdings Blut lassen, um die Vollblütigkeit zu vermindern; denn dieses Mittel ist das kürzeste, natürlichste und sicherste. Kann es geschehen, so sind alle Beschwerlichkeiten der Vollblütigkeit gleichsam verschwunden; geschieht es nicht, so wird uns die Natur mit Trieben und Träumen selbst dazu auffordern, und bey fortdauernder Weigerung sich selbst endlich die Blutbahn brechen, und ihren Ueberfluß mit Ungestüm von sich jagen. Das Blutlassen ist also der Natur gemäß, und das künstliche ist mehrentheils sicherer, als die natürlichen Blutausführungen. Diese erfolgen oft zur Unzeit, an gefährlichen Orten und in großem Uebermaasse; die künstlichen hingegen stehen in unsrer Gewalt. Die übrigen Mittel, der Vollblütigkeit vorzubeugen, sind bey schon vollblütigen Leuten nicht angebracht: denn man muß bedenken, daß ich das Blutlassen nicht empfehle, um der Vollblütigkeit vorzubeugen, sondern nur um sie zu curiren. Die Leibesarbeit beuget ihr vor; aber diese würde einen Vollblütigen in desto größre Gefahr stürzen, je mehr sie sein Blut erregt. Das Wachen und Nachdenken, die Sorgen und Traurigkeit beugen ihr vor, wie auch das Fasten; allein bey Vollblütigen wirken diese Mittel zu langsam und zu unkräftig. Die Unterlassung des Blutlassens beuget ihr vor, weil man vom Blutlassen vollblütig wird; aber die Vollblütigen curirt das Blutlassen. So gewiß ist das, was ich schon immer gesagt habe, daß ein gesunder Mensch, der nichts zu klagen hat, nicht mediciniren, keine Präservationscuren gebrauchen, auch nicht einmal Blut lassen müsse; und so viel kommt bey dieser Frage, die so viel Streit erregt hat, auf den Unterschied an, ob das Blutlassen zur Präservation der Vollblütigkeit vorbeugen, oder ob es ihr abhelfen soll? Es kann ihr keinesweges vorbeugen: nein! es bringt sie vielmehr hervor; allein es ist kein Mittel, ihr abzuhelfen, als dieses. Der Herr van Swieten bestätigt diese Wahrheit, indem er sagt, daß die Ge-

wohlichkeit

wohlichkeit der gesunden Leute, einmal im Jahre aus Vorsicht Blut zu lassen, nicht zu loben sey, weil dadurch der Körper geschwächt, und desto mehr zur Vollblütigkeit geschickt gemacht werde. (Non videtur ergo adeo laudabilis hæc consuetudo, qua sapiens in anno sanis hominibus cantela gratia sanguis mittitur, debilitatur enim inde corpus et ad faciliorem repletionem disponitur.)

Die vollblütigen Leute sind für Kranke zu achten; denn sie werden augenblicklich krank, so bald die geringste Ursache ihr Blut erregt. Sie führen diese Ursache ihrer Kränklichkeit bey sich; und dann ist allezeit eine Präservationscur vernünftig. Nur aber besteht beym Blutlassen der Vollblütigen die Vorsicht nicht in der Verhütung, sondern in der Verminderung der Vollblütigkeit, und solchergestalt ist es eine wahre Cur.

Die Jünglinge, die in ihrem besten Wachsthum sich stark nähren; die Müßiggänger, die ihre Säfte nicht durch Arbeit und Ausdünstung vermindern, und doch täglich eine Menge neues Blut aus Speisen und Getränken dem alten zuführen; die Trägen, die sich durch Schlaf mästen; die Schwächer, die immer guten Appetit haben; die Leute, die im Winter durch die üble Witterung abgehalten worden sind, Leibesübungen anzustellen, und wenn das Frühjahr heran kommt, alle Plagen der Vollblütigen empfinden; alle diese und mehrere, die sich für völlig gesund halten, sind wirklich krank, sind vollblütig, und müssen Blut lassen, um sich zu curiren, und um sich nicht vor der Vollblütigkeit, die sie schon haben, sondern nur vor ihren Folgen zu präserviren. Nunmehr will ich zeigen, wie dieses auf eine solche Weise geschehen müsse, daß das Blutlassen den Körper nicht schwäche, und ihn noch mehr zur Vollblütigkeit disponire.

Nichts stärkt den Leib und verhütet die Vollblütigkeit besser, als die Leibesübungen. Vollblütigen sind sie aber verboten. Man vermindre also zuerst die Menge des Bluts, und dann bediene man sich der Leibesübungen zur Verhütung der neuen Vollblütigkeit, die man vom Blutlassen zu befürchten hat. Der gefragteste Mensch wird nicht leicht vollblütig, wenn er

stark

stark arbeitet. Es ist also ein Hauptgesetz, daß ein jeder, der aus Vorsicht Blut gelassen hat, von derselben Zeit an, alsobald die täglichen Leibesübungen unternehme; und weil hierzu die Witterung im May zuerst recht günstig wird, so hat das Blutlassen im Frühjahr einen besondern Vorzug; wozu noch die Nothwendigkeit kommt, weil nach dem Beschlusse des Winters die meisten vornehmen und bequemen Leute, aus langem Mangel der Leibesübungen vollblütig geworden sind.

Wenig Schlaf, das Fasten, besonders aber der Genuß solcher Speisen, die die Vollblütigkeit nicht vermehren, sind nach dem Blutlassen als gute diätetische Präservationsmittel zu empfehlen. Die Suppen, die weichen, nahrhaften und leicht verdaulichen Speisen nähren zu schnell, und Dodart hat angemerkt, daß 16 Unzen Blut, die aus der Ader gelassen worden, bey einem gesunden und nicht geschwächten Menschen, nach 5 Tagen schon völlig wiederhergestellt sind. Nach dem Blutlassen dienen vielmehr härtere, nicht zu nahrhafte, schärfere und wohlgewürzte Speisen, welche doch insgesamt schädlich seyn würden, wenn nicht vorher die Cur der Vollblütigkeit durchs Blutlassen geschehen wäre, oder nach demselben die Leibesarbeit bey dieser harten Diät nicht täglich und geskündzig (S. mein 30stes Stück.) zu Hilfe genommen würde.

Beu dieser Lebensordnung und noch mehrern solchen Maximen, welche die Vollblütigkeit verhüten, und wovon mein 59stes Stück voll ist, muß man auch selbst das Blutlassen in Betrachtung ziehen, weil es die Vollblütigkeit ernährt. Die gesunde Vernunft lehrt Jedermann, wer von den Wirkungen dieser Operation wohl unterrichtet ist, daß man das Blutlassen mehr und mehr abzuschaffen suchen müsse, je mehr man die Vollblütigkeit zu fürchten hat. Dieses kann aber nicht auf einmal geschehen, weil die Gewohnheit ihr Recht haben will. (S. das 114te Stück.) Weil aber durch öfteres Blutlassen der Körper dazu gewöhnt wird, zu viel Blut zu machen, worauf dem ohngeachtet alle Folgen der Vollblütigkeit unmittelbar entstehen, wofern man die Menge

Menge nicht mindert: so ist kein anderer Rath, als daß man das Blutlassen bey dringender Vollblütigkeit, zwar fortsetze, aber doch nach und nach seltener anstelle und vermindere. Dieses kann ohne alle Gefahr geschehen; und auf solche Weise muß ein vorsichtiger Mann unaufhörlich trachten, seinem Chirurgo nach und nach sein tägliches Brodt zu entziehen.

Wenn ich bedenke, wie vielen allgemein eingeführten Vorurtheilen und Gewohnheiten alle diese Gesundheitsregeln vom Blutlassen widersprechen, so gebe ich alle Hoffnung auf, sie jemals befolgt zu sehen. Jederman läßt in der Absicht Blut, die Vollblütigkeit zu verhüten; und wenn er diesen Zweck am gewissten zu erreichen hofft, so macht er sich vollblütig. Niemand will sich getrauen, das Blutlassen zur Präservation wieder abzuschaffen, wenn er es einmal angefangen hat. Niemand nimmt nach dem Blutlassen mit Speisen fürlieb, die wenig Nahrung geben; vielmehr quält er seine Köche und Köchinnen zu keiner Zeit mehr, ihm die allernährhaftesten Speisen zuzubereiten, als nach dem Blutlassen. Zu dieser Zeit glaubt man auch am wenigsten der Leibesübungen zu bedürfen; denn man bildet sich ein, daß sie das Blutlassen genug ersetze. Kurz, man geht in keiner Sache, die die Gesundheit betrifft, verkehrter zu Werke, als bey dem Blutlassen. Wie mag dieses zugehen? Es ist doch so leicht, sich zu überzeugen, daß die ist vorgeschlagene Regeln die einzigen vernünftigen sind, die man beobachten muß, wenn man mit einem Mittel, welches unstreitig die Vollblütigkeit vermehrt, ihren Folgen vorbeugen, und denselben noch ihre Ursache nicht zugleich vermehren will. Da man fast in allen Punkten wider diese Vorschrift zu sündigen pflegt, so ist es gar nicht zu verwundern, warum man vom Blutlassen noch täglich so widersprechende Erfolge vernimmt, und warum die wenigsten Menschen die Absicht dadurch erreichen, welche sie sich davon vorstellen. Ich bilde mir ein, daß ich mich heute um meine Leser besonders verdient gemacht habe, da ich ihnen in einer Sache, worin fast jeder irrt, diejenige

jenigen Erläuterungen gegeben, welche uns zu wissen allein nöthig sind, um darin niemals zu irren. (*)

Von dem Gebrauche des Blutlassens in Krankheiten sind den ganz andre Urtheile statt, als die ich hier, bloß von dem Blutlassen aus Vorsicht, angeführt habe: allein sie würden meinen Lesern unnütz seyn; und so gelehrt muß niemand in der Arzneykunst werden, als wer ein Arzt von Profession ist. Glücklich genug! wenn nur die meisten Aerzte von Profession in ihrem ganzen Leben so gelehrt würden!

Zum Beschlusse und zur Bestätigung dessen, was ich in diesem Aufsatze gelehrt habe, will ich die Gedanken des Herrn Tissot über diese wichtige Materie aus einer seiner Schriften hier beysügen.

„Wenn die Vollblütigkeit mit nahen Gefahren dräuet, und das Blut in den Aderu heftig tobt und drängt, so muß es abgezapft werden. Die Natur entledigt sich in solchen Fällen oft selbst ihrer Last, durch freywilliges Bluten, und dieses muß nicht gehindert werden.“

„Eine zwey und zwanzigjährige Jungfer, die von erregter Vollblütigkeit viel schwere Krankheiten ausgestanden, lebte ganzer drey Jahr von nichts als vegetabilischen Speisen und Wasser: nichtsdestoweniger hatte sie in dieser ganzen Zeit oft die häufigsten Blutungen von mancherley Art, die dennoch der Vollblütigkeit so wenig Abbruch thaten, daß sie, so bald von der Bewegung oder Wärme der Umlauf vermehrt wurde, alsobald die heftigsten Kopfschmerzen und Ohnmachten aufzutreten hatte. Beym Anfange des Winters bekam sie eine grausame Pleuresie, die durch nichts als das häufigste Blutlassen, und noch viel heftigeres Nasenbluten curirt werden konnte. Sie lebte den ganzen Winter von der magersten Kost, von Zugemüse, Brodt und Wasser, und im März kam die Pleuresie wieder, und ward durch eben so großen Blutverlust nochmals curirt.“

„Worin besteht doch diese Kraft, die eine solche Menge Blut erzeugt? Es ist gewiß die nicht, die den Arbeitmann

robust

(*) Eine weitere Ausführung dieser Materie steht im 244ten Blatte im 10ten Theile.

robust macht, und bloß in der Dichtigkeit der ersten Fäsergen zu liegen scheint: denn diese Person hatte schlaffe und bewegliche Fäsergen. Ein robuster Mann wird nicht leicht so blutreich, und es muß also eine andre Ursache der Stärke, und eine andre seyn, die das Blut erzeugt. Es ist noch die Frage, ob Jemand diesen Unterschied kenne? Er scheint in kleinen Verschiedenheiten gegründet zu seyn. Hier sind noch andre Beyspiele. Ein fünfzigjähriger ehentlicher Kriegsmann, der viele Jahr die güldene Ader stark gehabt, und in einer müßigen Lebensart in warmen Zimmern, bey Spiel und Schmäusen vollblütig geworden war, ward im Hornung von einem leichten Schlagflusse betroffen, und, so viel bekannt ist, durch Blutlassen curirt. Im folgenden Jahre verlor er in eben dem Monate fünfzehn Pfund Blut binnen zween Tagen. Von der Zeit an hielt er sich an dünne und fast lauter vegetabilische Speisen, trank wenig und schwachen Wein, keinen Branntwein, noch Caffee, rauchte keinen Taback, hatte kein dumpfiges, noch warmes Zimmer, sein Leib war stets flüßig, und die güldene Ader floss periodisch reichlich; seine Lebensart war arbeitsam, und gleichwol ist es in zweyen Jahren noch nicht zu erhalten gewesen, daß die Blutstärkung ganz ausgeblieben wäre. Wo kommt dieß viele Blut doch her? Man hat Männer, Frauenzimmer und Kinder von eben derselben Beschaffenheit. Ist vielleicht die Ausdünstung zu geringe? Ich kenne eine Frau, die seit vielen Jahren die güldene Ader stark gehabt hat. Sie hatte unzählige Mittel versucht, worunter auch große Dosen des anhaltenden Eisensafrans (*crocus martis adstringens*) waren. Sie hat mir heilig geschworen, daß sie nach genauester Abmessung und Ausrechnung, in einem einzigen Jahre vierhundert und zwölf Pfund Blut verloren: gleichwol lebte und aß sie, und gieng im Zimmer umher. Die güldene Ader hat nachher nie bey ihr aufgehört, und sie lebt noch. Gleichwol ist ein so großer Blutverlust nicht ohne Gefahr. Wie soll man ihm aber Einhalt thun? Obgleich die Ursache verborgen ist, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß es viel helfe, wenn man alle nahrhafte oder reizende Nahrungsmittel vermeidet, die eblen

edlen rothen Weine hintansetzt, wenige und nur vegetabilische Speisen, und säuerliches Wasser genießt, den Leib saust aber sehr oft bewegt, mit säuerlichen Purganzen den Leib zuweilen reinigt, und mit Salpeter den Urin befördert. Bey der oberwähnten Jungfer ist der Anwachs des Bluts doch, wie es scheint, nicht mehr so stark, und da sie sonst über beständige Hitze klagte, so scheuet sie ist schon die Kälte.

»Was hat nun hierbey das Blutlassen für Nutzen? Gewiß wenig. Wie sollen einige abgezapfte Unzen Blut wohl eine Vollblütigkeit curiren, die nichts darauf giebt, wenn gleich täglich ein Pfund Blut fortgeht? oder, wie soll davon eine Blutstürzung aufhören, die sich nicht stillen läßt, wo nicht viele Pfund Blut fortgegangen sind. Vielleicht dient das Blutlassen zur Ableitung des Bluts von den Gefäßen, die die Blutstürzung machen? dies ist unwahrscheinlich; allein wir wollen es annehmen: so wird das Blutlassen die Blutstürzung hemmen; aber es wird die Vollblütigkeit zurück lassen: Es wird die Cur der Vollblütigkeit der Natur hindern, sie nicht ersetzen, folglich schädlich seyn. Allein gleichwol wird das oft wiederholte Blutlassen die Nothwendigkeit der Blutstürzungen aufheben? Ja, wenn man vor der Zeit des Blutsturzes einige Pfunde Blut abzapft, so wird er gewiß dadurch verhindert werden: allein was ist daran gelegen, ob die Kunst, oder die Natur das Blut wegnimmt? Zudem lehret die Vernunft und Erfahrung, daß man bey den allmählichen natürlichen Blutungen den Verlust vieler Pfunde, der nach und nach erfolgt, ertragen kann, wogegen die Hälfte so viel aus der Ader gelassen, den Tod bringen würde. Inzwischen muß man doch zugeben, wenn eine heftige Blutstürzung allzu lange dauert, und die Vollblütigkeit dadurch zuweilen so sehr vermindert wird, daß eine allzugroße Entledigung entsteht, daß es alsdann oft besser seyn würde, die Blutstürzung durch das Blutlassen zu verhindern. Nur ist das dabei zu befürchten, daß hierdurch die natürlichen Blutflüsse aus der Gewohnheit kommen, und dann einmal eine gefährliche Krankheit entstehe, wenn es versahen, und das Blutlassen zu lange verschoben wird. So lange die freiwilligen

igen Blutflüsse in der Gewohnheit bleiben, arbeitet die Natur selbst für ihre Erhaltung, und schafft die schädliche Vollblütigkeit fort. Wird aber die Cur der Vollblütigkeit der Kunst übergeben, so ist immer zu fürchten, daß der Kranke oder der Arzt aus falscher Hoffnung der Gesundheit die Gefahr nicht merke, und das Blutlassen zu lange verschiebe. Es giebt Leute, die bey den schwersten Blutstürzungen das gesündeste Alter erreicht haben; hingegen sind viele, die sich aufs Blutlassen verlassen, überrascht, und von ihrem eigenen Blute frühzeitig getödtet worden. Es ist also sicherer, vom Blutlassen abzusehen, wenn sich die Natur durch freiwillige Blutungen zu helfen pflegt, bis es eine wichtige Krankheit erfordert. Wenn aber bey blutreichen Leuten die Natur keine Blutstürzungen zu machen pflegt, sondern allerley unmordentliche Blutbewegungen den Schlagfluß, die Bräune, den Steckfluß, oder andre schwere Krankheiten dräuen, so ist das Blutlassen besser. Ein Arzt, der die Natur solcher Leute daran gewöhnen könnte, sich des Bluts durch Nasenbluten zu entledigen, würde in sofern glücklich seyn, weil man es öfters nicht merken kann, daß schon des Bluts wieder zu viel sey, und der erste Zufall, der es offenbart, nicht selten tödtlich ist. Vielleicht war dieses bey den alten Aegyptern der Zweck, warum sie die Nase zu schröpfen pflegten.

Unter dem Titel:

Privilegium für die Armen,

ist mir folgende Erzählung eingesendet worden,
und ich habe nichts dagegen.

Ein Reisender, der sich in einem Walde verirrt hatte, sahe um Mitternacht zwischen den Bäumen den Schein eines kleinen Lichts, welchem er nachging. Er gelangte auf einem schmalen Wege zu einer Höhle, worin er einen Einsiedler antraf, den er in seinen Andachtsübungen störte. Andächtiger Bruder, redete er ihn an, erschrick nicht vor einem Fremden, der in der Irre umher geht, und genöthigt ist, dich um

ein

ein Nachtlager zu erfuchen. — Erschrick nicht! sagst du? erwiederte der Einsiedler, kann auch in einem Herzen noch Furcht wohnen, das sich freiwillig entschließt, diese schreckliche Einside zur Wohnung zu erwählen? Tritt näher, setze dich in diesem Winkel auf den Stein, welcher mein Schlafbett ist, und erwarte den Aufbruch des Tages. — Dieser Stein ist dein Schlafbett? verzeihe der Reisende. Wie ist es möglich, auf einem so harten Sitze zu ruhen? — Das ist möglich, weil ich dem Schlafe nie nachgehe, sondern erwarte, bis er selbst kommt, und mir die Augen zudrückt. — Auf solche Weise wirst du sehr unordentlich schlafen, wie ich dann mit Verwunderung sehe, daß du um Mitternacht in dieser Einside noch wach bist. Du wirst vermuthlich oft aus dem Tage Nacht, und aus der Nacht Tag machen. — Wie kann man ordentlicher schlafen, als wenn man schläft, weil es die Natur fodert? — Wann speisest du aber? — Wann mich hungert. — Wann verrichtest du deine Geschäfte? — Wann ich mich satt gegessen und satt geschlafen habe. — Wenn nun aber diese Zeit auf die Nacht fällt? — So verrichte ich das, was sich bey Lichte thun läßt. — Wenn dich aber zu solcher Zeit hungert, woher nimmst du deine Speise, davon ich doch keinen Vorrath bey dir sehe? — Keinen Vorrath? Hier vor meiner Thür stehen Wurzeln genug, die ich im Finstern finden kann, und dieser Bach rinnt Tag und Nacht vor meiner Höhle vorbey. — Ist es möglich, daß du bey dieser Kost und Lebensart gesund bleiben kannst? — Gesund? In den zwölf Jahren, die ich hier wohne, weiß ich noch nicht was Krankheit sey. — Gesezt aber, daß dich eine Krankheit überfiele, würdest du nicht hilflos unkommen müssen? — Würde dann aber an mir etwas verloren seyn? — Wenigstens würdest du ein Leben verlieren, das du dir zu erhalten schuldig bist. — Glaubst denn du, daß ich mein Leben erhalten könnte? — Allerdings, durch Arzney und gute Pflege. — Wer sollte mir die geben? — Dein Arzt und deine Freunde. — Wo sind aber in der Welt Aerzte? Wo sind Freunde? — Aerzte in den Städten, und Freunde auf dem

dem Lande. — Ja? Siehst du denn in den Städten und auf dem Lande die Menschen nicht sterben? Was nützt ihnen also Arzney und Pflege? — Dieses: daß sie sehr oft dem Tode entrinnen; daß sie seltner krank werden; in ihren Krankheiten weniger leiden, und endlich mit weniger Elend und ohne Verzweiflung aus der Welt gehen können. — O, glaube mir, mein Freund, so viele Menschen durch Arzney und Pflege dem Tode entrinnen, so viel werden ihm auch dadurch übergeben. Betrachte die Bauern und Wilden, die ohne Arzney und Pflege weit seltner erkranken, als die Reichen; bedenke, wie viele Menschen durch Arzney mehr, als durch ihre Krankheiten gepeinigt werden, und wie sie die gute Pflege verzärtelt und weichlich macht, daß sie von kleinen Uebeln unendlich mehr leiden, als andre von den größten; und wisse endlich, daß niemand mit mehr Gram und Verzweiflung aus der Welt gehe, als wer in der Einbildung steht, daß ihm das Leben hätte verlängert werden können; und wer alles besitzt, um es sich leicht und angenehm zu machen. — O, Freund! was sind dies für Grundsätze! Und was sollte aus der Welt werden, wenn alle Menschen so dächten, als du? Würde dann nicht das ganze gesellschaftliche Leben aufhören? Würde nicht die Welt zur Wüsteney werden? — Nein, ein jeder würde auf seine Erhaltung denken; das Land bauen, und übrigens sein Schicksal der Vorsicht übergeben. Allein, ich verlange nicht, daß alle Menschen so denken sollen, als ich. Was dann aus der Welt werden würde, das bekümmert den nicht, der sich so von ihr absondert, als ich. Könnte sie nicht bestehen, so würde doch der Himmel bestehen, den ich allein suche. Wer die Welt zu erhalten sucht, der mag anders denken. Genug, du siehst aus meinem Beispiele, daß kein Stand, keine Lebensart, kein Mangel in der Welt, so viel Elend bey sich führe, daß man nicht Gründe finden könnte, sich dabey zu beruhigen. Glaube mir, daß es mitten im Tumulte der Menschen Elende genug giebt, die an allem eben solchen Mangel leiden, als ich; die eine eben so armselige Lebensart führen müssen, die eben so verlassen, und doch dabey eben so vergnügt sind, als ich. Müßten diese

Der Arzt. V. Th. Berth. Ausg. P armen

armen Leute nicht verzweifeln, wenn sie nicht eben so dächten, wie ich denke? Aus der Gleichgültigkeit, aus der Ruhe, womit der Arme sein Elend erträgt, aus der Freude, womit er seinem Schicksale sorglos entgegen geht, siehst du, daß auch die Maximen eines Einsiedlers, die dir so übertrieben scheinen, nöthig sind, um den größten Theil der Menschen zu beglücken, und daß sie es wirklich allein sind, die es thun. Nimm demnach diese Regel mit dir aus dieser Höhle, daß es dein Beruf nicht sey, den Armen und Elenden in ruhigen Besitze seiner Zufriedenheit zu stören; gesetzt auch, daß sie auf lauter Irrthümern und Chimären beruhen sollte. — Ich erkenne den Werth deines Rathes, und werde ihm um desto gewisser folgen, je weniger ich von Natur geneigt bin, Unglücklichen ihr Elend zu demonstrieren. Mögen sie doch in ihrer Einbildung glücklich seyn, und das, was sie nicht besitzen können, verachten! Wer Gemächlichkeit, Umgang, Pflege und Arznei haben kann, wird allezeit Reichthum, Freunde, Pfleger und Aerzte für große Geschenke des Himmels halten; und wer sie nicht haben kann, muß demonstrirten lernen, daß sie es nicht sind.

Hundert zwey und zwanzigstes Stück.

von Hagedorn.

Was liebenswürdig ist zu lieben,
Hat uns die paarende Natur
Mit unserm Blut ins Herz geschrieben;
Und das entfällt dem Alter nur.

Ich wähle den Monat der Liebe, um meine Leser einmal von dieser gewaltigen Leidenschaft zu unterhalten. Weil ich aber wol weiß, daß viele Leute nicht gern von ihr reden hören

hören, und daß besonders das Frauenzimmer vor dergleichen Erörterungen einen natürlichen Abscheu hat, so muß ich bey dem gegenwärtigen Blatte den traurigen Senfzer eines gewissen Dichters thun, der mir gewiß nahe geht.

Was sonst mein liebster Wunsch gewesen:
Was meine Müß vergalt, das wünsch ich mir ist nicht.
Sonst wünsch ich, würde meine Schrift
Von schönen Augen doch gelesen!
Ist wünsch ich, würde meine Schrift
Von schönen Augen nicht gelesen!

Die Leidenschaft, von der ich handeln will, ist von der, die in der Metaphysik die Liebe genennt wird, ziemlich verschieden. Die Seelenlehrer verstehn darunter ein Vergnügen, das wir aus den Vollkommenheiten andrer schöpfen. Es giebt in der That einen solchen edlen Affekt, und daran ist kein Zweifel. Allein, es giebt auch einen ganz andern, von welchem die Seelenlehrer nichts sagen, und den sie fast gar nicht an sich kommen lassen zu wollen scheinen.

Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beschreiben sie uns, wie man lieben soll,
Fast so, als ob sie nichts von diesem Triebe wüßten.

Wenn aber alle Liebe bloß in dem Vergnügen bestünde, das wir aus den Vollkommenheiten andrer schöpfen, so würde man viele metaphysische Spitzfindigkeit anwenden müssen, um zu erklären, warum uns die Vollkommenheiten andrer im Maymonate mehr Vergnügen verursachen, als in andern Jahreszeiten? und warum uns nur die Vollkommenheiten des andern Geschlechts in solche Hitze setzen?

Es ist besser, daß wir gerade zu bekennen, was wir empfinden; und daß wir uns eines Triebes nicht schämen, noch ihn verleugnen, der eine Sache von der Natur ist.

Als die Natur das Thierreich schuf, so legte sie allen Thieren gewisse Triebe bey, die den gemeinschaftlichen Zweck hatten, die von ihr bewerkstelligte Schöpfung in ihrem Flore zu erhalten, damit sie nicht alsobald wieder ins alte Chaos zurück fiel.

Wo unbemittes Zeug in seiner Ursach schläft.

Da auf die Erreichung dieser Absicht alles ankam, wenn nicht die ganze Schöpfung einem Blitze ähnlich seyn sollte, der eben so bald wieder verschwindet, als er entstanden war; so wollte die Natur dieses große Werk weder auf wandelbare Umstände, noch auf freywillige Entschliessungen der Geschöpfe ankommen lassen; sondern sie legte die Triebe zur Erhaltung des Thierreichs so tief in ihr Wesen, und machte sie im ganzen Gebiete der Begierden so allmächtig, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt ein jedes einzelnes Thier unter den Gehorsam ihrer Absichten bringen, und es zwingen mußten, alles andre, so lieb es ihm auch war, diesen natürlichen Pflichten aufzuopfern. Diese Triebe sind von dreyerley Art. Der erste ist der **Trieb zur Selbsterhaltung**. Jedes Thier wird durch Hunger, Durst und Müdigkeit, zum Essen, Trinken und Schlafen gezwungen, um sich selbst zu ernähren, und durch die Ruhe zu stärken. Wider diese Triebe hilft kein Vernunftschluß, keine Sittenlehre, keine Gewohnheit. Der andre ist der **Trieb der Selbstvertheidigung**. Jedes Thier hat seine natürliche Waffen, um sich wider alle äußerliche Gewalt vor dem ihm gedroheten Untergange zu schützen; und so bald uns diese Gefahr dränet, wiegelt entweder der Schmerz, oder die Empfindlichkeit des Herzens alle Kräfte der Natur zu ihrer Vertheidigung auf, und der Zorn oder Schmerz greift also bald zu den Waffen. Auch dieser Trieb wirkt in großen Gefahren unwiderstehlich, und spottet aller Entschliessungen der Vernunft, die sich eine Ehre daraus zu machen scheint, ihn zu bekriegen. Der **Troquese**, der sich aus eigensinnigem Stolze vest vorsetzt, bey allen Martern, die ihm angethan werden, nicht das geringste Zeichen von Schmerz, Rache, Zorn oder Gegenwehr zu geben, verfällt dennoch zuletzt, wenn ihm der Schmerz aufs Leben geht, in Verzückungen, und schäumt mit dem Munde, zerbeißt sich die Zunge, und verräth die natürliche Wuth durch Krümmen, Winden, und andre Bewegungen, über die sein stolzer Vorsatz nicht Meister werden kann. Der dritte Trieb der Natur ist endlich der zur Erhaltung der Gattung, oder zur Sort-

pflanz-

pflanzung derselben, um deswillen sie das Thierreich in zweyerley Geschlechter abgetheilt hat. Wenn dieser Trieb mit seiner großen Gewalt zu wirken anfängt, so entsteht daraus diejenige Leidenschaft, welche ich als ein Arzt, mit Erlaubniß aller Seelenkener, die, ohne sie, nie in die Welt gekommen seyn würden, die **Liebe** nenne. Sie ist ein eben so allgemeiner, eben so natürlicher, eben so unabhängiger Trieb von der Vernunft, als die beyden vorhergehenden.

Der Liebe Macht ist allgem: in;
Ihr dient ein jeder Stand auf Erden.

Ja, man kann eine natürliche Ursache finden, warum er mit der stärksten Gewalt über alle andre gebietet. Die Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung interessieren ein jedes Thier selbst, und gründen sich auf die Eigenliebe, welche der Quell aller ihrer Entschliessungen ist. Allein, die Erhaltung des Geschlechts war eine Sache, woran der Natur mehr liegen mußte, als uns. Wir sehn es an den Hagestolzen und Mönchen, daß wir mehr Muth und Neigung haben, diesem Gebote der Natur ungehorsam zu seyn, als denen, die unsre Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung angehen. Es giebt lange so viel Leute nicht, die sich todt hungerten, oder sich, ohne zu murren, oder ohne alle natürliche Gegenwehr todt martern ließen, als es Leute giebt, die es für unnöthig halten, sich fortzupflanzen. Um deswillen wendete die Natur bey diesem Gesetze noch mehr Gewalt, als bey den übrigen an, um es unsrer Eigenliebe selbst interessant zu machen. Sie verband mit dem Gehorsame gegen dieses Gebot, eine Entzückung, wogegen alles andre Vergnügen Tand war; und jeder Verliebter gerieth durch diese Entzückung in eine kurze, aber völlige Gleichgültigkeit gegen die ganze Welt, und sagte, wie **Voltaire** zu seiner Geliebten:

Heureux cent fois le mortel amoureux,
Qui tous les jours peut te voir & t'entendre;
Que tu reçois avec un souris tendre,
Qui voit son sort écrit dans tes beaux yeux,
Qui meurt d'amour, qui te plait, qui t'adore,

V 3

Qui

Qui pénétré de cent plaisirs divers,
A tes genoux oubliant l'univers,
Parle d'amour & t'en reparle encore.

Außerdem aber legte sie den Lieben, die uns zu diesem Gehorsame zwingen sollten, eine so wüthende Stärke bey, daß Sinne, Vernunft, ja selbst die Liebe zum Leben schweigen mußten, so bald sie erwachten. Ein Verliebter zeigt sich in allen Stücken, als ein Mensch, der in einer fremden Gewalt ist; als eine Maschine, die nichts mehr selbst thut, sondern bloß so handelt, wie sie dirigirt wird. Wenn ihm die Sinne mit widrigen und schmerzhaften Empfindungen, die Vernunft mit kühlen Sittenlehren, und selbst die Eigenliebe mit ihren sonst mächtigen Reizungen widerstehn will; so beweiset die mächtigere Liebe, daß sie uns zwingen kann, alle unsre Empfindungen zu verleugnen, alles schön zu finden, was uns bey kaltem Blute eckelhaft oder beschwerlich gewesen seyn würde, bey guter Vernunft Thoren zu werden, und das, was wir selbst für höchst unsinnig erkannt, in der Hitze der Leidenschaft dennoch zu thun, und sogar die wahrscheinlichsten Gefahren des Lebens für nichts zu achten; sondern uns mit offenen Augen in die Abgründe der Wollust zu stürzen, die uns verschlingen. Man gehe das ganze Thierreich durch, so wird man überall diese unumschränkte Macht der Liebe finden; und da sie uns auch nicht als Menschen, sondern als Thieren gegeben ist, wobey die Vernunft nichts zu sagen hat, so kann ich es dem Bayle nicht verdenken, wenn er uns diese Leidenschaft, als Philosoph, ganz anders schildert, als er sie uns, wenn er ein Dichter gewesen wäre, geschildert haben würde. »Man kann die Ausschweifungen der Liebe nicht genugsam beweinen, sagt er: »Sie ist eine thierische Leidenschaft, welche alle Regungen der Dankbarkeit und der Großmuth erstickt. Man findet Leute, welche für keine Schätze der Welt ihren Freund um den Werth eines einzigen Pfennigs bringen würden; sie würden eine unerträgliche Gewissensangst empfinden, wenn sie sich vorzuwerfen hätten, denselben in dem geringsten Dinge hintergangen zu haben; die allerschönste Großmuth

erhält

erhält sich in ihrer Seele, in Ansehung aller andern Dinge, Allein sie machen sich im geringsten kein Gewissen daraus, seine Ehegattin, oder seine Tochter zu vermehren.»

Da ich nicht berufen bin, aus diesem Tone eines Sittenrichters von der Liebe zu reden, so erspare ich den Verliebten manche empfindliche Anmerkungen, die nur allzu wahr sind, und wobey der Ruhm des Charakters der Menschlichkeit leidet. Es ist mir genug, unsern natürlichen Beruf zur Liebe aus seiner ersten Quelle hergeleitet zu haben; und nun werde ich meinen Vortrag verändern. Ich setze mir dieses noch hinzu, daß es eine eben so unbillige Forderung sey, wenn uns die Alten, die Weltweisen, die Mönche und Unvermögenden, aus der Liebe überhaupt ein Verbrechen machen wollen, als wenn die ausschweifenden Wollüstlinge begehren, daß man ihnen in diesem Vergnügen gar keine Schranken setzen, sondern es, als ein Werk der vorsorgenden Natur, auch bis in seine ungebundensten Ausschweifungen, befördern, oder wenigstens entschuldigen soll. Dieses letzte ist die gemeine Zuflucht der Wollüstigen, womit sie ihre niedrige Neigung beschönigen. Allein sie müssen bedenken, daß alle natürliche Triebe, wenn sie uns nicht schädlich werden sollen, in gewissen Schranken gehalten werden müssen. So natürlich uns Hunger und Durst, und Schlaf und Ruhe sind, so kann man doch nie ungestraft zu viel essen, sich betrinken, zu viel ruhen, und sich zu sehr der Gemächlichkeit ergeben. So natürlich uns die Selbstvertheidigung durch den Zorn ist, so habe ich doch in meinem 107ten Stücke gezeigt, daß uns dieser Trieb uns Leben bringe, wenn man ihm nicht Zaum und Gebiß anlegt. So natürlich uns demnach auch die Liebe ist, so sehr müssen wir doch ihre Ausschweifungen fliehen. Wenn ich meinen Lesern die Wirkung dieser Leidenschaft in unsern Körper beschrieben haben werde, so zweifle ich nicht, daß sie von dieser Wahrheit auf das vollkommenste überzeugt seyn werden. Wasam wollen wir die Mittel suchen, wodurch man diesen Ausschweifungen vorbeugen kann.

Es ist merkwürdig, daß der Affekt der Liebe allen Thieren so lange unbekannt bleibt, bis sie in dasjenige Alter gelangen, da sie der Absicht der Natur ein Genüge leisten können; und daß er, so bald der Körper dieses Vermögen wieder verliert, gemeinlich auch wieder verschwindet. Wie ferwärts in den heißen Ländern von Indien erwacht dieser Trieb sehr früh, und daselbst ist es auch gar nichts seltenes, daß Mädgen von zehn Jahren Mütter werden. Sie sind aber auch nach dreißig Jahren schon unfruchtbar, ruzlicht und weise. Sonst wissen gemeinlich Kinder und Greise nur wenig davon, und wie augenscheinlich beweiset dieses nicht, daß diese Leidenschaft ein vorher bestimmtes Werk der Natur sey, das uns zu einer Pflicht zwingt, welche wir sonst vielleicht vergessen würden.

Wenn ein Verliebter die Macht seiner Leidenschaft zuerst fühlt, so fängt sein Herz mit großer Hestigkeit an zu schlagen; sein Geblüt wird erhitzt, und schäumt in seinen Adern; die Lunge wird damit überhäuft und geängstigt, und tiefe Seufzer müssen den Umlauf desselben durch die Brust befördern und erleichtern. Alles dieses sind die Wirkungen eines jeden heftigen Verlangens, und jeder heißen Sehnsucht; daher man auch die Seufzer mit Recht das Unterscheidungszeichen der Sehnsucht nennt. Das erhitzte Blut erregt im ganzen Körper eine Art von Fieberhize, welche auf eine langsame Weise die Säfte und Lebenskräfte verzehrt.

Me lentus Glyceræ torret amor meæ,

sagte **Soraz**, dieser große Kenner der Liebe; und eben so sagte die verliebte **Sappho**:

Kaum seh ich dich, so kommt kein Wort zum Munde:
Die Zunge stirbt, ein Feuer schleicht ohne Ruh
Durch Mark und Bein — Ein Schaur besällt die Glieder,
Ein kalter Schweiß bedeckt mich, —
Ich werde blaß, wie ein verwelknd Kraut,
Ja athemlos und fast entseelt geschaut.

Das Gemüth der Verliebten ist in einer grausamen Unruhe, ja wirklich in einem Anstöße von Verrückung; und dieses ist so allgemein, daß man von den Arzneyen, welche eine

Verz

Verrückung verursachen, bemerkt hat, daß sie zuweilen die Wollust bey kaltsinnigen Leuten erzwingen, weshalb der Abschäum der Wollüstigen dieselben zu Liebestränken gebraucht. Selbst an den Leuten, die von andern Ursachen verrückt werden, bemerkt man eine große Neigung zur Wollust, und eine ganz viehische Unenthaltbarkeit; und wenn je Liebestränke ihre Wirkung gethan haben, so ist es gewiß auf keine andre Weise geschehn, als daß die Gifte die Leute toll machen. **Borellus** erzählt von einem Geistlichen, daß er, nach einem solchen Gifte, in eine mordfüchtige Wuth verfallen, und daß viele andre Beyspiele entweder eine dadurch verursachte Hirnwuth, oder eine gänzliche Dummheit bewiesen haben. **Heinrich ab Seer** kannte einen geschickten Knaben von 14 Jahren, welcher nach einem bekommenen Liebestranke in eine schwere Krankheit verfiel, und kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Nachdem er aber wieder zu sich selbst gekommen, sahe man die Gewalt des ihm beigebrachten Giftes an den großen Verwandelungen, die mit ihm vorgingen. Seine ganze Haut, alle seine Haare und Nägel fielen ihm ab, und wuchsen von neuem. Sein ganzes Gedächtniß war so seltsam zerrüttet, daß er sich seines vorigen Lebens nicht im geringsten mehr erinnern konnte, ja nicht einmal seinen Namen wußte. Er mußte das A B C, das Buchstabiren und Lesen von neuem lernen, da er doch zuvor schon ein guter Dichter gewesen war. Kurz, er war ein ganz neugebohrner Mensch, der zum andernmale ins Leben kam.

Man findet unter den Beobachtungen der Aerzte viele, da eine heftige Liebe, Raserey, Melancholey, Schlaflosigkeit, völlige Enthaltung vom Essen und Trinken, rasende hitzige Fieber, langsame auszehrende Krankheiten, ja auch eine lange Sprachlosigkeit, Schlagflüsse, und endlich den Tod nach sich gezogen hat. Hierbey ist besonders, daß diese Leidenschaft, wenn man darin ausschweift, so wie viele andre, insbesondre den Magen schwächt, worüber der spanische Arzt, **Torrez**, wie er sagt, die lächerlichen Weibsleute oft hat klagen hören. Schon wenn sie in ihren Grenzen bleibt, vers

P 5

dirbt

dirbt doch die Liebe den Appetit, und so bald ein Verliebter bey Tische an sein Mädgen denkt, vergeht ihm Essen und Trinken. Die Kameele, die sehr heftig lieben, und zur Brunnzeit ausserordentlich zornig sind, essen, wie Thevenot versichert, in 42 Tagen nicht das geringste. Solche Wuth kann eine heisse Sehnsucht verursachen, und so werden die Lebensgeister von einer Leidenschaft verwirrt, die doch nur bestimmt ist, Leben zu geben, und eine unentbehrliche Pflicht der Natur durch süße Belohnungen und die angenehmsten Empfindungen zu vergüten.

Ich würde eine thörichte und vergebliche Arbeit thun, wenn ich meinen Lesern den Rath gäbe, die Liebe zu meiden. Nein, nein, das ganze Geschlecht der Thiere und Menschen soll und muß lieben. Es findet ein jeder seinen Gegenstand, worauf früh oder spät seine Blicke hängen bleiben, und der sein Herz wie ein Donner rührt, und es lieben lehrt, noch ehe es die Vernunft darüber zu Rathe ziehen kann. Nur vor den Ausschweifungen dieser gefährlichen Leidenschaft kann ich mit Vernunft meine Leser und Leserinnen warnen; ob ich gleich eben keinen großen Reichthum von Mitteln vorzuschlagen weiß, welche sie davor beschützen könnten.

Es ist gewiß, daß man die Raserey der Liebe würde vermeiden können, wenn man nur kein Vergnügen darin fände, sie rasen zu lassen. Eine große Zerstreung des Gemüths, die Wahl andrer Arten von Vergnügungen, eine tugendhafte Erziehung; alles kann etwas dazu beytragen, daß ein Mensch nicht in das Elend verfällt, wie eine Bestie zu lieben. Inzwischen sind dennoch oft diese Mittel nicht hinlänglich, und selbst Hunger und Durst, Wassertrinken und strenge Arbeit, vermögen nicht zu allen Zeiten etwas gegen diese grausame Sehnsucht. Die Arzneyen sind fast durchgängig verwerflich und schädlich, oder doch wenigstens unkräftig. Ein einziges Mittel ist vorhanden, welches diese Krankheit sicher, geschwind, glücklich und noch dazu auf eine angenehme Weise, heilet. Man wird mir dafür verbunden seyn müssen, wenn ich es, aus Krügers Lebensordnung, hier abschreibe. Dieses ist es: »Wer das Unglück hat, sich heftig zu ver-

»lieben,

»lieben, dem kann nicht besser geholfen werden, als wenn er — was denn? als wenn er den Gegenstand seiner Wünsche heirathet. Niemals ist wol ein Recept so kurz und zugleich so kräftig gewesen, als dieses: denn es besteht nur aus einem einzigen Worte, und heilt gleichwol eine Krankheit, bey der die Bemühung der größten geistlichen und leiblichen Aerzte, öfters ganz fruchtlos ist. Man wird antworten, daß dieses ein bekanntes Mittel sey; aber man wird auch einräumen, daß öfters die gemeinsten und bekanntesten Dinge die größte Kraft besitzen. Derjenige ist glücklich, welcher weder unvernünftig genug, sich von den Affecten foltern zu lassen, noch auch so vernünftig ist, sich durch seine Betrachtungen in eine Schlafmütze zu verwandeln.,,

Die Liebe soll also ein Opfer haben: denn alle andre Vorschläge sind eitel, und helfen zu wenig.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

In diesem Opfer liegt das natürliche Mittel wider die Raserey der Liebe verborgen. Denn, so wie die Natur die Erhaltungstribe befeuret hat, bis sie ihre Absicht erreicht haben, so ist auch in der Vollendung dieser Absicht die Sättigung und Entkräftung derselben schon enthalten. Der heftigste Hunger verwandelt sich in Ekel, sobald wir so viel Speise genossen haben, als nöthig war, uns zu erhalten. Die schläfrigste Müdigkeit verwandelt sich durch den Schlaf in Munterkeit, und die hitzigste Sehnsucht erkaltet im Genusse. Die Ehe ist der Zweck, und zugleich das Gegengift der Liebe. Celsus wußte schon, daß die Hagestolzen von der Natur mit Trägheit und Untüchtigkeit zu ihren Geschäften, bestraft werden; und Galenus versicherte, daß diese Leute, anstatt, wie sie glauben, ihre Kräfte zu schonen und zu sparen, sich durch eine weise und gemäßigte Liebe vielmehr stärken würden. »Wem ist unbekannt, sagt Zoffmann, daß heftig verliebte Manns- und Frauenpersonen, wenn sie ihres Wunsches nicht gewährt werden können, von der Zeit an, in schwere Zufälle, un-

gemeine

„gemeine Mattigkeit der Glieder, Ohnmachten und unaufhörliche Schlaflosigkeit gerathen; wobey die Gesichtsfarbe ganz blaß wird; der Appetit sich verlieret; zuweilen ganz furchtsam werden; und zur andern Zeit ganz irre, und von nichts als Liebesfachen reden? und gewiß, dergleichen Leute sind schwer zu curiren, zumal wenn nicht das rechte Mittel, nämlich die Erhaltung ihres Gegenstandes, und die Ehe zugelassen werden kann.“

Man kann in der That, wie schon oben **Krüger** sagte, nicht behaupten, daß dieses Mittel neu erfunden sey. Es ist vielmehr den meisten Menschen nur allzubekannt, und viele finden ihr Vergnügen darinn, daß sich die Krankheit schnell wieder erneuret, damit sie den Versuch, sie zu curiren, nur wieder erneuern können. Sie scheuen sich nicht vor der grausamen Leidenschaft, die so viel Narren und Kranke macht; sie fliehen das Joch nicht, das ihnen die Natur für die Nachwelt auferlegt hat. Kurz, die Liebe wird ihr Zeitvertreib, und ihre Ausschweifung, wie andern das Schmaufen und Saufen.

Man hatte vor Zeiten gar die Gefälligkeit gegen das Laster, daß man der Jugend zu ihren Ausschweifungen Gelegenheit machte. **Tacitus** schreibt, daß in Rom öffentliche Häuser dazu gehalten worden, von welchen die Obrigkeit einen besondern Zoll genommen. Durfte sich nicht **Terenz** gar unterstehen, auf offener Bühne die Wollust zu lehren?

Non est flagitium, mihi crede, adolescentulum
Scottari.

Allein, es hat immer weisere Leute gegeben, welche den Schaden, den selbst die Republik von diesen Unordnungen leidet, eingesehen haben. Ich will nur den einzigen **Valerium Maximum** anführen. „*Li demum penates, sagt er, ea civitas, id regnum, aeterno in gradu facile steterit, ubi minimum virium veneris pecuniaeque cupido sibi vindicaverit. Nam quo ista generis humani pestes penetraverint, ibi iniuria dominatur, infamia flagrat.*“

Wir selbst wüthen gegen uns, wenn wir einen Trieb, den die Natur schon hoch getrieben hat, aus Uebermuth noch

noch schärfer anspannen. Wie sehr diese Art der Ausschweifungen den Körper schwäche, und zu auszehrenden Krankheiten den Grund lege; und daß, mit einem Worte, die Wollust eine schmeichlerische Sirene sey, welche die Sterblichen, die ihr die Hand bieten, mit einer lachenden Miene an die Stufen des Grabes führet, und hernach auf einmal verschwindet, ist mehr als zu bekant; und man sollte viel mehr froh seyn, wenn uns nicht zu viel Gegenstände zu dieser Leidenschaft reizten, als daß man noch gar auf Mittel denkt, sie zu reizen und zu vermehren. Alle Schriftsteller, vom **Hippocrates** an bis auf unsre Zeiten, haben beobachtet, daß keine Ausschweifung die Kräfte des Lebens mehr schwäche, als diese; und sie halten sie hierinn für viel nachtheiliger, als die stärksten Verblutungen. **Caspar Reies** sagt insbesondere von ihr, „daß sie die Kräfte aus dem Grunde wegnehme, die Lebensgeister erschöpfe, die natürliche Wärme ausdämpfe, die Kraft des Lebens vermindere, das Gehirn und die Nerven schwäche, und die Augen, alle Sinnen und alle Gemüthskräfte und Gliedmaßen ohnmächtig mache.“ **Timäus von GaldenKlee** hat auf diese Ausschweifung eine Erschöpfung der Kräfte, Verdunkelung der Augen, Schwindel, Zittern der Glieder und Ohnmachten erfolgen sehen; und andre bezeugen, daß der Ausgang solcher Laster zuweilen gar tödtlich sey. **Maimonides** klagt davon vornehmlich wegen der Nachwelt, als welche desto schwächer und hingfälliger werde, je mehr sich die Aeltern durch die Ausschweifungen ihrer Jugend erschöpft haben. Daher konnte **Tacitus** mit Grunde von den alten Deutschen rühmen: *Sera iuvenum Venus, ideoque inexhausta pubertas.* Denn „die alten Deutschen blieben,“ nach dem Ausdrucke des **Pomponius Mela**, „lange Knaben,“ welches **Isaac Vossius** vernünftig so auslegt, daß sie sich lange Zeit der Werke der Wollust enthalten haben. Wir sehen die große Erschöpfung und Abzehrung in den Beyspielen der Thiere, welche doch darinn noch glücklicher sind, daß sich bey ihnen dieser Trieb nur zu gewissen Zeiten reget, da er hingegen bey uns immer wach.

Ich weiß nicht, ob ich den Grund dieser bösen Folgen, mit dem Maimonides, darinn suchen soll, „weil wir den „Stoff der Dpfer, die wir der Liebe bringen, von dem Orte „her bekommen sollen, wo der Verstand ist, nämlich vom „Gehirne.“ Allein, es läßt sich hier nicht viel disputiren, wenn alle Erfahrungen das große Elend zeigen, in welches uns die Unmäßigkeit im Gehorsame der Natur stürzt.

Bei so bewandten Sachen, da nicht allein die Sehnsucht der Liebe eine unbändige Leidenschaft ist, die unsre Natur zerrütet, sondern auch die Ausschweifungen derselben uns gerade aufs Herz gehn, und uns den Untergang dräuen, kann ich meinen Lesern und Leserinnen die Warnungen und Vorschläge nicht dringend genug empfehlen, welche ich ihnen schon vor dem Jahre mitgetheilt habe, (S. das 70ste Stück) um sich ihrer bey der gegenwärtigen gefährlichen Jahreszeit aufs beste zu bedienen. Zu unserm Frauenzimmer hab ich die beste Hoffnung. Sie bedienen sich ihrer Schönheit sehr wenig zur Liebe. In Lesbos und Tenedos waren vor Zeiten ordentliche Gerichtspersonen bestellt, deren Amt darinn bestand, die Streitigkeiten wegen des Vorzugs der Schönheit zu entscheiden; und noch zu den Zeiten des Athenäus war in einer Stadt im Pelepones ein jährlicher Wettstreit der Schönen. Ja, Theophrastus behauptet gar, daß auch die Mannspersonen selbst, zu **Ela**, einen solchen Wettstreit der Schönheit gehalten haben. Wenn bey uns die Verliebten, nach einem solchen Wettstreite, die Wahl ihrer Herrn und Gebieterinnen anstellen sollten, so glaube ich, daß die Richter nichts weiter als die Rechenkunst verstehen dürften, um zu entscheiden, welche Person das wichtigste Capital besitze, um es zu heirathen. Ich freute mich, als ich las, das **Carl Ogier**, in seiner Dänischen Reisebeschreibung, die Sittsamkeit unsers nordischen Frauenzimmers so sehr zu erheben Ursache gefunden hatte. Denn er sagte: „das Dänische Frauenzimmer,“ (folglich auch vermuthlich das Hamburgische,) sey so ernsthaft und sittsam, „daß es denen, die mit ihm umgiengen, nicht das geringste „hoffen ließe; es lege den Augen keine Fallstricke, es zeige

„weder

„weder Brust noch Haar, und habe nichts Verbuhltes, weder in seinem Gange noch Geberden.“ Diese glückliche Zeit war im Jahr 1634. Allein, meine Freude hat sich ein wenig geschwächt, nachdem ich gefunden, daß 45 Jahr später der Ritter **Beaujeu** eben dieses nordische Frauenzimmer schon etwas freygebiger gefunden. „Es ist nichts „außerordentliches, sagt er, schön Frauenzimmer in Dänemark zu sehen. Die Bäurinnen sind daselbst gemeinlich „wohl gebildet, und die meisten jungen Mädchen haben ein „ungezwungenes Ansehn, lustige Manieren, und eine feine „Gesichtsbildung u. s. w. Die Tugend des Dänischen Frauenzimmers, (wie? folglich vermuthlich auch des Hamburgischen?) scheint für ihre Schönheit gemacht zu seyn, das „heißt: daß sie derselben Genuß erlaubet, und nicht zugiebt, „daß sie ein unnützer Schatz seyn sollte. Dieses ist bey ihnen nicht sters eine lasterhafte Neigung. Es ist eine leichtsinnige Unempfindlichkeit; und ich bin überzeugt, daß sie „nur sündigen, weil sie nicht die Stärke haben, sich gegen „die Mannspersonen zu vertheidigen.“ So war das nordische Frauenzimmer im Jahre 1679. Seitdem sind 82 Jahr verflossen; und wie mag es denn nun wohl seyn? In der besten Hoffnung, daß ein Reisender, von 1761, unser Frauenzimmer rühmen werde, daß es mit keinen andern Waffen, als mit Gelde, buhle, und keine andre **Venus** kenne, als die ihr Dpfer in Leinenzeuge, Kanten und hamburgisch grob Courant annimmt, will ich die Warnungen meines 70sten Stückes, bloß wegen der Malignität des Monats, nur noch einmal obenhin empfehlen.





Hundert drey und zwanzigstes Stück.

von Logau.

Was macht sie werth?

Ihr Werth nicht, sondern das, daß man sie so begehrt.

Als Ceres nach Griechenland kam, so belohnte sie diejenigen, welche ihr Opfer brachten, dadurch, daß sie sie lehrte, allerley Getreide zu säen. Allein, den Anbau der Bohnen lehrte sie sie nicht. Daher hielten die Griechen, und verschiedene andre Nationen, nach dem Berichte des Pausanias, die Bohnen für eine unreine Speise, und genossen sie niemals. Es ist nicht zu glauben, daß die Erfinder dieser Fabel bloß aus Eigensinne den Genuß der Bohnen verboten haben sollten; und noch weniger läßt sich dieses von dem Weltweisen Pythagoras behaupten, von welchem Diogenes Laertius versichert, daß er diese Speise verabscheuet, und allen seinen Schülern verboten habe.

Es war in den alten Zeiten gebräuchlich, daß man dem großen Haufen der Menschen den natürlichen Grund der Gesetze und Verbote verhelte, welche man ihm vorzuschreiben für gut fand; und daß man ihm dagegen allerley Fabeln und Märchen erzählte, welche weit mächtiger auf den Gehorsam des abergläubischen Volks wirkten, als alle Gründe der Vernunft zu thun vermögend gewesen seyn würden. Daher findet man auch in den alten Schriftstellern eine große Menge abergläubischer und ungereimter Meynungen von der Ursache des Verbots der Bohnen. Plinius leitete es das von her, weil man sie für ein Symbolum des Todes gehalten, und bey den Leichenbegängnissen gebraucht; denn man streuete bey denselben Bohnen aus, und schüttete sie auf die Gräber der Todten, um durch dieses Opfer die bösen Geister

ster zu besänftigen, und die verstorbenen Seelen zu beruhigen, von welchen man glaubte, daß sie in die Bohnen hinein führen. Auf diesem alten Aberglauben beruhet noch die heutzige Gewohnheit in Italien, daß man am Tage aller Seelen Bohnen speiset, und seinen Freunden und Anverwandten damit Geschenke macht. Die Veranlassung dieser Chünäre scheint die gewesen zu seyn, weil sich auf den Bohnen verschiedene Flecken zeigen, die gewisse Buchstaben vorstellen, welche von den Griechen für traurig gehalten wurden. Besonders sieht man auf ihnen das Theta der Griechen, welches Martial Mortiferum nennt, weil es der erste Buchstab des Wortes Thanatos, Tod, ist, und dieser Buchstab das Handzeichen war, womit die Todesurtheile unterschrieben wurden. Diese Herleitung ist desto wahrscheinlicher, da man eben denselben Grund auch bey andern solchen ungereimten Verbotten gebraucht hat. Plutarch sagt z. E. daß auch die Richern den Pythagoräern aus keiner andern Ursache verboten gewesen, als weil sie im Griechischen Lathiron oder Erebinos heißen, folglich den Begriff des Todes mit sich führen, welcher im Griechischen Lethe und Arebos genennt wird.

Aristoteles soll, nach dem Berichte des Diogenes Laertius, noch ganz andre Ursachen von dem Verbote der Bohnen bey den Pythagoräern angegeben haben, welche mit denen, die wir hin und wieder im Lucian lesen, und mit denen, die Origenes dem Chalpäer Jates, welcher der Lehrer des Pythagoras war, zuschreibt, sehr überein kommen. Sie sind aber alle abgeschmackt. Man sehe die Bohnen für Sinnbilder des ersten Ursprungs aller Dinge an, weil sie einen ganz besondern Geruch von sich geben und eine schändliche Figur vorstellen; man verabscheuete sie, weil sie nur einigen Personen unter vielen günstig waren, indem man sie bey den Wahlen gebrauchte; und endlich so fand man gar, daß sie den Höllenpforten ähnlich wären, weil sie keine Biegungen noch Gelenke haben. Man kann von diesem allen in einer gelehrten Abhandlung des P. Carmeli, von

den abergläubischen Gebräuchen mit den Bohnen, ausführliche Nachrichten und Untersuchungen finden.

Ich halte, wie gesagt, die wahre Absicht des Verbots der Bohnen, insbesondre bey den alten Weltweisen, für weit besser in der Natur der Sache selbst gegründet, als sie in diesen elenden Herleitungen angegeben wird. Die Aegypter verboten den Wein dem Volke aus politischen Absichten, und beredeten es, daß er Teufelsblut wäre. Die alten Philosophen verboten ihren Schülern die Bohnen unter dem Scheine und Vorwande abergläubischer Vorurtheile. Allein der wahre Grund war wol unstreitig dieser, weil diese Speise für die Schüler der Weisheit ungeschickt ist, und sie am Nachdenken hindert. Ich werde dieses um desto lieber beweisen, da es meinen Lesern zugleich erklären wird, was sie vom Genuße der Bohnen für Wirkungen zu erwarten haben.

Es ist zuvörderst zu beobachten, daß die alten Philosophen überhaupt, nicht nur die Bohnen, sondern auch die Erbsen, Linsen, Kichern, kurz alle Hülsenfrüchte vermieden, weil sie wegen ihrer groben aufsteigenden Dünste die Seele verdunkeln und dem Verstande schaden. Daß dieses eine Eigenschaft aller Hülsenfrüchte sey, bestärken die Beobachtungen und Aussprüche aller Aerzte. Sie sind schwer zu verdauen, und machen viele Blähungen. Daher können sie nur harte und starke Naturen und grobe Körper vertragen, die schwere Arbeit verrichten, und den Kopf nicht gebrauchen. Die Gelehrten, die zärtlichen Leute und das Frauenzimmer hingegen werden davon hypochondrisch, von Dünsten geplagt, traurig, schwermütig, und aller Gemüthsarbeiten unfähig. Ein Gericht Erbsen oder Bohnen kann einen Algebricum unvermögend machen, auch nur das Einmaleins zu erweisen, so lange sein Magen an diesem schweren Argumente arbeitet. Boerhaave lachte über die Gelehrten, daß sie glaubten, es stünde in ihrer Gewalt, was sie denken wollten. „Die Speise ganz allein, sagte er, kann diese particulam auræ divinæ, dieses hohe Vermögen der Seele bey ihnen vernichten; und ein Geometer, der vor der Mahlzeit die schwersten Aufgaben aufzulösen im Stande gewesen, wird von einer starken
„Mahl-

„Mahlzeit stumpf und schläfrig.“ Friedrich Hoffmann sagt, daß er in seiner Jugend schon angemerkt habe, daß, wenn man den Kindern Bohnen und Erbsen zu essen gegeben, sie ihre Lectionen nicht so fertig als sonst behalten und hersagen können. Außerdem ist es auch eine fast allgemeine Sage, daß man zur Zeit der Bohnenblüte weit mehr, als sonst, zum Schlafe geneigt sey, und daß jedermann zu dieser Zeit tiefer und vester schlafe. So viel ist gewiß, daß Leute, die sich in solchen Gegenden, wo ganze Felder voll Bohnen blühen, lange aufhalten, betäubt und schläfrig werden; und daß also diese Dünste wirklich die Empfindungen schwächen und die Seelenwirkungen hindern. Ohne mich bey dieser bekannnen Sache lange aufzuhalten, will ich sogleich zu dem Beweise fortgehn, daß das Verbot der Bohnen bey den alten Schülern der Weisheit nichts anders, als dergleichen Beobachtungen zum wahren Grunde gehabt habe, da sie gesehen, daß dergleichen Speisen den Verstand, den Wiß, die Beurtheilungskraft, das Gedächtniß und alle Kräfte der Seele in ihren Verrichtungen hindern, und die Weltweisen in solche Thoren verwandelten, wie noch ist die hypochondrischen Gelehrten sind.

Plinius meynt, daß den Pythagoräern die Bohnen darum untersagt worden, weil sie vor Alters zu den Opfern gebraucht worden wären, weshalb man dafür gehalten hätte, daß sie die Empfindungen schwächten, und des Nachts schwere Träume verursachten. Er wußte also schon, daß diese Speise die Seelenwirkungen hinderte; und Varro nennt sie eine grobe Kost, welche die römischen Flaminien nicht hätten essen dürfen. Cicero sagte noch deutlicher, daß sich das Verbot des Pythagoras auf die Ruhe des Leibes und der Seele beziehe, welche durch die Bohnen gestört würde, weil sie Blähungen erzeugten, die das Gemüth in der Nachforschung der Wahrheit hinderten. (Ex quo etiam pythagoricis interdictum putatur, ne faba vescerentur, quod habet inflationem magnam is cibus, tranquillitati mentis, quærentis vera, contrariam. De Divinat. lib. I.) Dieser Grund ist der natürlichste und vernünftigste, den man von einem solchen Verbote angeben kann.

Auch in den Meinungen anderer Schriftsteller von dem Grunde dieses Verbots findet man, daß die Absicht desselben auf ihren schädlichen Einfluß in die Gemüthskräfte gezielt habe. Die alten Philosophen sollten Helden, nicht nur in der Gelehrsamkeit, sondern auch in der Tugend seyn. Pythagoras mochte vielleicht bemerkt haben, daß die mehlichten Speisen einen zu groben Nahrungsaft gäben; und indem sie den Trieb zur Weisheit einschläferten, den sinnlichen Wollüsten Veranlassung gäben, sich der Philosophie zu bemeistern. Wenigstens scheint dieses daraus zu erhellen, weil Lucian, in der Auction der Leben, dem Pythagoras sagen läßt, er habe die Bohnen unter andern darum verworfen, weil sie zu sehr zur Liebe reizten. Man könnte zwar dieser Meinung des Lucians, des Theophrasts seine entgegen setzen, welcher glaubt, Pythagoras habe die Bohnen darum verboten, weil er angemerkt hätte, daß die Hühner, welche oft Bohnen essen, wie auch die nahe bey den Bohnen wachsende Pflanzen, unfruchtbar würden. Allein, es ist allzu wahrscheinlich, daß Theophrast im Texte des Aristoteles, auf welchen er seine Meinung gründet, das griechische Wort, *agonon*, welches unfruchtbar bedeutet, für *agonaton* gelesen habe, welches etwas Unbiegsames, das keine Gelenke hat, anzeigt.

Dem sey nun aber wie ihm wolle, so kann man doch ohne Umstände annehmen, daß Pythagoras, weil er den Weltweisen die Bohnen verboten, entweder diese Absicht, sie zum Studio der Weisheit geschickt zu erhalten, wirklich gehabt habe, oder sie doch vernünftiger Weise hätte haben sollen: denn in der That sind diese Hülsenfrüchte keine Speise für studirende Leute. Wer seines Kopfs nicht bedarf, der kann sich an ihnen ergehen so viel er will: und doch wird er, um seine Verdauungskräfte zu schonen, einige Vorsicht dabey anwenden müssen.

Bey uns ist die Gewohnheit, die Bohnen ganz jung zu speisen; und in dieser Absicht habe ich sie schon in meinem 76sten Stücke für eine unschädliche und angenehme Speise erklärt. So bald sie etwas älter geworden sind, hat man ihre Hülsen gar sehr zu fürchten, weil sie unverbautlich

und blähend sind; und dann müssen sie auch besonders weich gekocht werden. Man bemerkt, daß auch dieses die Alten schon angemerkt haben. Wenigstens glauben die Critici, daß das Sprichwort: *Hæc in me eudetur faba*, dieses Unglück wird mich treffen, von dem Gebrauche der Alten herzuleiten sey, da sie einem Koche, wenn er Bohnen auftrug, die noch nicht völlig gar gekocht wären, gleichsam zur Strafe eine Bohne mit einem Steine auf dem Kopfe zerknirschten. Diese löbliche Gewohnheit sollte beybehalten worden seyn; denn es ist keine schwerere und unverbautlichere Speise, als alte Bohnen, die noch zu hart sind. Von allen alten Hülsengewächsen müssen die Hülsen abgefondert werden; und zärtliche Leute von schwacher Verdauung sollten auch von den jungen großen Bohnen die Hülsen bey Seite legen.

Es scheint aber überhaupt, daß das Verbot der Hülsenfrüchte bey den Alten, mehr getrocknete Hülsenfrüchte, als junge, zarte und frische betroffen habe. Von diesen letztern läßt sich ein gelinderes Urtheil fällen; und da ich gar nicht Willens bin, meine Leser in ihren unschuldigen Vergnügungen zu stören, so wünsche ich vielmehr, anstatt aller überflüssigen medicinischen Warnungen, daß sie zu ihren jungen Erbsen und Bohnen nur allezeit den schönsten Lachs und die vortreflichsten neuen Heringe möchten speisen können.

Die vornehmen Leute bedienen sich des Balsams von Mecca so häufig, und ihre Critik über die Güte desselben ist so unbestimmt, daß ich ihnen, durch die Mittheilung folgender Nachrichten von demselben, einen Dienst zu leisten hoffe. Der gelehrte Herr Sasselquist, welcher selbst in Asien gereiset ist, bestimmt die Unterscheidungszeichen des ächten folgendermaßen. „Seine Farbe ist gelblich und durchsichtig; er riecht ungemein stark, harzig, balsamisch, aber dabey sehr angenehm. Er ist sehr zähe, klebt die Finger zusammen, und läßt sich in lange Fäden ziehn. Die Sonnenhitze des heißen Natoliens ist nicht einmal vermögend ihn zu schmelzen.“

»Ich bekam dergleichen Balsam bey einem türkischen
 »Vader zu sehen, der ihn unmittelbar aus Mecca mitgebracht
 »hatte. Ich erfuhr, daß ihn die Türken für die beste Ma-
 »genstärkung und für das allervortrefflichste Wundmittel hal-
 »ten, das die gefährlichsten Wunden heilen soll, wenn man
 »nur etliche Tropfen hinein göße. In Cairo sahe ich, wie
 »ein italienischer Kaufmann, der schon 30 Jahr da ge-
 »wohnt hatte, ihn probirte, ob er rein, ächt und unverfälscht
 »war, er ließ in eine Tasse voll reines kaltes Wasser einige
 »Tropfen von dem Balsam eintropfeln. Wenn sich diese nun
 »in dem Augenblicke, da sie ins Wasser fielen, über demsel-
 »ben in ein Häutchen ausbreiteten, und wenn dieses Häutchen
 »ganz eben, rein und ohne alle Bläschen war, so war dieses
 »ein Zeichen seiner vollkommenen Güte und Reinigkeit.
 »Wenn es aber einige Zeit dauerte, ehe der Balsam das
 »Wasser überzog, und wenn das Häutchen uneben und voller
 »kleiner Bläschen war, so konnte man sicher glauben, daß
 »er verfälscht und mit andern Dingen vermischet seyn müste.
 »Wenn man das Häutchen mit einem Strohhalm, mit einem
 »seidenen Faden, ja mit einem Haar aufheben und zusammen-
 »wickeln konnte, ohne daß es riß, oder etwas öligtes auf dem
 »Wasser nachließ, so war auch dieses ein Zeichen seiner Auf-
 »richtigkeit. Wenn sich aber das Häutchen nicht aufziehen ließ,
 »sondern sich in viele Stücke theilte, und eine Menge fettiger
 »und farbiger Theile auf dem Wasser zurück ließ, so war er
 »unächt. (*) Ich sahe beyde Proben, sowol mit verfälschtem,
 »als aufrichtigen, machen, und fand sie gegründet. Das
 »Unächte, was man unter den Balsam mischt, um seine
 »Menge zu vermehren, aber seine Güte zu mindern, ist
 »Sesamol, das in Aegypten häufig gepreßt, und in ganz
 »Indien

(*) Der Herr Leibmedicus Vogel verbessert aus eigener Erfahrung
 diese Anmerkung: denn auch das Häutchen vom ächten Balsam
 zerreißt, wenn man es zu früh aufnehmen will; es wird aber
 desto stärker, je länger es liegt. Uebrigens bemerkt er, daß
 man den Balsam am besten mit Milch von den Fingern abwa-
 schen kann, an denen er sonst sehr fest anklebt.

»Indien statt der Butter gebraucht wird, cyprischer Ter-
 »pentin und Strauffenfett; nicht alles zusammen und auf
 »einmal, sondern einzeln, was der Verfälscher eben bey der
 »Hand hat. Auf diese Weise ist fast aller Balsam verfälscht,
 »welcher zum Verkauf angeboten wird; und sogar selbst an
 »dem Orte, wo er geholt wird. Die Türken halten es da-
 »her selbst für schwer, solchen zu bekommen, der die obigen
 »Proben aushält; und kaum wird man ihn irgendwo ganz
 »rein finden, als bey dem türkischen Kaiser und bey großen
 »Herren, die ihn als ein kostbares Geschenk von Reisenden
 »bekommen, die Mecca besucht haben.»

»Will man gewiß seyn, daß man diese theure Waare
 »aufrichtig bekomme, so muß man um die Zeit, wann die
 »Pilgrimme nach Mecca gehen, einen Türken zu gewinnen
 »suchen, daß er sein Wort von sich gebe, sie unverfälscht
 »aus der ersten Hand zu verschaffen. In diesem Falle kann
 »man sich darauf verlassen, daß er rein seyn und den herrli-
 »chen Nutzen haben werde, den unendliche Versuche bey den
 »morgenländischen Völkern beweisen.»

»Von allen die bisher vom Opobalsamum, oder vom
 »Balsam von Mecca geschrieben, weiß kein einziger seine
 »Herkunft recht. Daß er von Mecca komme, weiß Jeder-
 »mann, und daß er in der Nähe dieser Stadt erzeugt
 »werde, ist eine eben so allgemeine Sage. Wir haben Reise-
 »beschreiber, die uns dieses erzählen, und die von den Gärten
 »um Mecca herum, in denen die Balsambäume sorgfäl-
 »tig gezogen werden, von dem Rechte, das der türkische
 »Kaiser habe, den besten Balsam für sich zu behalten, und
 »von der Wache, die die Türken um die Bäume hielten,
 »damit nichts weggebracht werde, viel Redens machen.
 »Dieses haben sie alle dem ersten Erfinder dieser Nachricht
 »nachgesprochen, damit sie doch etwas zu sagen hätten. Die
 »Geschichte des Balsambaums verdiente eine Reise an den
 »Ort, wo er wächst, wenn solches einem Europäer frey stünde.
 »Allein, da eine dergleichen Reise bisher unmöglich gewesen,
 »und es auch künftig bleiben wird, so muß man sich mit den
 »Nachrichten behelfen, die man von den glaubwürdigsten

Reisenden haben kann, deren Religion ihnen diese Reise erlaubt. Ich habe in Aegypten zuverlässige Leute gesprochen, welche in Mecca gewesen. Sie versicherten mich, dieser Baum wäre um Mecca herum eben so unbekannt, als in Aegypten, und in der Turkey; und dieses verstünde sich nicht nur von der Nähe um Mecca, sondern auch viele Meilen da herum. Sein Vaterland ist viele Tagereisen davon ab, in das steinigste Arabien hinein gelegen. Hier wachsen diese Bäume auf bergigten Stellen, und werden von gewissen arabischen Familien, als ein kostbarer Schatz besessen. Die Araber führen den Balsam nach Mecca, und verkaufen ihn um die Zeit, wann die Caravane aus Aegypten und der Turkey da ist. Durch diese wird er hernach nach Damas und nach Cairo, und in die ganze Turkey, und wenn er noch weiter kommen kann, verbreitet; welches letztere doch von dem aufrichtigen Balsam, der in geringer Quantität nach Mecca kommt, schwer zu glauben ist. Der türkische Kaiser hat kein Recht, sich denselben vorzubehalten. Die Araber sind ein freyes Volk, sie verkaufen ihre Waare an wen sie wollen. Doch hat allezeit ein angesehenener Mann in Mecca Commission, jährlich eine gewisse Menge Balsam für den türkischen Kaiser einzukaufen; er kann also wohl versichert seyn, daß er ihn aufrichtig bekömmt. Die den Baum gesehen haben, versichern, daß seine Blätter den Blättern des Myrthenbaumes sehr gleich kämen, nur daß sie etwas größer wären. Herr Linnäus vermuthet, daß er eine Siftacia sey, und also mit dem Mastix und Terpentinbaume in nächster Verwandtschaft stehe. So weit Herr Zasselquist.

In den Hannoverschen Beiträgen von 1759 versichert ein Herr von Brocken, welcher selbst einen Balsam von Mecca besitzt, der die Probe hält, daß seine großen und gerühmten Tugenden und Wirkungen bloß in der Einbildung bestehen, und daß ihm nur seine Seltenheit und Theurung den Werth gebe. Der weiße indianische, der schwarze peruvianische Balsam, und der venetianische Terpentin, sollen eben die Tugenden haben, als er. Er thut in äußerlichen Wunden ei-

nige Dienste; was man aber von ihm gegen Lungengeschwüre, innerliche Verwundungen und Bluthusten rühmt, besteht zuverlässig in bloßen Einbildungen. Er setzt das Blut in starke Wallung und ist sehr hitzig.

Ich selbst habe vor einem Jahre bey dem Herrn G. M. B. v. S. achten Balsam von Mecca gesehen, und die Wasserprobe damit angestellt, welche er vollkommen machte. Die Beschreibung des Herrn Zasselquists ist ganz accurat. Man kann übrigens hiemit den Auffatz im 285 Bl. vergleichen, wo Lady Montague diesen Balsam als eine Schminke beschreibt.

Mein Herr,

Ich will Ihnen ohne Umstände bekennen, daß ich ein Nativitätssteler bin, ob ich gleich wohl gemerkt habe, daß Sie von dieser Kunst wenig halten. Da ich aber sehe, daß Sie oft fremde Auffätze in Ihre Blätter einrücken, die wider Ihre eigne Meynungen sind, so hoffe ich, daß Sie das Vorurtheil wider meine Wissenschaft nicht abhalten werde, dem Publico eine ganz neue Entdeckung von mir mitzutheilen, die mir unendlich viel Fleiß und Aufmerksamkeit gekostet hat. Ich habe längst erwogen, daß die Lebensprognostica, welche man in unsern besten Calendern über die in jedem Monate des Jahrs gebornen Knäblein und Mägdelein liest, nicht allerdings hinlänglich und genau genug wären, um sich gewiß darauf zu verlassen. Es lehrt die gesunde Vernunft, die wir bey unsern Prophezenhungen zum Grunde legen, daß der Monat keinen so besondern Einfluß in die Geburtsstunde eines Menschen haben könne, als der Tag, und daß die Kinder mehr nach dem Tage, als nach dem Monate gerathen müssen, gleichwie sie den Aeltern mehr nacharten, als den Großältern; denn die Geburtsstunde ist ein Kind des Tages, und nur ein Enkel der Woche und Urenkel des Monats. Hiervon rührt es her, daß die Lebensprognostica, die nach den Monaten gestellt sind, bey vielen nicht recht genau eintreffen. Um deswillen habe ich es der Mühe werth geachtet, sie nach den Tagen zu stellen, um dem Publico einen wichtigen Dienst zu leisten; denn nunmehr kann man sich auf diese Prognostica so gewiß verlassen, wie auf die Leichenreden, obgleich in jenen der Lebenslauf einer Person vorher beschrieben, in diesen aber nur aus dem Gedächtnisse wiederholt wird. Weil alle Menschen an einem von den sieben Tagen der Woche gebornen sind, so kann ein jeder gleich den Augenblick, sobald er eine Prophezenhang liest, an sich selbst ver-

suchen, ob sie wahr oder falsch sey. Was dieses zur allgemeinen Glückseligkeit der Menschen beitragen werde, können Sie selbst erachten; und sollte sich jemand finden, der sich von mir, für seine Person insbesondere, die Nativität wollte stellen lassen, so kann er dieses Glücks theilhaftig werden. Ich wohne auf dem Hamburger Berge, wo mein Schild aushängt. Auswärtige dürfen mir nur ihre Hand, in Leim abgedrückt, oder nur einen Portugalllöser zusenden, den sie so lange vorher in der Hand gehalten haben, daß er durch und durch von ihrem natürlichen Lebensfeuer (Calido innato,) erwärmt worden ist.

Höchstmerkwürdige Lebensprognostica.

⊙ Sonntag.

Ein Knäblein am Sonntage gebohren, ist feurig und trocken, unsterken Sinnes, wild, hitzig, ist wohlgelitten bey dem Frauenzimmer, und steht Gespenster. Er wird viel Weiber bekommen; liebt sie inbrünstig, und hält sie schlecht. Ist des Sonntags ehrgeizig. Bringt alle Geheimnisse an den Tag; doch im Alter wird er verschwiegen, wo er nicht jung wegstirbt.

Ein Mägdelein, an bemeldtem Tage gebohren, ist rund von Gesicht; choleric und großmüthig; leidet nicht, daß man ihr widerspreche; widerspricht sich selbst; ist scharf von Sinnen; zu allen Künsten, die einem Weibe nöthig thun, geneigt; versteht das Spiel, die Schminke, den Putz, die Etiquette und die Theorie von den Dienern. In ihrem hohen Alter kommt sie zu guten Dingen.

⊙ Montag.

Ein Knabe gebohren am Montage, ist am Kopfe gezeichnet; bekommt krause Haare, und keinen Verstand; liebt die Musik und die Hecke; kommt zu Ehren durch seine Frau; lernt in seinem Alter noch lesen und schreiben; bleibt ein Feind der Füchse und Hasen; er wird viel Pulver unnütz verschießen.

Ein Mädchen am Montage gebohren, hat leichte Geburten, ist zärtlich, liebt ihren Hund, und ist mehr als einem Manne getreu. Sie leidet viel Nachrede und Verfolgung; verliert aber nicht die Geduld; ist braunen Angesichts; weiblicher Sitten; unstät; wankelmüthig; steht des Nachts auf; wird lieb gehalten, und kommt zu Reichthum.

♂ Dienstag.

Ein Männlein am Dienstage gebohren, wird der Natur nach, bald heiß, bald kalt; gemischter Couleur des Angesichts; fruchtbar; zum Kriege geneigt; kann kein Blut sehen; ist stink zu Fuße; ist dem Spiel

und Weine ergeben; sucht artig; ist herrlich bey dem Frauenzimmer; wagt sich in viele Gefahren; wird aber nicht erschossen. Er ist trocken und barmherziger Complexion; freigebig und arm; schreitet ins Bette der Ehren, und entkomme glücklich.

Ein Weiblein am Dienstage gebohren, ist warm und feucht, männlich, schönen Leibes; hält auf Zucht und Zank, ist wohlbedend, von Natur wohl bewaffnet, und hält ihren Mann übel. Sie liebt die gymnastischen Künste, als Tanzen, Ringen, Kämpfen, Reiten, den Ehestand und das Wochenbette.

♀ Mittwoch.

Ein Söhnlein am Mittwoch gebohren, ist von Natur sangviniß, zärtlich, seinen Angesichts, gelehr und unverständlich, schreibt Bücher; wird nicht gelesen; und legt sich auf Humaniora, als besonders Historie, Geographie, Sprachen, Strehlen, Arthetik, Dichtkunst, Unzucht; ist dem Trunke ergeben, recensirt Schriften, und kommt durch Geschenke zu Ehren.

Ein Töchterlein, gebohren am Mittwoch, ist fröhlichen Muths, stinkt zu Fuße, lügenhaft, schön von Ansehen, lang von Weinen, erfindsam; was sie erfindet, sind Flügelhauben, Fächers und Moden; ist schön von Augen; bekommt im Alter Geschmack, liebt schlechte Bücher, und erwirbt sich Ruhm in der Gelehrsamkeit.

♂ Donnerstag.

Ein Sohn, am Donnerstage gebohren, wird von Natur venerisch, trocken; groß und hübscher Augen; kleiner und dünner Waden; hat viel Geschmack und wenig Vernunft; liebt die Leute, und hilft ihnen fort. Seine Frau trauet ihm auf kein Haar.

Eine Tochter, gebohren am bemeldten Tage, ist züchtig, weise; hält auf Ordnung; verhütet allen bösen Schein; ist fromm, tugendsam, ehrwürdig; bekommt nicht leicht einen Mann; im Ehestande lauret sie wohl auf, und macht sich böse Tage.

♀ Freytag.

Ein Knabe, gebohren am Freytag, ist der Natur nach weiblich und galant; schöner gefährlicher Augen; rothet Couleur; liebt das Gelbe vom Ey. Er wird nie klug; nach dreißig Jahren aber wird er mager; liebt gute Bücher; bessert sich zwar nicht; kann aber nicht mehr, und vertrocknet allmählig.

Ein Weiblein an diesem Tage gebohren, wird hübsch von Angesicht; hat schöne Haare; ist etwas verbuhlt, und kommt zu guten Dingen. Sie wird angebetet; donnert die Liebhaber zu Boden; setz viele in Lebensgefahr; tödtet aber keinen.

♂ Sonn

h Sonnabend.

Ein Sohn, am Sonnabend geboren, ist phlegmatisch, kalt, feucht, zu Flüssen, Catarrhen, und zu den höhern Wissenschaften aufgeleget. Er zürnt mit Verstande; liebt mit Vernunft und erschrickt mit Ueberlegung. Wenn er sich fühlen will, muß er sich in Affekt setzen; ist geneigt, Sittenlehren zu schreiben; nimmt keine Frau, will ihn auch keine.

Ein Tochterlein, geboren am letzten Tage der Woche, wird der Natur nach eiskalt, feucht, zähe, häßlichen Anaesthis, rünzlich, unreinlich und guter Dinge; bleibt bis ins höchste Alter unversehrt; vergiftet mit ihren Blicken; ist kühlend in ihren Umarmungen; schwimmt auf dem Wasser. Bey den Feueranstalten der Liebe ist sie zum Löfchen bestellt. Gelb, zahllos, sinnigt; riecht und redet überl von Jedem mann; ist entweder ihrer Luste mächtig, oder hat keine.

Dieses sind meine Prognostica. Sie werden finden, daß sie mit weit mehr Vernunft abgefaßt sind, und durch die Erfahrung besser bestätigt werden, als die man bisher nach den Monaten gestellt hat. Es ist allezeit wahrscheinlicher, daß eine Nativitätstellung besser gerathe, wenn sie in die Zahl sieben eingeschränkt, als wenn sie auf zwölf Monate eingetheilt ist.

Mein lieber Herr Arzt. Sie werden ohne Zweifel an einem von den sieben Tagen in der Woche geboren seyn. Versuchen Sie doch einmal an sich selbst mein Prognosticon. Ich weiß nicht, ob ich mich irre. Allein, wo mich nicht alle Zeichen trügen, so ist Ihr Geburtsstag der Sonnabend; und so müssen Sie das Schicksal der Knäblein, an diesem Tage geboren, erfahren haben.

Mölln, den 1sten April,

1761.

D. Faustus Imperceptibilis
Dämoniack.

Hundert vier und zwanzigstes Stück.

von Hagedorn.

War es nicht dies Kraut, das damals ihn beschüste?

Mein Herr Arzt,

Da Sie uns in Ihrem 108ten Blatte den rechten Gebrauch der Hausapotheken gelehrt haben, und, wie ich sehe, kein Verächter der Hausmittel sind; so muß ich Ihnen melden, daß

ich in meiner Hausapothek unter den Mitteln, welche die Verdauung stärken sollen, eine kleine Schachtel mit ganzen weißen Pfefferkörnern habe; und da ich nicht völlig gewiß bin, ob diese Arzney den großen Beyfall mit Recht verdiene, den ich ihr gebe, so hoffe ich, daß Sie, zum Nutzen vieler Leser, den wahren Gebrauch und Nutzen dieses bequemen Hausmittels willig entscheiden werden. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen vorher erzähle, wie ich zu dieser Arzney gekommen bin.

Ich war von meinem 20sten bis 25ten Jahre mit vielen hypochondrischen Zufällen gequält, welche von schwacher Verdauung herührten. Sie bestanden hauptsächlich in dem schärfsten Sodbrennen, Ueblichkeiten, öfterm Erbrechen, Mangel des Appetits, oder auch unnatürlichem Hunger, und darauf folgender übler Verdauung, Durchläufen, Blähungen und kramphastigen Bewegungen im Unterleibe. Die Bewegungen auf die goldene Ader, welche ich für eine Erbkrankheit von meiner Mutter halte, hatten vielleicht den Hauptantheil an diesen Zufällen. Alle Arzneyen, welche mir geschickte Aerzte verordneten, fruchteten nichts; auch das Wassertrinken erleichterte mich nicht lange, und die Leibesübungen, die mir die beste Linderung verschafften, konnte ich damals nach meinen Umständen nicht immer haben.

Ich erzählte meine Zufälle einem Greise auf dem Lande, welcher sie aber gegen diejenigen für Kleinigkeiten hielt, die er selbst in meinem Alter bis in sein 36tes Jahr ausgestanden hatte. Nachdem er halbe Apotheken vergeblich angedrückt hatte, und schon als ein ausgezehrtet Gerippe ausah, so bekam er, wie er mir erzählte, Gelegenheit, einem gewissen Heern in B. zu sprechen, welcher ihm, nachdem er alle Umstände vernommen, das Beyspiel seiner eignen Cur pries, womit er sich ehemals selbst von allen diesen Zufällen befreyet hätte. Ein Arzt hatte ihm nämlich gerathen, alle seine bisher gebrauchte balsamische Pillen, Magentropfen und Visceral-Extrire eine Zeitlang wegzusetzen, und sich dagegen, im Anfange etwas anhaltend, und, wo nicht täglich, doch immer um den zweyten Tag, der ganzen weißen Pfefferkörner dergestalt zu bedienen, daß er zur ersten Dose sieben Stück einnahm, und sie, nach Befinden, bis zu II und 13 Stück erhöhet; daß er die größten und nicht wurmförmigen, noch schwarzflechtigen Körner dazu erwählte, und daß er dieselben entweder eine Stunde vor der Mittagsmahlzeit, oder bey dem Essen, oder zwei Stunden nachher, oder auch bey Schlafenszeiten, in Wasser, Bier oder ein wenig Franzweine genosse. Der Arzt fuhr hierauf weiter also fort: „Ueberswinden Sie das gemeine Vorurtheil, daß der Pfeffer Hitze und Walsungen im Geblüte mache. In der That macht der übermäßige Genuß des rein gestoßenen Pfeffers bey schwachen Naturen einige Walsungen, und geht mit ins Blut über. Allein, der ganze Pfeffer schut dieses nicht. Er theilt nur dem Magen eine gehörige Wärme „mit

„mit, und stärkt ihn, und löset den Schleim auf. Dieses thut er nicht bloß im Magen, sondern auch in den Gedärmen. Die Körner gehen ganz und unauflöset wieder aus dem Körper heraus, nachdem sie ihre heilsame Quintheßenz darin zurückgelassen haben. Nehmen Sie diesen Nach an, woraus viele ein Arcanum machen. In vier Wochen werden Sie die gute Wirkung erfahren. Dieses geschah. Der kranke Herr ward in vier Wochen ein ganz anderer Mann. Nach der Zeit gebrauchte er diese Körner seltener, und so that er es noch in seinem 75sten Jahre, da ihr der damals noch junge Freund auf dem Lande sprach, und sich alsobald desselben Mittels mit solchem Erfolge bediente, daß sein bis dahin so elend gewesener Magen einer der besten von der Welt ward, und es noch ist in seinem 81sten Jahre ist, ohne jemals Magentropfen zu gebrauchen.

Wein Freund war damals 64 Jahr alt, als er mir obiges erzählte, und mir empfahl, ein gleiches zu thun. Anfangs getraute ich mich nicht, ein Mittel zu versuchen, das mir hitzig und desperat zu seyn schien, und das ein junger Mensch, dessen Blut voll Feuer, und täglich in Wallung ist, und den güldenen Andern mit einem Durchbruche drohe, gewiß nicht so leicht gut finden möchte, als ein kalter Greis, der in seinen jüngern Jahren vielleicht nicht auf die übeln Wirkungen genug Acht gegeben haben konnte. Allein endlich, nachdem ich ins äußerste Elend gerathen war, versiel ich in die glückliche Verzweiflung, daß ich nicht mehr Schlüsse wider Erfahrungen machte. Ich sahe, daß die ganze Quantität meines Greises Pfefferkörner nahm, und daß sogar die zarten Enkel desselben bey verdorbenem Magen dergleichen verschluckten, und davon nicht verbrannten. Ich fieng es also mit zwey bis drey Körnern an, und empfand davon weder Nutzen noch Schaden. Nachher nahm ich 7 bis 9 Stück in den obbeschrübten Terminen, und als ich mit dem Gebrauche anhielt, bestätigte ich an mir selbst alle die obigen guten Wirkungen. Was hierbey eine besondere Aufmerksamkeit verdient, ist dieses, daß der Fluß der güldenen Ader bey mir dadurch in die beste Ordnung gerathen, und est so unmerklich und gelinde von statten geht, daß ich wenig oder gar keine Beschwerden davon habe. Zeigen sich ja zuweilen einige unangenehme Empfindungen im Unterleibe, so greife ich nicht mehr nach balsamischen Pillen, sondern ich nehme 13 Stück Pfefferkörner bey dem Schlafengehen. Ich schlafe darauf so ruhig, als nach einem niederschlagenden Pulver. Die Krämpfe und Schmerzen in den Gedärmen oder Eingeweiden verlieren sich, und des Morgens sind meine Menes da. Diesen Versuch habe ich bereits viele hundertmal gemacht, und weiß gewiß, daß ich mich dabey nicht übereile, oder selber hintergangen habe. Man pflegt zwar den Fluß der güldnen Ader zuweilen auch durch einige Gläser Burgunderwein zu befördern, und ich selbst habe dieses ehemals versucht. Aber wie ungleich ist die Wirkung davon in Anse-

Ansehung des Pfeffers! Der Wein erhitze zugleich das ganze Blut, und erregt sehr oft, statt der fließenden, die blinde güldene Ader; hingegen vom Pfeffer habe ich nicht ein einzigesmal innerliche Hitze verspürt.

Als ich vor einigen Jahren erzählen hörte, der weltberühmte D. Strahl habe die Gewohnheit gehabt, anstatt einer Schnupftabackdose, beständig eine Dose mit ganzen Pfefferkörnern bey sich zu tragen, und fast täglich bey der Mittagsmahzeit davon zu gebrauchen, auch diese Erzählung, nach eingezogenen nähern Nachrichten bey seinen Nachkommen, ganz gegründet und wahr befand: O, um wie viel reizen der ward mir da mein Pfeffer! Wie freuete ich mich noch mehr, als ich im Leben des römischen Kaisers, Marcus Aurelius Antoninus las: Galenus habe den schwachen Magen dieses Kaisers schon mit Pfeffer curirt. Wie klug kam mir nun der sonst dumme Pöbel vor, dessen Urältern bereits gewohnt gewesen, sich das kalte Fieber mit Pfefferkörnern und einem Schlucke Branntwein zu vertreiben. Ich pries dieses Mittel allen meinen Freunden an, und fand bey vielen Gehör, Beyfall und Glück. Allein, bey vielen andern finde ich noch immer einige unüberwindliche Carcassen, die im Leibe zerplakten, und Verwüstung, Brand und Zoo verursachen könnten. Sie wollen irgendwo gelesen haben, es sey in einer Provinz von Frankreich ein Körper geöffnet worden, in dessen Magensalten sich ein Pfefferkorn veritrt und verschlungen gehabt, und der Patient habe bald darauf an einer Entzündung des Magens sterben müssen. Der Casus sey an die Academie der Wissenschaften berichtet, und vieler Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Dieses Unglück fürchten sie auch, und suchen sich also mit strenger Diät zu helfen, wobey sie aber so elend werden, daß ihr Magen auch sogar dem Brodte den Dienst versagt. Sie verabscheuen den Gebrauch aller Gewürze, auch sogar im kleinsten Maasse, und stichen die Erwärmung des Magens, dem doch schon die Kunst seine natürliche Wärme unterhalten muß, als ob er dadurch vergiftet werden würde.

Ich bitte Sie, mein Herr, daß Sie eins Ihrer Blätter dem Nutzen oder Schaden des ganzen Pfeffers widmen. Sagen Sie mir zugleich, ob mich der Vorfall mit dem Korne, das eine Magenentzündung erregt haben soll, abschrecken müsse? ob der weiße oder schwarze Pfeffer zum Gebrauche der beste sey? und ob meine Freunde von diesem Mittel ein gegründetes oder ungegründetes Vorurtheil haben?

Ich bin, ic.

Ernst Pfefferkras.

N. S. Aus des berühmten Jacob Theodor Kleins verbesserten und vollständigen Vögelhistorie, welche zu Danzig 1760 in groß Quart herausgekommen, ersehe ich, S. 38. daß ich unter den ausländischen Vögeln einen Namensvetter habe. Er heißt auch Pfefferstraß, wie ich, (Lat. Piperivorus.) Klein sagt von ihm: Er freße nicht Würmer, sondern allerley Saamen, insonderheit von dem Pfeffer. Hier sehen wir ein Beyspiel, daß sogar der bloße Naturtrieb mein Hausmittel empfiehlt. Inzwischen will ich doch von ihm nicht lernen, mich im Pfeffer satt zu essen.

Dieses Sendschreiben, welches ich mit Erlaubniß des Herrn Verfassers, abgekürzt habe, ohne doch einen wesentlichen Umstand zu übergehen, erinnert mich an das längst gethane Versprechen, meinen Lesern nach und nach besondere Abhandlungen von den verschiedenen Arten der Gewürze zu liefern. Ich will heute den Pfeffer, als ein gewöhnliches Küchengewürz, zu meinem Gegenstande erwählen; und meine Leser können den vorhergehenden Brief als eine gelehrte und vortrefliche Einleitung zu dieser Abhandlung betrachten. Er ist nicht erdichtet, und die Erfahrungen, welche darin erzählt werden, sind von einem Zeugen, der in einer großen Residenzstadt einen wichtigen öffentlichen Posten bekleidet, und alle Glaubwürdigkeit hat.

Der Pfeffer ist ein Gewürz, welches schon in den alten Zeiten bey den Griechen und Arabern eben so bekannt war, als es bey uns ist. Man unterscheidet drey Arten desselben, nämlich den schwarzen, den weißen und den langen Pfeffer. Der letztere hat eben keinen diätetischen Gebrauch; und daher werde ich bloß den schwarzen und weißen Pfeffer, als Küchengewürze, in Betrachtung ziehen.

Der schwarze Pfeffer ist das getrocknete Saamenkorn der Lada, einer kriechenden Pflanze in Ostindien, besonders auf den Inseln Java, Sumatra, und auf der ganzen Pfefferküste, Malabar. Der natürliche weiße Pfeffer ist aschgrau oder weißlicht. So wenig, wie man den Weinstock, der blaue Trauben trägt, von dem, der weiße trägt, unterscheiden kann, wenn nicht die reifen Trauben daran hängen,

gen, eben so wenig kann man die Pflanze des weißen Pfeffers von des schwarzen seiner unterscheiden. Indessen hat Stephan de Blancourt versichert, daß auf der Insel Madagascar eine gewisse Art weißer Pfeffer wachse, und man kann also wol nicht zweifeln, daß es eine besondre Pflanze gebe, welche den weißen Pfeffer erzeugt, und die nur in gewissen Gegenden von Malabar und Malacca gar selten angetroffen wird.

Der meiste weiße Pfeffer ist ein Werk der Kunst. Man verfertigt ihn, indem man den schwarzen in Seewasser weicht, wovon die äußere Schale aufschwillt und sich öffnet, da man dann ohne Mühe das inwendige weiße Korn herausnimmt und trocknet. Geoffroy versichert, daß wir keinen andern, als diesen künstlichen weißen Pfeffer, erhalten, und daß er viel gelinder und besser sey, als der schwarze.

Der Pfeffer enthält ein häufiges, flüchtiges, öliges Salz, von welchem seine Kräfte vornehmlich abhängen. Er erwärmet, trocknet, verdünnt, zertheilt und eröffnet. Er stärkt die schlaffen Fäserchen der Gedärme, und vermehrt den Umlauf und die innere Bewegung des Geblüts. Sein größter Nutzen äußert sich bey denen, die einen kalten und schwachen Magen haben, und mit Colikschmerzen behaftet sind. Er treibt und zertheilt die Blähungen, die sich in schwachen Gedärmen, aus Mangel der Kraft der Fäserchen, sie fortzutreiben, anhäufen; und da die Fehler der Verdauung zu mancherley Krämpfen und hypochondrischen Beschwerden im Unterleibe Anlaß geben, welche unordentliche Bewegungen auf die güldene Ader erregen, so kann in solchen Fällen der Pfeffer, indem er die Ursache dieser Unordnungen hebt, und die Verdauungskräfte stärkt, allerdings ein hülfreiches Mittel seyn, um diesen Unordnungen abzuhelfen, zumal da er durch eine gelinde Erhitzung des Mastdarms die Hämorrhoidaladern zum bluten bringt.

Bei allen kühlenden Speisen ist der Pfeffer ein unentbehrliches Gewürz; und da er zugleich die zähen Säfte auflöst, so dient er auch bey thierischen Speisen, welche viel zähe Gallert, wie auch bey denen, die vieles Fett haben, welches

den Magen erschläfft. Daher bedient man sich desselben mit großem Vortheile bey Gurkensallate, Melonen, kühlenden Zugemüsen, fettem Fleische, in den Sülzen, u. s. w. Und da die Leute von Stande und Gelehrsamkeit, wegen des Mangels der Strapazen und Ueberflusses der Speisen, sters einen schwachen Magen und schlechte Verdauung haben; so kann ihnen der Pfeffer leicht eben so unentbehrlich und nützlich seyn, als das gemeine Salz. Strahl würde den Gebrauch desselben nicht gelehrt, und durch sein eignes Beyspiel autorisirt haben, wenn er nicht die besten Eigenschaften davon erkannt hätte. Ueberhaupt ist der Pfeffer bey allen Völkern im Gebrauche, die Brühen und Speisen zu würzen, sowol um den Appetit zu erregen, als auch die Verdauung zu befördern. Das gemeine Volk in Indien trinkt das Wasser, worinn eine große Menge Pfeffer infundirt worden, wider eine lange anhaltende Schwachheit des Magens. Zu eben diesem Zwecke machen sie aus dem frischen Pfeffer, der in Wasser gegohren hat, einen feurigen Spiritum. Den langen und runden Pfeffer pflegen sie mit Salzwasser oder Esig einzumachen, und sie schaffen sich einen großen Vorrath davon an, um sich dessen als eines Leckerbissens täglich bey Tische, und besonders in den Regenmonaten, zu bedienen. Die vornehmsten Leute bey uns bedienen sich an statt dessen der *Acia*, (*Achiar*), welche ihre meiste Kraft dem Pfeffer und andern erwärmenden Gewürzen zu danken hat.

Wenn man den Pfeffer, ohne alle Gefahr, sich zu erhitzen, gebrauchen will, so muß man ihn ganz, und nicht in Pulver genießen. Damit es aber nicht scheine, als ob ich dieses bloß sagte, um meinem Herrn Correspondenten gefällig zu schreiben; so will ich die Gründe dieses Rathes von ein paar angesehenen Aerzten entlehnen. Der erste ist der Professor Junker in Halle, welcher vom Pfeffer also schreibt. »Man giebe den Pfeffer entweder ganz, oder nur zerschnitten; denn, wenn er zu Pulver zermalmt ist, so kann seine hitzige Kraft mehr ins Blut dringen, folglich wird er auf solche Weise nicht für so dienlich geachtet.« (*Datur potissimum vel integrum vel dissectum, nam*

tenuiter comminutum effectum suum calefacientem magis in ipsam humorum massam edere, atque hinc non adeo prodesse indicatur. Funk. Consp. Therap. Gener. pag. 233.) Mein zweyter Gewährsmann ist Herr Stephan Franz Geoffroy, und die ganze Stelle, die ich von ihm hieher sehe, wird hoffentlich meinem Herrn Correspondenten und dessen Freunden, die wegen des Gebrauchs des ganzen weissen Pfeffers noch so zweifelhaft sind, völlig Genuegthuung geben. »Bey uns,« sagt dieser gelehrte Mann im 2ten Theile seiner *Materia medica*, S. 567 der Uebersetzung, »Bey uns ist der Gebrauch des schwarzen Pfeffers gewöhnlicher; der weisse hingegen, oder der abgeschälte, wird, seiner gelindern Schärfe wegen, von denen mehr gesucht, die ein wenig zärtlich sind. — Einige behaupten, daß der pulverisirte Pfeffer erhitze, der ganze hingegen kühle; allein es ist falsch. So viel aber ist gewiß, daß der Pfeffer in Pulver sich an die innere Haut des Magens anhängt, und wenn er sich in den Falten desselben lange aufhält, ein Brennen und eine Entzündung dieses Eingeweidens in gewissen Leibesbeschaffenheiten verursachen kann; welches nicht geschieht, wenn man die Körner ganz verschluckt, ob sie gleich ihre heilsame Wirkung nicht verlieren. Denn es ist bekannt, daß der Pfeffer, ganz mit den Speisen gekocht, oder macerirt, ihnen nicht weniger Schärfe giebt, als wenn er gestoßen und fein zu Pulver gemacht wäre. Der Pfeffer, ganz genommen, küht also keinesweges, sondern erweckt in den Eingeweidern eine gelinde Wärme, die viel schwächer ist, als diejenige, so der Pfeffer im Pulver verursacht.«

Alle Worte dieser Stelle beantworten eine von den Anfragen meines Herrn Correspondenten, und kommen mit dessen eignen Einsichten und Erfahrungen so vollkommen überein, daß schon diese Uebereinstimmung allein ein förmlicher Beweis für die Sicherheit und Nützlichkeit des Gebrauchs der weissen ganzen Pfefferkörner genennet werden kann. Was die Sorge betrifft, daß sich ein Pfefferkorn in den Magen Falten verhalten, und eine Entzündung verursachen möchte; so wird sie,

in Betrachtung der sehr gelinden Wirkung des weissen und ungestoßenen Pfeffers, so geschwächt, daß man sie, in Abicht des Pfefferpulvers, für viel gegründeter halten kann, obgleich jedermann dieses Pulver im Ueberflusse, und ohne Brand im Magen zu fürchten, genießt. Wenn jemals ein Pfefferkorn solche Wirkung gethan hat, so müssen gewiß Umstände damit verbunden gewesen seyn, die sich unter Millionen Menschen nur bey einem befinden; und wenn sich unsre Furchtsamkeit so weit erstrecken sollte, so würden wir kaum eine Brodtrinde oder einen Tropfen Wasser verschlingen können, ohne den Tod davon zu befürchten. Es ist wahr, daß der gelehrte Herr Professor Maternus v. Cilano einen kalten Brand in den Gedärmen einer Weibsperson gesehen hat, der in den Nuzeln des letzten dünnen Darms davon entstanden war, daß sich Schrotkörner hinein gesetzt hatten, die sie drey-mal zu einem Fingerhute voll, wegen eines Magenschmerzens eingenommen hatte, und diese Entzündung war schon den fünften Tag tödtlich. Allein eine solche Menge Schrotkörner kann durch ihre Schwere weit tiefer zwischen die Falten der Gedärme eindringen, viel vester liegen, und durch ihren Druck die Gedärme zu Krämpfen reißen, die sie mehr einkertern. Und wie gesagt, wenn man alle mögliche und unwahrscheinliche Gefahren bey dem Einnehmen verhüten wollte, so müßte man schlechterdings nichts einnehmen, und weder essen noch trinken.

Selbst wider die kalten Magenstieber ist das Hausmittel des Pfeffers kräftig genug, wiewol ich es niemanden rache, weil bey der Cur dieser Stieber die Hauptschwierigkeit gar nicht darin besteht, das Fieber zu vertreiben, sondern ihm durch die Hinwegräumung seiner Ursache den Zunder zu benehmen. Der Pfeffer mit Branntwein thut in vielen Fällen das letzte nicht, und daher ist sein Gebrauch für einen, der kein Arzt ist, eben so unsicher und von eben so widersprechenden Folgen, wie der von der Quina, wenn sie ein Unerfahrener oder ein Pfscher gebraucht.

Ich hoffe, daß in dem, was ich bisher gesagt habe, die völlige Auflösung aller Fragen meines Herrn Correspondenten werde

werde gefunden worden. Der Pfeffer ist für eine schwache Verdauung, für kühlende und zähe Speisen; und für alle Folgen der geschwächten Verdauungskräfte ein vortrefliches Mittel. Er muß wirklich die Uebel heben, die im obigen Schreiben erzählt worden sind, so oft dieselben von schwacher Verdauung herrühren. Er ist nicht hitziger, als andre Gewürze, die wir ohne Bedenken genießen. Der weisse Pfeffer ist gelinder, als der schwarze, und der ganze von viel sanfterer Wirkung, als das Pfefferpulver. Unter allem Gebrauche des Pfeffers, ist der ganze weisse Pfeffer der sicherste. Ich selbst habe ihn vorlängst in dem geheimen Buche eines gewissen großen holländischen Arztes, als ein Mittel wider den übeln Athem, der von der Schwachheit des obern Magenmundes herrührt, und wider die Mundfäule angepriesen gefunden. Meine Leser werden den größten Umfang des Nutzens der ganzen Pfefferkörner aus dem vorigen Sendschreiben zu ihrem Vortheile erkennen.

* * *

Nach der Zeit, da der obige Aufsatz bekannt gemacht worden, habe ich mit dem ganzen weissen Pfeffer mancherley Proben angestellt. Er ist für eine schwache Verdauung, und die davon herrührende Windsucht bey phlegmatischen und schleimvollen Personen, von ausnehmender Wirkung; er befördert denen, deren güldene Adern zuweilen fließen, diesen Fluß auf die bequemste Weise, ohne die mindeste Ungelegenheit, und bey blutreichen, trocknen Temperamenten kann er ihn leicht zu stark machen. Die Versuche, durch dieses Mittel die güldenen Adern zuerst zu öffnen, um die Beschwerlichkeiten der blinden abzuwenden, sind mehrentheils mißlungen; der Blutfluß ist nicht darauf erfolgt, aber die vorigen Beschwerden sind gleichwol auch nicht davon verschlimmert worden. Ein vornehmer Herr hat mir erzählt, daß er in Frankreich von vielen sehr alten Leuten beobachtet, daß sie täglich einige nur grob zerknirschte Pfefferkörner gegessen haben, um die Verdauung zu befördern, und eine Frau, welche an die 90 Jahr alt geworden, hatte von ihrer

Jugend an täglich fünf ganze Pfefferkörner gespeiset. Kurz, der Gebrauch dieses Mittels hat viele Autorität, und nur diejenigen müssen es meiden, die ein hitziges Temperament, Durst und Blutwallungen, starke Blutflüsse, trocknen und harten Leib, und eine allzu reizbare Natur haben, und schon ohnedem hitzige Getränke und Speisen lieben.

* * *

Mein Herr,

Ob Sie gleich in Ihrem 33ten Stücke S. 455. das Feuer als ein Mittel preisen, die Luft von pestilenzialischen Dünsten zu reinigen, so kann ich doch nicht mit Ihnen glauben, daß man um deswillen vor Alters die Leichen und ihre Kleider verbrannt habe, oder wenigstens, daß diese Vorsicht von besondern Nutzen gewesen sey. Es erhellt dieses aus der Stelle des Virgils, worin er vom Fleische des von der Pest ungeschickten Viehes sagt:

— Nec viscera quisquam
Aut undis abolere potest, aut vincere flamma. Georg. 559. 560.

Nach der besten Auslegung dieser Stelle, welche Herr Bourgeois in den Memoires de Trévoux, May 1756, mittheilte, heißt dieses gerade das, was ich beweisen will, nämlich: Das Wasser habe das Fleisch der Thiere nicht verzehret, und das Feuer dasselbe nicht verbrennen können. Eben dasselbe sagt Virgil schon zuvor, Georg. 490, daß nämlich das Feuer der Altäre die Eingeweide der Opfer nicht habe verzehret können, die man während der Pest geschlachtet. Inde neque impositis ardent altaria flammis.

Der Dichter beschreibt uns die Anstalten, welche man wegen der Pest machte. Man warf die todten Thiere ins Wasser. Allein sie blieben darin unverzehret, und dieses flüssige Wesen konnte sie weder zerstören, noch ihre Fäulniß hinwegnehmen; wodurch also täglich die Luft mehr angesteckt wurde. Weil nun das Wasser die verlangte Wirkung nicht that, so versuchte man das Feuer; aber auch dieses vergeblich. Die Körper wollten nicht brennen, und löschten die Flammen aus. Vey solchen Umständen blieb nur ein einziges Hülfsmittel übrig. Man entschloß sich, sagt der Dichter, die Leichname der Thiere, welche durch die Seuche umgekommen waren, in tiefe Gräber zu verscharren; donec foveis abscondere discant. So bald dieses geschah, reinigte sich die Luft, und die Seuche ließ nach.

Hieraus erhellt genugsam, daß unsre Art der Leichbestattung der Gesundheit am zuträglichsten sey, nämlich die Körper zu begraben; und daß der Rath nützlicher wäre, die Leichname zu gefährlichen Zeiten

zu

zu verbrennen, wie solches einige gewünscht haben. Man würde bezürchten müssen, daß das Feuer die Leichen entweder nicht hinlänglich verzehrte, oder doch zu viel faulende Dünste davon unverändert in die Luft jagte. In der Erde hingegen ist die Fäulniß noch nützlich, indem sie das Land düngt, und darin gehören die Todten zu Hause. Daher ziehe ich, auch sogar in medicinischer Absicht, das Begraben allen andern gekünstelten Arten der Leichbestattungen, allen prächtigen Feuerwerken der Römer, und allen köstlichen Einbalsamirungen der Aegypter vor; und

— balsamire mich mit Weib
Im Leben ein,
Um desto länger lebendig zu seyn.

Ich verbleibe, ic.

* * *

Mein Herr,

Wegen der Ertrunkenen ist mir eingefallen, ob die Aerzte nicht einige Kunstgriffe sollten entdecken können, wie man das Athemholen eine geraume Zeitlang ohne großen Schaden entbehren könnte; denn es ist nicht zu glauben, daß Leute, die ins Wasser fallen, alle ihre Sinnen und Erinnerungskraft augenblicklich sogar verlieren sollten, daß sie nicht noch etwas vornehmen könnten, sich zu helfen. Sollte ein solcher Kunstgriff wol ganz unmöglich seyn? Wie müßte es der bekannte Täufer zu Mesina, Cola Pesce, wohl anfangen, daß er ganze Tage im Meere seyn konnte, wo er sich mit rohen Fischen ernährte, und öfters den Schiffen schwimmend im größten Sturme begegnete, und mit ihnen redete? Er blieb, als er einstmals in den sicilianischen Strudel hinabfuhr, in Gegenwart des Königs, drei Viertelstunden unter dem Wasser, und brachte endlich den in den Strudel hineingeworfenen Becher wieder zurück. Ich lese von den Perlenfischern, „daß sie bisweilen eine Viertelstunde und länger unter dem Wasser „aushalten müssen. Um sich hierzu geschickt zu machen, essen sie vorher trocknes Fleisch, aber nur sehr wenig. Im Wasser kneipen sie „sich die Nase mit einem hörnernen Instrumente zusammen. Andre „nehmen Del in den Mund; diese können aber, ohne Athem zu holen, nicht lange unter dem Wasser dauern. Einige verstehen die „Kunst, den Mund unter die Achsel zu bringen, und auf solche Art „können sie zwey oder dreymal unter dem Wasser Athem holen.“ So etwas von dieser letzten Art müßte es seyn, worauf man zu sitzen hätte. Die Aerzte sollten sich die Mühe geben, in dieser Kunst von Täuchern oder guten Schwimmern, die unter das Wasser gehen, zu erlernen. Schämte sich doch Boerhaave nicht, die Zeichen einer star-

N 4

fen

erweichende Kraft der warmen Bäder verzögert und entfernt werden; und Ovidius erwähnt von dem Bade der Medäa, daß es den Aeson wieder jung gemacht habe. In dieser Absicht konnte Philostratus behaupten, daß die Leute alt würden, welche viel badeten.

Die kalten Bäder vermehrten die Kräfte des matten Herzens und der vesteren Theile, und stärkten die schlaffen Gefäße. Sie besreyeten das Herz von der Erdrückung, worunter es von der Last des ihm zuströmenden Bluts hätte erliegen müssen, wenn nicht das kalte Bad allen Fäserchen durch die Zusammenziehung überwiegende Kräfte gegeben hätte, den Umlauf des Bluts zu befördern. Daher kann Zuzachis's Recht haben, wenn er das griechische Wort *βαλανειον* davon herleitet, weil das Bad die Angst aus dem Herzen vertreibt. Um dieser Eigenschaft willen, die Lebenskräfte zu stärken, tauchten die Lacedämonier, die alten Deutschen, die Celten und noch ist die Tartarn ihre Kinder ins kalte Wasser, um ihre Körper zeitig zu härten, und Johann Floyer glaubt gar, daß seit der Zeit, da die Kinder nicht mehr durchs Eintauchen getauft werden, nämlich seit 1600, in England zuerst die englische Krankheit der Kinder entstanden sey, deren beste Cur die Bäder des kalten Wassers sind. Seneca bildete sich recht etwas auf den Namen eines Psychroluten ein, und rühmte sich, wie einer, der auf seine gesunde und starke Natur pocht, daß er der große Psychrolute wäre, der im Jenner in den Euripus stiege. Was noch ist die Russen thun, wenn sie aus dem heißen Bade in den Fluß springen, welcher voller Eis schwimmt, um sich zu härten, das thaten schon vor Zeiten die Römer, und Galenus mißbilligte diesen Gebrauch nicht. Der Arzt, Anton Musa, scheint denselben in Rom zuerst eingeführt zu haben; denn nachdem er den Augustus, welcher stets mit Catarrhen geplagt war, durch ein kaltes Bad wieder hergestellt hatte, so wollte er alle Krankheiten mit solchen Bädern heilen. Auf seinen Rath verließ Soraz die warmen Bäder zu Bajis, weil sie seinen entzündeten Augen schädlich waren, und ging nach Clusium und Gabios, zum daselbst mitten im Winter

allen

allen Einwohnern ein Anstoß zu werden, und das dasige kalte Bad zu gebrauchen. Diese Mode war nachher so gemein, daß man zu Plinii Zeiten alte Consuls sahe, welche, wie er sagt, die Prahlerey so hoch trieben, bis sie von der Kälte erstarrten.

Alles dieses war übertrieben, und man muß, wie ich meine, der Regel des Alpinus folgen, welcher verlangt, daß man sich durch stets lauere Grade nur nach und nach an die ganz kalten Bäder gewöhnen soll. Durch allmähliche Angewohnheit kann man in der That mit kalten Bädern große Dinge thun, oder man muß auch im kalten Bade so arbeiten, daß man darauf schwigt. Dieses geschieht durchs Schwimmen; und gewiß ist die beste Art, sich kalter Bäder zu bedienen, die, daß man in einem Flusse schwimme. So waren die kalten Bäder der alten Deutschen beschaffen, von welchen Pomponius Mela nicht nur ihre Unermülichkeit, sondern auch ihre besondere Wissenschaft im Schwimmen rühmt; und dieser Kunst hatten sie es unstreitig zu danken, daß sie die Bäder in Flüssen so robust machten.

Wären sie stets bey diesem Gebrauche geblieben, und hätten sie sich nie die wollüstigen warmen Bäder gefallen lassen, so würde sie Marins nicht bey den lustigen warmen fertilschen Bässern geschlagen haben, wo er sie theils im Bade, und theils bey dem Gastmahle antraf. Allein so geht es mit allen nützlichen Dingen, daß man sie endlich zu Wollüsten macht, welche verursachen, daß sie ganz abgeschafft werden müssen. Die Ueppigkeit der Deutschen dauerte bis auf Carl den Großen, welcher in seinen letzten Jahren zuweilen seine Familie, und wol über hundert andre Mitgenossen, im warmen Bade bey sich hatte. Ein solcher Uebermuth hat nach und nach den Gebrauch der Bäder abgebracht. Die Griechen und Römer versielen in eben dieselbe Ausschweifung; und das Baden, das sonst ein Schutz ihrer Gesundheit gewesen war, ward bald eine bloße Gewohnheit, eine Vergnügung, eine üppige Mode und eine übertriebene Pracht. Man badete täglich, ohne es nöthig zu haben, und ohne zu wissen, warum? Wenn eine allgemeine Trauer oder Noth einfiel, so wurden

die

die Bäder verschlossen, und das Baden ward alsbald für einen Frevel gehalten. Auch die Juden unterließen es bey gemeiner Gefahr, wie der letzte Vers im dritten Capitel des Buchs Nehemid beweiset. Die Buffertigen durften sich weder baden noch waschen; und also war das Baden als eine Feyerlichkeit und Vergnügung zu betrachten. Zuletzt ward sie eine ausschweifende Wollust und verderbliche Pracht. Der Kaiser Titus ruinirte sich damit; dahingegen Augustus seiner Schwächlichkeit wegen das öftere Baden klüglich einstellte.

Weil den Menschen nichts schwerer wird, als die Mittelstraße zu halten, so sind sie allezeit von einer Ausschweifung in die andre gerathen; und wie man vor Zeiten die Bäder im Uebermaasse gebrauchte, so bedient man sich jetzt derselben zu wenig. Das Bad des gemeinen Wassers ist bey uns ganz aus der Mode gekommen. Über es ist doch noch ein Rest der alten Gewohnheit übrig geblieben, und das ist der Gebrauch der Bäder von mineralischen Wassern, welche noch jetzt jährlich von vielen vornehmen Kranken besucht werden. Ich muß von diesen Bädern nothwendig auch etwas sagen.

Obgleich die meiste Kraft der Bäder im Wasser besteht, so kann doch dasselbe auch, indem es in die kleinsten Gefäße der Haut eindringt, dem Körper einige darinn aufgelösete fremde Theile von Mineralien, Pflanzen und Thieren zuführen, welche in ihm ihre Kräfte äußern. Ich will von allen dreien Arten der Badewasser insbesondere handeln.

Unter den mineralischen Wassern, welche zum Baden gebraucht werden, enthalten einige hauptsächlich Salze, andre schweflichte und noch andre metallische Theile. Ich verstehe hier unter den salzigten, schweflichten und metallischen Wassern solche, in welchen einer von diesen Bestandtheilen das Uebergewicht hat, ob ich gleich wohl weiß, daß die meisten aus mehreren solchen Theilen zusammengesetzt sind, in welcher Verhältniß der Mischung ich sie aber hier nicht betrachten kann.

Zu den salzigten Wassern gehören zuerst diejenigen, in welchen das Seesalz das Uebergewicht hat. Das Bad in Seewasser wird in verschiedenen Krankheiten der Haut, beson-

ders der Krätze und dem Ausfalle, wie auch bey Geschwülst und Schmerzen der Glieder, und vornehmlich im Wasserabschue angepriesen, welche letzte Krankheit Herr Morin an einem zwanzigjährigen Mädchen durch das Bad in Seewasser glücklich curirt hat. Diese Bäder reinigen auch die faulen Geschwüre, stillen die Krämpfe, und beleben die betäubten und gelähmten Theile wieder.

Andre Wasser enthalten ein Salz, das kalisch ist, und dem Weinstein salze gleich, und diese werden gemeinlich salpetrische Wasser genannt. Die warmen salpetrischen Bäder zertheilen die Geschwülst und Verhärtung der Drüsen, eröffnen die verstopften Nerven, und curiren die Lähmung. Man gebrauchte sie nicht nur zum Waschen, sondern auch als Tropfbäder, da sie von einem hohen Orte warm auf die kranken Glieder herabträuffeln.

Die schweflichten mineralischen Wasser werden äußerlich ebenfalls bey Krankheiten der Haut, bey Zittern der Glieder, bey der Schwindung derselben und bey Lähmungen, insbesondre aber bey der englischen Krankheit der Kinder gut befunden.

Unter den metallischen Wassern sind die eisenhaltigen die gemeinsten, und man bedient sich ihrer Bäder besonders zur Stärkung der Glieder, und in allen Krankheiten, die von einer Schwäche herrühren.

Man sieht leicht, daß der Gebrauch aller mineralischen Wasser eigentlich nur für Kranke bestimmt sey, und daß ihr diätetischer Gebrauch in keine sonderliche Betrachtung komme. Wenn man sich also derselben mit Nutzen und ohne Gefahr bedienen will, so muß man die besondern Eigenschaften der Wasser, die man sich zum Gebrauche erwählt, mit den eigenen Umständen eines Kranken in Vergleichung stellen, und es gehört ein ziemlich großer Umfang von Einsichten dazu, um die wahrscheinliche Wirkung der verschiedenen Bäder bey einzelnen Kranken gründlich zu vermuthen. Dieses ist die Ursache, warum ich vom Gebrauche der mineralischen Bäder in meinen Blättern weiter nichts mit Nutzen sagen kann, als daß sie in manchen Krankheiten große Kräfte besitzen, und daß man über ihren Gebrauch den Ausspruch eines wohl-
erfahrenen

erfahrenen und scharfsichtigen Arztes vernehmen muß. Will Jemand hierinn besser unterrichtet seyn, so ist ihm die systematische Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands unentbehrlich, womit sich der gelehrte Herr D. Zücker das Publicum verbindlich gemacht hat. Weil die meisten mineralischen Wasser einen subtilen Geist bey sich haben, welcher ihre Wirkung oft fast allein wesentlich bestimmt; so lassen sie sich durch die Kunst nicht so glücklich nachmachen, als es Herr Geoffroy in seiner Materia medica glaubt. Ich werde also auch mit diesen Vorschriften zurückhalten, und gehe lieber zu andern Arten der Bäder fort, die nicht bloß als Arzneyen betrachtet werden müssen, sondern vielmehr auch einen diätetischen Gebrauch haben. Dergleichen sind die vegetabilischen und die thierischen Bäder.

Eben so, wie ich im 109ten Blatte bewiesen habe, daß man sich in der Lebensordnung zuweilen einiger Arzneyen bedienen könne, die zu der Hausapotheke der Gesunden gehören, so kann es sich auch zutragen, daß man zuweilen durch ein medicinisches Bad, die Folgen gewisser Unpäßlichkeiten verhüten kann, welche zu förmlichen Krankheiten werden würden, wenn man sie nicht gleich bey ihrer Quelle verstopfte. Da die Bäder überhaupt einen diätetischen Nutzen haben, den ich zu Anfange dieses Blatts ihnen zugestanden habe, und dieser Nutzen durch die Umfließung des Wassers dem Körper gewährt wird; so läßt sich auch leicht begreifen, wie man die eigenthümliche Kraft des Wassers oft durch den Kunstgriff vermehren könne, daß man ihm die Kraft gewisser Pflanzen noch einverleibe, und es mit neuen Tugenden bereichere, die sich für die besondern Umstände eines einzelnen Menschen schicken. Wer sich des Wasserbades bedient, um die Ausdünstung der Haut wieder herzustellen, der kann den Zufluß der Säfte nach dem Umfange des Körpers vermehren, wenn er das Wasser mit Asche oder Küchensalze salzt, wodurch die Haut mehr gereizt, und durch eine kleine Neigung der Zufluß der Säfte nach ihr hingelockt wird. Wenn es auf die Reinigung der Haut ankommt, so dient in das Bad eine Seife, welche den öligten Schmutz desto leichter mit dem

dem Wasser verbindet. Ist es uns um die Stärkung der Glieder zu thun, so können wir das Badewasser mit großem Nutzen mit stärkenden Kräutern abkochen; und dieses war das Geheimniß des Dampfbades, womit vor wenig Jahren der Herr von Reitzenstein bey uns, bloß um Gottes willen, und ohne Geld und Arzney, so viel Aufsehen machte. Will man durchs Bad die geringen Krankheiten der Haut vertreiben, welche von einer feinen Schärfe der Säfte herrühren, so kocht man das Wasser mit balsamischen Kräutern, wie die Chamillenblumen und so viel andre bekannte Gewächse sind. Auf eben die Weise kann man mit erweichenden Kräutern die krampstillende Kraft der Bäder vermehren, und die zusammengezogenen Gefäße desto besser eröffnen, und die verhärteten Häute erweichen. Man kann mit zusammenziehenden und stärkenden Mitteln, mit Branntwein, mit Wein, mit glühendem Eisen, welches im Wasser gelöscht, oder mit herbden Kräutern, welche darinn gekocht worden, die schlaffen Gefäße stärken, und den schwachen Gliedern ihre Kräfte wieder geben. Man kann durch auflösende Kräuter die Kraft des Bades, die Säfte in den kleinsten Gefäßen zu verdünnen, und durch solche, die eine Gerinnung machen, die gegenheilige Kraft, sie zu verdicken, vermehren, u. s. w.

Wenn ein Theil des Körpers vor andern der Wohlthat des Bades bedarf, so kann man die Wirkung des Wassers durch eben solche Mittel stärken. Die Fußbäder mit Asche und Salz ziehen die Säfte mit weit mehr Gewalt von den obern Theilen herab, als das bloße Wasser. So nützlich das gemeine Wasser zum Händewaschen bey dem Ausschlage der Haut ist, so ist doch Tabackswasser, und das mit specifischen Mitteln wider die Krätze abgekochte Wasser weit wirksamer. Wenn wir den Hals mit reinem Wasser ausspülen, so vertreiben wir damit die Bräune nicht so geschwind, als wenn wir eben dieses Wasser mit den Arzneykräften der Kräuter bereichern, die diese Krankheit verjagen. Der Hypochondrist badet seine Gedärme, zu seinem großen Vortheile, mit Zuckerswasser; hingegen schaffen andern Kränklichen ganz andre Clystire gleichen Nutzen. Ein nüchternen Gnatho spüht seinen

seinen vollen Magen mit Wasser aus; hingegen ein dürrer Papefiguier nimmt dazu das fette Geraidewasser des Brauers; und ein schwacher Purganti, den stärkenden Saft der Reben. Kurz, so wie die Badecuren eine der allgemeinsten Methoden in der Lebensordnung sind, so würden sie eben so untauglich seyn, wie alle Universalarzneyen, wenn man nicht bey allen das Wasser bloß zum Vehiculo nähme, und ihm durch eine künstliche Zubereitung größere Arzneykräfte einverleibte, als es von Natur besitzt.

Doch vielleicht ist dieses zu viel gesagt. Die Natur bereitet uns wirklich in den Thieren ein Badewasser, daß in gewissen Absichten größere Tugenden besitzt, als wir ihm mit allen Specereyen des Gewächs- und Mineralreichs einverleiben können. Die thierischen Säfte sind aus der nächsten Verwandtschaft der unsrigen; sie brauchen keine so große Verarbeitung, als die mineralischen und vegetabilischen, um sich in die Art unsers Körpers zu verwandeln, und werden also den schwächsten, ältesten und hinfälligsten Menschen dienlich seyn, deren Kräfte sich schon an des Leibes Nahrung und Nothdurft zunichte arbeiten. Ich habe schon im 95ten Blatte erzählt, was einige Aerzte von Vertauschung des Bluts junger Thiere mit dem an Lebensgeistern verarmten Blute der Greise gehofft haben. Allein, weil es scheint, daß man bey dieser Operation die Greise zu tief in dieses Blutbad tauche, so will ich nur erwähnen, daß es einige Tyrannen gegeben, die junge und gesunde Leute haben ermorden lassen, um sich in ihrem Blute zu baden, weil sie wohl wußten, daß dieses Bad ein Mittel sey, ihre Kräfte zu vermehren. Man kann eben diese Wirkung mit weniger Tyranny von dem Blute der Thiere erhalten, und auch dieser Mord ist unnöthig, weil die Milch der Thiere, und die Ausdünstungen junger Leute eben dasselbe thun können. Verulamius hat wohl angemerkt, daß alte Leute gestärkt werden, wenn sie bey jungen schlafen, und wir haben ein altes Beyspiel von der stärkenden Wirkung dieser thierischen Dampfbäder an dem Könige David. (I B. der Könige I. Cap.) „Denn, da der König David alt war, und wohl betage, konnte er nicht warm

warm werden, ob man ihn gleich mit Kleidern bedeckte. „Da sprachen seine Knechte zu ihm: Lasset sie meinem Herrn, dem Könige, eine Dirne, eine Jungfrau suchen, die vor dem Könige stehe, und sein pflege, und schlafe in seinen Armen, und wärme meinen Herrn, den König. Und sie suchten eine schöne Dirne in allen Grenzen Israel, und funden Abisach von Sunem, und brachten sie dem Könige. Und sie war eine sehr schöne Dirne, und pflegete des Königes, und dienete ihm; aber =!„ Die Ausdünstungen der Knaben werden zu eben diesem Zwecke geschickt seyn können; wenigstens lesen wir von dem 150jährigen Clodius Sirpanus, daß er sich mit den Ausdünstungen derselben gestärkt habe. Sogar die Dünste lebendiger oder frischgeschlachteter Thiere beweisen eine solche stärkende und belebende Kraft. Ausser dem Beyspiele, welches schon in meinem 32sten Stücke S. 430. erzählt worden, wissen alle Aerzte, daß man gelähmte Glieder damit curirt, wenn man sie in ein lebendig aufgeschnittenes oder frisch geschlachtetes Thier steckt; daß man Krämpfe und die Colick lindert, wenn man junge Hunde, oder aufgeschnittene Thiere auf den schmerzhaften Theil legt; daß man den Wahnsinnigen lebendig aufgeschnittene Thiere auf den Kopf legt; daß man die reißenden Gliederschmerzen mit dem Dampfbade solcher Thiere curirt; daß die Blutbäder die Krankheiten der Haut heilen, und daß die Priester dem Constantino Magno für seinen schlimmen Ausfahriethen, sich in dem warmen Blute junger Kinder zu baden. Daß dieses alles keine leeren Einbildungen seyn, kann man daraus urtheilen, weil die Hunde das Podagra bekommen, wenn sie bey einem Podagriften schlafen, oder dessen Füße lecken.

Vom Milchbade kann man eben so große Dinge hoffen. Die Aegypter bedienen sich der Milch von Cameelen, von Eseln und von Ziegen zu Bädern. Von der Eselmilch glaubte ehemals Poppäa, und wie der verdiente Herr Professor Richter in Göttingen, von dem ich hier vieles entlehne, sagt, so glaubte sie es nicht ohne Grund, daß sie die Haut glätte, sie entrunzete, zart mache, und sie glänzend erhalte; Der Arzt. V. Th. Berth. Ausg. S. weshalb

weshalb sie auch auf ihren Reisen immer eine Heerde von 500 Eselinnen bey sich führte, in deren Milch sie ihren ganzen Leib badete, und täglich 700mal ihre Haut wusch. Herr Richter hat diese Tugenden der Eselmilch zur Verschönerung der Haut bey einigen Frauenzimmern selbst bewährt erfunden; und vielleicht wird diese Kraft die Milchbäder weit beliebter machen, als ihre vortrefliche Eigenschaft, die Schärfe und Hitze der Säfte zu dämpfen, um dereits willen *Erzmüller* sagte, daß sie seit den Zeiten *Galeni* die berühmteste Zuflucht der heftischen und schwindfüchtigen Leute gewesen wären. Er selbst versprach vieles von ihnen in der scorbutischen Auszehrung; und *Jacutus Lusitanus* curirte mit dem lauen Milchbade einen von unmaßigen Wollüsten ganz erschöpften Jüngling. *Sylvius* versprach von warmen Fußbädern aus Kuhmilch denen, die bey ausbrechenden Blattern verhüten wollen, daß sie nicht in Gesichte zu häufig zum Vorschein kommen, eine gute Wirkung; und wenn nur nicht durch unvorsichtige Erkältung, oder zu große Hitze, bey dem Gebrauche dieser Bäder, die untern Theile verwahrloset werden, so scheint die erweichende Kraft derselben allerdings den Ausbruch der Blattern an den Füßen zu befördern, und das Gesicht zu befreien; obgleich *Diemerbroeck* in einem paar Beyspielen grade das Gegentheil behauptet haben will. Dieser Vortheil wäre nicht allein wegen der Erhaltung der Schönheit, sondern auch um deswillen höchst schätzbar, weil *Sydenham* gelehrt hat, daß alle Gefahr der Blattern nur allein nach der Menge derselben im Gesichte zu schätzen sey. Man kann indessen wol nicht zweifeln, daß, zur Verhütung der vielen Blattern im Gesichte, die Blasenpflaster von spanischen Fliegen an den untern fleischigten Theilen, eine viel zuverlässigere Wirkung haben.

Ich will unter den thierischen Bädern die Lohbäder der Gärtner, womit *Schröck* eine gichtische Lähmung curirt hat, und die erweichenden und schmeidigenden Bäder von den Gartenschnecken übergehen, weil sie nicht in so allgemeinem Rufe und Gebrauche sind, als die Ameisenbäder, die in der Lähmung und lausenden Sicht zuweilen große Hülfe leisten, und die

die Kranken eben so schnellig, wie ehemals das Bad im Teiche zu Bethesda, wieder herstellen. Von diesem wunderbaren Teiche selbst muthmaasset der Herr Professor Richter, aus gelehrten Gründen, daß er ein thierisches Bad gewesen sey. Dieses Wasser war wahrscheinlicher Weise eine Sammlung desjenigen, womit die Eingeweide hfo vieler tausend Opferrhiere im Tempel abgewaschen wurden, und das man in diese dem Tempel benachbarte Laache hinein leitete. Wenn dieses Fleischwasser der frisch geschlachteten Thiere in den Teich gelassen wurde, und zu desto besserer Vermischung umgerührt wurde; so curirte dasselbe, so lange es noch warm war, die lahmen und verdorreten Glieder, welches eine gemeine Wirkung der thierischen Bäder ist. Weil es aber seine Wärme gar bald wieder verlor, und hernach unkräftig und faul wurde, so empfanden nur diejenigen seine Kräfte, welche zuerst in den Teich stiegen. Wenn nicht viel Opfer auf einmal geschlachtet wurden, so konnte die Wirkung des Wassers nicht erheblich seyn; daher war seine Tugend nicht immer, sondern nur, wie *Cyrellus* schreibt, an den hohen Festen, da viele Opfer geschlachtet wurden, zu spüren. Was den Engel betrifft, welcher das Wasser rührte, so versteht *Sammond* darunter einen Bedienten, welchen die Priester zu dem Ende heraus sendeten, und der es den da herum liegenden Kranken anzeigte, daß es nun Zeit wäre, in den Teich zu gehn. *Sanus non sum*, sagt *Thomas Bartholinus*, si ex toto contextu veri angeli mentio exculpi possit. Zudem versichert auch *Johann Millius*, daß die Stelle, wo des Engels gedacht wird, in vielen uralten Handschriften nicht zu finden, in einigen griechischen aber nur am Rande beygeschrieben sey. Ich stelle diese ganze Sache an denjenigen Ort, wo alle Gelehrte ihre Sachen hinstellen, nämlich an ihren Ort; und empfehle denen, die sie genauer erörtert zu lesen wünschen, die schöne Abhandlung des berühmten Herrn Professor Richters, de balneo animali.

Pot-Pourri.

Um einen Pot-Pourri zu machen, wodurch man die Luft der Zimmer wohlriechend und erquicklich machen kann, muß man eine gute Portion recht trocknes und auf dem Feuer geröstetes Salz haben, damit man, so wie die Blumen und Kräuter ankommen, jederzeit einen guten Theil davon dazwischen werfen kann. Auch muß man anfänglich etliche Hände voll davon auf den Boden des Gefäßes werfen, worin der Pot-Pourri soll gemacht werden.

Ausser den Pommeranzenblätthen, welche ganz gelassen werden, müssen alle Blumen von ihren grünen Kelchen abgepflückt und die Kräuter abgestiehl werden. Zu einem Gefäße, das etwa einen Eymen Wasser halten könnte, nimmt man zuerst im Anfange des Jahrs ein bis zwey Pfund Weissenblumen, oder wenn diese nicht zu haben wären, ein halbes Pfund gestosne Weissenwurzeln; welche letztere aber nachher zwischen die andern Kräuter und Blumen gestreuet werden müssen. Hierzu gehören sechs gute Hände voll schöne Rosenblätter; und kann man die dunkeln Sammetrosen haben, so kann auch von diesen etwas dazu genommen werden. Von den Pommeranzenblätthen müssen wenigstens sechs Hände voll, oder auch mehr genommen werden, indem der Topf desto besser wird, je mehr davon hinein kommt. Ferner nimmt man sechs Hände voll dunkelrothe einfache Nelken, eben so viel jungen Majoran, Lavendelblütthe und Pfopblätter, auch Rosmarinblütthe und Blätter, Quendel, Saturey, Stabwurz, kleine Myrtenblätter, von jedem vier Hände voll; Basilicum, Krauseminze, Melisse, Salbey, von jedem zween Hände voll; Poley, Calaminth, von jedem eine Hand voll; ein halbes Pfund gestosnen Zimmet, Benzoe, Storax, von jedem vier Loth; und zwey Loth gestosne Würznelken. So wie man nun obige Sachen haben kann, werden sie in den Topf, und jederzeit eine gute Quantität Salz dazwischen geworfen. Anfänglich muß der Topf etliche Monate täglich gut umgerührt werden. Im Monate August wird er zu Zeiten eine Stunde, zugedeckt, in die Sonne gesetzt, damit die

die Sonne die überflüssige Feuchtigkeit verzehre. Im September kann man ihn nur alle acht Tage einmal umrühren, und zuletzt nicht weiter, als wenn man einen guten Geruch damit im Zimmer machen will. Ausserdem aber muß er gut zugedeckt gehalten werden. Ein solcher Topf hält sich viel Jahre lang gut; doch kann man von den Sachen, deren Geruch man am meisten liebt, alle Jahr etwas weniges frisches hinzu thun.

Mein Herr,

Wenn das wahr ist, daß die Todten, wie Sie sagen, noch hören können, so bin ich wegen meines seligen Herrn besorgt, der sich einbildete, daß ich vom Schlage gerührt werden würde, wenn ich ihn im Sarge sähe. Ich habe es selbst nicht anders geglaubt, und es wäre auch wohl ohnsehbar geschehen, wenn es nicht ein Zufall gehindert hätte: denn da ich mit größter Betrübniß an den Sarg trat, so bemerkte ich, daß man ihm die Peruque schief aufgesetzt hätte, und kam darüber in ein so lautes Lachen, daß ich nicht zweifle, er werde es deutlich gehört haben. Weil Sie die Todten so gut kennen, so bitte ich Sie, meiden Sie ihm doch, daß ich nicht über ihn, sondern über die Peruque gelacht habe, damit er keinen Groll auf mich mit in die Ewigkeit nimmt. Sagen Sie ihm, daß ich ihn von Herzen geliebt habe, aber daß es mir an seinem Begräbnistage unmöglich gewesen wäre, den Schlag zu bekommen, wie ich ihm versprochen hätte. Will ers aber durchaus haben, daß mich der Schlag rühre, so muß er wieder auferstehen. Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

Ihre Dienerin,

(*)

Hundert sechs und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen.

Mein Herr Arzt,

Ich nehme das gern an, was in Dero 118ten Stücke behauptet wird, daß der Fingerwurm (Panaritium) glücklich curirt werden könne, wenn man das kranke Glied in die heiße Lauge von

Weinrebenasche hinein steckt. Allein, ich glaube nicht, daß die Lauge der Neben zu dieser Cur mehr beytrage, als die Hitze des Feuers. Es ist bekannt, daß viele Curen durchs Brennen verrichtet werden, und Sie selbst haben uns in Ihrem 104ten Stücke verschiedene derselben erzählt, worunter auch die Cur des Fingerwurms, ohne die Weinrebenasche, begriffen ist. Herr Zomberg hat nämlich versichert, daß die Javaner, wenn ihnen ein Nagel am Finger abschwärt, den Finger zu verschiedenenmalen, doch aber nur einen Augenblick, in siedendes Wasser stecken, und er selbst hat sich auf diese Weise curirt. Im Languedockischen ist diese Cur allgemein. Es ist also wohl mehr das Feuer, als die Nebenlauge, welche sie bewerkstelligt.

Hey dieser Gelegenheit will ich noch einer andern Cur des Fingerwurms Erwähnung thun, welche uns der P. Labat folgendermaßen beschreibt: „Ich hatte einen Zufall an einem Finger der linken Hand, woran ich große Schmerzen ausstand. Der Wundarzt sagte mir, daß es der Fingerwurm wäre. Ich glaube, daß es eben das Uebel sey, das man zu Paris un Mal d'Avanture (einen Finger von heiler Haut) nennt. Er wollte mir anfangs den Finger schneiden. Allein, da ich mich nicht gern zerschneiden lasse, so bat ich ihn, diese Mühe zu sparen, und wollte lieber ein unschuldiges Mittel versuchen, das man mir wider dieses Uebel gerathen hätte. Ich nahm ein frischgelegtes Ey, das ich mit einem hölzernen Spatel zerstoßen ließ: denn es darf kein Eisen daran kommen, und muß auch der Finger mit keinem Eisen berührt werden. Nachdem das Ey zerbrochen, und die Schaale in zween Theile getheilt war, so sonderte man das Weiße davon ab, und befielt das Gelbe allein in der einen Schaale. Man rührt es mit zweymal so viel klein zerstoßenem Salze an, als man nehmen würde, wenn man das Ey essen wollte, und rührt es mit dem Spatel wofit um, damit das Salz schmelze, und das Gelbe recht süßig werde. Alsdann streicht man es auf gepuzte Leinwandfasern, womit man den ganzen kranken Finger umwickelt, und eine Compressse und einen Verband darum legt, doch so, daß der Finger nicht zu stark gedrückt werde. Dieses Mittel bleibt 48 Stunden ungestört liegen, nach welcher Zeit man findet, daß der Wurm ein kleines Loch in der Haut bekommen hat, woraus die scharfe und sressende Materie, die den Schmerz verursachte, heraus fließt. Alsdann legt man ein wenig Rosensalbe (unguentum rosarum) darauf, und in zween bis dreyen Tagen ist alles heil. Ich bediente mich dieses Mittels so glücklich, daß meine Schmerzen in wenig Augenblicken nachließen; und als ich nach zween Tagen den Verband abnahm, so war ich so viel besser, daß ich nicht einmal Salbe, sondern nur Leinwand auflegte. Ich rieth dieses Mittel nach der Zeit vielen Leuten, denen es eben so gute Wirkung that.“

Man

Man hat noch andre kleine Handmittel wider diese Krankheit, z. E. daß man einen Brei von geriebenen weißen Feldrüben, mit Leinwand, dick um das Vorderglied des Fingers lege, und solchen Verband alle zwölf Stunden erneure, welches im Anfange viel Linderung und gute Hülfe schafft. Man sagt auch, daß der Schmerz aufhöre, wenn man den Finger lange genug in das Ohr einer Kage hält, oder ihn einige Stunden lang in Cambersspiritum steckt.

Wenn der Finger im Anfange veräumt ist, so daß die Eiterung nicht mehr vermieden werden kann; so muß man beständig einen Umschlag von Milch und Brodt oder Pappulblättern in Milch gekocht, umlegen. Den Brodrumschlag kann man mit einer Lilienzwiebel, oder mit Honig kochen, so bald die Entzündung nachläßt, und die Eiterung anfängt. Zu solcher Zeit ist auch ein Umschlag von Sauerreize, oder die ein wenig gekochte und gequerschte Sauerampfer dienlich. So bald man weiß, daß Eiter im Finger ist, muß ein Wundarzt, lieber zu früh und zu tief, als zu spät und zu flach, eine Oeffnung machen: ja, wenn eine in der Nachbarschaft des Nagels ausgetretene Feuchtigkeit die Ursache des Fingerwurms ist, so muß alsobald ein Einschnitt gemacht werden, um diese Feuchtigkeit wegzubringen: allein, es verstehen nur wenige Wundärzte diese Operation. Das wilde Fleisch wird mit ein wenig Mennige oder gebrannter Alaun weggeroeknet. Ist der Knochen angegangen, oder der Brand hinzugeschlagen, so muß ein Wundarzt die Cur betreiben. Wider den Brand dienen hauptsächlich drey Mittel: Alle zwe Stunden ein Quentlein Fiebertinde, das Schröpfen des brandigsten Theils, und die Wähungen mit dem Decocte der Fiebertinde, wozu man Schwefelspiritus thut. Das Abnehmen der Glieder muß in den meisten Fällen nicht eher geschehen, als bis sich der Brand von selbst hemmt, welches an einem deutlichen Circul zu sehen ist, wo sich das Todte von dem Lebendigen scheidet. Doch genug von der Cur des Fingerwurms.

Um wieder auf die Feuercuren zu kommen, so muß ich Ihnen in Erinnerung bringen, was der Ritter Temple, in seiner Abhandlung von der Gesundheit und dem langen Leben, bey Gelegenheit der Sickercur durch das Feuer der Nera sagt, daß nämlich vor Alters in Aegypten und zu igtiger Zeit in der Barbarey das Brennen mit einem glühenden Eisen das gemeinste Heilmittel bey den meisten Krankheiten gewesen, und daß man daher an den Leibern der barbarischen Sklaven viele Narben finde, welche von dergleichen Curen nachgeblieben sind. Außerdem, was Sie von dergleichen Curen in Ihrem 118ten Blatte schon angeführt haben, fällt mir noch die Feuercur des Bisses von tollen Thieren ein, welche schon Boyle angepriesen hat, und die auch in Deutschland bekannt ist, wo die Jäger, sobald sie von giftigen Thieren gebissen worden, Schießpulver auf die Wunde streuen, und es anzünden, ohne sonst das geringste weiter zu unternehmen. Diese

Cur, welche Boyle mit einem heißen Eisen veranstaltete, hat in den neuesten Zeiten an dem Londonischen Chirurgo, Herrn Ingram, einen neuen Gönner gefunden, der sie mit folgenden Worten empfiehlt:

„Sobald man von einem tollen Hunde gebissen worden ist, muß man zuerst verhüten, daß der Gift nicht ins Blut gehe. Daher muß man alsobald ein heißes Eisen an die Wunde appliciren, das nicht dick, und etwa so breit ist, als der Nagel am kleinsten Finger. Es braucht nur leicht applicirt zu werden, damit nur die Haut oder der Grund der Wunde gebrannt werde. Hernach muß man die ganze Stelle mit gutem Oele reiben, und dann ein Digestivsäblein vom gelben Basilicum mit einem Verbande darum legen, und die Eiterung der Wunde, sobald als möglich, beschleunigen, damit sich der Gift absondre und ausfließe. Diese ganze Operation kann vollbracht werden, ohne die Bedeckungen oder Häute im geringsten zu beleidigen. In den sechs Jahren, die ich in Westindien zugebracht, habe ich bemerkt, daß die Hunde bey großer trockner Hitze zur Wuth geneigt waren, und daß viele Negers von ihnen gebissen wurden. Es wurden deren eines Tages zehn auf einmal gebrannt, und sie genasen ohne die geringsten innerlichen Zufälle. In einem andern Jahre waren an einem Tage zwanzig gebissen worden, und 19 derselben wurden auf eben dieselbe Weise geheilt. Der zwanzigste, welcher die Operation nicht ausstehen wollte, ward sechs Wochen nachher krank, und starb in voller Wuth nach wenigen Stunden. Ich habe über 200 gekannt, die durch das Brennen curirt worden sind. Die Schwarzen sind von dieser Cur so überführt, daß sie, sobald sie gebissen worden, gleich nach Hause laufen, um es ihren Herrn anzuzeigen, und zugleich unter Wegens bey dem ersten Schmiede einkehren, damit er ihnen ein heißes Eisen auf die Wunde applicire.“

Mein Herr,

Hey der Rosenblüthe erinnere ich mich eines Traums der schönen Aspasia, einer Beyschläferin des Cyrus, welche nachher Artaxerxes zur Beute bekam, und die, gleich der Ninon von Lenclos, noch in ihrem höchsten Alter rühren mußte, weil sie nicht unter 80 Jahren seyn konnte, als sie zur Dianenprieferinn eingeweiht werden sollte, um von den Mannspersonen keine Anfechtungen mehr zu haben. Dieses Mägdchen hatte einstmal eine Geschwulst, welche ihr Arzt nicht heilen konnte; und der Traumgott erbarmte sich ihrer, und zeigte ihr im Schlafe das Mittel zu ihrer Genesung. Sie träumte aber, daß sie einen der Venus geweihten Rosenbusch auflegen sollte, und mit dieser Arznei curirte sie sich. Es ist der Frage wohl werth, ob die Rosen zu einer Cur der Geschwulst taugen? denn wir

Gelehren, wir sind es, die untersuchen, ob eine Sache möglich sey, nachdem wir entdeckt haben, daß sie wirklich geschehe. Man pflegt zwar ist die Rosen, welche man in der Arzneykunst gebraucht, nicht mehr der Venus zu weihen. Allein, was die Aerzte nicht thun, das thun die Schönen und der May. Genug, Anacreon hat satzsam bewiesen, daß die Rosenbüsche schon von Natur der Liebe gewidmet sind. Gleichwie ich nun nicht zweifle, daß um dieser Ursache willen die heutigen jungen Rosen eben so kräftig seyn werden, als die zu des Cyrus Zeiten; so glaube ich auch, daß der natürliche Grund dieser Wirkung in der zusammenziehenden Kraft zu suchen sey, welche besonders die rothen Rosen gar merklich besitzen. Daß ihre Theile, auch bey dem äußerlichen Gebrauche, in die Nerven wirken, erhellt aus dem Niesen, welches der Schnupstabaek aus getrockneten Rosenblättern erregt. Wenn eine solche Arznei auf entzündete ausgespannte und empfindliche Theile gebracht wird, so kann sie allerdings durch ihr Zusammenziehen und durch den Reiz der Nerven eine heisse Geschwulst zertheilen; und daher findet man noch bis tiefen Tag in den medicinischen Schriften eine Meynung, daß die Rosen den Rothlauf und gewisse Arten von Kopfschmerzen curiren sollen. Man kann etwas von ihnen erwarten, wenn sie, in Pulver zerrieben, trocken auf die Geschwulst gelegt werden. Allein, man muß desto mehr den Mißbrauch des gemeinen Mannes vermeiden, welcher den Rothlauf und andre hitzige Geschwulsten mit Rosensalbe und Oele verdirbt, und sich dadurch großen Gefahren aussetzt.

Nach dieser kleinen Untersuchung muß ich noch ein Paar Worte zum Lobe der Rosen sagen. Was ist schöner, als ihr Geruch und ihre Farbe? Was ist lustreicher in der Frühlings, als der Anblick der ersten Rose, die ihrer jüngern Nachbarinn winkt? Aber was ist hinfalliger, als diese Blüthe! Ich überlasse den Schönen diesen letzten gemeinen Gedanken zur noch gemeinern Anwendung auf den Reiz ihrer Jugend. Aber ich empfehle ihnen zugleich, die Anwendung so zu machen, daß sie bis zur bestimmten Stunde sagen können:

Der Jugend süße Liebe
Raubt mir nichts, und nährt sich nur.

Amor würde sich nicht so oft in Rosenbüschen verstecken, wenn sie keine Herzstärkungen wären. Die Aerzte haben um deswillen ihren Blüthen unter den vier Herzstärkenden billig einen Platz eingeräumt, und die Apotheker zermartern sie aus keiner andern Absicht so sehr, als um die belebenden Kräfte der Rosen das ganze Jahr hindurch zum Nutzen der Menschen auszuthemen. Sie entziehen ihnen ihren Geist durch die Gährung; sie destilliren ihr stärkendes und erquickendes Wasser zum Labiale der Kranken; sie verfertigen ihre Tinctur, um den, den die Hitze des Fiebers brennt, zu kühlen; sie

vermischen den Rosenzucker mit den Herzstärkungen, die sie den Schwachen bereiten; und selbst ihr Rosenesig muß ihnen zur Erfrischung dienen. Vielleicht aber übertrifft nichts von diesem allem den dichten Rosensaft, der unter dem Namen der Rosenconserve die geliebteste Zuflucht der allerelendesten Menschen, der Schwindfüchtigen, der Abgekehrten, und aller derer ist, die Blut husten, oder mit Steinschmerzen und der Ruhr behaftet sind. Eine so edle Arznei hätte schon längst Dero Lob und Empfehlung verdient, und überhaupt lassen Sie die Gelegenheiten zu oft entweichen, da Sie was artiges sagen könnten, das in die schönen Wissenschaften einschlägt. Ich hoffe alles von Ihnen, als ich die Ueberschrift Ihres 122sten Blattes las, worinnen sie von der Liebe — ja! endlich einmal, im dritten Jahrgange, von der Liebe handelten. Aber mein Himmel! wie handwerksmäßig! Meynen Sie, daß die Absicht der zärtlichen Seelen, die sich verlieben, nichts höhers, nichts himmlischer sey, als die niederrächtige Sache, die sie angeben, und wobey uns andern wenigen Edlen eine verschämte Röthe ins Gesicht steigt? Nein, wissen Sie, mein Herr, daß wir ohne alle diese schmutzige Absicht lieben, und daß wir dabey an nichts weniger denken, als an die Nachwelt, oder ans Fleisch und die Sinnlichkeit. Ziehen Sie meiner Seele den tölpischen Körper aus; lassen Sie mir nichts übrig, als das denkende Etwas; und dennoch, dennoch

Dulce ridentem Lalagen amabo,

Dulce loquentem.

Verzeihen Sie mir diese Kritik im Vorbeygehen. Es wird gewiß nicht die letzte seyn; denn jederman wird Ihnen widersprechen, wenn sie uns überreden wollen, daß wir uns um üppiger Absichten willen liebten.

Ich bin, 26.

Mein Herr,

Ob ich gleich den Stolz der Aerzte wohl kenne, nach welchem sie ihrer Ehre Abbruch zu thun glauben, wenn sie zur Erhaltung und Cur eines Viehes ihren Rath mittheilen sollten; so ist doch so viel gewiß, daß vielen Leuten manche Thiere lieber sind, als ihre Angehörigen, und daß man davon nicht unehrlich wird, wenn man solchen Leuten den Dienst erzeigt, sie in der Wissenschaft, ihre Thiere wohl zu pflegen, zu unterrichten. Ich bin ein besonderer Liebhaber der Canarienvögel, und habe in einem lateinischen Gedichte des Herrn Clairambault von diesen geliebten Thieren so viel nützliche Anleitung zu ihrer Diät gefunden, daß ich glaube, es würden Ihnen alle Liebhaber dieser schönen Vögel verbunden seyn, wenn Sie ihnen

den

den folgenden Auszug aus diesem Gedichte mittheilen, der Ihnen Blättern eine Zerle, und Ihnen keine Schande seyn wird, da Sie ja doch nur einen fremden Schriftsteller redend einführen:

Die Insel Canaria, wo ein beständiger Frühling herrscht, soll ehemals der Lustort der Venus gewesen seyn, wo sie, nebst den Liebesgöttern und Scherzen, ihre Wohnung aufgeschlagen, und sie Daphnos selbst vorgezogen hat. Ihr Erdreich ist vortreflich und ungemein fruchtbar. Die Blumen wachsen daselbst unter den Füßen ohne Wartung; es wehen die angenehmsten Westwinde; die Luft ist stets mit wohlriechenden Dünsten angefüllt; das Land trägt alles, was die Dichter Angenehmes haben ersinnen können, und darum hat man ihr auch vorzüglich den Namen der beglückten Insel beygelegt.

Auf dieser Insel war ehemals eine Nymphe, die alle andre an Schönheit übertraf. Sie hieß Achantis, und hatte einen jungen Menschen, Namens Spinus, geheyrathet. Beyde waren von gleichem Alter, und beyde waren ihrer schönen Haare wegen merkwürdig, die auf ihren Schultern ausgebreitet lagen. Sie sangen, mit vieler Anmuth, Gesänge voller Zärtlichkeit. An einem Feste der Venus, das mit Spielen und Tänzen gefeyert wurde, giengen diese beyden Liebenden, aus Neugier, in den Tempel der Göttinn. Von da kamen sie in die zaubernden Gärten, wo die symmetrisch gepflanzten Myrthen angenehme bedeckte Gänge formirten. Allein sie nahmen an den üppigen Tänzen keinen Antheil, welche die Liebe von ihren Verehrern foderte. Sie waren nicht gewohnt, unzüchtige Lieder zu singen; und in der Zeit, da die Luft von den freyen Gesängen der andern erschallte, sangen sie wechselsweise Lieder voller Tugend. Als sie die Göttin hörte, erstaunte sie über so keusche Lieder, sahe sich im ganzen Garten herum, und fragte, was dieses für außerordentliche Gesänge wären; ob die Schamhaftigkeit noch nicht aus diesen Gegenden gewichen sey? ob sie die Bescheidenheit und Enthaltbarkeit vergeblich daraus verwiesen hätte; und ob man ihr trocken wollte? Sie gebot, ganz entrüstet, ihrem Sohne, seine Waffen zu ergreifen, und ihr diese bescheidenen Herzen zu erobern. Es geschah. Die beyden Unglückseligen entflohen; und als sich Achantis von Amor verfolgt sieht, ruft sie den Beystand der Götter an. Ihr Wunsch ward erhört. Die Götter verwandelten sie in einen kleinen Vogel, welcher noch ist den Namen der Nymphe führet. Spinus beklagte den Verlust seiner Gattin, und bat die Götter, ihn wieder mit ihr zu vereinigen. Auch dieses geschah. Er verwandelte sich in einen aschgrauen Vogel; wogegen Achantis mit gelben glänzenden Federn bedeckt war. Dieses ist der Ursprung der beyden verschiedenen Arten von Canarienvögeln. Sie behielten nach ihrer Verwandlung ihre vorige Schamhaftigkeit und ihre Liebe zum Gefange, und erfüllten damit diese beglückten Gegenden. Wir wollen von diesem

reizen

reizenden Geschlechte der Vögel einige ernsthafte Betrachtungen mittheilen.

Man kann die verschiedenen Arten der Canarienvögel leicht von einander unterscheiden. Einige haben graue Flügel, und diese Art wird für die gemeinste gehalten. Ihre Stimme ist stark und männlicher. Die andern sind blendend gelb, und ihr Gesang ist schwächer und sanfter. Eine dritte Art ist gelb und grau affectet. Diese wird am meisten gesucht, weil ihr Gesang weder zu stark, noch zu schwach ist. Sie entsteht von einer Begattung eines Hahns und eines Weibchens von verschiedener Farbe.

Man kann die Geschlechter an der Verschiedenheit des Gesangs unterscheiden. Das Weibchen singt schwach, und hält keine an einander haltende Melodie, sondern hat nur ein abgelesenes Geschrey. Die Töne des Hahns sind stärker; sein Arthem ist länger, seine Kehle glänzender, und sein Gesang melodischer.

Wenn aber das Alter herannahet, und sie ihr zehntes Jahr erreicht haben, so verlassen sie ihre Kräfte, und sie werden schwach und kränzlich. Sie verlieren beständig, und verlieren die Federn, so daß sie fast ganz nackt werden. An deren Statt bekommen sie harte Schuppen, und es erzeugen sich unten an den Klauen dicke Rinden. Alsdann bleibt der Vogel beständig unten im Bauer, schleppt seine Flügel, schiebt die andern Vögel, und versteckt den Kopf unter den Flügeln. Sein Gesang verliert alle Annehmlichkeit und Melodie, die er vorher hatte.

In ihrer besten Jugend halten sie selbst viel auf ihre eigne Schönheit; und wenn man einen Spiegel in ihrem Bauer aufhängt, so kommen sie gleich herzu, bewundern sich mit Erstaunen, und legen sogleich mit dem Schnabel die Federn in Ordnung, die unrecht liegen.

Zu dieser Zeit singen sie auch am meisten. Ihre Accente sind der Nachtrigall ihren ähnlich, oder übertreffen sie vielmehr noch. Zuweilen machen sie ein lebhaftes und verworrenes, aber doch angenehmes Geschrey, und dann drohen sie, sich einander mit den Schnäbeln anzufallen, und sich mit den Flügeln zu schlagen. Ihre Klauen und Schnäbel sind die Waffen, womit sie zum Strelke fliegen.

Was die Nahrung der Canarienvögel betrifft, so muß man ihnen alle Morgen, gleich beim Aufgange der Sonne, Hüse und Rübsaat geben; und wenn sie nicht mehr Lust dazu zu haben scheinen, thut man ein wenig Zucker dazu. Man kann ihnen auch einige Lactukentblätter, Hühnerdärme, Kreuzwurz, Spickesaat und Discuit geben, um ihren Magen zu stärken, und ihnen wieder Appetit zu machen. Allein, sie müssen von dem letztern nur wenig bekommen, damit sie sich nicht erhitzen.

Die Canarienvögel werden öfters vom Fieber befallen, und da muß man gleich nach der Ursache forschen, und Gegenmittel gebrauchen.

Man

Man kann es an der Traurigkeit des Vogels erkennen, daß er krank sey. Wenn sie das Fieber haben, und die kleine Erhöhung hinter auf dem Schwänze geschwollen ist; so werden sie matt, schweigen, und geben nur zuweilen einige klagende Töne von sich. Alsdann muß man ihnen die kleine Erhöhung, aber geschickt abschneiden; denn sonst sterben sie oft von dieser Wunde allein. Wenn sie das Reißen haben, muß man ihre Schenkel mit warmen Baumöl reiben. Hat ein Vogel unter den übrigen eine tödliche Krankheit, so muß er gleich in einen besondern Kestig gethan werden, damit er die andern nicht anstecke. Zuweilen fällt die Krankheit bloß auf die Augen, und es überzieht eine weiße Haut den Augapfel, daß der Vogel erblindet. Dieses Uebel ist unheilbar. Öfters sind diese Thiere mit der fallenden Sucht beschwert, daß sie wie todt herunter fallen, und dann um sich schlagen. Wenn ein Canarienvogel sein Weibchen verlohren hat, so stirbt er nicht selten ihr nach, wenn er vorher ihren Tod mit traurigen Klagen bekannt gemacht hat.

Alle Jahr im Herbst mausern sich die Canarienvögel, wobey sie alle ihre Federn verlieren. Alsdann muß man den Kestig im Zimmer behalten, damit sie ja nicht der Kälte ausgesetzt werden. Sie müssen alsdann nichts trüben fressen, besonders keine Lactuken, wovon sie sterben würden. Ihr Körper hat zu dieser Zeit die Wärme verlohren, ihr Magen ist schwach, und löset die unverdaulichen Speisen nicht gut auf. Man muß also die innerliche Wärme bey ihnen zu unterhalten suchen. Man muß ihnen ihr Futter lauwarm machen, und nur solches reichen, was sie erwärmen kann. Alsdann muß man die junge Zucht besonders in Acht nehmen; denn es scheint, als ob diese Krankheit an ihnen alle ihre Würm ausließe. Wie viele Junge werden nicht von dieser Plage wieder dahin gerissen. Zu der Zeit hört man keinen Gesang von ihnen; sie scheinen alle erschrocken und traurig zu seyn, bis sich endlich die Federn mit dem Gesange wieder einfänden.

Es fragt sich nunmehr, was bey Erziehung der jungen Vögel zu beobachten sey? Im Frühjahr vollziehen die Vögel ihre Begattung, und sehern sie durch beständiges Singen. Alsdann schafft man kleine Körbe von Weidengerten, oder kleine hölzerne Napfe in die Kestige, wo die mit den zu legenden Eiern einzig beschäftigten Vögel den Frühling erwarten um ihre Nester zu machen. Zu dem Ende muß man ihnen Federn, Moos, Heu, Stroh und Haat umherstreuen; da man dann bald sehen wird, wie beyde Alte mit ihren Schnäbeln und Klauen arbeiten, um für ihre zarten Jungen das Nest zu bereiten. Wenn es ihnen an Moos fehlt, so rupfen sie sich oft ihre eignen Federn aus, und legen sie ganz künstlich in die Körbe.

So bald das Weibchen Eyer gelegt hat, bleibt sie beständig auf dem Neste sitzen. Der Hahn ist alsdann in größter Unruhe, damit

die

die Gattin das Sitzen nicht überdrüssig werde, und die Eyer verlasse, welche gar bald ihre Wärme und zugleich ihr Leben verlieren würden. Wenn sie hungert, so bringt er ihr ihre Nahrung; welche er mit seinem Schnabel in den ihrigen hineinfällt. Wenn sie aber endlich doch des Eigens müde wird, so setzt er sich an ihre Stelle, bedeckt die Eyer mit seinen Flügeln, und erwärmt sie so lange, bis das Weibchen wieder kommt, um ihn abzulösen. Man muß ihnen oft erwärmende Nahrung geben, damit die Mutter hinlängliche Hitze behalte, die Eyer auszubrüten. Nach vierzehntägigem Brüten kommen die Jungen zum Vorschein; und wenn alles glücklich geht, so erhält man deren fünf; denn mehr kommen nie von einer Bebrütung. Unter den Freudensbezeugungen der Alten fordern die Jungen ihre Nahrung, und sperren die Schnäbel auf. Alsdann nimmt man Biscuitskrumen und Eyerdotter, macht mit genugsamen Wasser einen Brei daraus, und streicht ihnen etwas davon mit einem kleinen Spatel in die Schnäbel. Wenn sie stärker sind, so gewöhnt man sie, daß sie mit dem Schnabel Hirsekörner zerbeißen lernen, die man ihnen in ihre ordentliches Futter mischt, so bald ihr Magen diese stärkere Nahrung vertragen kann.

Wenn sie anfangen rauch zu werden, und die ersten Federn bekommen, nimmt man sie aus dem Kestge, und thut sie in einen andern; da oft die Alten auf eine neue Begattung bedacht sind. Doch geschieht dieses nie über fünfmal; da dann ihre Begattung aufhört. Wenn man die Jungen nicht zeitig genug hinwegnimmt, so zupft öfters die Mutter denselben ihre Federn zu einem neuen Neste aus, und befördert dadurch ihren Untergang.

Ich habe auf dem Lande einen Greis kennen gelernt, der aus langer Erfahrung wußte, wie man mit diesen Thieren umgehen muß. Er erzog zu seinem Vergnügen Vögel von allen Arten. Alle Morgen eilte er zu ihnen, um sie zu füttern, und sie kannten und begrüßten ihn fröhlich durch ihren Gesang. Er reinigte ihren Kestge, indem er das unterste Brett von aussen heraus zog, und schabte die Stangen, worauf sie saßen, mit einem Messer ab. Er gab ihnen das reinste Wasser, und einem jeden Vogel seine ihm zuträglichste Fütterung; denn die Sorge für die Canarienvögel ist unendlich mannichfaltig. Oft spielte er ihnen auf dem Flageolet etwas vor, welches sie aufmerksam anhörten. Zuweilen hing er ihnen Federn, Stückchen Papier und Charten von allerley Farben in dem Kestge auf, womit sie spielten, und sie mit den Klauen und Schnäbeln hin und her bewegten. Dann und wann ließ er sie im Zimmer frey herum fliegen, da sie ihm dann auf die Schultern und auf den Hut geflogen kamen, und sich mit den Füßen im Kopfe kratzten. Einige hackten ihm an den Lippen, und fraßen Hirsekörner aus seiner Hand. Einige flogen singend bis zu ihm, sie bissen ihn, wenn er sie reizte, in den Fingern

krochen

krochen in seinen Busen und in seine Kleider; kamen ihm wieder auf die Hand geflogen, wenn er sie rufte; hüpfen von einem Finger zum andern und bezeugten ihm auf tausenderley Weise die natürliche Liebe und künstliche Vertraulichkeit, welche sie gegen ihn hegten.

Hundert sieben und zwanzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Sind ihr nun recht beglückt zu preisen?

Gehet schon das Wassertrinken an?

Mein Herr Arzt,

Sobald ich nur aus der Ueberschrift Ihres 125ten Stückes gesehen hatte, daß diesen Tag die Gesundbrunnen an die Reihe kommen sollten: so bildete ich mir auch nichts gewisseres ein, als daß Sie uns von dem neuen Gesundbrunnen zu Bramstädt Nachrichten mittheilen würden; und ich kann noch nicht begreifen, warum Sie desselben mit keinem Worte gedacht haben. Was könnte der Aufmerksamkeit eines Arztes wohl würdiger seyn, als eine solche Entdeckung in unsrer Nachbarschaft, die noch dazu schon so viel Aufsehens macht, daß Jedermann davon redet? Ich bin begierig, zu wissen, was Sie von diesem Wasser halten; und Sie sind gewissermaßen schuldig, uns hiervon Rechenschaft zu geben. Es hat schon zwei ziemlich starke Parteyen für und wider sich. Diejenigen, so in dortiger Gegend gewesen sind, versichern, daß sie auf allen Landstrassen eine Menge kranker Leute auf der Wallfahrt nach diesem Brunnen angetroffen haben. Der Ruf von den Curen, die dadurch bewerkstelligt werden sollen, nimmt täglich zu. Jedermann wird unruhig, und sehnt sich nach dem Ausspruche der Aerzte. Es sind viele Leute von hier und aus unsrer Nachbarschaft dahin gereiset, und sie kommen alle, mit viel Erzählungen bereichert, zurück. Ein Mann, der mit dem Nierensteine behaftet gewesen, soll das Wasser getrunken, und große Hülfe davon verspürt haben, nachdem es ihm Steine abgetrieben. Eine Person mit gelähmten Gliedern fängt nach dem Gebrauche des Wassers an, sie wieder zu bewegen, mit den Händen zu greifen, und auf den gelähmt gewesenen Füßen zu gehen. Ein lange taub

gewe-

gewesener Mensch soll sein Gehör wieder erhalten haben, nachdem er sich mit diesem Wasser das Gesicht gewaschen, und etwas davon in die Ohren laufen lassen. Eine Frauensperson, welche mit einem Auge blind gewesen, fängt schon an wieder zu lesen, und bessert sich noch täglich. Dergleichen Nachrichten hören wir alle Tage. Allein, ich kann sie nicht für gewiß ausgeben, weil sie auf einem bloßen Rufe beruhen. Dieser Ruf müßte indessen Sie, mein Herr, aufmuntern, die Wahrheit zu entdecken; und das hiesige Publicum würde Ihnen allemal dafür verbunden seyn, die Entscheidung möchte nun für oder wider dieses Wasser ausfallen. Ich empfehle Ihnen die Sache aufs angelegentlichste, und verharre, u.

R. S.

Antwort.

Ich erkenne meine Schuldigkeit gegen das Publicum, wozu mich der Plan meiner Wochenschrift verbindet, und hoffe, daß ich dereinst besser, als ist, im Stande seyn werde, demselben in Absicht des Gesundbrunnens zu Bramstädt, ein Genüge zu leisten. Die Entfernung des Orts von ohngefähr 6 Meilen würde wenigstens ein paar Tage erfordern, wenn ich ihn selbst in Augenschein nehmen und bey der Quelle untersuchen wollte. Ich habe es bisher noch nicht möglich machen können, diese Reise zu thun; und dies ist weder ein Vorwand, noch eine Ausflucht. Was ich bisher von den Wirkungen dieses Wassers gehört habe, sind bloße Gerüchte gewesen, die auf eben solche Curen hinaus laufen, als die obervähnten sind. Von den Personen, welche curirt zu seyn vorgeben, habe ich noch keine selbst gesprochen; und wenn ich sie auch gesprochen hätte, so würde doch wol nur wenig darauf zu bauen seyn. Die meisten sind arme und geringe Leute, von welchen jedermann weiß, daß sie das Wunderbare lieben, und gern vergrößern; daß sie der Betrug der Ursachen unaufhörlich täuscht, und daß sie nur allzu gern die Geschichte ihrer Krankheiten und Curen so erzählen, wie sie sich den Zusammenhang beyder einmal in den Kopf gesetzt haben. Die ersten zuverlässigen Beobachtungen von der Wirkung solcher Wasser müssen von Ärzten selbst mit solchen Kranken angestellt werden, von welchen sie

die ganze Geschichte und die Natur ihrer Krankheit vorher gewußt, den Gebrauch des Wassers selbst mit angesehen, alle Umstände wohl erwogen, und die täglichen Wirkungen des Gebrauchs kunstmäßig beobachtet haben. Alles andre sind unzuverlässige Gerüchte, welche zu sonst nichts dienen, als nur die Naturforscher aufmerksam zu machen. Wosfern das Wasser zu Bramstädt in der That solche große Dinge thut, als man ist im ersten Tumulte davon rühmt; so zweifle ich nicht, daß sich die Herren Aerzte, welche in der Nachbarschaft wohnen, bald eine so schöne Gelegenheit zu Nutzen machen werden, sowol ihrem Lande, als auch dem kranken Theile des Publici, durch die Bekanntmachung dieser wichtigen Entdeckung einen ansehnlichen Dienst zu leisten. Alsdann werden wir erst etwas Zuverlässiges aus der Erfahrung wissen können, und bis dahin werde ich mein Urtheil über die Erfahrungen, die man so sehr rühmt, billig zurück halten.

Die Brunnencuren können bey vielen Kranken von großem Nutzen seyn; gesetzt auch, daß sie nichts anders, als ein unschuldiges reines Quellwasser tranken. Die Reise, welche die Kranken unternehmen, um sich des Wassers an der Quelle zu bedienen, gewährt ihnen einen zwiefachen Vortheil, welcher allein ausnehmende Wirkungen hervor bringen kann, nämlich den Genuß neuer frischer Luft, und die Leibesübung. Die Wohnungen des geringen Volks sind gemeinlich Sumpfe von unreiner ansteckender Luft, wovon sie viele, und zuweilen recht gefährliche Krankheiten auszustehn haben. Wenn ein Handwerksmann, der seine Arbeit in seiner Schlafstube verrichtet, und oft die ganze Woche hindurch keine reine Luft riecht, einmal hinaus ins freye Feld kömmt; so lebt er neu auf, wie ein Karpfe, der von der Fischbank wieder in seinen Teich gelassen wird. Neue Kräfte scheinen ihn zu durchdringen, und was er athmet, sind Lebensgeister. Was muß sich ein solcher Mann auf dem Wege nach Bramstädt nicht schon im voraus von der Brunnencur versprechen, wenn er, wie ein fallender Stein, sich mit zunehmenden Kräften dem Orte seiner Bestimmung nähert. Mit dieser neuen Luft, die er athmet, und die ihn so wohlthig macht,

wie ein Sonntag, vereinigt sich der Vortheil, den ihm die Lebensbewegung schafft; und wenn er entweder zu Fuße, oder auf einem elenden stoßenden Fuhrwerke nur erst den halben Weg von Hamburg nach Bramstädt zurück gelegt hat, so wird er selbst sagen, daß er wie neu gebohren sey, gleichwie der Hofrath Stahl gesagt haben würde, daß sein Blut in der Vena Porta Portalium wohl umgeschüttelt worden wäre. Ein Hypochondrischer, Melancholischer, Cachectischer, Gichtischer, Fetter, ein Mann von schwachem Magen, ein Blindstüchtiger und ein kränklicher Stubensitzer kann gewiß schon auf dem Wege nach Bramstädt sein Heil finden, gesetzt, daß er auch vor der Quelle wieder umkehrte, und nach Hamburg zurück reisete. Solche Wunder kann man von einer ungewohnten Lebensübung in einer freien Luft ganz allein erwarten. Aber dieses sind noch nicht alle Vortheile der Brunnentrinker. Die Zerstreuung des Gemüths und die Abwendung der Gedanken von den täglichen Geschäften, sind eine neue Panacee für viele Krankheiten. Man kann kaum glauben, was oft ein Mann für Noth hinter sich läßt, der nach dem Brunnen reisete; bald Mangel, bald Schulden, bald Gram, bald Zank, bald eine kranke Frau, bald gar eine gesunde, bald eigne Kinder, bald fremde, und was noch das Beste ist, bald nichts. Kaum ist er vor die Stadt gekommen, so vergißt er alle seine Noth, hat wenig, und doch alles, findet in jedem Gasthose Bier, bey jeder Kanne einen Schwäfer, und in jedem Glase Branntwein einen Schluck Lethe, woben er Frau und Kinder, sein Haus und alle sein Elend vergißt. Dieses lustige Leben von zween bis drey Tagen macht ihm die Brunnencur zu einer Art von hohem Feste, welches zu guten Absichten bestimmt ist, und wovon er doch betrunken nach Hause kommt. Ich weiß gewiß, daß viele schwere und langwierige Krankheiten der Menschen dadurch allein vertrieben werden, daß man sie vergessen lehret, was sie wirklich sind, und daß sie nur eine kurze Zeit aufhören zu seyn, was sie bald wieder werden werden. Diese glückliche Zerstreuung des Gemüths hat noch mehr Antheil an den Brunnencuren, wenn die Orter, wo der Brunnen

getrunken

getrunken wird, zugleich Lustörter sind, wo man unter den Arten ungewohnter Vergnügungen die Wahl hat. Die schönen Spazierwege, die vergnügte Gesellschaft, die Lustspiele, die Bälle, und viel andre Lustbarkeiten, womit sich die Brunnengäste die Zeit vertreiben, tragen gewiß zur Cur vieler Kranken weit mehr bey, als die gesündesten Wasser. Hierzu kommt noch das sinnliche Vertrauen, womit man solche Curen gemeinlich anfängt. Ein Kranker, der nichts sehnlicher wünscht, als seine Genesung, glaubt nichts leichter, als daß er genesen werde, wenn er auch nur vom schwächsten Scheine der kleinsten Hoffnung geblendet wird. Es weiß aber auch Jedermann, daß keine Arznei besser gedeyet, als die man mit einer lebhaften Zuversicht gebraucht. Wenn Leute von Villen aus Brodbrühen purgiren können, weil sie solche mit der gewissen Zuversicht nehmen, daß sie davon purgiren werden; so kann auch leicht ein anderer Kranker von einem neuen Gesundbrunnenvasser eine Wirkung verspüren, die ihn entweder wirklich, oder doch eine Zeitlang in seiner Einbildung gesund macht. Zu diesem allen kommt nun auch die Veränderung der Lebensordnung, welche oft einzig und allein daran schuld seyn kann, daß ein Mensch, so lange er zu Hause bleibt, von seiner Krankheit nie geneset. Eine jede Veränderung in der Lebensordnung wirkt, wie eine Arznei, bey Vielen zu ihrem Schaden, bey Vielen zu ihrer Besserung. Die neue Lebensart auf Reisen und an einem fremden Orte, besonders bey einem Gesundbrunnen, wo die Lebensart der Gesundheit gemäß verändert werden muß, setzt den ganzen Zustand des Leibes in ein andres Geschick. Ungewohnte Speisen und Getränke erfordern andre Verdauung, und machen andre Nahrungsstoffe. Ungewohnte Stellungen und Bewegungen des Leibes bringen hier Fäserchen in Bewegung oder zur Ruhe, die ehemals entweder zu wenig oder zu viel angestrengt worden, und befreyen dort ein bedrücktes Eingeweide, daß für die Profession oder angewohnte Stellung seines Besitzers leiden mußte. Andre Arten der Ermüdung machen eine besse und erquicklichere Ruhe, als die man täglich hatte. Wer der Arbeit oder des Tanzes nicht gewohnt

ist, der schläft nach einem Spaziergange, oder wenn er von einem Balle zurück gekommen ist, bis an den hellen Morgen, ohne von seinen Sinnen etwas zu wissen. Alles dieses sind für kränkliche Leute heilsame Veränderungen. Keine unter allen aber kann mehr dazu beitragen, daß sie in kurzer Zeit eine merkliche Besserung spüren, als die Beförderung und Vermehrung der natürlichen Ausführungen, welche auf eine falsche neue Lebensart erfolgt. Ein paar Tage, worin man dieselbe fortsetzt, können die Verstopfung des Leibes, die Windsucht, und alle davon herrührende Ungelegenheiten vertreiben. Ein einziger solcher Tag kann die unmerkliche Ausdünstung wieder herstellen, wovon augenblicklich die Glieder wieder leicht werden, und alle Kräfte zu wachsen scheinen; und wenn der Urin häufiger abgeht, als gewöhnlich, so wird durch diese beyden Ausführungen das Geblüt zugleich von einer Schärfe befrehet, welche bey Vielen der einzige Grund aller ihrer Ungeundheit ist.

Wenn nun zu einer solchen neuen und gesunden Lebensart noch der Umstand hinzu kommt, daß man sich eines reinen und frischen Wassers in ungewohnter Menge, und noch dazu nüchtern, bedient; so werden hierdurch alle natürliche Ausführungen desto mehr befördert; die dicken zähen Säfte werden verdünnt, die scharfen gereinigt; der Magen und die Gedärme werden wohl ausgespült und gesäubert, und die Erfrischung, welche das Wasser mittheilt, vermehrt den Ton der Fäserchen, und giebt eine erquickende Stärkung. Man kann leicht denken, was ein Magen, der sonst alle Morgen einen Kessel voll heißes Wasser empfangen hat, und der davon äußerst erschlafft ist, empfinden müsse, wenn man ihm nüchtern eine Menge kühles Wasser bietet, das er, bey einer dazu wohl eingerichteten Lebensordnung, aufs beste annimmt, und wovon er ganz neue Fähigkeiten bekommt. Gewiß, wenn man alle diese Vortheile der Brunnentrinker zusammen nimmt, so kann man sich gar nicht wundern, wenn sie sich dadurch in kurzer Zeit von einer Menge beschwerlicher Krankheiten befreyen, und eben so viele verhüten. Wie viele Krankheiten findet man nicht in den medicinischen Geschicht-

büchern, die bloß durch den Gebrauch des reinen Quells oder Brunnenwassers gehoben worden sind! Welch eine Menge derselben kann nicht die Veränderung der Lebensart, die Leisbesübung, die Beförderung der Ausdünstung, des Urins und der Leibesöffnung, der Genuß einer reinen Luft, eine gute Diät im Essen und Trinken, und die Zerstreung und Ermunterung des Gemüths allein heben? Wo nun aber alle diese Vortheile zugleich statt finden, wie bey den Brunnentrinkern, da ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß unter hundert Krankheiten wenigstens die Hälfte curirt, und noch mehrere erleichtert werden müssen, wenn man auch gleich annimmt, daß das Wasser, welches man trinkt, nur schlechtestes reines Wasser wäre, das gar keine besondere Arzneykkräfte besäße. Die Brunnencuren, sagt der vortreffliche Herr van Swieten, sind zwar den melancholischen Kranken sehr zuträglich, zumal wenn sie bey der Quelle angestellt werden; indessen aber thut die viele Veränderung, die sie dabey haben, mehr als der Brunnens. Viele Tiefsinntige, die man zu weit entfernten Brünnen verwiesen hatte, sind daher besser geworden, ehe sie noch hingekommen sind; und manche tiefsinntige Gelehrte haben das Uebel auf Reisen durch den Umgang mit fremden Gelehrten und die Besichtigung ihrer Büchersammlungen verlohren.

Solchergestalt würde ich nicht zweifeln, daß der Gebrauch des Brunnens zu Bramstäde vielen kränklichen Leuten heilsam seyn könnte, wenn ich auch gleich gewiß wüßte, daß es nichts weniger als ein Gesundbrunnen wäre. In dieser Absicht kann ich ihn immer empfehlen; und ich würde dieses mit noch mehr Einschränkung und Zurückhaltung thun müssen, wenn er wirklich etwas mehr als ein gemeines Wasser wäre. Die mineralischen Wasser besitzen große Arzneykkräfte; folglich schicken sie sich vergleichungsweise viel weniger für Gesunde zum diätetischen Gebrauche, und für Kranke zur Cur, als das schlechte gemeine Wasser. Alle Gesunde, und die meisten Kranken dürfen Brodt essen, weil es so wenig Arzneykkräfte besitzt. Der Wein, der deren schon mehrere hat; der Branntwein, der ihn noch übertrifft, und endlich

gar die wirklichen Arzneyen, können nur von wenigen ohne Gefahr, und müssen stets mit vieler Behutsamkeit gebraucht werden. Eben so ist es mit dem gemeinen Wasser in Vergleichung mit den mineralischen, welche wahre und starke Arzneyen sind. Wenn der Bramstädter Brunnen reines Wasser ist, so kam halb Hamburg hinreisen, um sich seiner zu bedienen; und die meisten werden mit Zufriedenheit zurück kommen. Ist er ein mineralisches Wasser, so wird er kaum dem zehnten Theile unsrer Kranken dienlich seyn. Wenn daher ein neuer Brunnen den Ruf hat, daß er alle Arten von Krankheiten heilt oder erleichtert, so ist immer ein großer Verdacht gegründet, daß sein Wasser wenig Arzneykräfte habe. Ein Gesundbrunnen von großen Kräften macht im Anfange gemeinlich mehr Leute krank, als gesund, so wie solches eine noch unbekante starke Arzney thun würde, deren sich Jedermann ohne Vorsicht zur Probe bedienen wollte. Ich hätte um deswillen gewünscht, daß von unserm Bramstädter Brunnen nicht gleich ein so allgemeiner Ruhm von lauter Wundercuren erschollen wäre, weil mir dieses mehr Hoffnung gegeben haben würde, in ihm eine wahre mineralische Quelle zu finden. Er sey aber gleich nichts weniger, als dieses, so werde ich ihn dennoch empfehlen, eben darum, weil er nicht viel besser, als gemeines Wasser ist. Es werden zwar einige antworten, daß sie, um reines Wasser zu trinken, nicht erst nach Bramstadt zu reisen brauchten. Allein, wohl zu verstehn, eben diese Reise von sechs Meilen macht das Wasser zu einem Gesundbrunnen; und um ihrentwillen sollten die Hamburger nach Bramstadt, und die Bramstädter nach unserm Gesundbrunnen in **Sam und Horn** reisen, wenn sie die Wassercur gebrauchen wollten.

Mein Herr Correspondent **N. S.** wird sich mit allen diesen Betrachtungen noch nicht zufrieden stellen lassen. Er will eine Entscheidung von der Natur und Tugend des Bramstädtischen Wassers haben, und ich soll nichts ermangeln lassen, die Wahrheit zu entdecken. Ich will dieses gern versprechen. Allein, die Wahrheit läßt sich ungern finden, und alle Leute, die sich um sie bekümmern, wissen, wie lange

lange man ihr gemeinlich vergebens nachläuft. Ich habe indessen doch den ersten Schritt gethan, sie zu suchen; und vielleicht wird mein Beispiel andre reizen, die mehr Geschicklichkeit und gelegenerer Umstände, als ich, haben, um in dieser Untersuchung fortzufahren.

Nach vieler Mühe habe ich etliche Flaschen von dem Bramstädter Wasser erhalten, und mit diesen habe ich einige der leichtesten Proben angestellt, die ohne große Umstände sogleich aus der Hand gemacht werden können. Diese Proben will ich beschreiben. Allein, ich kann sie nicht für ganz zuverlässig ausgeben. Denn, da ich das Wasser in der Entfernung von sechs Meilen, von unbekanntem Händern erhalten, so weiß ich nicht genau, ob es zween, drey oder mehr Tage alt gewesen. Ich weiß nicht, mit welcher Behutsamkeit oder Nachlässigkeit es bey der Quelle geschöpft, ob es wohl verwahrt transportirt worden, und in welchen Gefäßen und unter welcher Verwahrung es aufbehalten gewesen. Man weiß, daß viele Versuche mit mineralischen Wassern bey der Quelle bestehen, die mit verführten Wassern nicht mehr gelingen. Man weiß, daß der mineralische Geist der Gesundbrunnen, der ihnen die größten Tugenden giebt, schnell verfliehe, und daß selbst die Betrachtung der Gegend, wo eine Quelle entspringt, nicht wenig zur Erläuterung ihrer Tugenden beytrage. Daher bleiben diese ersten Versuche immer noch unentscheidend.

Ich habe dreyerley verschiedene Flaschen Bramstädter Wasser von verschiedenen Personen erhalten, und mit jeder Sorte alle Versuche angestellt. Das eine war in einem Weinfasse, worin ehemals rother Wein gewesen, anhero gebracht worden. Von dem andern weiß ich den Transport gar nicht. Diese beyden Wasser waren stinkend, und gaben bey allen Versuchen übereinstimmige Resultate. Ich werde sie also, ohne Unterschied, das stinkende Wasser nennen. Beyde Flaschen waren schlecht verstopft; und die dritte war auch bloß mit einem Korke versehen, der sich mit zween Fingern ohne Mühe ausziehen ließ. Indessen war dieses letzte

Wasser so eben frisch von der Reise gekommen; und hatte keinen übeln Geruch.

Das frische Wasser sahe bläulich und etwas trübe von verschiedenen Unreinigkeiten, welche darin herumflogen, und die sich, wenn es stand, wie ein subtiler Moder im Regenwasser, zu Boden legten, vermuthlich, weil der Quell etwas unrein und aufgerührt gewesen. Man sagt, daß sich bey der Quelle ein Sand aus dem Wasser zu Boden lege, welcher auf der Zunge schmelzen soll. Ich habe in den kleinen Portionen, die ich vom Wasser erhalten, nichts dergleichen entdecken können. Das stinkende Wasser sahe klarer und reiner aus, weil sich der Moder mehr zu Boden gesenkt hatte. Beym Umschütteln ward es eben so trübe, wie das frische. Sein Gestank glich dem von Eyern, welche in Salzwasser gekocht worden sind, und warm aufgeschnitten werden. Das frische Wasser roch ein wenig müddig, welches aber von der Boueille gekommen seyn kann, wenn sie vorher nicht rein ausgespült worden ist. Der Geschmack des frischen Wassers ist eben derselbe, wie von einem Moorwasser: und es schien, als ob es hinten am Gaumen einige Trockenheit und ein kleines Zusammenziehen verursachte. Ich habe die Flaschen vest verstopft, und stark geschüttelt, aber beym Eröffnen derselben nicht die geringste Spur von einer Gährung, oder aufsteigenden Dünsten bemerkt.

Wenn man mit dem frischen Wasser **Violensyrup** vermischt, so erhält es eine grüne Farbe, welches eine Vermuthung giebt, daß etwas laugenhaftes darin seyn müsse. Das stinkende Wasser ward von dem **Violensyrup** blau gefärbt, wie gemeines Wasser. Ich habe diesen Unterschied beyder Wasser in oft wiederholten Versuchen immer einerley gefunden.

Um diesen laugenhaften Wesen im frischen Wasser weiter nachzuspüren, vermischte ich es mit dem in reinem Wasser aufgelöseten **Sublimate des Quecksilbers**, wovon die laugenhaften Substanzen eine Pommeranzfarbe annehmen. Allein, das frische Wasser zeigte nach dieser Vermischung eben so wenig, als das verdorbene, dergleichen Farbe.

Mit

Mit **Citronensäure**, mit **Essig**, mit **Rheinweine** und mit **Vitriolgeist** vermischt, wallte weder das frische noch verdorbene Wasser auf, veränderte auch seine Farbe nicht, sondern verhielt sich vollkommen so, wie gemeines Wasser.

Der aufgelösete **Vitriol** machte beyde Wasser etwas trübe, wie gemeines Wasser, verursachte auch keinen schwarzlichten Bodensatz, wie wol zu geschehen pflegt, wenn in einem Wasser arsenicalische Theile vorhanden sind.

Das Pulver von **Galläpfeln** färbte keins von beyden Wassern weder purpurfarbig noch schwarz, woraus zu schlieszen, daß es keins **Eisenvitriol** in sich enthalte. Eben so blieb es auch vom **Thee** unverändert.

Das aufgelösete **Lackmüß** färbte das Wasser beyder Arten blau, und es war darin nur ein schwacher Schimmer von einer röthlichen Farbe zu spüren. Wenn das Wasser eine vitriolische Schwefelsäure in sich enthielte, würde es davon roth geworden seyn.

Das zerfloßne **Weinsteinöl** schlug nichts von beyden Wassern zu Boden, und veränderte sie gar nicht; ein Zeichen, daß sich keine kalkartige Erde in diesem Wasser befindet.

Daß es indessen fremde Theile in sich enthalte, beweiset die Milchfarbe, welche beyde Wasser trübe machte, so bald man aufgelöseten **Bleyzucker** damit vermischte. Das gemeine Wasser litte von dieser Vermischung eben dieselbe Veränderung.

Dieses sind die ersten unvollkommenen Versuche, welche ich mit dem Braunstädtischen Brunnwasser angestellt habe. Denn der schon erschöppte Vorrath des Brunnwassers nöthigte mich, es bey diesen ersten Proben bewenden zu lassen; und wenn ich nicht, wegen der oberwähnten Umstände, noch in Zweifel gehalten würde, ob die Versuche vielleicht bey der Quelle anders ausfallen möchten: so würde ich schon ist in großer Versuchung seyn, das berühmte Braunstädter Wasser für nichts bessers, als ein ehrliches Moorwasser auszugeben, das eine geringe Vermischung von einem laugenhaften Wesen besitzt. Bey so bewandten Umständen aber würde mein Urtheil übereilt seyn; und daher will ich meine Versuche selbst für

für unfähig erklären, um eine Entscheidung daraus herzuleiten. Alles, was daraus geschlossen werden kann, besteht darin, daß das Braunstädter Wasser, wenn es sechs Meilen verführt, nicht sonderlich verwahrt worden, und einige Tage gestanden hat, die obigen Eigenschaften besitze, welche es gewiß in nichts Wesentlichem von einem gemeinen laugenhaften Moorwasser unterscheiden. Die Herren Aerzte oder Chymisten, welche in der Nähe des Brunnens wohnen, oder Gelegenheit haben, es bey der Quelle zu untersuchen, würden dem Publico ihre Dienstfertigkeit beweisen, wenn sie ihre Versuche entweder besonders, oder auch durch gegenwärtige Blätter bekannt zu machen belieben. Ich erbiethete auch denjenigen den Raum meiner Blätter, welche von dem Gebrauche dieses Wassers, es mag nun gut oder schlecht, oder auch nichts gewirkt haben, glaubwürdige und mit Certificaten von Aerzten oder andern glaubwürdigen Personen versehene Nachrichten und Zeugnisse darbringen können. Da man noch fortfährt, meine Blätter zu lesen, so halte ich diesen Weg für einen der bequemsten und kürzesten, um entweder das hiesige Publicum mit den neuen Hoffnungen zu erfreuen, die ihnen ein so wohlgelegener Gesundbrunnen machen könnte, oder es auch wider die falschen Gerüchte zu verwahren, die oft aus einem Hause ins andre fliegen, und manchem eine unnöthige Reise verursachen. Inzwischen widerrathe ich keinem diese Reise, wer nur mit großer Hoffnung eine Wassercur versuchen, oder eine Lustreise thun, oder auch nur einen Roland sehen will. (*)

Bielgehrter Herr,

Ich bin in Umständen, die mich nöthigen, meinem armen Nächsten auf eine außerordentliche Weise mit einer Universalсалbe bezzustehen, und ihre herliche Wirkungen durch ihre medicinische Zeitung bekannt zu machen. Da meine Noth groß und dringend ist, so muß ich die Arzney mit solchen Ausdrücken empfehlen, wovon ich weiß, daß sie bey Leuten von solcher Art, besonders aber bey vornehmen Herrn und Damen starken Eindruck machen. Es ist also zu wissen, daß ich vor etwa 15 Jahren mit einem Prager Studenten nach Wien gereist bin,

(*) Die genauere Untersuchung dieses Wassers ist im 134 Bl. zu sehen.

bin, wo wir unterwegs an einer Insel ankamen, wo ich in einem Spital einige hundert miltärische Kranke curirt habe. Von da reisten wir noch weit und breit über verschiedene Ostseen, wo von einem vornehmen Wilden ein Unguent geschenkt bekam, so alle innerliche und auswendige Schäden der Menschen heilt. Dieser, als er merkte, daß ich so gut laccinisch redete, als er selbst, sagte ein Zutrauen zu mir, und offenbarte mir das Unguent; womit ich alle Schäden, vernerische Seuchen und wohl 200 Jesuiten glücklich curirt habe; und damit dieses zu Jedermanns Wissenschaft gedeihe, so habe diesen Brief an E. gestellt, damit Sie es können kund machen, daß ich das Unguent empfangen habe, von einem Wilden, Namens Christoffer. Es will sich wohl Volls genug finden, die kaufen, denn von meinem Wasser wider die gelbe Haut, das ich von einem Zigeuner geschenkt bekommen habe, wie auch von der Läusesalbe, die mir ein Betrüder aus Pohlen verehrt hat, habe ich schon manchen schönen Thaler gelöst. Es ist also kein Zweifel, daß dieses ächte schwarzbläulichte Wildes Christoffer-Unguent, welches alle Nababs und der Oberste Clive dort zu Lande in der Tasche tragen, von mir nach Europa mitgebracht werden sey, als ein Arcanum und Universalale. In Hamburg wird alles verkauft, was in den Zeitungen steht, und seitdem so viel Gerlahrte wider uns, als ob wir Betrüder und Schelme wären, aufgestanden, und uns berühmt gemacht haben, kommen wir so gut zu die Kundschafft, daß ich nun mein Leib und Leben verwetten will, daß man wenigstens in Hamburg nimmermehr klüger werden wird. Sollte mir künftig wieder eine Noth zustofen, so kanns seyn, daß ich E. zum Rath und Dienst meines Nächsten mit noch mehr solchen Arcanis für noch unerhörtere Zufälle, beschweren muß, die ich mir alsdann von fürstlichen Personen oder einigen Kaisern werde schenken lassen.

Mein Herr,

Wissen Sie, wie ich bey der großen Menge Ihrer Lebensregeln Diät halte? Ich lasse mir aus allen Ihren Blättern die wichtigsten Maximen auszeichnen, und schreibe dieselben auf kleine Zettel, welche mein medicinisches Schatzkästlein ausmachen. So oft ich des Morgens aufstehe, ziehe ich mir einen solchen Spruch aus, den ich denselben ganzen Tag im Gedächtnisse behalte, und nach Möglichkeit ausübe. Solchergestalt hoffe ich nach und nach alle Ihre Regeln zu erfüllen; welches mir sonst unmöglich seyn würde, weil ich sie nicht alle behalten kann. Eben so halte ich es mit meinen Pflichten für die Seele. Denn da deren nicht weniger sind, als derer für den Leib, so hoffe ich ebenfalls sie noch mit der Zeit nach und nach alle zu erfüllen, wosfern nur mein Leben so lange zureicht, als der Spruch: Tassen, und ich nicht zu oft einerley Zettel greife. Zuweilen passen sich

sich freylich diese Denksprüche schlecht auf meine Umstände. Ich griff neulich mitten im kalten Fieber eine Ermahnung zur Keuschheit aus Ihrem 122sten Stücke, und vor dem Jahre mitten in den Hundstagen eine Anweisung, wie man das Erkranken der Glieder verhüten könne. Allein, es ist hieran wenig gelegen. Ich stelle mir den Menschen in seinem Lebenslaufe wie einen Wagen vor, welcher seine Schuldigkeit thut, wenn er dasjenige wohl verdauet, was ihm der Schlund alle Tage zuführt, ohne sich darum zu bekümmern, ob das, was ihm geboten wird, ihm in seinen jedesmaligen Umständen überhaupt zuträglich sey, oder nicht. Mein Spruchkästen ist mein Schlund; ich bin sein Wagen. Ich verdaue alles gut, was er mir jeden Tag sendet; und daß er mir Kraut und Rüben durch einander sendet, das ist eine Sache, die vom guten Stücke, und nicht von mir, abhängt, indem ich das nur redlich thun muß, was ich greife. Ich spreche so, weil ich mit einem Arzte rede, welchem ein solches Gleichniß am faßlichsten ist. Hätte ich einen Philosophen vor mir, so würde ich, wie Epictet, sagen: Ich lasse mir alle Tage eine Rolle geben, die ich auf meinem Schauplatze wohl spiele, ohne mich zu bekümmern, ob sie sich auf meinen Schauplatz und für mich schickt. Diese Sorge gehört für den, der mir die Rollen austheilt. Der Gebrauch des medicinischen Spruchkästleins muß also billig Jedermann angepriesen werden, und ist in der Diät eine eben so sinnreiche Einrichtung, als in der moralischen Lebensordnung. Diese Anpreihung überlasse ich Ihnen, und bin, ic.

Hundert acht und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Hier wird auf strenger Blut geschiedner Sieger dick,
Und dort gerinnt die Milch, und wird ein stehend Del;
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Saß der Wolke,
Dort trennt ein gäbrend Saur das Wasser und das Fett;
Hier kocht der zweyte Raub der Milch dem armen Wolke,
Dort bildet den neuen Käse ein rund geschnittnes Brett.

Unter allen thierischen Säften wird nicht leicht einer gefunden werden, der den Menschen auf mannichfaltigere Weise nützlich wäre, als die Milch. Sie ist das allge-

meinste Nahrungsmittel der Thiere, die lebendig geböhren werden, und wenige Menschen erwachsen ohne sie. Sie ist noch im Alter unsre Speise, unser Getränk, unsre Arznei, unsre Stärkung und unsre Erquickung. Ihr Del giebt uns die Butter, ihre Erde den Käse, ihr Wasser die Molken, ihr Salz den heilsamen Milchzucker. Man würde mich mit Rechte tadeln können, wenn ich in meinen Blättern diese nützliche Materie unbetrachtet liesse.

Die Milch wird in den Brüsten der säugenden Thiere, vermittelt besondrer Drüsen, aus ihrem Blute abgefondert. Sie gleicht gewissermaßen dem Nahrungsstoffe, der in unserm Gedärmen durch die Verdauungskräfte aus den Speisen abgeschieden, und ins Blut geführt wird. Allein, sie ist zugleich mit dem wässrigten Theile des Bluts vermischt, und unterscheidet sich noch besonders dadurch von dem Speisestoffe und andern thierischen Säften, daß sie bey der chymischen Zergliederung kein flüchtiges kalisches Salz giebt, ob sie gleich sonst sowol saure, als Mittelsalze in sich enthält. Diesen Umstand hält Herr Macquer für das eigentliche Unterscheidungszeichen der Milch vom Milchsaft aus den Speisen. Von dem letztern erhält die Milch, nach Boerhaavens Urtheile, ihr Del, von dem dünnen Wasser des Bluts aber ihre Wässrigkeit; und durch diese Vermischung wird sie nicht nur dünner, als das Blut, sondern auch dünner, als das Blutwasser selbst. Daß aus einer solchen innigen Vermischung eines Dels mit dem Wasser eine Milch entstehe, solches beweiset die Verfertigung der Mandelmilch aus dem Oele der Mandeln, wenn es durch Reiben mit dem Wasser vereinigt wird.

Wenn man die Bestandtheile der Milch genauer untersucht, so findet man, daß sie aus einem Oele, aus Wasser, aus Erde, aus Salze und aus einem Schleime zusammen gesetzt sey. Diese Theile lassen sich durch leichte Handgriffe von einander absondern, und besonders zeigen. Die Scharthen verstanden diese Kunst schon; denn Hippocrates sagt, daß sie die Milch geschlagen, und solchergestalt ihre Theile von einander geschieden haben. Das, was hernach oben schwamm

schwamm, war der Rohm, das Del, oder die Butter; was in der Mitte schwebte, waren die Molken, das Milchwasser; was sich aber zu Boden legte, war Erde oder Käse. Was das Salz betrifft, so werde ich unten Gelegenheit haben, zu zeigen, wie man es aus der Milch herausbringen könne; und ist ist es genug, wenn ich nur den süßen Geschmack der Milch anführe, welcher die Gegenwart des Salzes in derselben unwidersprechlich beweiset. Daß aber endlich auch ein Schleim in der Milch sey, sieht man bey der Verfertigung der ersten Molken, welche nicht anders, als durch oft wiederholtes Durchseigern, von ihrem Schleime befrehet werden können.

Daß die Milch nahrhafte Kräfte besitze, folglich zur Speise dienen könne, ist unnöthig zu erweisen, da alle säugende Thiere und alle unsre Kinder in ihrer ersten Lebenszeit ganz allein durch sie ernährt werden. Sie kann auch erwachsene Personen allein unterhalten; wie solches aus dem Beyspiele des Philinus beym Arhenaus erhellt, welcher lange Zeit, ohne alle andre Speise, von bloßer Milch gelebt hat. Wie kann dieses auch wol anders seyn, da sie aus den Bestandtheilen unsers eignen Körpers zusammengefest ist, und aus eben der Masse besteht, die unserm Körper Wachsthum und Gedeihen giebt? Sie ist selbst ein schon ausgearbeiteter thierischer Saft, der sich leicht in seine Bestandtheile auflösen läßt, und den die Natur den Thieren zur Nahrung angewiesen hat. Wenn ein Nahrungsmittel, das solche Vorzüge besitzt, nicht angepriesen werden sollte, so würde kein gutes auf Erden seyn. Allein,

Wir wandeln oft in Sift die Mittel der Erhaltung; und um deswillen muß ich meinen Lesern von dem Gebrauche der Milch einige nützliche Anmerkungen mittheilen.

Wir bedienen uns mancherley Milch, bald zu unsrer Nahrung, bald zur Arzney. Hauptsächlich gehört hierher die Milch der Menschen, der Ziegen, der Esel und der Kühe. Die Menschenmilch ist, wenn sie gut ist, sehr dünn und süß; die Ziegenmilch ist wässeriger, und die Eselmilch ist am dünn-

dünsten. Die Kuhmilch hat unter diesen die wenigste Wässerigkeit, und auf diesen Unterschied muß man, nach Maaßgebung der verschiedenen Absichten, sehen, um derentwillen man sich der Milch bedient. Wer Milch trinkt, um fett zu werden, gleichwol aber schwache Verdauungskräfte besitzt, der muß Ammen saugen, weil die menschliche Milch der Natur seiner Säfte am nächsten kommt, und also wenig Arbeit der Verdauungskräfte erfordert, zugleich aber öligte Theile genug in sich enthält, um ihn zu mästen. Daher giebt man dem schwachen Magen der Kinder und den elendesten Schwindsüchtigen die Brüste der Ammen zu saugen, damit nicht beym Ausmelken die Kräfte der Ammen zu saugen fliege; und es weiß Jedermann, wie rund und fett gesunde Kinder bey ihren Ammen werden. Wer gute Verdauungskräfte besitzt, dabey aber mager und ausgezehrt ist, den wird, wie ich aus Beyspielen weiß, die Kuhmilch in kurzer Zeit mästen, wenn er sie, besonders im Frühjahr, da die Kühe die erste Weide genießen, einen halben oder ganzen Monat lang, alle Morgen nüchtern, zu einer Bouteille voll, so warm als sie von der Kuh kommt, trinkt. Wem es nicht um das Fettwerden zu thun ist, sondern um die Verbesserung seiner ungesunden Säfte, der kann mit der dünnen Ziegen- und Eselmilch zufrieden seyn. Die Milch nährt und mästet desto weniger, je wässeriger sie ist, und sie ist desto wässeriger, je dünner sie ist; denn *Leuwenhoeck* hat erwiesen, daß die Fettigkeit der Milch auf die Menge der Kügelchen ankomme, die in ihr herum schwimmen, und sie verdicken. Die Pferd milch hat unter allen die wenigsten Kügelchen, und mästet also auch am wenigsten. Eine solche dünne wässerige Milch hat aber dagegen den Vorzug, daß sie alle zarte Röhren unsers Körpers besser durchdringt, und sich genauer mit unsern Säften vermischt, wogegen die fettere ihre öligten Theile fast unverändert im Blute ablegt, von welchen sie den sächerischen Häuten, welche mit Fettzellen versehen sind, zugeführt werden.

Man wird mich fragen, was man denn von der Milch zu erwarten habe, wenn man sie nicht, um sich zu mästen, son-

dem zur Verbesserung ungesunder Säfte gebrauchen will? Man muß also wissen, daß eine gute gesunde Milch eine lindernde, erschlassende und schmeidigende Kraft habe, und daß sie die Säfte versüße, und ihre laugenhafte Schärfe dämpfe. In diesen Absichten kann man sie mit Nutzen gebrauchen, um die Schärfe des Geblüts zu dämpfen, den Husten, der davon herrührt, zu lindern, die Quelle des Schaarbocks zu verbessern, das Brennen des Urins und selbst die Niere zu curiren. Allein, sie muß in diesen Fällen gar sehr verdünnt getrunken werden. Sie ist, verindge dieser ihrer lindernden Kraft, und weil sie die fressende Schärfe dämpft, ein großes Gegengift für diejenigen, die mit mineralischen Säften verwarlosset sind, oder allzu heftige Brechmittel eingenommen, oder von spanischen Fliegen heftige Schmerzen in den Urinwegen auszustehen haben. Nur ist hierbey zweyerley zu beobachten. Fürs erste muß man in diesen Fällen die Milch alsobald nach genommenen Säften und in großer Menge trinken. Fürs andre aber muß man die Milcheur nicht wider solche Gifte richten, die durch eine Säure wirken, weil sie die Säure leichter vermehren, als dämpfen würde. Man sieht dieses bey der chymischen Zergliederung der Butter, wo Herr Macquer am Ende der Desillation weiße Dämpfe hat aufsteigen sehen, welche eben so scharf, als Schwefelsäure, gewesen sind, und sogar eine Entzündung des Schlundes verursachen können. Wer mit saurem Ausstossen und Sodbrennen beschwert ist, der wird finden, daß die Milch kein Uebel vermehre; und man muß also bey Krankheiten, die von der Säure entstehen, seine Zuflucht lieber zu andern Gegenmitteln, oder zum bloßen Wasser nehmen.

Dieses sind die Wirkungen, welche man von der Milch zu hoffen hat, nachdem sie, wohl verdauet, durch die Gedärme und ins Blut übergegangen ist. Soll sie aber wohl verdauet werden, so muß sie ein guter Magen in Arbeit nehmen und schnell verwandeln. Hierdurch wird zwar nicht verhütet, daß die Milch nicht gerinnen sollte; denn dieses thut sie schon im Munde und noch mehr im Magen, wo sich von den Ueberbleibseln der Speisen immer Säure genug findet,

um

um sie zu scheiden. Die Muttermilch wird von den gesündesten Kindern häufig, und immer geronnen wieder weggebracht; und den saugenden Kälbern geht es nicht besser, weil ihr Magen so viel Säure bey sich führt, daß man sogar in der Schweiz durchgängig mit Stücken von getrockneten Kälbermagen die Milch scheidet. Es ist aber hieran nichts gelegen, weil die Scheidung der Milch kein Verderben derselben genennet werden kann. Genießen wir nicht alle Theile, die aus der Milch geschieden werden können, sowol besonders, als auf einmal, ohne allen Schaden? Man kann Butter, Rohm, Käse, Mollen und Milch, einzeln und mit einander vermischt, speisen; und was kann also wol daran liegen, daß sich die genossene Milch im Magen eben so scheidet, da doch alle ihre Theile von den Verdauungskräften zugleich in Arbeit geronnen, in die Art unsers Körpers verwandelt, und zu Milchsaft gemacht werden? Daher ist die Furcht derer ganz eitel, die bey Milchspeisen keine saure Speisen, oder auch kein Bier genießen wollen, wenn sie dadurch sonst nichts zu verhüten suchen, als daß die Milch im Magen nicht gerinnen soll. Sie gerinnt dem ungeachtet, und was ist es mehr? Essen wir doch saure Milch, Karrenmilch, sauren Käse, saure Mollen und Bier, und Milchsuppen. Alles, was man hierbey zu fürchten haben könnte, würde nicht darauf, daß die Milch gerinnt, sondern darauf ankommen, daß unser Magen entweder zu allen Milchspeisen verdorben, mit einer fressenden Schärfe überladen, oder auch nur zu schwach wäre. In einem solchen Magen macht auch die beste Milch Drücken, und erzeugt viel Blähungen. Die Kälbinnen wissen genug, wie viel Luftblasen sie werfe, wenn sie erwärmt wird; und diese Luft rebellirt in einem Banne, dessen Magen und Gedärme nicht stark genug sind, sie geschwind fortzuschaffen. Vielleicht werden aber einige glauben, daß die Milch, als ein schon verdaueter Nahrungsaft der Thiere, von ihnen gar nicht wieder verdaut zu werden brauche, sondern nur unverändert ins Blut übergehen dürfe. Allein, alles, was den Weg der Verdauung geht, wird von den Verdauungskräften in Arbeit genom-

men; folglich wird alles verdaut, ehe es ins Blut kömmt, was nicht seiner Natur nach unauflösbar und unveränderlich ist, wie z. E. das reine Wasser. Die Milch gerinnt im Magen; sie kann also die Verdauungskräfte nicht unverändert überstehen, und daher kann sie unmöglich so ins Geblüt gehn, wie sie getrunken wird. Man hat es versucht, und lebendigen Thieren Milch unmittelbar in die Adern laufen lassen. Allein sie sind davon gestorben. Milch und Milchspeisen müssen also nur von solchen Leuten, sowol zur Nahrung, als zur Cur, genossen werden, die gut verdauen und Leibesübung haben.

Obgleich die Milch einiger Thiere vor andrer ihrer überhaupt Vorzüge, sowol der Nahrhaftigkeit, als der Arzneykkräfte, besitzt, wie ich oben angezeigt habe; so ist sie doch noch in andern Absichten sehr verschieden, worauf man bey ihrer Wahl mit zu sehen hat. Eine gute Milch soll überhaupt süß, etwas klebricht, im Wasser nicht zu schwer, sondern leicht auflösbar, von Farbe nicht blaulicht noch zu gelb, sondern schneeweiß, und ganz und gar ohne Geruch seyn. Nach diesen Kennzeichen pflegen die Aerzte die Ammenmilch zu beurtheilen. Allein man muß wissen, daß Speisen und Getränke, Lebensart, Bewegung, Ruhe, Leidenschaften und geheimmte natürliche Ausföhrungen die beste Milch in kurzer Zeit gänzlich verändern können; und dieser Umstand macht die Milchprobe mißlich. Wenn eine Amme vom Lande, bey Arbeit und grober Kost, bey Unempfindlichkeit und Gesundheit, die schönste Milch in ihren Brüsten nach der Stadt bringt; so wird dieselbe in wenig Tagen schädlich werden, so bald sie in einem vornehmen Hause die Arbeit verliert, neue zärtliche Speisen genießt, sich mit dem Gefinde zankt, und kränklich wird. Eben so ist es mit der Milch der Thiere. So bald sie einige schädliche Kräuter genießt, so wird ihre Milch davon angesteckt; und sie sind nicht immer so klug, wie einige Philosophen glauben, daß sie, vermöge eines natürlichen Triebes, die Kräuter, die ihnen schädlich sind, von selbst meiden sollten. Der Herr D. Sagström erzählt in den Schriften der schwedischen Akademie der Wissenschaften

Schaften verschiedene schwedische Pflanzen, welche die Milch verderben, und besonders, daß die Kühe eine gewisse Art von *Ligusticum* begierig fressen, wovon ihr Fleisch und die Milch einen ganz widrigen Geschmack und Geruch annimmt. Eine Art *Euphorbia*, welche die Schafe ohne Abscheu verzehren, verursacht ihnen einen Durchlauf, und ihre Milch bekömmert davon den allerhäßlichsten Geschmack. Auch die Kühe und Ziegen fressen dieselbe begierig, mit eben demselben Erfolge für ihre Milch. Eine Art *Sonchus*, welche die Rennthiere und Kühe lieben, verdirbt den Geschmack ihrer Milch eben so arg, und daher ist es keine ganz überflüssige Sorgfalt derer, die eine Milchcur gebrauchen, daß sie ihrem Viehe eine eigne Weide geben, wo sie nichts Schädliches für ihre Milch finden. Man könnte durch diesen Vortheil die Milchcuren noch kräftiger machen, indem man das Futter der Thiere mit solchen Kräutern vermischte, die sich für die Krankheit schicken, welche vertrieben werden soll. Dieses ist der Vorschlag des Herrn *Vielle*, in eben denselben schwedischen Schriften. „Wenn Kinder krank sind, sagt er, so müssen oft die Ammen statt ihrer die Arzneyen einnehmen. Man könnte solches weiter erstrecken, und z. E. eine Kuh, der Milch wegen, mit *Taraxaco*, *Cochleariis* und andern *Terradynamiis* füttern, oder, in eben der Absicht, eine Ziege, wider Sicht und Krätze, mit *Dulcamara*, und vielleicht wider das Fieber mit *Tithymalo Linnæi* Flor. Succ. 436 ernähren. Aus eben der Ursache könnte auch nützlich seyn, zu hindern, daß nicht so viel giftige Kräuter, als Hundszunge, u. d. gl. an den Dörfern wüchsen, von welchen das Vieh zuweilen, obwol selten, zu fressen pflegt. Ich überlasse diesen Vorschlag Aerzten und Kranken zu weiterer Ueberlegung, und hoffe dadurch eine Spur gezeigt zu haben, wie man bey manchen Milchcuren einige Ungelegenheiten für die Kranken verhüten oder verbessern könnte, welche die Feinde der Milchcuren, besonders Herr *Bordeu*, vor nicht gar langer Zeit, wie ich mich erinnere, allzu scharf rügen, zumal, wenn sie, wie er, Brunnennedici sind, die einen hinreichenden Grund haben, den Gebrauch der mineralischen

Wasser für weit gesunder zu halten, als die Milchcreme. Was mich betrifft, so will ich den übrigen Raum meines heutigen Blatts dazu anwenden, die Bestandtheile der Milch noch insbesondre zu betrachten.

Die Kügelchen oder Fettheilchen der Milch vereinigen sich, wenn sie steht, mit einander, und schwimmen als ein Del auf dem Wasser derselben. In dieser Gestalt machen sie den Rohm aus. Wenn aber durch heftiges Stampfen und Reiben das meiste Wasserigke, was noch dazwischen ist, heraus gebracht worden; so entsteht aus diesem Rohme die Butter. Herr Macquer leitet die Bestigkeit der Butter von der Säure her, welche, wie bey allen festen Oelen, mit ihr verbunden ist, und die sich auch, wie ich schon oben erwähnt habe, am Ende der Destillation zeigt. Solchergestalt ist der Rohm und die Butter das eigentliche Del der Milch, und die Materie, wodurch die Milch mästet. Man bedient sich des Rohms zum Caffee, und vermehrt dadurch dessen Del und Hitze. Vollblütige und fette Leute sollten dieses unterlassen, und besonders die, so einen schwachen Magen haben, weil ihn alles Del noch schlaffer macht. Man braucht zu dieser Absicht Rohm und Butter äußerlich in der Arzneykunst. Wenn Krämpfe den Leib versiblieffen, so kann ein fettes Butterbrodt, welches man nüchtern genießt, und heißes Getränk darauf trinkt, diese Ausführung wieder herstellen. Wenn die lauwarme Butter des Morgens im Bier ein Erbrechen erregt, so wirkt sie dasselbe durch den Ekel, wie das Del überhaupt. Die kochende Butter macht übles Ausstößen und Sodbrennen, und die Schmelzbutte, welche ihres Salzes beraubt ist, verdirbt mehr den Magen, löset aber bey Brustkrankheiten den Schleim besser, als die gesalzne. Sie wirkt hierin als ein Del, welches sie auch in der That ist, so daß einige Nationen selbst in der Haushaltung Del für Butter nehmen. So ist, nach Thevenots Anmerkung, das Sesamöl in Indien statt der Butter am gemeinsten, wiewol auch das Del vom wilden Safrane dazu gebraucht wird. Weil die Kühe im May ihr Futter verändern, und neue frische Kräuter fressen, so erhält zu dieser

Zeit

Zeit die Butter von ihrer Milch einige gelinde Arznekräfte; weshalb sie Helmontius Herbarum Magisterium nennt. Die Maybutter wird zu den Arzneyen vorzüglich gebraucht; und ihr guter Geschmack giebt ihr den Vorzug beym Nachtrische.

Wenn sich die Milch scheidet so schwimmt ihre Butter oben auf, und ihr Käse fällt zu Boden. Dieser letztre ist der allergrößte Theil der Milch, in welchem gleichwol noch Nahrhaftigkeit genug steckt. Er hat eben so, wie die Butter, ein Del und die Säure. Allein sein Del ist nicht so dick, und seine Säure ist schwächer und an Menge geringer. Hingegen hinterläßt der Käse bey der chymischen Untersuchung eine schwer verbrennliche Erde; und hieraus erhellt, daß er vielmehr Erde enthalte, als die Butter. Ob uns gleich Diodor der Sicilier versichert, daß Aristäus die Erfindung des Käses von den Nymphen gelernt habe, so will er sich democh bey dem Frauenzimmer nicht recht beliebt machen. In der That erfordert er auch weit stärkere Mogen und mühseltigere Arbeit, als Frauenzimmer und vornehme Leute besitzen und verrichten. Allein, wenn er seinen Magen, der ihn zu tractiren weiß, in einem Drescher oder Matrosen findet; so kann er seinen Mann noch genug nähren. Besonders fordert der junge und magre Käse starke Verdauungskräfte, und schiekt sich für Stadtleute, Frauenzimmer und Zärtlinge am wenigsten. Der fetttere englische, womit noch viel Rohm verbunden ist, läßt sich leichter verdauen, und macht weniger Säure. Junker versichert, daß der alte Käse, wenn man ihn äußerlich gebraucht, die gichtischen und podagrischen Schmerzen, zu der Zeit, wenn sie ein wenig nachzulassen anfangen, merklich lindre. Er glaubt auch nicht, daß der Käse die Beschuldigungen verdiene, als ob er den Stein, die Gicht und das Podagra verursachte. Indessen ist so viel gewiß, daß der größte Theil seiner Masse irdisch und unverdaulich sey. Er überzieht die Gefäße, worin die Milch zubereitet wird, nach und nach mit einem feinharten irdischen Milchtartar; und selbst im menschlichen Körper verhärtet er sich zuweilen so sehr, daß er die Gestalt harter irdischer Klumpen annimmt.

Von den Molken findet ein viel günstigeres Urtheil Statt. Man verfertigt dieselben aus der Milch auf zweyerley Weise, nämlich entweder vermittelt einer Säure, welches saure Molken giebt, oder ohne Säure; und so entstehen die süßen Molken. Alle Säuren, ohne Ausnahme, scheiden die Milch. Man bedient sich am meisten der Citronensäure oder des Cremors Tartari, um diese Scheidung zu bewerkstelligen. Allein, die Molken werden davon gemeinlich zu sauer. Dieses wird verhütet, wenn man die Milch mit getrockneten Kälbermagen oder Milz, oder auch mit eingequirlten Eiern scheidet. Die besten süßen Molken werden erhalten, wenn man die Milch in einer zinnernen Schüssel bey gelindem Feuer einkochen läßt, und hernach das zurückbleibende Milchpulver in Wassern, die von angenehmen Geschmacke sind, oder sich für die Krankheiten der Molkenrinker schicken, auflöset, dann durchseigt, und so trinkt.

Bey der Destillation der Molken erhält man viel Wasser, einen sauren Spiritum und ein ziemlich dickes Del. Wenn man die kohlhaste Materie, die in der Retorte zurückbleibet, auslaugt; so erhält man einige Crystallen von Meer-salze. Der Todtenkopf giebt nach der Verbrennung auch ein wenig festes Laugensalz. Das Del der Molken ist durch eine Säure zu einer Art von Seife gemacht worden, das ist, es löst sich im Wasser auf, wie aus der vollkommenen Durchsichtigkeit der Molken erhellt. Hieraus läßt sich erachten, daß die Molken noch genug nahrhafte Theile in sich enthalten, um allenfalls starke Leute zu ernähren. Mesue berichtet, daß sie die Araber zu dieser Absicht häufig getrunken haben, und Scheuchzer versichert, daß in der Schweiz die Schweine mit den magersten Molken allein gemästet werden. Ferguson hat 18 Jahre lang nichts anders, als Molken und Gerstenwasser, getrunken, und es weiß Jedermann, daß die podragischen und schwindfüchtigen Leute mit bloßen Molken unterhalten werden können. Daher ist die Molkencur, welche in der gegenwärtigen Jahreszeit von Vielen gebraucht wird, für schwächliche Leute von gutem Nutzen. Die Molken kühlen das Blut, und sind in Gallen-

fiebern

fiebern und allen hitzigen Krankheiten ein nützliches Getränk. Sie dämpfen die Wallung des Bluts, und sind scorbutischen, hypochondrischen, und solchen Leuten, die den Anfang auszehrender Krankheiten bey sich verspüren, eine vorzuziehliche Arzneey.

Es wird noch darüber gestritten, ob die Milch auch einen Spiritum bey sich habe. So viel ist gewiß, daß, außer den Gewächsen, nicht leicht etwas gefunden werde, woraus eine Art Branntweins gezogen werden könnte; und die Milch scheint überhaupt hierzu wenig geschickt zu seyn. Der Herr von Zaller hält die ganze Meinung, daß die Milch einen Branntwein gebe, für eine Fabel, deren Ursprung er in Johann de Lucca Beschreibung der Tartaren zu finden glaubt, von dem es Purchas nachgeschrieben habe. Nach ihm haben Lister und du Halde eben denselben Irrthum gelehrt. Strahlenberg erzählt ganz ausführlich, daß die Tartaren die Pferdemicl schlaugen, wozu sie besondere Häute haben; daß sie hernach das Dicke ausdrücken, und die Molken destilliren, da sie dann einen Branntwein erhalten sollen, den sie Arecti nennen. Isbrand Ides setzt hinzu, daß die Destillation zwey bis drey mal wiederholt werde. Allein man liest beym Johann de Lucca selbst, daß die Tartaren zur Pferdemicl Gersten hinzuthun, und hieraus schließt der Herr von Zaller, daß die Molken nicht anders, als mit hinzugezuthanen Getraide, fermentiren. Man würde diese Entscheidung vollkommen gelten lassen müssen, wenn uns nicht neuere und glaubwürdige Augenzeugen zuverlässige Nachrichten von einem Branntweine gäben, der aus Pferdemicl, ohne alles Getraide, gemacht wird. Der berühmte Herr Professor Vogel in Göttingen untersteht sich nicht, die Möglichkeit der Sache zu läugnen, nachdem er das Zeugniß des Herrn Gmelins gelesen hat. Wenn nicht Gmelin versicherte, schreibt er in seiner Chymie, daß die sibirischen Tartaren aus bloßer Pferdemicl, ohne einiges Ferment hinzuzuthun, Branntwein machten, würde ichs schwerlich glauben. Der Herr Professor Müller in Petersburg bestätigt dieses

Zeugniß des Herr Smelins aufs neue. „Die Tartarn, Jakuten, Mongalen und andre Völker, die starke Viehzucht haben, bringen die Pferdemilch in Gährung, und machen daraus ein berauschendes Getränk, welches sie Kümys nennen. Sie destilliren auch von dem Kümys Branntwein. Dieses haben einige in Zweifel ziehen, und vermuthen wollen, daß man vielleicht Mehl mit der Milch gähren lasse, welches den Branntwein gäbe, weil man sonst aus thierischen Säften durch die Gährung und Destillation keinen Spiritum zuwege bringen könne. Allein, nichts ist gewisser. Es muß seyn, daß die Kräuter, welche das Vieh frisst, hier noch ihre vegetabilische Kraft äußern. Auch die Kuhmilch giebt Kümys, der aber nicht so stark und berauschend wird.“ Es scheint, als könne man es wohl bey der Vermuthung des Herrn Professor Müllers bewenden lassen. Der Herr von Haller führt selbst an, daß die Pferdemilch die wenigsten Fettkügelchen in sich enthalte. Junker sagt, daß die Milch noch einige Spuren der vegetabilischen Mischung zeige, und Boerhaave bemerkt in seiner Chymie, daß die Milch der Menschen mehr zur Fäulniß, die Milch der Thiere hingegen mehr zur Natur der Säure geneigt sey, weil die Menschen Fleisch essen, die Thiere aber von Gewächsen leben. Alles dieses unterstützt den Gedanken des Herrn Professor Müllers, Jedoch ich will diese Streitigkeit gern unentschieden lassen.

Es ist weit gewisser, und im gegenwärtigen Jahrhundert völlig ausgemacht, daß die Milch ein wesentliches süßes Salz in sich enthalte. Dieses Salz wird in der Schweiz aus den mit Eiern ohne Säure verfertigten Molken heraus gebracht. Die Molken werden sogleich fortgekocht, damit sie keine Säuerlichkeit an sich nehmen; dann werden sie öfters durch leinene Tücher geseigt, um sie von ihrem Schleime zu befreien, und diese dünnen Molken werden hernach so lange gekocht, bis sich eine Haut darauf zeigt. Wenn sie dann kalt werden, so erzeugen sich weiße Crystallen, die von der Luft etwas gelb anlaufen, und die ganz süß, und weder sauer noch laugenhaft sind. Kämpfer versichert,

daß

daß auch die Brachmanen aus der Milch einen Zucker zu ziehen wissen.

Dieser Milchzucker dient zur geschwindesten Zubereitung süßer Molken; denn man hat nur nöthig ein paar Loth desselben in einem Pfunde Wasser aufzulösen, so sind die Molken fertig. Man kann hierzu gemeines oder destillirtes Wasser, Selzwasser oder ein Decoct blutreinigender Gewächse nehmen, und sich die Molken für seine besondern Umstände einrichten, wie man will. Von dergleichen süßen Molken ist überhaupt mehr zu halten, als von den sauren. Wenn die Eier wohlfeil sind, so kann man sie wohlgequirlt mit frischgemolkener Milch vermischen und kochen. Wofern man aber ja die Milch mit Eßig, sauren Weine, Citrone, oder dergleichen Säure scheiden muß, so kann man die sauren Molken wieder versüßen, wenn man ein Loth pulverisirter Krebsaugen in eine Kanne derselben mischt, und beydes zusammen wieder aufkochen läßt.

Mein Herr,

Zur 93tes Stück von der Moya hat mir eine besondre Freude verursacht, weil mich zuweilen mein Erbweh, die Sicht und das Podagra, ziemlich hart angreift. Ich rolle daher sogleich, nach der Vorschrift dieses Blattes, etwas Beyfuß zusammen, und sehte solches auf die äußre Hand zwischen den Daumen und Zeigefinger, um zu versuchen, ob das Brennen empfindlich wäre, oder nicht, damit ich bey einem etwaigen künftigen gichtischen Anfälle gehörig damit zu verfahren wüßte. Der verglimmte Beyfuß zog ein gelbiges Wasser heraus, welches mir vorkam, als ob es schmierigt oder fettig wäre. Ich habe bis tzt, Gott Lob! keinen Anfall gehabt, daß ich die Probe hätte machen können. Unterdessen habe mich erkundigen wollen, ob man heym Podagra nicht auch den Beyfuß, wie bey der Sicht, gebrauchen könne? Disher habe bey dem Podagra also verfahren: So bald ich den Anfall spüre, binde ich ein gahrgemachtes Hasenfell um den Fuß, trinke kein Bier, sondern Wasser, welches halfter ausnehmend gut und rein ist, esse sehr wenig, und keine nachthafte Speisen. Wird die Wallung des Geblüts zu stark, so nehme ich antispasmodisches Pulver ohne Zinnober. Seitdem ich also verfahren, bin ich eher, als ehedem, davon befreyet worden.

Beyläufig will ich auch noch kürzlich anführen, daß mir selbst ein Beyspiel von derjenigen Art bekannt sey, wie in Ihrem 102ten Stücke ein sogenannter Wurmfreund von den Läusen angeführt hat. Vor ein paar Jahren war ich bey einem hiesigen guten Freunde im Garten, der an der rechten Backe eine kleine etwas länglichte Blase hatte, welche er wegen des starken Juckens öfters reiben mußte. Wir blieben bis des Abends in dem Garten. Indessen wurde die Blase heller, und die Haut augenscheinlich dünne. Endlich rieb er solche entzwey, und es kamen acht ziemlich große Kopfläuse heraus. Wie fällt man allerley Urtheile über die Läuse, und wie solche in die Backe gekommen seyn möchten. Das angeführte 102te Stück aber, welches ich dem Freunde sogleich mittheilte, hat uns gelehrt, daß wir beyde nicht recht geurtheilt, sondern geirrt hätten. Ich ic.

G*st*r,
den 19ten May, 1761.

J. G. S. *d.
Schultheis.

Antwort.

Die Moxa wird wider alle Sicht, folglich auch wider die im Gelenke der großen Zehe, welche das Podagra heißt, gebraucht. Alle, die davon geschrieben haben, drücken sich so aus, daß sie keinen Unterschied unter den Arten der Sicht machen.

Der Arzt.

Hundert neun und zwanzigstes Stück.

von Haller.

Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,
War Brey der Helden Speis, und Holz der Götter Haut.
Als aber ihm das Maaß von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.

Vor vier Jahren hielt der Herr Graf Gyllenborg vor der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, bey Niederlegung seines Präsidii, eine Rede von der weisen

Vorsorge der alten Schweden, die einreißende Ueppigkeit zu hemmen, worin verschiedene nützliche Betrachtungen vorkommen, die in mein Fach gehören. Nun wissen meine Leser wohl, daß ich gern alles für sie plündre.

Floriferis ut apes in saltibus omnia libant,
Omnia nos.

Daher werden sie sich nicht wundern, wenn ich ihnen ist einen Auszug aus dieser schönen Rede mittheile, und hernach die angefangne Materie ein wenig weiter fortsetze. Der Herr Graf Gyllenborg drückt sich also aus:

„Die Kenner der menschlichen Natur versichern, daß sich mehrere von unserm Geschlechte zu Tode essen, als zu Tode hungern. Mir deucht, sie haben Recht, und ich glaube dem zufolge gleichfalls behaupten zu können, daß der unvernünftige Gebrauch eines überflüssigen Vermögens mehr Staaten verdorben habe, als der ursprüngliche Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen.“

„Livius sagt, in der Vorrede zu seiner Geschichte des römischen Volks, wenn kein Reich in der Welt sein Glück so lange ertragen habe, so sey auch keines, wo die Sparsamkeit und Armuth so lange in Ehren gewesen, als das römische.“

„Beim ersten Ursprunge der römischen Republik, da zu derjenigen Stärke der Grund gelegt wurde, welche zu zerstören ihren unwürdigen Nachkommen so viel Mühe kostete, war Brey ihre vornehmste Speise. Ihre Kleidertracht, die von ungefärbter Wolle war, litte in 700 Jahren keine Veränderung, und ihre Bedienung war sehr eingeschränkt. Ihre größten Männer holten sie vom Felde weg, wo sie Graben machten, um die Feldmarschallswürde anzutreten; und einen andern traf die Gesandtschaft eines fremden Volks, die ihn unangemeldet besuchte, bey dem Heerde an, da er sich eben in einem kleinen Gefäße das Mittagessen zubereitete. Allein, nachdem die Schätze des besiegten Asiens, und mit denselben der Ueberfluß, zuerst vom L. Scipio, und nachher auch von andern, nach Rom gebracht wurden; so konnte

es nicht anders seyn, die Grundgesetze des Reichs, die beständig untergraben wurden, mußten endlich über den Haufen fallen. Ich bin versichert, daß Cato sich nicht so sehr über die Mißthätigkeiten geärgert habe, die Rom's Unterthanen theilten, als vielmehr darüber, daß sie fast durchgängig einig geworden zu seyn schienen, im Staate und in der Pracht alle Grenzen zu überschreiten. Konnte dieser Patriot nicht den Untergang der Stadt und des Reichs mit ziemlicher Gewißheit voraus sagen, wenn er die in allen Häusern herrschende Ueppigkeit im Essen und in der Kleidung ansah? Ihre Tischbetten waren von massivem Silber, und ihre Gefäße, auch sogar die man um des Wohlstandes willen bey Seite setzen mußte, von reinem Golde. Eine mäßige Eintrittsmahlzeit kostete über hunderttausend Thaler; und bey großen Gastereyen, vergleichen Crassus, Lucullus und andre hielten, gieng in einem Tage mehr auf, als mancher europäischer König das ganze Jahr über zur Unterhaltung seines Hofstaats braucht. Ein Combdiant, Aesopus, konnte bey einer Collation Schlüssel aufsetzen, da jede auf 250000 Thaler kostete. Ich übergehe die gränzenlose Verschwendung, die bey den Feyerlichkeiten üblich war, als da Nero bey dem Begräbniße der Poppäa bloß in arabischem Rauchwerke fünf Millionen Thaler verschwendete, und andre bey öffentlichen Spielen mehr verthäten, als heut zu Tage ein Feldzug von einem ganzen Jahre kosten sollte.

„Die römische Nation, die wohl einsah, daß ihr auf eine ernsthafte Mäßigkeit gegründeter Staat bey dieser Ueppigkeit nicht bestehen könnte, suchte sich zwar gegen diese Seuche zu verwahren, und verordnete daher die Censoren, welche unter andern auch darauf halten sollten, daß keine neue Sitten eingeführt würden, und niemand über seinen Stand lebte. Es wurden auch hinter einander heilsame Gesetze ausgefertigt, die den sich einschleichenden Ueberfluß hemmen sollten, z. E. das Sannische, das Licinische, das Aemilische, das Antische und das Julische. Allein, diese häufigen Gesetze beweisen, daß man solche zu brechen sehr geneigt gewesen sey. Die Verordnungen waren in dies-

seht

sem Stücke niemals recht, oder vorsichtig genug abgefaßt. Man klagte über Härte und Zwang unter einer freyen Regierung. Man wendete vor, daß die Gesundheit Noth litte, wenn in der Lebensart eine Aenderung geschähe. Die Wislinge machten sich ein unartiges Vergnügen daraus, die Verordnungen lächerlich zu machen, und allerhand Leckeren gerade deswegen, weil sie verboten waren, mählsam anzuschauen. Allein, wie unpartheyisch dergleichen Verfahren sey, kann man leicht urtheilen. Auf diese Weise wird nicht nur eine gemeinnützige Absicht gehindert, sondern es legt sich auch zu Tage, daß die gesetzgebende Macht zu schwach sey, und eine freche Dreistigkeit ihr überlegen werden könne; eine allzu gefährliche Erfahrung in einer Regierung, die nothwendig einen schlechten Ausgang nehmen muß.

„Rom's schrecklicher Untergang scheint den übrigen europäischen Völkern eine Warnung vor der Ueppigkeit gewesen zu seyn, die diesen Untergang befördert hatte. Wenigstens sehen wir, daß unsre nordischen Völker in ihrer Lebensart ungemein mäßig gewesen. In ihren niedern Häusern sahe man keine kostbaren Verzierungen. Selbst die königlichen Wohnungen waren, ihrer Bauart nach, wie unsre Bauernhütten. Der Feuerheerd stand mitten darin, und Licht und Rauch begegneten sich in den Oeffnungen der Wände. Die norwegische Geschichte meldet, A. Olof Ryrre sey der erste gewesen, der förmliche Feuerherde für sich gebraucht habe. Ihre Speise war ungekocht und immer ungekünstelt. Man sahe es als eine Ueppigkeit an, ungemischtes Brodt zu essen. Man that vielmehr einen ansehnlichen Theil Baumrinde darunter, wovon man in den alten Mählenlisten die deutlichsten Spuren findet, als worin bestimmt wird, wie viel Baumrindennehl ein jeder abzuliefern hatte; ein Umstand, der es begreiflich macht, wie es möglich gewesen, daß ehedem Getraide aus Schweden angestrichelt worden. Ihr Getränk war starkes mit Post (rosmarinus sylvestris. Lin. Myrica Spec. I.) gebräuertes Bier. So sehr uns dieser Trank zuwider seyn würde, so machte er doch den Freudentrank unsrer Vorfahren aus, und war sogar bey Hofe eingeführt. Stur-

leson

leson und andre erzählen, wie die Königinen und unversähltesten königlichen Prinzessinnen mit ihren Bekannten Tve-manningsæl, das ist, dergleichen Bier, zwey und zwey aus einem Becher getrunken.»

»Der Wein war bey uns in ältern Zeiten eine fast unbekante Waare. Zwar war der Meth etwas bekannter. Ich finde aber doch nicht, daß bey Gastereyen desselben Erwähnung geschieht, außer wenn Bischöfe mit ihren Domherren tractirt werden sollten. Das Heidenthum überließ diese Leckerheit seinen Göttern, von welchen man in der Edda oft findet, daß sie sich bey diesem Getränke einen guten Tag gemacht haben. Das meiste, womit die Vornehmern unter den alten Gothen einigen Aufwand machten, waren ihre Armringe, ihr vortrefliches Gewehr und ihr Pelzwerk.»

»Eine so ernsthafte Lebensart scheint mir bis auf die Zeiten des R. Magnus Ladukoos gedauert zu haben. Dieser Herr, der einen glänzenden Hofstaat liebte, ließ ausländische Bediente, und mit diesen fremde Sitten, hereinkommen. Von der Zeit an sieht man die Pracht von Jahr zu Jahren wachsen. Bey den Turnierspielen beeiferte man sich um die Wette, seinen Staat zu zeigen. Anstatt des alten groben ungeschornen Wollenzuges kamen Sammet und Seiden in Brauch. Die Vornehmern kamen in Kleidern angezogen, die an allen Enden mit silbernen Schellen behängt waren. Ihre Schuhe waren mit Spitzen ganzer Ellen lang geziert. In ihren Pumphosen war dreyimal mehr Zeug, als in ihrer ganzen übrigen Kleidung, einige hundert Ellen Spitzen und Bänder, womit sie gebrämt waren, nicht mitgerechnet. Die Ärmel an ihren Röcken waren fünf Ellen lang, und dabey so enge, daß man sie mit Gewalt hinter schlagen und bis an die Achsel hinauf in Falten legen mußte.»

»Bey ihren Gastereyen, sonderlich bey ihren Hochzeiten, war ein unendliches Prassen. Ausserdem, daß sie bisweilen etliche hundert Personen bey solchen Gelegenheiten zusammen baten, wovon man noch die ungeheuer großen Säle in unsern alten Gebäuden herzu leiten hat, so währte diese Feyerlichkeit etliche Tage hinter einander; und noch zu groß

ferm Ueberflusse wurden während der Zeit an die Brautführerinnen, wie auch an die Spielleute und Gaukler, die die Gäste mit ihren Poffen und Künsten belustigen sollten, Geschenke ausgetheilt. Ich habe irgendwo angemerkt gefunden, daß bey einer einzigen Hochzeit in Schonen 24 Ochsen, 80 Schaaf, 3 Tonnen Essig, 12 Pfund Ingber, acht Pfund Pfeffer, 20 Ohmen Wein und sechs Lasten Bier darauf gegangen.»

»Um eine so schädliche einreißende Ueppigkeit noch im Anfange zu hemmen, haben sich unsre ehemaligen schwedischen Könige höchst angelegen seyn lassen, ihre Unterthanen zu einer ordentlichen Sparsamkeit anzuhalten, und alle geldverzehrende Mißbräuche abzuschaffen. Der König Magnus Smeck war der erste, welcher zu Uelge eine Verordnung herausgab, worinn er die feyerlichen Gastgebote auf 80 Personen, die Dauer der Hochzeitfeste auf zweyen Tage, und die Mahlzeiten täglich nur auf eine einschränkte. Nachher ist das Gesetz so weit gemildert worden, daß der Magistrat, auf einer Hochzeit, zu 100 Personen Erlaubniß geben konnte. Man rechnete sie Paarweise, nämlich zu 50 Diskamat oder Paaren; denn es war gebräuchlich, daß man immer zweyen Gästen ihr Essen auf einem Teller vorlegte. Zweyen Musicanten, die mit einem halben Reichsort, und der Koch mit seinen Leuten, der mit zehn Der zufrieden seyn mußte, thaten für so wenig Lohn ihre Schuldigkeit so schlecht, wie es dem Zwecke des Gesetzes gemäß war. Um dem unmaßigen Trinken zu steuern, hatte, nach dem gothländischen Gesetze, der Wirth das Recht, der Jungfrau Maria Gesundheit auszubringen; und dieses war das Zeichen, daß kein Bier mehr hereingebracht werden durfte. Der Heimführungschmaus mußte um 9 Uhr, wenn die Betglocke geläutet wurde, zu Ende, und die Braut zu Bette seyn. Von Specereyen war anfangs fast nichts als Pfeffer bekant. Die Seefahrt brachte nachher mehrere ins Land, so daß verboten wurde, mehr als eine Art auf einmal vorzusetzen. Die Eisentuchen, eine Art Gebäckenes, wurden im Gesetze ausdrücklich verboten. Die eingeladenen Gäste

durften

durften nicht mehr als vier Gerichte und einen trocknen Käse mitbringen. Die Pracht mit Seidenzeugen, Spitzen, kostbaren Tüchern, Vergoldungen, Silbergeschirr, und mit den Galanteriewaaren wurde sehr eingeschränkt; und alle diese wohl abgemessenen Maaßregeln thaten die glückliche Wirkung, daß die Schweden ihrem wahren Wohl nachzudenken anfangen, und, nach der Umdeutung des großen Haushalters, König Gustavs, die Waaren der Ueppigkeit abschafften, die ihnen die Lübecker und andre zuführten. König Johann folgte hierin den Grundsätzen seines weisen Vaters. Im Jahre 1585 ließ er alle deutsche Biere verbieten, und weil er die Unanständigkeit betrachtete, mit welcher gemeine Bürgerweiber in Sammet und Seiden gingen, so verbot er ihnen nicht nur diese Pracht, sondern gab auch sogar dem Profoße die Erlaubniß, ihnen solche öffentlich abzunehmen, und der Mann mußte zur Strafe für jede Sammetmüße und jedes seidene Kleidungsstück seiner Frau einen Soldaten halten.

„Nachdem die glücklichen Kriege Gustav Adolpfs und der Königin Christina Schweden mit neuen Einkünften und großen Schätzen bereichert hatten, und die nach Hause kehrenden Schweden im fremden Staat gewöhnt waren; so äußerte sich in allen Ständen eine Neigung zur Ueppigkeit, der die Regierung durch neue Gesetze Einhalt thun mußte.“

„So gern ich eingesteh, daß es der Gesellschaft Leben und Wirklichkeit giebt, und folglich den Pflichten eines wohlgesinnten Bürgers nicht widerstreitet, wenn diejenigen, die von dem Eigenthum des Reichs viel besitzen, ihren dürftigern Mitbrüdern Gelegenheit geben, sich von ihrem Ueberflusse mit Ehren ihr Brodt zu verdienen; so gewiß ist es auch, daß, wenn die Ausgaben dieser Personen auf solche Dinge fallen, die das Reich erschöpfen, und die wesentlichsten Güter desselben in unnützen Staat und Leckerheiten verwandeln, alles sich zum Untergange neigen müsse.“

„Den Edelmann sehe ich für einen Patrioten an, welcher auf seinem Landgute Wiesen ausreiden, Sümpfe abgraben, Berge sprengen, und Gärten anlegen läßt, damit seine

seine armen Bauern und Adter ihren Unterhalt finden. Allein von dem, der sein Gut verspielt, sich durch übermäßige Pracht arm macht, und seine Gläubiger, durch die Veräußerung seines Haustraths befriedigen muß, habe ich ganz andre Gedanken.“

„Die Haushaltung eines ganzen Reichs unterscheidet sich hierin von einer Privathaushaltung nicht weiter, als wie das Große vom Kleinern. Vergebens brechen wir Erzt aus unsern Bergen; vergebens veröden wir unsre Wälder, wenn ihr ganzer Werth für Waaren ausgeht, die wir verzehren, und vielleicht doch nicht einmal zulänglich ist. Was gewinnt das Reich dabey, daß der Fleiß der Landleute die jährliche Erndte mit 100000 Tonnen vermehret, wenn die Branntweinbrennereyen durch einen Mißbrauch, für den wir einer aufgeklärten Nachwelt mit Scham werden Rechenschaft geben müssen, dreymal mehr verzehren? Unsre uralten Vorfahren besaßen nicht nur Getraide vollauf, sondern konnten auch den Ausländern viele Schiffsladungen davon mittheilen. Sturleson meldet, es wären hier in Norden Vorrathshäuser gewesen, worin Getraide von mehrern Jahren aufgeschüttet gelegen. Olaus Magnus erzählt, Preussen und andre Länder hätten aus Schweden Getraide bekommen; und noch unter Gustav Adolph finden wir verschiedene Verordnungen von der Ausschiffung des schwedischen Getraides, anstatt daß wir nun, besonders seitdem der Branntwein allgemein worden, in mittelmäßigen Jahren 400000 Tonnen einschreiben müssen. Setzt man zu diesem Zweige der Verschwendung die vielen andern hinzu, welche die Wohlthat erfunden, und die Thorheit angenommen und fortgepflanzt hat; so werden wir leicht finden, daß wir bald einer ganz neuen Lebensart nöthig haben.“

Wir sehen in dieser schönen Rede des Herrn Grafen Gyllenborg zween wichtige Beispiele von Staaten, die durch die Ausschweifungen der Ueppigkeit zu ihrem eignen Ruine Anlaß gegeben haben. Wenn ich, unter diesen gemeinschädlichen Ausschweifungen, nur die diätetischen allein herausnehme, und betrachte, was die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, die Wahl seltener und ausländischer Gerichte und

Getränke, die Mode der langen Gastgebote, die sich an einem Tage anfangen, und am andern kaum beschließen, der stolze Geschmack in Leckerbissen, der Mißbrauch der starken Getränke, und mit einem Worte, was die Schwelgerei und sinnliche Wollust zur Verschlimmerung der Wohlfahrt eines Staates, und zur Beschleunigung seines Ruins beitrage; so finde ich hierin einen neuen und höchst wichtigen Bewegungsgrund, Jedermann die Mäßigkeit, die weise Enthaltensamkeit und die alte Einfachheit unsrer gesunden und beglückten Vorfahren zu empfehlen, und meine vorgeschriebene Diät aus dem hohen Gesichtspunkte einer Maxime der Politick zu zeigen. Ich, als ein Arzt von Profession, würde mich nimmermehr in eine solche Betrachtung eingelassen haben, ob sie gleich unsrer medicinischen Wissenschaft ein großes Gewicht giebt. Denn, was verpflichtet uns mehr, den Regeln der Aerzte zu folgen, und was kann selbst die obrige Feilliche Gewalt besser berechtigen, sich den Uebertretungen derselben zu widersetzen, als dieser genaue Zusammenhang der Ueppigkeit mit dem Ruine der Staaten, den uns alle Geschichte beweisen, indem sie uns immer, als in einem Spiegel, zeigen,

wie nah der Sittenfall dem Fall des Staats gewesen.

Ich würde, wie gesagt, eine Untersuchung von dieser Art nicht gewagt haben. Allein, in dem vorigen Aufsätze redet ein erleuchteter Staatsmann, der selbst eine Stütze des jetzigen Reichs ist, dem zu Nutzen er diese patriotischen Warnungen aufgesetzt hat. Solchergestalt kann ich mit aller Zuverlässigkeit behaupten, daß selbst der Beystand der Obrigkeit, um der Wohlfahrt des Staats willen höchst nöthig sey, um diejenigen schädlichen Mißbräuche in der Lebensordnung abzuschaffen, wodurch die öffentliche Gesundheit verletzt, und zugleich mit ihr Tugend und Rechtschaffenheit in der Republik verübt wird.

Nachdem ich einen so erleuchteten Vorgänger gehabt habe, der uns die Schicksale von Rom und Schweden aus dieser Quelle hergeleitet hat; so könnte ich vielleicht in einer schwarzen Nachahmung, auch von den Deutschen beweisen, wie

sie

sie durch die überhand nehmende Ueppigkeit an ihrem eignen Verfall und Umsturze arbeiten. Wir Deutschen hatten auch eine Zeit, da wir in Einfachheit und Mäßigkeit lebten. Unfre großen Herren speiseten ehemals nicht viel besser, und schmauseten mit eben der Mäßigkeit, als weyland die Großen von Schweden. Dieses läßt sich aus einem alten Küchenzettel beweisen, den ich in den Hamdoverischen Beiträgen vom vorigen Jahre finde, und welcher wol verdient, daß ich ihn meinen Lesern mittheile. Hier ist er bis aufs Tischzeug:

Wo men tracteren soll Unsen werdigen Herren, wan de van Iburg kompt:

Item eine Soppe vor den Abbet, oder grote Geste; so nimbt man weiten Brod, und eine matelike deipe Schwortel, matelick deipe, unde nath von den porthafte vett und Water tosamen, twe stücke porthestes up de soppen und den folden schincken, darbi finger laecken, tafelfrede und broet do man arb.

Wo men den werdigen Herren Bischoff solt empfangen:

Wan unse leve Here de Bischoff kümpt, so mote gi over alle voer'aecten, ofte finger laecken up de tafe, leggen, und solt Ihm to eten geven von wirtten Brode pänlich gesneden, eine soppe mit Bradvare begotten, ein schincken und Bacthast, Item ein gellen portbacht, Item ein gell hön mit foeken, Kofin und mandelen, ein galentin, Item schwine kloneken, portbacht und Braden, de Bortter und soeren Raife, Item g moter ock upfetten Kofinen, Koeken und Bonenkruir, dar ist, Un e nummen fest.

Wenn man mit diesen Tractamenten für den Herrn Bischof nur unsre bürgerlichen Gastgebote vergleicht; so wird man über die Verwandlung des Geschmacks in Deutschland erstaunen müssen; und wenn ein Staatsmann hierüber seine Betrachtungen anstellen sollte, so würden sie vermuthlich eben so ausfallen, wie die obigen des Herrn Grafen Hyllenborg. Welch eine Armee würde nicht Hamburg allein ins Feld stellen, wenn alle Bürger für jedes sammetnes oder seidenes Kleidungsstück ihrer Frauen einen Soldaten halten sollten

sollten, wie es der König Johann in Schweden einführte! Was würde der würdige Herr sagen, wenn der von Jburg nach Hamburg käme, und ist bey einem unsrer Kaufleute flätlich nähme! Wie würde er seine Suppe, mit Bratenfette begossen, und seinen kalten Schinken vermissen!

Allein man wird es mir, als einem Menschen, der den Staat nicht versteht, zu gute halten, wenn ich noch nicht so furchtsam bin, Deutschland, und besonders Hamburg, um unsrer Ueppigkeit willen, den nahen Ruin zu prophezeihen. Es ist wahr, daß wir eine unmäßige Pracht treiben. Allein dieses geschieht bloß, um das Geld unter die Leute zu bringen, und dem geringen Volke Muth zu machen. Es ist wahr, daß wir sehr üppig speisen; aber dieses geschieht bloß, um uns die Magen zu verderben, damit uns kein unmäßiger Appetit reize, die Speisen des gemeinen Mannes zu verzehren, und ihm seinen Unterhalt kostbarer zu machen. Es ist wahr, daß wir für die Waaren der Ueppigkeit unsägliche Summen Geldes in fremde Länder senden; aber den größten Theil dieser Waaren senden wir weiter, und machen uns damit für diejenigen bezahlt, die wir selbst behalten. Wir sind wirklich zärtlicher und minder kriegerisch, als unsre Vorfahren. Allein dieses kommt daher, weil wir den Werth des Lebens besser erkennen. Zwar erschöpfen wir schon in der Jugend unsre Kräfte in den Ausschweifungen der Wollust. Aber wozu hätten wir wol diese Kräfte im Alter nöthig? Wir können zwar nicht behaupten, daß wir die Wohlfahrt des Staats vermehren. Allein, der Staat vermehrt die unsrige; und es ist noch die Frage, welcher von beyden dieses dem andern schuldig sey? Unsre Verschwendung geht weit, aber noch lange so weit nicht, als des Comödianten Aesopus, dem ein Gericht 250000 Thaler kostete. Unser Vermögen nimmt ab; aber für wen sollten wir auch wol noch zwei Millionen hinterlassen, wie er? Wenn wir uns zuweilen mit Leckereyen ungesund schmausen, so darben wir uns wieder gesund, aus Mangel des Appetits. Ob der Staat von diesem Verderben unsers Magens untergehn werde, daran ist sehr zu zweifeln; denn wir finden nicht, daß die Republik

der Wilden in den Gegenden von Judsonsbay darum zu Grunde gehe, obgleich diese Leute von allen Thieren, die sie erlegen, nur die Zungen speisen, das Uebrige aber liegen lassen. Die Ursache, warum ihnen diese Ueppigkeit nicht schadet, ist die, weil sie, wenn sie keine Zungen mehr bekommen können, zuweilen die Häute, womit sie sich kleiden, und manchmal auch ihre eignen Kinder verzehren. Die Ursache, warum unsre Leckereyen die Republik nicht ruiniren werden, ist die, weil wir daran nie Mangel leiden werden. Kurz, ich mag die Sache so vernünftig überlegen, als ich will, ob ich sie gleich überlege, als ein jeder nichts davon versteht; so kann ich doch nicht finden, daß die Wohlfahrt von Deutschland, und insbesondre von Hamburg, bey unsrer Ueppigkeit und Verschwendung Gefahr laufen sollte. Es ist dieses eigentlich eine Seuche unter Privatpersonen, die mit dem Staate nichts zu schaffen haben. Diese Leute ruiniren dadurch bald ihre Gesundheit, bald ihren Wohlstand; aber an ihrer Gesundheit ist wenig gelegen, weil sie der Republik eben so viel nützen, sie mögen krank oder gesund seyn. Viele von ihnen sterben zwar frühzeitig; aber dieses entvölkert den Staat nicht: denn die wenigsten üppigen Leute sterben, ohne vorher dem Staate eine ganze Reihe neuer Unterthanen verschafft zu haben. Daß aber diese Leute ihr Vermögen durchbringen und verarmen, davon geht Deutschland gewiß nicht unter: denn sonst müßte es schon viel tausendmal untergegangen seyn. Dieses ist nun, nach meiner Einsicht, so meine ganze Meynung; und wenn man mich böse machte, so würde ich geradezu behaupten, daß selbst Rom seinen Untergang gar nicht der Ueppigkeit zuzuschreiben habe. Dieses hat uns ein sehr guter Dichter bewiesen; und weil ein solcher Beweis immer blindig ist, so will ich ihn zum Troste der Staaten von Deutschland, und zur Rechtfertigung meiner Meynung hier anführen:

Oh Rom noch die Halerner Trauben
Und seiner Mägdgen Reiz erkannt,
Wars arm, und voll vom Aberglauben,
Und starb noch gern fürs Vaterland.

Der Bürger, den man keinen Küssen,
Die ihm das Leben werth gemacht,
Und keinem Tanz und Rausch entrissen,
Begab sich muthig in die Schlacht.

Statt schmeichelnd ihr Herz zu besiegen,
So raubte der Jüng'ing die Braut,
Und ließ sich mit Wasser genügen,
Statt daß er den Weinberg gebaut.

Horaz kam drauf, und seine Leyer
Hat Rom Lieb und Geschmack gelehrt.
Da trank man Wein, und jauchzte froher;
Da liebre man, und ward erhört.
Man floh ein jeder die Gefahren,
Und alle sahn die froh beim Wein
Und bey den Mädchen glücklich waren,
Die Kostbarkeit des Lebens ein.

Rom gieng nicht mit Caro verloren;
Es sieng mit Horazen erst an.
Horaz, ihm zum Heile gebühren,
Hat mehr, als zehn Helden, gethan.

Nachricht.

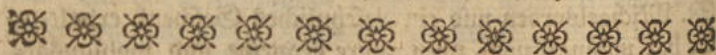
Die neuen Entdeckungen in der Arzneykunst interessieren das ganze menschliche Geschlecht, noch vielmehr aber diejenigen, die alle Hoffnungen übersteigen, welche man sich bisher von der Hülfe dieser Kunst hat versprechen können. Hieher gehört billig die Erfindung des Herrn Laurent zu Paris, welche uns unlängst die öffentlichen gelehrten Blätter verblüddiget haben. Es war vor ungefähr 18 Jahren zu Bouchain ein Soldat, Namens Menard, oder auch sonst la Violette genannt, dem eine Kanonenkugel beyde Arme weggenommen hatte. Herr Laurent, ein nunmehriger Ritter des St. Michaelsorden, der schon damals, wegen seiner mechanischen Erfindungen, berühmt war, besand sich eben zu Bouchain, und versuchte es, dem verunglückten jungen Menschen einen künstlichen Arm zu machen. Auf der rechten Seite war es unmöglich, weil ein Stück von

der Schulter mit hinweggenommen worden war. Vom linken Arme aber war noch ein Stumpf von 4 bis 5 Zoll übrig. Diesen machte sich der sämreiche Künstler zu Nutze, und brachte einen Arm an, der seine natürliche Proportion hatte, und sich so bequem ausstrecken und bewegen ließ, daß sich la Violette 15 bis 16 Jahre lang gut damit behelfen konnte. Nach dieser Zeit aber gerieth diese Maschine in ein nige Unordnung. Sie war auch ausserdem in etwas zu schwer. Herr Laurent war also im vorigen Jahre, da er zu Paris war, auf eine andre Maschine bedacht, die noch viel leichter und biegsamer wäre. Er beschenkte demnach den la Violette mit einem neuen Arme: der nicht einmal 16 Loth schwer, und woran die Hand so biegsam ist, daß dieser Soldat nicht nur mit aller französischen Artigkeit eine Prise Tabak nehmen, sondern auch sehr leserlich und zierlich damit schreiben kann. Der französische Hof und die versammelte Akademie der Wissenschaften sind Augenzeugen hiervon gewesen; und man erzählt von einer italienischen Dame, daß sie aus Erstaunen über dieses Kunststück in die Naivete ausgebrochen sey: Caspirà, que questo Signor Laurent è valenthuomo! lo stimerei ben capace di rimembrar un povero Abelardo. Herr Laurent hat von Sr. Allerchristlichsten Majestät für seine Erfindung den Adelstand, den St. Michaelsorden und ein ansehnliches Geschenk erhalten. Er hat unlängst noch zwey andre bequeme und wohlansgearbeitete Instrumente erfunden. Vermittelt des einen derselben kann man eine Feder mit einer einzigen Hand schneiden, und das andre ist so beschaffen, daß jemand, der seiner einen Hand beraubt ist, sich dennoch mit der andern Hand die Nägel der Finger beschneiden kann.

So nützlich diese Erfindung ist, so scheint ihr doch eine andre noch neuere den Vorzug streitig zu machen, weil sie von einer allgemeinen Anwendung ist. Sie ist vom Herrn du Curty, und wird also beschrieben:

Nachdem Herr du Curty vielen Fleiß auf das Studium des menschlichen Körpers, und besonders auf die Entdeckung der Art und Weise gewendet, wie die Muskeln, die Sehnen und

andre bewegende Kräfte die Maschine unsers Körpers regieren, und nachdem er aufs genaueste untersucht hat, wie sie an den verschiedenen Gliedmassen angebracht sind, und ihre Kraft äußern; so hat er eine sichere Methode entdeckt, den gelähmten Gliedern, ohne den Gebrauch innerlicher oder äußerlicher Arzneymittel, ihre vorige Beweglichkeit und Geschmeidigkeit wieder zu geben. Er verrichtet dieses bloß nach den Gesetzen der Bewegung und durch Handgriffe. Eine Menge Versuche, welche Herr du Curry gemacht hat, scheinen die Richtigkeit und Gründlichkeit seiner Entdeckungen zu beweisen. Er hat Kindern, die gänzlich gelähmt waren, in wenig Stunden den Gebrauch ihrer Gliedmassen wieder hergestellt; und sogar erwachsene Personen, die von Schlagflüssen gelähmt waren, hat er so weit gebracht, daß sie sich aufrecht erhalten, und gehen können. Dieser Künstler wohnt zu Paris: rue Dauphine, Fauxbourg St. Germain, à l'hôtel d'Espagne. Er verlangt für seine Curen nicht eher eine Belohnung, als bis die Kranken eine merkliche Besserung bey sich verspüren. Eine solche Erfindung kann von unendlichem Nutzen seyn, wenn sie dereinst allgemeiner bekannt werden sollte. Sie verdient alle die Lobeserhebungen und Belohnungen, welche sich der Herr Laurent durch seinen Fleiß erworben hat.



Hundert und dreyßigstes Stück.

Brem. Beytr.

Was Klagen doch die Thiere,
Da seines Gleichen selbst kein Mensch zu schonen pflegt?

Mein Herr,

Weil Sie sich in Ihrem 29ten Blatte über die Beweise lustig gemacht haben, daß den Menschen das Fleischessen erlaubt sey; so muß ich Ihnen melden, daß einer der größten heu-
tigen

tigen Naturforscher bewiesen habe, nicht nur, daß das Fleischessen erlaubt, sondern, daß es uns auch unumgänglich nothwendig sey. Dieser große Mann ist kein geringerer, als der Herr von Buffon! — Nun gehen Sie hin, und schämen Sie sich.

Sie meinen, wir könnten ohne thierische Speisen auch leben? Nein, Sie verstehen ihre eigene Natur nicht. Herr Rousseau meynete es auch; aber eben der ist es, welchem der Herr von Buffon aus dem Traume hilft. Der große Naturlehrer beweiset ihm, daß der Mensch im Zustande der Natur sich nie mit Kräutern, Saat und Früchten begnüge, sondern daß er sich jederzeit, wie die meisten andern Thiere, mit Fleisch zu ernähren gesucht habe. Er ist überzeugt, daß ein Mensch, der gar kein Fleisch zu essen bekommen würde, zum wenigsten in unsern europäischen Ländern, weder leben, noch sein Geschlecht erhalten könnte. Die Entkräftung würde ihn tödten. Es würde ihm an organischen Theilen mangeln, welche die von der Art unsrer Körper erliegen könnten; und er würde höchstens nur ein schwaches schmachthendes Leben führen. Der Herr von Buffon zweifelt auch nicht, daß sogar die Thiere, welche nur von Gewächsen leben, ihrer besondern Struktur ungeachtet, Fleisch würden essen lernen können. Er bemerkt, daß die Schafe, Kühe, Ziegen und Pferde nicht nur auf Milch und Eyer, welches doch thierische Speisen sind, recht begierig, sondern auch keinesweges abgeneigt sind, klein gehacktes und mit Salz gewürztes Fleisch zu speisen. Hieraus schließt er, daß der Geschmack für das Fleisch und die festen Speisen, welche dem Körper vorher, ehe sie ihn nähren, zum Ballaste dienen, gleichsam der allgemeine Geschmack aller Thiere, und daß er dem Menschen allezeit mehr oder minder nothwendig sey.

Kommen Sie nur nicht mit Ihren Brachmanen! der Herr von Buffon ist schon mit diesem Einwurfe fertig. „Seht jene fromme Einsiedler, sagt er, die sich von allem enthalten, was Leben hat; die aus heiligen Bewegungsgründen die Gaben des Schöpfers hinwegwerfen; die sich das Reden verbieten, die Gesellschaft fliehen, und sich in heilige Mauern einschließen, an welchen sich die Natur bricht. In diesen Freystätten, oder vielmehr in diesen Gräbern der Lebendigen, wo man nichts als Tod in sich zieht, vertriehen sie sich mit ihren abgezehrten Gesichtern und erstorbenen Augen, und schauen alles um sich her mit schmachthenden Blicken an. Sie scheinen bloß von der trocknen Luft zu leben. Sie nehmen Nahrung zu sich, ohne doch ihrer Nothdurft damit abzuhelfen; und ob sie gleich ihr Eifer noch hält, indem der Zustand des Haupts auf den Zustand des Körpers seinen Einfluß hat, so können sie es doch bey dieser graufamen Enthaltbarkeit nur wenig Jahr aushalten. Sie leben nicht sowol, als sie eines beschleunigten Todes sterben, und ihr Tod ist kein Beschluß des Lebens, sondern vielmehr das Ende ihres Sterbens.“
Ehen,
25

Sie, mein Herr, wenn hierdurch Ihr Einwurf nicht gehoben ist, so ist doch wenigstens mit vieler Veredelsamkeit darauf geantwortet. Kein Mönch in der Welt wird diese summe Beschränkung lesen können, ohne sich halb roth zu schämen, daß er dick und fett ist, besonders, wenn er gar so dreist gewesen seyn sollte, das funfzigste Jahr zu überleben. Indessen dieß sind nur die Mönche. Nun kommen noch die Brachmanen selbst. Was diese betrifft, so wird Ihnen Herr von Büsson sagen, daß sie nicht sowol ein Volk, als vielmehr nur eine Secte sind, und daß sich ihre Religion, so uralt sie auch ist, doch eben nicht über die Gränzen ihres Clima ausgebreitet habe. Er wird Sie belehren, daß ihre Lehre von der Seelenwanderung ihnen das Fleisch essen verbietet, und daß diese Religion von allen Seiten dumm sey. Merken Sie sich dieses alles wohl, was der Herr von Büsson auf den Einwurf von den Brachmanen antwortet, die nie thierische Speisen essen, und doch so alt werden. Merken Sie es sich wohl; denn dieses ist es alles.

Sie werden nunmehr mit viel Umständen begriffen haben, mein Herr, daß wir darum Fleisch essen müssen, damit es uns nicht an organischen Theilen fehlen möge, und daß die Thiere, die kein Fleisch fressen, daran sehr unrecht thun, ausgenommen, daß sie nicht Menschenfleisch fressen. Die armen Thiere! Nun wird es erst über sie hergehen. Aber wer kann ihnen helfen? Zum Fleischessen sind wir gemacht; denn darum haben wir Zähne. Sie aber sind gemacht, gegessen zu werden; denn darum läßt sich ihr Fleisch läuen. Es ist freilich schade um das schöne Vieh; aber Vieh ist Vieh, und es hat noch Ehre genug davon, daß sein Fleisch gewürdigt wird, sich in menschliche organische Theilchen zu verwandeln, welche der Herr von Büsson vtelleicht auf ein einziges gutes Wort für lauter menschliche Seelen erklären würde. Wenigstens scheint etwas, das diesem Verkenntnisse ziemlich ähnlich sieht, in der folgenden Stelle zu liegen, die ich in der Grundsprache beharren will, um nichts darin zu verändern. Er redet von der Seelenwanderung, die die Brachmanen annehmen.

On a sçu avant nous, que tous les êtres animés contenoient des molécules indestructibles, toujours vivantes, & qui passoient de corps en corps. Cette vérité adoptée par les Philosophes et ensuite par grand nombre d'hommes, ne conserva la pureté que pendant les siècles de lumière: une révolution de ténébres ayant succédé, on ne se souvint des molécules organiques vivantes, que pour imaginer que ce qu'il y avoit de vivant dans l'animal étoit apparemment un tout indestructible, qui se séparoit du corps après la mort. On appella ce tout une *Ame*, qu'on regarda bientôt comme un être réellement existant dans tous les animaux, & joignant à cet être fantastique, l'Idée réelle, mais défigurée, du passage des molécules, on dit, qu'après la mort cette *ame* passoit successivement & perpétuellement de corps

corps en corps, &c. Heißt dieses nicht eben so viel, als daß der Herr von Büsson glaubt, es sey, nach der Religion der Brachmanen, die menschliche und jede thierische Seele ein bloß phantastisches Wesen, welches der unwissende Döbel aus dem verhungerten Begriffe der lebendigen organischen Theilchen geschmiedet habe? Hat aber der Döbel aus diesen wahren organischen Theilen die phantastischen Dinge geschmiedet, welche er Seelen nennt; so wird gewiß ein so viel weiserer Mann, als der Herr von Büsson ist, besser wissen, daß diese phantastischen Seelen nichts anders, als lebende organische Theilchen sind. Nun ersetzen wir aber durch die thierischen Speisen den täglichen Abgang der abgenutzten organischen Theilchen, und also kann es nicht fehlen, daß sie uns den Stoff zu demjenigen geben, was der unwissende Döbel Seele genannt hat. Dieses ist aber, wie ich sage, Ehre genug für die Bestien, die wir speisen; und da unstreitig an uns mehr gelegen ist, als an ihnen, so ist es uns nicht allein erlaubt, sondern es ist auch unsre Schuldigkeit, Thiere zu speisen.

Was wollen Sie sagen, wenn ich mich selbst für Ihren Gegner erklären, und die Natur zu meinem Beystande nehme? Haben Sie nie darauf Acht gegeben, wie im ganzen Thierreiche jede Art angewiesen ist, die andre zu verzehren, und sich von ihr zu nähren? Das kleinste Insekt, das wie ein Sonnenstäubgen in der Luft schwebt, hat seinen Verfolger; die Fliege ist der Spinne zur Nahrung geschaffen, die die Natur angewiesen hat, ein Netz zu weben, worin sich die arme kleine Unglückliche fangen muß. Die Spinne ist wiederum dazu bestimmt, einen Vagel zu ernähren, der sie zu seinem Vorkerbissen macht; und dieser mästet sich mit ihr, um einem Habichte zur Speise zu dienen, auf den ein Adler lauret, um ihn zu zerreißen. Wo finden Sie ein Thier in der Natur, das nicht ohne alles Bedenken ein andres umbringen, oder gar fressen sollte, dessen es sich bemächtigen kann? Sehen Sie ein junges Huhn, eine junge Ente, einen kleinen Vogel, die alle erst aus dem Ege kommen, wie sie schon von Natur abgerichtet sind, Insekten zu erhaschen und zu speisen. Die kleinern Fische fressen Gewürm, die größern verzehren die kleinern; das wilde Thier zerfleischt die zahmen, die Kaze die Maus, der Fuchs die Hühner, der Wolf das Schaf, der Storch verschluckt die Frösche, der Frosch die Schnecken. Unter den Thierchen, die einen Wassertropfen bewohnen, sind Räuber, die andre kleinre erhaschen und verschlingen, wie Hül durch das Vergrößerungsglas gesehen hat. Rechnen Sie hierzu noch, daß die Thiere, welche sich blos von Gewächsen nähren, eben mit diesen Gewächsen eine unendliche Menge kleiner Thierchen unvorsätzlich verzehren, und daß selbst die Sonnenstäubgen, die sie einathmen, bewohnt sind. Alles dieses zeigt Ihnen offenbar, daß im Thierreiche alle Arten durch die Aufopferung einzelner Theile erhalten werden, und daß dieses die allgemeine Maxime der Natur sey. Gewinnt nicht

nicht hierdurch die Meynung des Herrn von Buffon, daß die Erhaltung der Thiere organische, das ist, einiger Sinnlichkeit fähige Theilchen erfordere, in der That mehrere Wahrscheinlichkeit?

Jedoch ich will aufrichtig seyn, und bekennen, daß mich dieses selbst noch nicht überzeugen könne, daß sich nothwendig alle Thiere mit thierischen Speisen ernähren müssen. Denn außerdem, daß, wie ich schon gesagt habe, die Gewächse, das Wasser, das sie genießen, und die Luft, die sie athmen, mit thierischen Theilchen erfüllt sind, ist es auch glaublich, daß selbst die vegetabilischen Theilchen durch die große Verwandlung, die sie in der Verdauung leiden, zu thierischen Theilchen umgeschaffen werden. Wer kann begreifen, wie eine solche Umschaffung möglich sey? Allein die Erfahrung kann uns ihre Wirklichkeit lehren. Thiere genug, die lebenslang nichts als vegetabilische Speisen genossen haben, erzeugen, blos aus dergleichen Nahrung, zur Zeit da sie brünstig werden, in ihren Säften diese sinnlichen Thierchen, wor durch sie sich fortpflanzen. Um etwas Belebtes, um ein Thier hervor zu bringen, dazu wird nur erfordert, daß sich in einer natürlichen Maschine Nerven erzeugen. Daß diese eben so, wie unser Fleisch und die Gebeine wachsen, ist uns allen bekannt, und Albinus versichert, daß in manchen Theilen neue Nerven wachsen, die zuvor nicht da waren. Wer will sich aber wol unterstehen zu erweisen, daß zur Hervorbringung und zum Wachstume eines Nerven thierische Nahrung erfordert werde? — Doch genug für Sie, und für Jeden, der nachzudenken Lust hat.

Ich bin, &c. &c.



Der Arzt.

Eine medicinische

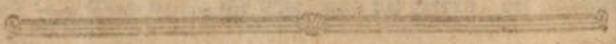
Wochenschrift.

Sechster Theil.

189 R 11 Q

Einmüthig und

Mittheilung



und



Der Arzt.

Hundert ein und dreyßigstes Stück.



Brem. Beytr.

Mein Freund, was morgen wird geschehn,
Verlange heute nicht zu sehn,
Und nimm mir dem fürlieb, was jeder Tag dir bringet.



Der große Socrates, der sich in allen Fällen stark zeigte, worin gemeine Menschen am schwächsten sind, antwortete dereinst Jemanden, der ihm die Nachricht brachte, daß ihn die Athenienser zum Tode verurtheilt hätten, mit großer Gelassenheit: Die Natur hat über die Athenienser eben das selbige Urtheil gesprochen. Wenn wir die Wolken des Unglücks, die wir über unsern Häuptern sich versammeln sehen, mit solcher Standhaftigkeit anblickten, und mit weiser Vernunft die Zufälle des Lebens nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wüßten; so würden uns Angst, Furcht und Schrecken ganz

ganz unbekannte Leidenschaften seyn. Aber nein, wir sind nicht alle so gesetzt, daß wir Tod, Unglück und Gefahren mit solcher Gleichgültigkeit herkommen sehen sollten. Wo ist der Weltweise, der sein Todesurtheil eben so kaltblütig, als eine alte Zeitung, läse? Wo ist der Günstling des Hofes, der seinen Fall so unerschrocken erwartet, wie Horaz den ganzen Bau der Welt über sich einstürzen sehen wollte? Wo ist der Kaufmann,

Der ruhig schläft, wo anderer Sorgen wachen;
Bann Boreas um Dach und Fenster heult,
Und dann vielleicht der Wellen schwarzer Rachen
Den Frachten droht, und Mast und Kiel erseht?

Ich will nicht darüber streiten, ob gar keine solche Menschen mehr auf der Welt leben; denn es sind allzu viele, welche sich selbst für solche halten. Noch weniger will ich entscheiden, ob viele Menschen so standhaft seyn könnten, ohne entweder unempfindliche Maschinen, oder Sklaven anderer Leidenschaften zu seyn. Meine Leser dürfen mir nur die Gefälligkeit erzeigen, und zugestehn, daß Furcht und Zaghaftigkeit bey uns keine ganz unerhörte Dinge sind, weil ich ein Blatt davon schreiben will; so werde ich gleich aufhören, das menschliche Geschlecht wegen dieser Schwachheiten zu tadeln.

Wenn sich die Zukunft vor unsern Augen schwärzet, und die Ungewißheit, ob dieses aufsteigende Wetter uns treffen werde, unser Herz mit bösen Ahnungen betrübt; so ist dieser bekümmerte Zustand die Leidenschaft, welche wir die Furcht nennen. Diese Furcht nimmt zu, wenn wir uns das Ungewitter als nahe bevorstehend vorstellen; und in diesem Zustande sagt der Furchtsame daß ihm bange werde. Ist die Gefahr, die er sich vorstellt, sehr groß, so verwandelt sich seine bange Furchtsamkeit in Angst; und wenn ein unversehener Unfall diese Angst bey ihm erregt, so entsteht daraus der Schrecken.

Diese Familie von quälenden Leidenschaften, welche der Herr von Haller sehr schön einen Frost der Seele nennt, ist unsrer Natur so nachtheilig, daß ich, als Arzt, das

vollkom-

vollkommenste Recht habe, alle Menschen vor ihnen zu warnen. Sie wirken bey uns alle auf einerley Art, nur in verschiedenen Graden, ausser dem Schrecken, der sich durch seinen plötzlichen Ueberfall unterscheidet, weshalb ich ihn auch in dieser Verhältniß schon in meinem 97sten Blatte besonders betrachtet habe. Kummer, Furcht, Bangigkeit und Angst sind nur verschiedene Grade einer und eben derselben Leidenschaft, welche zwar wesentlich mit dem Schrecken übereinkommt, dennoch aber dem Weisen mehr Gewalt übrig läßt, sich ihr zu widersetzen; dahingegen der Schreck alle Herzen entwaffnet, und die Sittenlehrer selbst in die Winkel jagt.

Man bemerkt etwas von dieser Lücke, die in der Verwandtschaft ihren Grund hat, auch an den Urten der Furcht. Die Seele scheint vor dem Unglücke zu fliehn, das sie vorher sieht, und die Sinne scheinen sich zurückzuziehen. In dem die Natur auf den Schlag des Unglücks lauret, welchen sie fürchtet, vergißt sie gleichsam ihre Alltagsgeschäfte, und spannt alle ihre Triebfedern ab. Es ist keine Art von Bewegungen, welche nicht der geringere Grad der Furcht mindern sollte. Das Herz schlägt schwächer; die Pulsadern klopfen sacher; das Blut getrauet sich kaum bis unter die Haut, und die Fäserchen versagen ihm den Dienst, es bis dahin zu fördern. Mit ihm bleibt die Lebenswärme zurück, und auf den Wangen glimmt die warme Röthe, die Farbe der Gesundheit, nicht mehr. In den Gliedern bebt ein Schauer, und das Gemüth sinkt hin unter der Last seiner Ahnungen. Die Furcht entkräftet; die Bangigkeit macht ohnmächtig, und die Angst tödtet. Schreckliche Wirkungen einer Leidenschaft, die über Dinge entsteht, die noch nicht vorhanden sind! Gleichwol sind sie es noch nicht alle.

Ein Furchtsamer ist einem Igel ähnlich, der, wo er Gefahr merkt, sich in sich selbst verkriecht. Alle seine Bewegungen gehen einwärts, wie beym Schrecken; das Geblüt hält sich zurück, und die äußersten Endungen der Pulsadern verschließen sich. Diese subtilen Gefäße hauchen

bey gesunden Personen den Dunst aus, der, unter dem Namen der unmerklichen Ausdünstung, als eine unentbehrliche Wohlthat für die Gesundheit, bekannt ist. Alle Ärzten der Furcht unterbrechen demnach diese höchstnützliche Ausföhrung, und Sanctorius hat hiervon unzweifelhafte Erfahrungen gehabt. Gleichwie nun der menschliche Körper, so lange er ausdünstet, die Luft mit seinen Dämpfen verunreinigt; so steckt ihn die Luft mit den übrigen an, so bald diese Ausföhrung aufhöret, und sich seine Bewegungen von aussen nach innen kehren. Unsre Schweißlöcher verhalten sich, wie unsre Lunge. So bald sie nicht mehr ausgeben, so nehmen sie ein; und die Dünste, welche sie von der Luft annehmen, und unsern Säften zum Herzen nachföhren, sind oft so bössartig, daß sie unser gesündestes Blut vergiften. Daher hat Herr Schreiber geschlossen, daß die Leidenchaften der Furcht den menschlichen Körper fähig machen, ansteckende Krankheiten zu empfangen, und die Erfahrung bestätigt dieses nur allzu oft. Wie viele Leute bekommen nicht eben dieselben bössartigen Krankheiten, die andre haben, mit denen sie umgehen, wenn sie nicht stark genug sind, sich gegen die Furcht zu vertheidigen, die sie mit einem Schauer überfällt. Ist es nicht fast zum Sprichworte geworden, daß Leute, die mit gefährlichen Kranken umgehn, nur gutes Muths seyn, und sich nicht fürchten müssen? Sagt man nicht durchgängig, daß die Furcht vor der Pest mehr Menschen tödtet, als die Pest selbst? Diese tückische Wirkung der Furcht offenbart sich auch, wenn man den Beobachtungen trauen darf, besonders bey den Blattern. Pechlin erzählt, daß ein gewisses Mägdchen, bloß aus Furcht, die Blattern bekommen, weil sie gehört, daß sie in ihrer Nachbarschaft wären; und Hofmann führt das Beyspiel einer Jungfer an, welche damit befallen worden, bloß weil sie am Fenster einen Knaben gesehen, der sie gehabt hatte. In den Schriften der kaiserlichen Akademie der Naturforscher findet man noch mehr Beyspiele von dieser Art; und wenn diese Beobachtungen gegründet sind, so müßte man fast an der Hoffnung verzweifeln, welche uns der gelehrte Herr Rector

Herbart

Herbart in Oldenburg, und einige neuere Aerzte, welche die Blatterkrankheit gänzlich auszurotten denken, gemacht haben, daß man die Fortpflanzung derselben würde verhüten können, wenn man den Gesunden alle physikalische Gemeinschaft mit den Kranken abschnitte: denn auf solche Weise müßte man auch die Furcht der Gesunden vor den Blattern verhüten, welche aber dadurch nur vermehrt werden würde, wenn man so viel Anstalten vorkehrte, um ihre physikalische Gemeinschaft mit den Kranken zu unterbrechen. Daß sich fogar die Ruhr, der Friesel, und selbst der Kopfgrind durch die Furcht fortgepflanzt, wofern nicht im letzten Falle die Frau, die eines gründigen Kindes Kopf gereinigt, und dabey gefürchtet, daß sie sich den Grind durch den Geruch gleichsam inoculirt haben möchte, hierin wirklich einigermaßen Recht gehabt hat, und angesteckt worden, wie auch, daß viele andre wichtige Krankheiten aus dieser Leidenschaft entstehen, davon haben der lehrreiche Herr Zimmermann, und der fleißige Herr Medicus, zween unsrer angenehmsten Schriftsteller, viele Beobachtungen gesammelt.

Die Furcht hat noch einige andre Wirkungen im menschlichen Körper, die eben so gewiß, als seltsam sind. Sie, und ihre Gefährten, der Kummer, die Sorgen, das Leid und der Gram, entfärben die Haare, und dieses zwar in unglaublich kurzer Zeit. Es giebt diesen Leidenschaften ein übles Vorurtheil, daß eben dieses die Wirkung des überhandnehmenden Alters ist, da die schönen Zeiten vorbei sind, und sich die Natur in allmählicher Abnahme ihrem Untergange nähert. Dieser Schluß scheint richtig zu seyn, und ich will niemanden widersprechen, wenn er alle die Dinge für verdächtig hält, welche bey jungen Leuten eben solche Wirkungen hervor bringen, als das Alter bey Greisen. Was die grauen Haare betrifft, so ist es unstreitig, daß sie eben sowohl Wirkungen des Alters, als aller Arten der Furcht sind. Zu Paris ward einstmals ein Uebelicher ins Gefängniß geworfen; und weil er eines schmachvollen Todes zu sterben befürchtete, so verwandelte diese Angst sein Haupt in einer einzigen Nacht, so, daß er am folgenden Morgen einen

eisgrauen Kopf hatte. Kaum aber war er aus dem Gefängnisse wieder losgelassen worden, so bekamen auch seine Haare ihre natürliche Farbe wieder. Dieses Beyspiel, welches Borellus erzählt, hat viele seines gleichen. Don Diego Osorio war ein noch ganz junger Mann, als er auf Befehl des Königs von Spanien ins Gefängniß geworfen wurde, und sich sein Kopf in einer einzigen Nacht grau färbte. Als der Herzog von Mantua, Franz Gonzaga, einen seiner Unverwandten, wegen des Verdachts einer Verschwörung wider seine Person, hatte festsetzen lassen, um die Todesstrafe an ihm zu vollziehen, jammerte es ihn dergestalt, als er am folgenden Morgen hörte, er wäre in der Nacht ganz grau geworden, daß ihn dieser Umstand, nach Scaligers Berichte, bewog, ihm das Leben und seine Gnade wieder zu schenken. Von zween Knaben, welche aus einer großen und unversehenen Furcht plözlich grau worden, hat Nicolaus Florentinus Nachricht ertheilt. Von einem Edelmann zu Padua, dem man am Abende angekündigt, daß ihm der Kopf abgeschlagen werden sollte, versichert Speronius, daß er in derselben Nacht auf einmal grau geworden, auch bis an sein Lebensende, welches doch erst nach langer Zeit erfolgt, also geblieben sey; und endlich so erzählt auch Albrecht Kranz, daß Wipertus, erwählter Bischof zu Raseburg, welcher nach Rom gereiset, um vom Papste seine Bestätigung einzuholen, weil ihm der Papst dieselbe, um seiner Jugend willen, versagt, in der nächstfolgenden Nacht durchaus grau geworden sey. Man könnte eine große Menge solcher Beyspiele sammeln, wenn es nöthig wäre. Allein die Erfahrung ist schon sehr allgemein, und zum Sprichworte geworden. Sagte nicht sogar der Esel, in Sagedorns Fabel, zum Jupiter, als er ihm ein Lebensziel von dreysig Jahren bestimmte:

— — — Zu viel legst du mir bey.
Wie? dreysig Jahre! Zers! Ach, nimm mir zwanzig Jahre;
Sonst qual ich mich zu lang: es graun mir schon die Haare.

Mit dieser Entfärbung der Haare scheint auch die Veränderung der Farbe der Haut eine Verwandtschaft zu haben, die

das Chamäleon leidet; denn nach Alexander Trimmonds eignen Beobachtungen zieht sich dieses außerordentlich furchtsame Thier, so bald man es furchtsam macht, sehr zusammen, und nimmt die Farbe der Sachen an, neben welchen es eine Zeitlang gestanden hat.

Es ist bey dieser Leidenschaft viel Seltsames. Sie hat eine besondre Wirkung darin, daß sie einen Ausschlag auf den Lippen, und zuweilen auch den Rothlauf verursacht. Obgleich diese Wirkung mehrentheils nur auf Sagen des Übels beruhet, so ist sie doch um deswillen nicht verdächtiger. Denn auch der Übel kann sehen, was geschieht; hingegen sieht dieses öfters der Gelehrte nicht, weil er es mit seinen vorausgesetzten Meynungen nicht zusammen reimen kann. Vielleicht ist es eben nicht allzu leicht, aus irgend einem von den angenommenen Systemen zu erklären, warum eine schnelle und große Furcht einen Ausschlag des Mundes verursache. Inzwischen weiß ich einige Beyspiele, die es mir sehr wahrscheinlich machen, daß zwischen diesen beyden Dingen in der That ein Zusammenhang sey.

Die Angst, welche die Lippen und Haare nicht unangestastet läßt, wirkt auch auf eine besondre Weise in die Muskeln, welche die Kanäle verschließen, die unsern Ausführungen die Wege eröffnen. Besonders kann man sie mit dem größten Rechte eine psychologische Purganz nennen. Der Übel drückt diese Wirkung der Furcht mit niederträchtigen Redensarten aus, die zu Sprichwörtern geworden sind. Alle gelehrte Beobachter bestätigen indessen das Wesentliche der Sache. Man weiß von dem griechischen Feldherrn Aratus, daß er allemal bey dem Aufange einer Schlacht einen Durchlauf bekommen, welcher so lange angehalten, bis erst die Schlacht in völligen Gange gewesen. Bonetus erzählt von einer Frau, und eben dieses ist mir von verschiedenen Leuten bekannt, daß sie jederzeit, wenn sie ein Gewitter aufsteigen gesehn, ein heftiges Purziren und Brechen bekommen, welches so lange gedauret, bis das Gewitter vorüber gewesen. Da dieses mehrentheils nur Leuten wiederfährt, die sich vor Gewittern fürchten; so ist es wol mehr eine Wirkung der

Furcht, als der Veränderung des Dunstkreises bey Gemütern. Indessen fehlt es nicht an viel unstreitigen Beyspielen. Pechlin versichert von einem gewissen Professor Titius, daß ihn seine Furchtsamkeit genöthigt, so oft er ins Collegium gehen wollen, um zu lesen, vorher zu Stuhle zu gehn, oder den Urin zu lassen. Eben derselbe kannte einen Gelehrten, welcher, aus Gefälligkeit gegen seinen Vater, die Gottesgelahrtheit studiren müssen, ob er gleich von Natur zum Predigen zu furchtsam war. So bald dieser Mann anfing, auf eine Predigt zu meditiren, so bekam er einen Durchlauf, welcher so lange anhielt, bis er zur Kanzel ging; und wenn dieses geschehen war, so blieb er gemeinlich wieder so lange verstopft, bis ihn eine herannahende neue Predigt davon befreiete. Es erzählt auch dieser Pechlin von einem gewissen Fürsten, daß er allemal urplötzlich Deffnung bekommen, so bald er etwas Unangenehmes unvermuthet hörte. Ein fremder Abgesandter an seinem Hofe wollte diese Schwachheit in Zweifel ziehn, und der Hofnarr des Prinzen nahm es auf sich, ihn davon zu überführen. Dieser Narr erzählte einstmal bey der Tafel mit großer Ernsthaftigkeit, daß die benachbarte feindliche Armee gegen die Residenzstadt in vollem Anzuge wäre; und im Augenblicke konnte der Abgesandte aus einer übeln Witterung spühren, wie das Mittel bey dem Prinzen angeschlagen hatte. Viele Wirkungen von Purganzen, die sich schon vorher zeigen, ehe man noch die Arznei eingenommen hat, sind keiner andern Ursache, als der Furcht zuzuschreiben, welche viele Leute vor solchen Arzneien hegen. Ich will nur noch ein einziges Beyspiel vom Thomas Campanella horgen, welches unstreitig beweiset, daß Furcht, Angst und Bangigkeit wahre Purganzen sind. Ein gewisser venetianischer Prinz, der sehr mit Verstopfungen beschwert war, mußte allemal mit Drohungen und Schlägen in Furcht gesetzt und geängstigt werden, wenn die Natur ihren Weg finden sollte. Man hielt ihm zu dieser Absicht einen eignen Bedienten, welcher den Prinzen zu rechter Zeit mit Schimpfen und Stößen dahin bringen mußte, daß er sich seines Ueberflusses entledigte.

Eine

Eine große und plötzliche Furcht kann den Tod zuwege bringen. Rutilius und Lepidus sind, wenn wir dem Plinius glauben dürfen, vor Furcht gestorben. Bonetus erzählt verschiedene Beyspiele von Leuten, welche vor Furcht, weil sie geglaubt, unrechte Arzneien, oder Gift bekommen zu haben, in gefährliche Krankheiten verfallen, auch wirklich gestorben seyn sollen. Viele Missethäter, welchen auf dem Gerichtsplatze Gnade verköndigt wird, sterben, ohne auch etwas von diesem Zurufe zu verstehen, bloß durch die Wirkung der starken Todesfurcht, wenn ihnen nicht schleunige Hülfe geschafft wird. Man erzählt von einem Narren, der zum Gerichtplatze geführt worden, und dem man aus Poffen eingebildet, daß er den Kopf verlieren sollte, er sey wirklich todt zur Erde gefallen, ob er gleich, statt des Schwerdtstrahles, nur mit einer Spizruthe an den Hals geschlagen worden. Da der Schrecken, welcher in die Familie der Leidenschaften der Furcht gehört, öfters dergleichen Wirkungen thut; so läßt sich aus eben den Gründen, die ich im 67sten Blatte angeführt habe, begreifen, daß die Furcht und Angst eben dasselbe thun könne. Zuweilen verrückt sie nur das Gemüth; und auch dieses ist einer Art des Todes gleich zu schätzen. Bonetus führt an, daß sich ein gewisser Mann, aus Furchtsamkeit für sein Leben, eingebildet, es hätten sich alle Becker in der Welt bedacht, ihm sein Brodt zu vergiften; daher er auch nie anders Brodt speiste, als wovon man ihm betheuerte, daß es einem Becker gestohlen, und also nicht für ihn gebacken worden wäre. Dieser Mensch war von dieser Furcht so eingenommen, daß er in allen Ländern flüchtig und unsinnig herumstrich, weil er sich nirgends lange vor den Beckern sicher hielt.

Zuweilen kommt die Furcht zu Passen, um wichtige Krankheiten zu curiren; und ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, zu sagen, daß dieses eine Eigenschaft aller Leidenschaften, ja, aller Dinge sey, die vermindern sind, große und schädliche Wirkungen hervorzubringen. Es ist kein bloßer Uberglaube, mit den Umhängen (Amuletten) von

Ärden,

Kröten, Spinnen, und andern schenflischen Thieren, manche Krankheiten zu vertreiben. Es ist kein sinnloses Gedicht, daß die Berührung der Hand eines Königs oder eines Todten die Kröpfe vertreibt, weil mit diesen Curen eine gewisse Angst in den Gemüthern der Kranken erregt wird, die zuweilen solche Wirkungen wol thun kann. Man hat sogar den Wasserabscheu, welcher vom Bisse toller Hunde entsteht, und der doch vielleicht selbst nur eine Wirkung der größten Angst ist, dadurch curirt, daß man diese Angst aufs höchste getrieben. Solche Leute können den Aublick des Wassers, und alles dessen, was ihm ähnlich ist, z. E. eines Spiegels, eines durchsichtigen Wesens, nicht erdulden, ohne gleich vor Furcht und Angst Convulsionen zu bekommen: wie solches *Palmarius* versichert; *Herr Taurvy* aber daraus erkläret, weil der Spiegel, wie das Wasser, in ein allzugespantes und entzündetes Gehirn einen allzulebhaften Eindruck machte. Ich lasse diese Herleitung dahin gestellt seyn; denn es würde daraus folgen, daß solche Leute das Licht am allerwenigsten müßten vertragen können. Allein, *Herr Morin* hat bewiesen, daß diese entsetzliche Furcht vor dem Wasser durch eine Art von einer furchtsamen Verzweiflung gehoben werden könne. Ein zwanzigjähriges Mägdchen war von einem rasenden Knaben in die Hand gebissen worden. Sie hatte alle Zufälle der Raserey. Jedoch sechszehn Tage nach dem Bisse setzte man sie in ein tiefes Bad von Flußwasser, das kaum lau, und worinn eine Meße Salz aufgelöset worden war. Man tauchte sie oft ganz nackend hinein, bis sie ganz von Kräften war; da man sie dann, völlig betäubt, im Wade sitzen ließ. Als sie das Wasser sahe, erstaunte sie, daß sie es ohne Widerwillen sehen könnte. Nachher schlug es mit ihrer Krankheit zum Fieber, welches gehörig curirt wurde. Man brachte sie noch oft ins Bad, und endlich ward sie völlig gesund, nachdem die ganze Krankheit nur einen Monat gedauert hatte.

Bonetus erzählt die Cur einer Ohnmacht durch die Furcht. Ein gewisser Mensch war zugegen, als der Leichnam seines Bruders geöffnet wurde. Allein, er fiel dar-

über

über in eine Ohnmacht, welche ihn einem Todten ähnlich machte. Er war starr, ganz kalt, voller Schweiß, ohne allen Puls, und ohne Athem. Alles, was man an ihm gebrachte, war völlig umsonst, bis endlich der Arzt, welcher wol auch, wie ich, glauben mußte, daß Leute im ersten Grade des Todes noch hören können, weil ihn sonst nichts erwecken konnte, die Worte sagte: „Wir wollen jenen zunähen; laffet uns diesen dann auch öffnen.“ Kaum hatte der Kranke dieses gehört, als er, wie vom Donner gerührt, aufsprang, und davon lief.

Die Furcht hat noch eine besondere Wirkung in die Beine, von welcher die Soldaten viel zu sagen wissen. Die Natur scheint darum den furchtsamsten Thieren die längsten Beine gegeben zu haben; und man muß gestehen, daß sie der Hase und das Reh wohl zu gebrauchen wissen. Ich führe dieses nur an, um zu erwähnen, daß die Furcht auch Lahme gehend machen könne. Es ist mir selbst ein *Podagricus* bekannt, welcher für tausend Thaler nicht aus dem Bette aufgestanden seyn würde, und den eine Feuersbrunst in der Nachbarschaft seines Hauses so schnell auf die Beine brachte, daß weder das *Podagra* noch der Arzt ihn zurückzuhalten vermochten. Man findet dergleichen Beobachtungen häufig.

Um eine Leidenschaft, die in so viel Absichten gefährlich, schädlich oder beschwerlich werden kann, zu verhüten, kann ich einige Mittel vorschlagen, die bewährt sind. Die Furchtsamkeit ist eine Eigenschaft kleiner Seelen, die in der Erziehung verwahrloset worden sind, und von abergläubischen Vorurtheilen geprellt werden. In der ersten Jugend wird der Grund dazu gelegt, indem man die Köpfe der Kinder mit Hexennährzen und Gespenstergeschichten anfüllt. Dieses müßte unterlassen werden. Man sollte die Kinder nur herzlich gewöhnen, und ihnen, statt der Gespensterhistorien, die kühnen Thaten großer Helden und die Beyspiele unerschrockener Weisen bekannt machen; so würde dieses auf ihre ganze Lebenszeit einen Einfluß haben. Sie würden tapfer und kühn werden, und große Thaten verrichten, wor-

an sie sonst bloß die feige Furchtsamkeit verhindert. Hierauf würde man sie gewiß weit weniger Gefahren aussetzen, als wenn man sie durch angewöhnte Furchtsamkeit unfähig macht, die geringsten Zufälle ohne Angst anzustehen.

Was dir Entsetzen bringe, bringe jenem oft Vergnügen.

Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held,
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundenen Fahren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Besürchte nichts vor dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt.
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Der Wein ist ein andres Mittel wider die Furchtsamkeit, und Varro nannte denselben hilaritatis dulce seminarium. Man darf nur die Dichter fragen, so werden sie uns, vom David an, bis auf Gleim, lehren, daß der Wein der Menschen Herz erfreue; daß er ein Feind der Schwierigkeiten, der Sorgen, der Furcht und der Angst sey, die nüchterne Leute fast zu Narren machen. Den feigsten Kerl kann ein Glas Brauntwein so herzhast machen, daß es sogar seine Frau prügelt, und auf dem Kirchhofe nach einem Gespenste greift. Dieses kommt daher, weil der Wein und Brauntwein die Lebensbewegungen vermehrt, welche die Furcht vermindert. Er vertreibt also die Furcht, indem er ihre Wirkungen verhindert, und greift die Seele gleichsam von hinten an, wo sie sich keines Ueberfalls besürchtet.

Wenn man sich einmal von einer großen Angst hat überwältigen lassen, so werden die übeln Folgen dieser Leidenschaft auf eben die Weise verhütet, wie die Folgen des Schreckens. (S. das 97te Stück.) Es sind eben dieselben Regeln dabey zu beobachten, und eben dieselben Arzneyen zu gebrauchen. Besonders muß man sich bemühen, die unmerkliche Aussdünstung bald wieder herzustellen, und das Gemüth durch vergnügte Leidenschaften von dem Angedenken der schädlichen Angst abzulenken. Hierzu dienen die Gesell-

Gesellschaften vortreflich; und daher sind sie auch die natürliche Zuflucht der Furchtsamen. Der Furchtsamste wird beherzt, so bald er Gesellschaft merkt; und die Kinder, die, wenn sie allein sind, bange werden, geben sich nicht eher zu Frieden, als bis sie merken, daß jemand um sie ist. Man sieht hieraus besonders, daß die Geselligkeit ein natürlicher Trieb der Menschen sey, und daß wir nicht mit den ungeselligen Thieren in eine Classe gehören, wie diejenigen behaupten, welche den Menschen im natürlichen Zustande für eine Art vierfüßiger Thiere halten. Die gesellschaftliche Zerstreung des Gemüths ist uns um unsrer angebohrnen Schüchternheit willen, so natürlich, daß wir sie sogar nachahmen, wenn uns in der Einsamkeit die Furcht überfällt. Wir fangen an, laut mit uns selbst zu reden, zu lachen, zu pfeifen, zu poltern; und je mehr wir Geräusch machen können, desto mehr vermindert sich unsre Furcht.

Auch der Ehrgeiz überwältigt die Furcht, und macht die Verzagtesten selbst zu Helden. Er bezwingt in dem Soldaten die Furcht des Todes. Aber vielleicht thut doch hierbey die Gesellschaft und die Zerstreung das meiste. In dieser letzten Absicht sind alle starke Leidenschaften Mittel, die Furcht zu besiegen.

Mein Herr,

Als ich neulich Ihr 37tes Stück von ungefähr wieder durchlas, worin Sie von Aerzten, die in der Welt ihr Glück machen wollen, nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch Lebensart, und, was noch mehr ist, sogar Wiß und Geschmack und Zärtlichkeit fordern; so fiel mir die schöne Erzählung vom Andreas Baccius wieder ein, die ich schon zuvor in den vermischten Schriften der Verfasser der neuen Bremischen Beyträge mit Vergnügen gelesen hatte, und worin der Verfasser einem Arzte die Ursachen anzeigt, warum er sich vielmehr mit dem Wiße und Geschmace gar nicht abgeben sollte. Ihre Leser haben nur Ihre Gründe für den Geschmack der Aerzte gelesen. Allein, man muß beyde Partheyen hören; und ich will werten, daß Sie diesesmal verspielen werden. Gönnen Sie doch diesem schönen Gedichte einmal eine Lücke in Ihren Vogen. Es ist nichts bessers von Dichtern für Blätter von Ihrer Art geschrieben, und Aerzte und Pa-

Patienten finden darin ihren Theil. Wo ich mich nicht irre, so war dieses Gedicht noch dazu an einen Arzt in Hamburg, Herrn D. O * * e, gerichtet, welcher nunmehr schon in der Ewigkeit ist. Es ist ein wenig lang für Ihr Blatt. Allein, Sie haben auch Leser, die gern etwas schönes lesen.

Du bist ein Arzte, mein Freund. Die Würd ist gar nicht klein,
Und ich begreife leicht, daß viel dazu gehöre,
Ein recht geschickter Arzt zu seyn.
Schränkt dieser Titel denn nicht deinen Ehrgeiz ein?
Ist es dir noch zu wenig Ehre,
Nur ein geschickter Arzt zu seyn?
Willst du noch Tag und Nacht bey klugen Büchern wachen,
Und Anspruch auf Geschmack, auf Wiß und Freundschaft machen?
Freund, das ist dir nicht zu verzeihn.
Laß diese Kleinigkeit den wißgen Köpfen über.
Damit verzeihest du kein Fieber;
Das bringt dir keinen Grofchen ein.
Was kannst du wol davon beym Krankenbett erzählen?
Du würdest nur damit den Patienten quälen;
Und kurz, gedenk an mich, ich will dir prophezeihn,
Dein Wiß und dein Geschmack wird dir noch schädlich seyn.

Nur eins für diesmal anzuführen:
Denkst du nur Kluge zu curiren?
Freund, wo bekämst du dann die Patienten her?
Du hättest nichts zu thun, und Muffe zum Studieren,
Allein, dabey würd auch dein Ansehn viel verlieren,
Der schlechteste Charlatan verdiente zehnmal mehr.
Du wirst also auch Narren helfen müssen.
Was meynst du, ist das keine Last?
Wie sehr sind sie dir nicht verhaßt?
Du machst gewiß dir ein Gewissen,
So oft du einen nur vom Tod errettet hast.
Was willst du thun? Du könntest sie vergeben.
Doch das ist wider eure Pflicht;
Und also freifest du ihr Leben.
Doch, dauert dich die Welt denn nicht?
Kurz, es ist hier nicht leicht zu wählen;
Und du bist in Gefahr, wofern ich rathen kann,
Zu thun, was jener Arzte mit minderm Recht gethan.
Wenn du es hören willst, so will ich dir erzählen.

Andreas Baccius, vielleicht kennst du den Mann,
War ein geschickter Arzt, und hatte wenig Kunden.
Denn er war zu gewissen Stunden

Ein

Ein wenig wunderlich. Kein Mensch ist stets sich gleich.
Zudem war er vielleicht von Jugend auf nicht reich.

Einmal, als gleich bey ihm die bösen Stunden waren,
Rief man ihn auch zu einer Frau bey Jahren.
Er kam, und, als ein Arzte, der seine Kunst verstand,
Pflanzte er, der Alten gegen über,
Sich auf den Lehnstuhl hin; griff mit gewärmter Hand
Nach ihrem Puls, und, wie er fand,
So lag die gute Frau im Fieber.
Er schüttelt seinen Kopf. Nun, meine liebe Frau,
Sprach er, wie alt seyd ihr? Doch, sagt es mir genau.
Ihr seyd ja, wie ich seh, schon grau.
Herr Doctor, sprach die fromme Frau,
Ich bin, wie Sie mich seh, Gott Lob! mit Ehren grau,
Und drey und sechzig Jahr, und sieben Wochen drüber.

Was? schreut der Arzte, und wirft der Kranken Hand zurück;
Was? ihr seyd schon so alt, und wollt doch noch nicht sterben?
Sterbt, meine gute Frau, sterbt diesen Augenblick;
Es wird nicht viel mit euch verderben
Ihr habt genug gelebt, das glaubt mir auf mein Wort!
Er spricht, springt auf, und eilet fort.

Der Doctor, wie mich dünkt, urtheilte sehr verwegen,
So gut, als es ein bloßer Arzte verstand.
Ihr ward also von ihm, nur bloß des Alters wegen,
Das Todesurtheil zuerkant?
Freund, wollt ein Kranker dir das Urtheil überlassen,
Ob er des Lebens würdig sey?
Das Alter würdest du dich nicht bewegen lassen,
Ein Todesurtheil abzufassen.
Doch, damit kam er noch nicht frey;
Du würdest dennoch mehr ermorden,
Als alle, die bisher vor dir
In deiner Facultät für Geld zum Doctor worden.
Du fragtest nicht: Wie alt seyd ihr?
Habt ihr Verdienste? würd'st du fragen;
Und wohl zu manchem Herrn, der noch sehr jung ist, sagen:
Herr Hofrath, Herr Baron, Herr Doctor, und so fort,
Ihr seyd so wenig niß, und wollt doch noch nicht sterben?
Sterbt, sterbt getroßt! An euch wird nichts verderben!
Ihr lebt schon lange genug, das glaubt mir auf mein Wort.

Mein

Mein Freund, wenn alle sterben müßten,
Die nicht der Welt zu dienen wüßten:
So möchte ich doch die Ueberlebne'n sehn!
Die halbe Welt würd untergehn.



Hundert zwey und dreyßigstes Stück.

von Hagedorn.

Der Frösche Feind, der Krebs. — — —

Ein Thier, dessen Haut ein Stein ist, welchen es jährlich abwirft, und sich ein neues Panzer zulegt; ein Thier, dessen Fleisch im Schwanz und in den Füßen, und dessen Haare inwendig in der Brust sitzen; das seinen Magen im Kopfe hat, und jährlich einen neuen bekommt, dessen erste Berrichtung darin besteht, den alten zu verdauen; das seine Eyer, wenn sie noch unbefruchtet sind, inwendig im Leibe, nach der Befruchtung aber auswendig unter dem Schwanz trägt, und sich mit doppelten Gliedmaßen fortpflanzt; das zuweilen ein paar Steine im Magen bey sich führt, die darin vest wachsen, und wovon es eine Zeitlang zehrt, bis sie wieder aufgezehrt sind; ein Thier endlich, das sich seine Beine, wenn sie ihm beschwerlich fallen, selbst absprengt, und von neuem wieder wachsen läßt, und seine Augen auf beweglichen Stangen herumträgt: ein solches Thier, sage ich, ist außer Streit eins der seltsamsten Geschöpfe des Erdbodens; und da es eine ganze Gattung derselben giebt, die insgesammt den Menschen zur Speise dienen, so wird es wohl der Mühe werth seyn, einmal von ihnen insbesondre zu handeln.

Wenn sich ein Krebs die Welt vorstellt; und warum sollte er sich wol nicht die Welt vorstellen? er, dessen Seele zwar ein wenig dumm, aber doch, weil auch die dummen Menschen Seelen haben, ein für allemal eine Seele ist; und wenn sich

ein Krebs die Welt nach dem Stande seines Körpers in der Welt vorstelle, so fällt hier gewiß die beste Welt in einen Spiegel, worin sie einem Schlaraffenlande nicht ungleich sehen muß. Denn, wenn das, was der Seele, der Lage nach, am nächsten ist, den lebhaftesten Eindruck in sie macht; so ist unstreitig eine Verdauung von Fischen, Krebsen, Schnecken und Fröschen ihr Saß des Widerspruchs, und ein paar steinerne Krebsaugen der Saß des zureichenden Grundes. Gleichwol, wenn man erwägt, daß sie, nach der synthetischen Methode, von vornen nach hinten zu gehen, daß sie den Kopf zwischen den Beinen halten, einander selbst und andre Thiere bekriegen, nichts leicht wieder loslassen, was sie einmal angefaßt haben, und wiederum, wenn sie die Noth dazu zwingt, ihrem Feinde ein abgebrochnes Bein statt des Gegners zur Beute lassen, und also alle Regeln der philosophischen Streitkunst geschicklich zu beobachten wissen; so könnten sie in einem Staate, wie Klims Mezendore ist, ganz gute Ontologi seyn, und

Der scheint bekanntern Reichen
Hierinnen fast zu gleichen.

Doch, warum wollen wir uns dabey aufhalten, zu untersuchen, was die Krebse seyn könnten, da wir noch nicht gesagt haben, was sie sind? Ich will sie beschreiben.

Es sind achtbeinigte Insekten. Ihre acht Beine sind acht Scheeren, davon die größten bey einigen fast größer sind, als der Kopf und Rumpf zusammen genommen. Das Männlein trägt den Stoff zur Fortpflanzung seines Geschlechts in einem erstaunlich langen Zwirnsfaden bey sich, welcher, wenn er gesotten worden, weiß ausseht. Seine Kennzeichen sind zwey vorn unter dem Schwanz gedoppelt gegen einander stehende Zacken; dahingegen das Weiblein an dieser Stelle ganz glatt ist, wie solches die erfahrenen Köchinnen uns öfters bey der Tafel zeigen, und lachen. Zur Herbstzeit gehen die Begattungen vor sich, und da findet man in den gesottenen Mutterkrebsen, wenn man sie aufbricht, große rothe Klumpen, welches die Kennzeichen sind, daß sie, nach dem Aus-

drucke, welchen Herr Klippmann in meinem 37sten Blatte rügte, up ehr lezt gahn. Diese Bruten verlieren sich inwendig nach und nach, und es kommen auswendig, unter dem Schwanze, wo die Krebsmutter viele Fäserchen hat, runde Eyer zum Vorschein, die wie Hanfförner aussehen. Die ersten findet man im December, und von der Zeit an vermehren sie sich zu mehr als einhundert. Bey wärmerm Wetter werden sie größer, und schon vor Johannis findet man bey den Mutterkrebsen unter den Eyeru kleine lebendige Krebse, welche so groß als Rosameisen sind, und sich an den Fäserchen unter dem Schwanze der Mutter so lange fest halten, und bebrüten lassen, bis alle Eyer ausgekommen sind. Nach der Zeit verlassen sie die Fäserchen der Mutter, und hängen sich an den Ufern im Wasser an andre Fäserchen von Baumwurzeln, die öfters eine Art von Gebüsch vorstellen, worein sie sich verwickeln, bis sie so groß und stark sind, daß sie sich den Fluten überlassen dürfen.

Die Frau Mutter kriecht, nachdem sie die Jungen von ihrem Schwanze entwöhlet, beständig in ihrer Gegend herum, um Nahrung zu suchen, und sich wieder zu erquicken. Mittlerweise werden viele dieser Raubthiere den haschenden Händen der Fischer zu Theile, die sie lebendig sieden, und zu ganzen Hausen mit einemmale verzehren. Die so glücklich sind, durchzukommen, verstecken sich um die Zeit des Octobers in ein sichres Loch, wo sie sichs bequem machen, und ihre Stiefeln und Kleider ablegen, an deren Stelle sich eine schöne, neue, rotze Schaale einfindet, die noch ganz weich ist, und sich erst mit der Zeit zu einem Steine verhärtet. In diesem Zustande heißen die Krebse Mause.

Dieses Mause ist ihre Häutung, und zugleich die Art, wie sie wachsen. Alle schaaligte Insekten wachsen auf diese Weise, indem sie ihre vorige Kleidung, nicht ohne Unpäßlichkeit, ablegen. Die Krebse befinden sich zu solcher Zeit übel auf. Sie sind schwach; sie fressen nicht, und gehen nicht aus ihrer Wohnung. In dieser Krankheit ist es, da sie die Menschen am liebsten speisen; und die Raupen oder Quappen haben hierin mit uns einerley Geschmack: denn sie sprechen

sprechen den Mause in ihren Löchern zu, und fressen den Herrn Häuerling mit besonderm Appetite. Die Männer mause sich nicht zugleich mit den Weibern im Herbst; sondern sie kleiden sich erst gegen den Sommer, im lezten May und Anfange des Junius, um.

Zur Mausezeit ist es, da die Krebse die große Veränderung mit ihrem Magen vornehmen, denselben abzulegen, sich einen neuen anzuschaffen, und mit diesem den alten zu verdauen; ein großes Geschenk der Natur für ein Raubthier, das untre Schmarozer gewiß eben so hoch halten würden, als den Stein der Weisen, wenn es ihnen die Natur auch hätte gönnen wollen! Der alte Magen geht mit den Gedärmen los, und die äußerlichen Häute dieser Eingeweide folgen nach. Der neue Magen verzehrt sie nach und nach, und der Krebs scheint, während der Mausezeit, von dem Instrumente zu leben, womit er vorhin seine Speisen verdaut hat. Die kleinen, weißen, runden, platten Steine, welche nichts weniger als Augen gleichen, aber doch den Namen der Krebsaugen, ohngefähr mit eben so viel Rechte führen, als womit wir die Truppen des Kirchenstaats Römer nennen, entstehen erst zur Mausezeit, wann der alte Magen zu Grunde geht, und sind in den neuen eingewickelt, worin sie nach und nach kleiner werden, und verschwinden. Vermuthlich braucht sie der Krebs in seiner Magenkrankheit, wie wir, zur Arzney.

Ausser der Mausezeit spaziert der Krebs Sommers und Winters des Nachts mit einem gravitatischen Gange im Wasser herum. Im Winter ist er gern in der Tiefe, bey warmen Tagen aber lieber unter den Ufern, die er doch aber bey heissem Wetter wieder verläßt, um sich in der Tiefe abzukühlen, und seine Nahrung zu suchen. Diese Nahrung ist so beschaffen, daß die Krebse gar nicht Ursache hätten, mit den Schweinen so spröde zu thun, als uns van Helmont versichert, indem sie sterben sollen, wenn nur ein Schwein unter dem Wagen hingehet, worauf sie stehen. Todte Menschen und Thiere, Frösche, Schnecken, ja ihre eigne Brut fressen diese Cannibalen, und ein abgezogener Frosch lockt sie

Der Arzt. VI. Th. Berth. Ausg. 3 34

zu ihrem Untergange herbey, wenn die Krebsfänger ihn in die Reusen, Garnsäcke, oder auf Hebefässer binden.

Die Natur hat den Krebsen lange Beine gegeben, die an den äussersten Ende viel dicker sind, als oben; daher sie ihnen auch leicht abbrechen. Allein hieran ist ihnen wenig gelegen; denn sie haben zugleich das Vermögen, ihre Hörner und Scheeren von neuem wieder hervorzubringen, wenn sie abgebrochen sind; ja, sie werfen sie selbst von sich, wenn sie ihnen einige Ungelegenheiten machen. Man bemerkt diese Selbstverleugnung besonders an den Seekrebsen oder Hummern, und die Beschreibung, welche Herr Collinson davon gemacht hat, verdient wol, daß ich sie kürzlich mittheile.

Die Krebse verrichten dieses Absprengen ihrer Beine in jeder Stellung, am leichtesten aber, wenn man sie auf den Rücken legt, und ihnen mit einer starken eisernen Zange am dritten oder vierten Gelenke eines kleinen Beins die Schale zerbricht, und das Fleisch zerdrückt. Gleich nach der Verwundung fängt der Krebs an zu bluten, und reißt vor Schmerz das Bein hin und her. Nachgehends hält er es ganz stille in einer geraden und natürlichen Stellung, ohne es mit einem Theile seines Leibes, oder einem andern Beine zu berühren. Hierauf springt der verwundete Theil des Beins auf einmal mit einem ziemlichen Schalle am zweyten Gelenke vom Körper ab, auf eben die Art, wie der Hals einer Retorte abspringt, wenn der Theil, woran man vorher einen glühenden eisernen Ring gehalten, mit Wasser berührt wird. Eben so brechen sie sich auch die Scheeren ab. Der Bruch geschieht jederzeit in dem weichsten Theile des Gelenks, und der Rand der Schale des Leibes thut nichts dazu. Der kleine Durchmesser des Gelenks, die Lage der Fäserchen und eine gewisse kleine runde Vertiefung, tragen wol nicht wenig zur Beförderung dieses Werks bey. Indessen scheint doch die Hauptsache dieser Handlung allen menschlichen Verstand zu übersteigen. So bald das Bein abgebrochen ist, setzt sich an dem Stumpfe des Gelenks zunächst am Leibe eine Gallert, welche das Blut stillt; da sich hingegen, wenn man diese Gallert wegnimmt, das Thier bald verblutet und stirbt. Diese Gallert verandelt sich

sich nach und nach in ein kleines Bein, welches mit der Zeit seine gehörige Größe erlangt, die Stelle des vorigen zu ersetzen.

Dieses wundervolle Vermögen ist den Krebsen aus weissen Absichten gegeben. Die Natur wußte, daß sie zankfüchtige Gemüther haben, mit einander streiten, und sich mit ihren Scheeren erwürgen. Sie fassen damit die Beine ihrer Feinde an, und was sie ergreifen, halten sie sehr lange fest. Sie können sich anders nicht von ihren Feinden losmachen, als daß sie ihnen das Bein schenken, was sie gefaßt haben, um sich nicht zu Tode zu bluten, und den Schmerz, sammt dem Beine, in ihren Klauen zu lassen. Denn was liegt weiter daran? Sie machen sich andre Beine. Bey dem allen sind doch diese Thiere entsetzlich dumm. Wenn man ihnen eins ihrer eignen Beine zwischen ihre Scheeren bringt, so wissen sie nicht, daß sie es selbst sind, die sich das Bein zerbrechen; sondern sie sprengen es ohne Umstände ab, und behalten ihr Bein noch lange zwischen der Scheere.

Da diese Thiere so zankfüchtig sind, so würde es zu bewundern seyn, daß sie in ordentlichen Stämmen besammeln wohnen, wenn man nicht wüßte, daß die römische Republik selbst bey ihrem Anfange aus einer bloßen Räuberbande bestanden hätte. Jeder Stamm hat seinen bestimmten Ort, das Futter zu suchen, dessen sie aber wol überhaupt wenig bedürfen, indem man sie einige Monate lang in Flaschen aufbehalten kann, worin sie, ohne was anders zu genießten, als was sich vom Seewasser gesammelt hat, nichts von ihrem Schwere verlieren. Vielleicht enthält das Seewasser, das Element, worin sie leben, für sie eben so eine verborgne feine Nahrung, wie die Luft für die Käsemilben, welche, in ein ganz leeres Glas eingeschlossen, ohne alle Nahrung, wenigstens sieben Monat lang, fröhlich und sehr geschäftig leben, besonders wenn man sie dann und wann in die Sonnenstrahlen setzt. Eben so hat auch jeder Stamm der Seekrebse seinen bestimmten Ort, die Jungen auszubrüten, welche Anfangs die Größe einer Castanie haben, und endlich zu solchen Ungeheuern erwachsen, die sieben bis zwölf Pfund wiegen. Ein

Stamm hat mit dem andern keine Verbindung. Man hat dieses genau untersucht, indem man die Schale eines Krebses bezeichnet, und ihn zwey bis drey Meilen fortgebracht, und daselbst unter eben dasselbe Geschlecht gesetzt hat. Dieser Krebs hat den Weg nach seiner Heimath wieder gefunden, und ist von eben dem Fischer, der ihn weggetragen hatte, wieder gefangen worden.

Von dieser kleinen natürlichen Geschichte der Krebse, welche mit den Beobachtungen eines Geoffroy, Reaumur, des P. du Tertre, des Collinson, und anderer Naturforscher, übereinstimmt, muß ich billig zur diätetischen Betrachtung derselben fortgehen. Es giebt so viele Liebhaber der Krebse, und sie sind überall so leicht zu fangen, daß der Aufwand mit ihnen sehr hoch steigt, und zu bewundern ist, daß sie noch überall in so großem Ueberflusse gefunden werden. Man sollte sie billig ein wenig besser schonen, wenn man recht wirthschaftlich seyn wollte. Denn so wie man ist im Frühjahre, ohne Unterschied, die Mutterkrebse, welche Eyer unter dem Schwanz haben, des Nachts bey Lichte wegfängt, und sie ohne Barmherzigkeit siedet, werden gewiß in einem Jahre viele Millionen Krebse verdorben, welche, wenn sie im Wasser blieben, einen Ueberfluß an solchen schmachhaften Creaturen geben würden. Diese üble Gewohnheit könnte um desto süglicher aufgehoben werden, da die Krebse, welche schon auswendig Eyer haben, inwendig hohl und von schlechtem Geschmacke sind. Ich sage dieses von den gemeinen Flußkrebsen. Es giebt aber noch mehr Arten von diesen Thieren, welche gegessen werden, als: der große Seekrebs, (Zummer) die Seespinne oder der Taschenkrebs, und die kleine Krabbe.

Es gilt von den Krebsen überhaupt, was ich im 95ten Stücke von allen Fischen gesagt habe. Sie haben einen Ueberfluß von einem flüchtigen und laugenhaften Salze, das sie zur Fäulniß neigt. Kaum sind sie todt, so entwickelt sich schon ihre Fäulniß, und daher ist der Gebrauch entstanden, die Krebse, so wie viele Fische, lebendig zu siedeln. Der Gestank eines faulenden Krebses ist so etwas Unerträgliches, und

und breitet sich so weit aus, daß man recht eigentlich davon sagen kann, er stecke, wie die Pest, die Luft an. Um also die Gefahr von dem Genuße einer so leicht faulenden Speise zu verhüten, ist es löblich und vorsichtig, daß man die Krebse frisch gesotten und stark gesalzen genieße. Ihr Fleisch ist allezeit hart, ohne besondere Nahrhaftigkeit und schwer zu verdauen. Daher bereitet man sie mit viel Salz und Kümmel zu, welches letztere unter den eigentlichen Gewürzen noch das schicklichste ist, das man dazu erwählen kann, weil die hitzigen Gewürze, wegen ihres öligten flüchtigen Salzes, die besten Theile zu stark reizen, den Umlauf des Bluts vermehren, und der Fäulniß unsrer Säfte beförderlich seyn würden.

Der Seekrebs wird gemeinlich mit Del, Eßig und Peterzilge gespeiset; und diese Zubereitung ist dienlich, um die Gefahr der Fäulniß unsrer Säfte zu verhüten. Allein, nichts destoweniger ist das Fleisch dieser Thiere unverdaulich, und muß nur Leuten, die starke Verdauungskräfte besitzen, gegeben werden. Die Seespinnen haben oft schon bey ihrem Leben einen unerträglichen süßen Gestank, der sie ekelhaft macht; und man überläßt diese Kost billig dem gemeinen Volke, das sich dabey etwas zu Gute zu thun glaubt. Die Krabben finden, ungeachtet ihres urinhaften Geruchs und Geschmacks, mehr Liebhaber unter den zärtlichen Leuten; und ob sie gleich unsern Säften keinen bessern Nahrungsstoff zuführen, als andre Krebse, so ist doch ihr zartes Fleisch verdaulicher, und beschwert nicht so leicht den Magen.

Die Aerzte haben oft Gelegenheit, eine Wirkung der Krebse bey manchen Leuten zu bemerken, die schon Herr Geoffroy merkwürdig gefunden hat. Eine gewisse Person, sagt er, hatte der Säure und Schärfe wegen ein Tränklein genommen, worin Krebssteine waren. Auf einmal ward sie von einer Art von Rothlauf befallen, der nur das Gesicht angriff, welches davon aufschwoll und großes Stechen empfand. Diese Geschwulst erstreckte sich bis zum Halse, und hinderte das Schlucken merklich. Anfangs glaubte man, es sey unter den Krebssteinen etwas Schädliches vermischet gewesen, oder man habe sie etwa in einem kupfernen Mörser gerieben, wovon

sie eine schädliche Eigenschaft erhalten hätten. Daher gab man eben dasselbe Tränklein mit andern Krebsaugen; allein die Wirkung war eben dieselbe. Endlich erfuhr es die franke Person, daß Krebsaugen in der Arznei wären, und bekehrte selbst den Arzt von seiner Unruhe, indem sie ihm sagte, sie erinnere sich, daß ihr eben der Zufall begegnet, so oft sie Krebse gegessen. In der That blieb dieser Zufall aussen, so bald man die Krebsaugen aus der Arznei heraus ließ. Nachher hat man bemerkt, daß die Krebse ihrem Schmecken eben dieselben Zufälle erregen. Es scheint, daß die meisten Arten der Schaalthiere bey manchen Leuten eine besondere Wirkung in die Theile des Halses haben. Die Auster und Muscheln verursachen oft Zufälle von dieser Art. Die calcinirten Austerschaalen sollen, wie in den Schriften der parisischen Akademie verichert wird, wider den Wasserabscheu der Nasenden ein bewährtes Mittel seyn. Von den Krebsen wird eben dasselbe gesagt. Man brennt sie in einer kupfernen Pfanne zu Asche, und giebt davon 14 Tage lang alle Morgen einen kleinen Löffel voll in schlechtem Wasser. Galen hat dieses Mittel gerühmt, und in allen Fällen, wo es versucht worden ist, bewährt erfunden. Ein Mann ist vom Dausse der Krebse stumm geworden. Der Scorpion lähmt die Zunge, u. s. w. Man merkt oft in der Praxi, daß wir klugen Leute noch nicht so viel wissen, als wir zu wissen glauben.

Der gemeinste und beste Gebrauch, den man von den Krebsen macht, sind die Krebsuppen. Denn, da das Fleisch dieser Thiere so hart, unverdaulich und nahrlos ist, so kann man nicht besser thun, als daß man es auskocht, und nur bloß das Flüssige genießt, was die Suppe davon auflösen kann. Dergleichen Krebsuppen sind laugenhaftig, und schicken sich wol für Leute, welche viel Säure haben. Hingegen dienen sie solchen Kranken nicht, deren Säfte ohnedem schon zur Fäulnis geneigt sind; und daher verabscheuen sie von Natur diejenigen, die an faulenden Fiebern darnieder liegen. Gesunden Leuten sind diese Suppen am zuträglichsten, wenn sie zugleich mit Kräutern zubereitet, und säuerlich gemacht worden. Das gallerthafte Wesen, was aus den Krebsen

auskocht, macht die Suppen nahrhafter, als sie für sich allein seyn würden; hingegen werden sie auch zugleich den Verdauungskräften etwas beschwerlicher. Wenn diese noch in gutem Stande sind, so giebt man ausgezehrtten und hectischen Personen dergleichen Krebsuppen häufig, um sie damit zu ernähren und zu stärken. Denn man muß wissen, daß solche Leute, welche bis aufs Blut ausgezehrt, und so schwach sind, daß sie ein kleiner Wind umwehen kann, zuweilen dennoch die stärksten Verdauungskräfte behalten; und man sieht oft Schwindsüchtige, die noch an ihrem Sterbetage, ohne alle Beschwerung des Magens, eine Mahlzeit verzehren, woran sich einige Bauern satt essen könnten. Man würde sich demnach ungemein irren, wenn man von der Erschöpfung ihrer übrigen Kräfte auf die Schwäche ihres Magens einen Schluß machen, und sie bloß mit den leichtesten Suppen abspisen wollte. Da sie aber doch die harten und allzu festen Speisen nach ihrer Nothdurst nicht hinlänglich nähren, oder ihnen in andern Absichten beschwerlich und schädlich werden würden; so schicken sich für sie die nährenden gallertartigen Krebsuppen am besten, und die Erfahrung lehrt, daß sie davon ungemein gestärkt werden. Ich will ein gutes Küchenrecept zu dergleichen Suppen hier mittheilen.

Man nimmt 30 Krebse und 30 Schnecken, säubert sie, als ob sie gespeiset werden sollten, zerstoßt sie klein, und setzt sie hernach mit einem Loth frischer Butter auf ein gelindes Feuer. Wann dieses geschehen, so thut man zween gesäuberte und klein gehackte Kalberfüße, und acht Pfund Brunnenwasser hinzu, und läßt es zusammen so lange kochen, bis nur noch ein Pfund Brühe nachbleibt. Alsdann wirft man ein halbes Quentlein gestoßner Moschatblumen und eine Handvoll Körbelkraut hinein, läßt es noch einmal aufsieden, und preßt es durch eine starke Leinwand. So wird es in einen Keller gesetzt, damit es wie eine Gallert gerinne. Von dieser Gallert kann ein abgezehrtter Kranker, der noch gut verdauet, sowol Morgens, als Mittags, und nach dem Abendessen, jedesmal zween Löffel voll in etwa sechs Löffeln voll ungesalzner Hühnerbrühe auflösen, und sie trinken. Man kann

mit diesem Vorrathe vier bis fünf Tage auskommen. Es ist aber dienlich, den Gebrauch ein paar Wochen lang fortzusetzen, und zu dem Ende muß diese Gallert drey bis viermal zubereitet werden. Nur muß der Kranke kein starkes Fieber haben.

Ich darf diese Gelegenheit wohl nicht vorbeylessen, ohne von den Krebsaugen etwas zu sagen, weil sie, besonders bey uns, eine allgemeine Hausarzen sind. Diese Steine werden von der geringsten Säure schnell aufgelöst, und haben, wenn sie nur wahrhafte Krebssteine sind, einerley Werth, sie mögen weiß, oder röthlich, oder blaulich aussehen. Die wahren kommen am meisten aus Ungarn, Litthauen und der Tartarey. Die verfälschten hingegen werden aus Ebon, Kreide, oder Schneeschalen gemacht, mit Smalt auf eine gewissenlose Weise gefärbt, und unter die guten Krebssteine gemischt. Die wahren bestehen aus einer großen Menge von einer laugenhaften Erde, und aus ein wenig klebrichter Gallert. Man kann dieses in einer leichten Probe sehen, die sehr artig ist. Man nimmt Scheidewasser, welches mit gemeinem Wasser ein wenig verdünnt worden, und wirft ganze Krebsaugen hinein. Alsobald löset die Säure die irdischen Theile mit vielem Geräusche auf; hingegen bleibt die zwischen dieser Erde gewesene Gallert unverändert, und die Steine steigen, nachdem sie ihre Erde im Stiche gelassen, ohne ihre Gestalt, ja auch ohne sogar ihre Farbe zu ändern, auf die Oberfläche des Wassers in die Höhe. Doch sind sie, wie leicht zu erachten ist, schwammigter, glänzend, durchsichtig, und so weich, daß man sie, wie eine andre Gallert, gar leicht mit den Fingern zusammendrücken kann. Will man die von der Säure des Scheidewassers aufgelösete Erde wieder sehen, so wird ein jedes flüßiges Laugen Salz, das man hineintröpfelt, dieselbe als einen vollkommen weißen und zarten Staub zu Boden legen. Die Menge dieser Erde beträgt in der natürlichen Mischung der Krebsaugen beynabe siebenmal so viel, als der Gallert.

Da die Krebsaugen von der Säure aufgelöset werden, so läßt sich schließen, daß sie in einem mit Säure überhäuften Magen dieselbe dämpfen müssen. Daher werden sie wider

das saure Aufstossen und Eoddbrennen des Magens, und wider die Schärfe der Galle mit Nutzen gebraucht. Sie gehören mit den Schneeschalen und der Perlenmutter in einerley Classe, und der Vorzug, welchen man einer von diesen Arzneyen vor der andern einräumt, scheint wenig gegründet zu seyn. Wenn man die Krebsaugen, ehe sie eingenommen werden, mit destillirtem Eßige oder Citronensaft halb sättigt, oder sie gar völlig darin auflößt; so erhalten sie die Natur eines irdischen Salzes, und dienen alsdann vortreflich in asthmatischen Brustkrankheiten, bey Verstopfung der Nieren, und bey dem Steine, wie auch in allen Fällen, wo ein gelindes auflösendes Mittel vonnöthen ist. In dieser Gestalt ziehen sie viele Aerzte andern Arzneyen von gleicher Art vor, und versprechen davon den heftischen und schwindstüchtigen Leuten angenehme Dienste.

Mein Herr,

Dem zu Folge, was Sie im 124ste Stücke vom Pfeffer geschrieben haben, können Sie wohl die Nützlichkeit der vornehmlichen Leute mit der Aca nicht ganz, und gar misbilligen. Es ist wahr, sie ist ein hitziges Gewürz; aber die Nützlichkeit in ihrem Gebrauche kann sie Personen von schwacher Verdauung, und die des Schmausens nicht überhoben seyn können, zur Arzney machen. In so fern werden viele Ihrer Leser diese neue Kost gern kennen lernen; und da ich davon in den Hannöverschen Verträgen von 1759 von einem adelichen Frauenzimmer eine hinlängliche Nachricht finde, so will ich Sie Ihnen zur Einrückung mittheilen, damit ihr Arzt ein medicinisches Magazin werde, worinn man von allem, was Läden in der Arzneykunst zu wissen nöthig und nützlich ist, etwas finden kann.

Savary schreibt in seinem Handlungswörterbuche von der Aca folgendes. Achiar. So schreibt und so spricht man dieses Wort aus. Die Holländer schreiben Atsjaar, welches in der Aussprache von der Französischen wenig unterschieden ist. Das ursprüngliche Wort ist Malagisch, nämlich aus der Sprache, die auf der Halbinsel Malacca geredet wird, und die sich durch ihre Handlung von langen Zeiten her in den Moluckischen Inseln und den Inseln de la Sonde ausgebreitet hat. Es bedeutet, in seinem rechten Verstande eine Compote, (ein Confect von Gewürzen,) so aus allerhand Früchten, die mit Weinszig, spanischem Pfeffer, und andern

Gewürzen und Zuthaten eingemacht wird, bestehet. Michin ist dieses Wort nicht bloß einer gewissen Art von Rohre eigenthümlich, wie der Herr Savary geglaubt hat, ob zwar nicht zu leugnen ist, daß der Bambou, nemlich dasjenige Rohr, so er verstanden, beynt Essen gebräuchlich sey, nachdem selbiges grün mit gutem Weinessig von Cocos eingemacht, und mit Pfeffer und andern starken Gewürze versehen worden; in welchem Falle diese Sorte Achiar-Bambou heißt.

Die verschiedenen Sorten von Achiar entlehnen ihre Namen von der Materie, woraus eine jede bestehet. Man macht sie von Wurzeln, von zarten und noch grünen Röhren, und von grünen Früchten überhaupt. Alle diese Arten heißen Achiar, wenn sie mit Weinessig und Gewürz eingemacht sind. Die erfindungsvollen und arbeitsamen Chineser, so sich auf den indianischen Inseln häufig aufhalten, geben sich um des Gewinnstes willen stark damit ab, und die Holländer nehmen sie von ihnen.

Es wird nicht jede Frucht besonders eingemacht, sondern alles durch einander in ein Gefäß.

Dieses Eingemachte, welches man in ganz Ostindien außerordentlich hoch schätzt, und womit ein ungemeiner Handel getrieben wird, bekommen wir Europäer in gewissen irdenen Töpfen, so ungefähr einen Fuß hoch, und eben so weit sind, wovon aber der Hals enge zu geht. Das Beste kommt aus Persien.

Die Stücken Rohr haben anderthalb Zoll im Durchschnitte, und etwas mehr als zweyen Zoll in die Länge. Sie sind ungefähr von der Härte, wie die eingemachten sauren Gurken, und lassen sich eben so glatt durchschneiden. Ihre Farbe ist bleichgelb, und anstatt des Markes findet man nur ein aus dicht an einander gefügten Fäserchen bestehendes Wesen, wie ungefähr das Inwendige von unserm gemeinen Rohre beschaffen ist, wenn man die Schaafe abgetrennt hat.

Die Holländer bringen uns viel von diesem Eingemachten, insonderheit die Achiar-Bambou, welche ihnen wegen ihres kalten Clima unvergleichlich schmeckt. Sie essen gemeinlich davon beynt Braten, wie man mit den sauren Gurken bey uns zu thun pflegt. Man hält dafür, daß sie guten Appetit mache, und den Magen härte, welches von dem starken Weinessig, Citronen, Pfeffer und andern Gewürze, woraus die Sauce bestehet, herrühren muß; denn die Achiar muß allemal in solcher Sauce liegen, indem sie selbige erhält, und ihr einen beißenden Geschmack giebt, auch sie sehr hitzig macht. So weit Savary.

Man sieht also hieraus, was die Acia sey, und wie mit diesem Worte, in seinem rechten Verstande genommen, nur eigentlich die Saumüre, oder Sauce, angebeutet werde, durch welche eine jede Frucht dasjenige wird, was man gemeinlich, obgleich fehlerhaft, Acia

Acia nennet. Die Saumüre selbst aber ist im vorstehenden Artikel nur obenhin beschrieben.

Da ich nun kürzlich einen zuverlässigen Bericht davon aus Holland erhalten, so will ich selbigen, so wie er in holländischer Sprache mit zugefertigt worden; hier mittheilen. Er lautet also.

Recept voor Atia Sauws.

En Handt vol Chalotte en Knuslook, klyn gesneden; in een Pottje gedaan, met oly daarby laate Fruyten, tot de Chalotte roode werden.

De Oly dan door een Teems of Laapje gedaan, in wat Wynafyn en wat koude Oly, so veel als men Sauws noodig heeft, om de Atia onder te doen leggen.

Dan een Handvull wit Mostertsaat gestampt, en een wynigge Kurkuma, om de Kleur

Laat dit same schilyk door kooken, anders verliert den Afyn zyn Kragt.

Di kouwt geworden synde op te Atia gegoten. De groentens van allerty Zoort moeten erst opgekookt werden, en als kout geworden zyn, de Sauws daar opgegoten, en enn Ly daar opgelydt.

Dieser Aufsatz wird wenigstens den Nutzen haben, daß, wenn Jemand die Acia gar nicht entbehren zu können glauben sollte, er doch eben nicht nöthig hat, sein gutes Geld dafür hinzugeben, sondern alles Gemüse und Früchte, Sallat, Bohnen, Birnen und dergleichen, was ihm in seinem eignen Garten zuwächst, in Acia verwandeln, ja, immer neue Sorten von Acia, wenn er will, erfinden kann. Man sieht beyläufig, daß die Holländer das Wort Acia nicht durchgängig Atsjaar schreiben, wie Savary meldet.

Die Acia gehöret also unter die hitzigsten Gewürze, und dienet solchergestalt den kalten schleimvollen Phlegmaticis besser, als trocknen und hitzigen Naturen. Besonders müssen sich solche Leute derselben enthalten, die zu starken Blutflüssen durch die goldene Ader geneigt sind; eben wie von der Pfeffercur selbst, wovon Ihr 124tes Blatt handelt. Ueberhaupt sind solche hitzige Gewürze für cholertische, zärtliche und zu heftigen Blutbewegungen geneigte Leute nicht sonderlich rathsam; und da der Mißbrauch derselben an unsern üppigen Tafeln ohnedem allgemein und übertrieben ist, so kann eine solche kleine Warnung nie schaden. Ich bin, &c.

Hundert drey und dreyßigstes Stück.

Brem. Beytr. 4. B.

Für den, der gern, was andre schreiben, liest,

Wenns nämlich gut geschrieben ist.

Wie, wenn ich einmal einen Mischmasch von lauter solchen einzelnen Anmerkungen machte?

Der berühmte englische Arzt, Herr Surham, hat angemerkt, daß die grassirenden Krankheiten gewöhnlichermassen die Thiere eher, als die Menschen, angreifen. Er bemerkte dieses insbesondre im Winter von 1727 und 1728, wo sich ein grassirender Husten durch ganz Europa und noch weiter ausbreitete, nachdem er zuvor wohl einen oder zweien Monate unter den Pferden gewesen war. Man findet eben dieselbe Gradation im Sommer. In der Belagerung von Troja griff die Pest erstlich die Hunde, hernach die Lastthiere, und zuletzt die Menschen an. Wohl uns! wofern diese Beobachtung seine Richtigkeit hat; denn unsre Bestien befinden sich noch so ziemlich. Inzwischen zeigt sich hier eine schöne Gelegenheit für die Damen, um ihrer natürlichen Neigung zu medicinischen Dingen genug zu thun. Es wird von nun an ihre Pflicht seyn, ihre Schoos Hunde, um des gemeinen Besten willen, aufs sorgfältigste zu pflegen, und, so bald ihnen ein Husten anstoßen sollte, dieses drohende Unglück in den Zeitungen bekannt zu machen. Die jungen Herren könnten indessen, um nicht müßig zu seyn, ihre Pferde observiren.

Jaques Molin, (nicht du Moulin) war den 20sten April 1666 geboren. Er gab bis in sein eilftes Jahr keine

keine Hoffnung, etwas zu werden. Allein auf einmal kam es ihm an, und er verschlang gleichsam das Griechische und Lateinische. Er studierte die Arzneykunst zuerst zu Montpellier, und setzte seinem Fleiße keine Grenzen, ohne sich auch nur einen Augenblick zu zerstreuen. Was muß das für ein Mann gewesen seyn, der keine Minute verschleudert, und 89 Jahr gelebt hat! Er gieng nach Paris, und ward bald zu mancherley academischen und praktischen Verrichtungen gebraucht. Bey den Armeen in Catalonien und Italien erhielt er Aemter und Titels. In einem Feldzuge in Italien verlangte ihn der König von Sardinien, der damals Frankreichs Feind war. Dieses war ein größeres Vertrauen gegen den Herrn Molin, als Alexander der Große gegen seinen Arzt Philippum bewies. Unterdessen war es ein Umstand, worin Molin durchaus glücklich seyn mußte, und er war es, zu seinem unsterblichen Ruhme. Nach seiner Rückkunft in Paris vermehrte sich sein Ruhm immer mehr, und nahm zu, bis an sein Ende. Eine glückliche Cur, die er am Herzoge, dem Großvater des Prinzen von Condé, bewerkstelligte, heftete die Blicke des Hofes und der ganzen Stadt auf ihn. Ludwig XIV. gebrauchte ihn in den letzten Jahren seiner Regierung. Im Jahre 1721 nahm er Theil an der Wiederherstellung des Königs, und stand ihm auch 1744 in seiner letzten Krankheit zu Meh bey. Molin verlangte, daß der König, als er kaum genesen war, nach Versailles zurückkehren sollte. Allein, dieser große König hörte nur die Rathschläge des Ruhms und der Tapferkeit. Er gieng hin, um die Vormauer umzustürzen, womit das Reich glaubte, Frankreich drohen zu können. Nach dieser Verrichtung sagte der siegende König zum Molin: Sätte ich eurem Rathe gefolgt, Molin, so hätte ich Freyburg nicht weggenommen. Sire, antwortete Molin, es war mir mehr um Eurer Majestät Gesundheit, als um Dero Gloire, zu thun. Als der Dauphin die Blattern hatte, hielt Molin die Oeffnung der Ader für unumgänglich nöthig, und sein Ansehen machte, daß seinem Rathe gefolgt wurde. Die Methode, der er bey seinen Kranken folgte, und die ihn zum

Drakel seiner Zeit machte, bestand vornehmlich darin, daß er der Krankheit sters nachspürte, seinen Kranken studierte, und alle, die um ihn waren, ausfragte, ohne das Geringste aus der Acht zu lassen, was ihn unterrichten konnte. Er hielt sich für glücklich genug, wenn er sich nur von der Wahrheit vergewissern konnte, es mochte ihm auch noch so viel Mühe kosten. Er überließ den betrügerischen Empiricis die gefährliche Eitelkeit, die Natur der Krankheit aus einem flüchtigen Anblicke des Kranken, aus einer leichten Betasung des Pulses, oder aus dem Anschauen des Bluts und Urins zu beurtheilen. Die Vereinigung aller dieser Zeichen kann zwar einen geschickten Arzt allerdings gewiß machen; hingegen ist jedes insbesondre betrachtet, kaum hinlänglich, um einer Muthmaßung einigen Grund zu geben.

Dieser berühmte Arzt ist den 21sten März 1755 gestorben, ohne weder Nachkommen noch Schriften hinterlassen zu haben. Dagegen aber hat er viele geschickte Aerzte gebildet, und sein Name lebt in den Geschichtsbüchern der Arzneikunst. Es war unmöglich, daß ein so viel gesuchter Mann, auch ohne Geiß, nicht große Reichthümer hätte sammeln sollen. Er hat wirklich 1600000 livres am Werthe hinterlassen. Boerhaave, welcher nur 69 Jahr lebte, starb vier Millionen reich. Die Geschichte dieser beyden reichen Aerzte beweiset zweyerley, einmal, daß die Menschen kein Geld sparen, um ihr Leben zu verlängern, und zum andern, daß die, welche die Krankheiten heilen, von der größten und theuersten Krankheit, welches die Ueppigkeit ist, frey sind. Sie gewinnen viel, verthun wenig, und leben lange; drey Schätze, welche viel fruchtbarer sind, als die zu Porosi. Wenn Herr Molin zu Kranken gerufen wurde, die ihm ein wenig Vermögen zu besitzen schienen, so kam er nicht wieder, wosern man ihn nicht bey jedem Besuche sogleich bezahlte. Wenn er hingegen unbemittelte Kranke bediente, so stund er ihnen auch sogar mit Gelde bey. Im Grunde aber wurde er doch für einen geizigen Mann gehalten, und folgende Anekdote ist vollkommen geschickt, es zu entscheiden. Ein gewisser Mann, der einen Ruhm darin suchte, sparsam zu leben, hörte, daß ihn Herr

Herr Molin in dieser Kunst übertreffen sollte. Er gieng also im Winter, des Abends um 8 Uhr, zu ihm, und fand ihn in einem rauchrigen Zimmer, bey einer kleinen Lampe, die nur zu brennen schien, um das Zimmer dunkel zu machen. Hier redete ihn der Fremde folgendermaßen an: „Mein Herr, ich habe gehört, daß Sie der sparsamste Mann auf Erden seyn sollen. Ich bin es auch ein wenig, und wünsche, in dieser Kunst mehr zu lernen; daher ersuche ich Sie um die Freundschaft, mir einige Regeln der Sparsamkeit mitzutheilen.“ — „Kommen Sie um weiter nichts?“ erwiderte Herr Molin trohig, „so setzen Sie sich auf diesen Stuhl;“ wobey er zugleich seine Lampe ausblies, und sagte: „Zum Reden brauchen wir nicht zu sehen, und so werden wir uns desto weniger zerstreuen.“ — O genug! verließte der Fremde, „diese ökonomische Regel ist hinlänglich. Ich sehe wohl, mein Herr, daß ich in der Dekonomie gegen Sie nur ein Kind bin;“ — mit welchem Worte er sich wieder aus dem Zimmer des Herrn Molin hinausführte.

Der Herr Doctor Avenbrügger in Wien hat uns in einem besondern Werke gesagt, daß er die Brust der Menschen wie eine Tonne betrachte, welche, wie Jedermann weiß, wenn sie voll ist, einen dumpfigen, hingegen, wenn sie ledig ist, einen viel deutlicheren Schall von sich giebt, wenn man daran klopfet. Nach der Meynung des Herrn Avenbrüggers kann die Verschiedenheit des Schalles der Brust, wenn man mit den fünf zugespizten Fingern der Hand methodisch an sie anklopft, dem Arzte die Gegenwart mancher Krankheiten entdecken, die ohne dieses Zeichen unerkannt bleiben würden. Das Anklopfen muß, nach der Verschiedenheit des Alters und der Kräfte der Personen, stark oder schwächer geschehen. Die Hand des Arztes muß mit einem Fingerhandschuh bekleidet seyn, oder es muß das Hemd des Kranken auf der Brust liegen bleiben, weil die nackenden Finger auf der nackenden Brust die Natur des Schalls, welchen man sucht, verändern, und das Zeichen ungewisser machen würden. Es muß

muß auch das Anklopfen wiederholt, und das Resultat wohl beobachtet werden, sowol, wenn die Brust im natürlichen Zustande, als auch wenn sie voll Luft gezogen, und wenn die Luft aus der Lunge herausgelassen worden ist. Die Beobachtung des verschiedenen Tons in allen diesen Umständen legt hernach den Grund zu einem zuverlässigen Urtheile. Wenn man vorn auf die Brust klopft, so muß der Kranke den Kopf gerade halten, und die Arme zurücklegen. In dieser Stellung giebt die Brust den Ton vorn an. Die Haut, die Muskeln und Rippen sind gespannt, und der Hall des Tons ist deutlicher. Wenn man die Seiten der Brust klopft, so muß der Arm an der erwählten Seite auf den Kopf gelegt werden. Will man hingegen den Rücken klopfen, so müssen die Arme vorn zusammengenommen, und der Rücken krumm gebogen werden. Jedermann, wer die Wirkungen dieser Stöße an sich und andern, auch bey gesunden Tagen, versuchen will, wird aus der Verschiedenheit der Töne abnehmen, wie viel man auf dieses Mittel trauen könne, um den inneren Zustand einer kranken Brust zu erforschen. Man muß durch das Anklopfen an gesunde Brüste erst zur Fertigkeit gelangen, ihren natürlichen Ton von dem Tone kranker Brüste zu unterscheiden. Uebrigens sind die Hauptgrundsätze dieser Methode, daß, wenn der Ton der Brust auf einer Seite, nach einem gleich starken Klopfen, nicht so deutlich, als auf der andern, ist, die Krankheit in demjenigen Theile der Brust seyn müsse, welcher am wenigsten hallt. Herr Avenbrügger versichert, daß es in der Brusthöhle gefährliche Krankheiten gebe, wovon man keine Kennzeichen hat, und die man bloß durch das Klopfen entdecken kann. Dieses ist also ein zureichender Grund, sich klopfen zu lassen; und ich nöthige hiermit Jedermann, wes Standes oder Geschlechts er sey, zu dieser neuen Operation. Es wird sich ein Streit erheben, ob diese Operation den Aerzten, den Wundärzten, und bey dem schönen Geschlechte etwa gar den Bademüthern gehöre. Allein, ein Arzt hat das Klopfen der Brüste erfunden; also ist billig, daß die Aerzte allein klopfen.

Man

Man glaubt gemeinlich, daß die Blasenpflaster von spanischen Fliegen, vermöge des Reizes, den sie verursachen, allezeit den Puls heben. Inzwischen aber hat der berühmte Herr Whytt fünf Fälle erzählt, wo sie, bey einem heftigen Husten mit Erstickungen, eine ganz entgegengesetzte Wirkung gethan, und den Puls, der vorher in jeder Minute 90 bis 130mal schlug, wieder in seinen natürlichen Gang gebracht haben. Zwar haben die Kranken zu gleicher Zeit auch andre Arzneyen genommen; allein, allem Ansehen nach, war die Beruhigung des Pulses den Blasenpflastern zuzuschreiben, weil er, nach der Wirkung des ersten Pflasters, allmählig seine vorige Geschwindigkeit wieder bekam, und vom zweyten Pflaster gleich wieder zurecht gebracht wurde. Zugleich verminderte sich der Husten, nebst den fieberhaften Bewegungen, wider welche das Blutlassen vor den Blasenpflastern vergeblich gebraucht worden war. Man hat sie auf den Rücken und an die Seiten gelegt, wo der Kranke am meisten Schmerz fühlte. Herr Whytt mißbilligt indessen den Gebrauch der Blasenpflaster in einer wahren Lungenentzündung, keinesweges aber, wenn die Lungen nicht sowol entzündet, als mit Schleime besetzt sind; wenn das Blutlassen wenig Erleichterung schafft; wenn der Puls, obgleich schnell, doch klein, und der Kranke zu Ausführungen nicht stark genug ist, oder wenn endlich die Krankheit schon lange Zeit gedauert hat. In allen diesen Fällen werden die Blasenpflaster große Wirkungen thun.

(*) Mein Herr,

Ich habe die Krüge; aber es ist nichts so böse, daß es nicht zu erwas gut seyn sollte. Ich finde so viel Vergnügen darinn, mich zu krägen, daß ich mir zuweilen selbst wegen dieser allzusinnlichen Neigung

(*) Dieser Brief, nebst der Antwort, ist aus einer neuen französischen medicinischen Wochenschrift genommen, welche seit dem Anfange 1761, unter dem Titel: Gazette Salulaire,

gung Vorwürfe machen würde, wenn ich nicht gleich den Augenblick darauf mit den verwünschtesten Schmerzen dafür büßen müßte. Wäre dieses nicht, so wolte ich Ihnen gern wünschen, daß Sie von dieser Wollust auch etwas empfinden möchten; denn es ist unmöglich, sie Ihnen mit Worten hinlänglich zu beschreiben. Unterdessen wünsche ich, daß Ihnen der Kitzel, welchen Sie haben, dem Publico zu dienen, eben so angenehme Augenblicke, als mir der meinige, verschaffen möge, und daß Sie davon keine solche Nachwehen zu empfinden haben, als ich. Ich bin, u.

Pforalé.

Antwort.

Man betrachtet gemeinlich den Schmerz und das Vergnügen als zwey einander gerade entgegengesetzte Dinge, da sie doch in der That nahe an einander grenzen.

Das Licht ist den Augen angenehm, aber ein allzu lebhafte Licht blendet und beleidigt sie, und kann gar eine wirkliche Blindheit verursachen. Ein Ton, welcher den Ohren gefällt, ist nur dem Grade nach von demjenigen verschieden, der sie beleidigt und betäubt. Das Süße gefällt dem Geschmacke; allein die allzu große Süßigkeit verursacht Uebelgeschmack und Ekel, und verdirbt den Magen. Leute, die nicht allzu empfindlich sind, finden einen Geruch angenehm, wor von zärtlichere ohnmächtig werden. Ein kleiner Kitzel ist die Quelle der größten Vergnügungen; so bald er aber zu weit getrieben wird, verursacht er ein convulsivisches Lachen, und zuweilen den Tod selbst.

Alles dieses sind Sachen, die Jedermann weiß. Allein, wenn man sagt, daß aus der allergrößten Pein ein Vergnügen

ou feuille hebdomadaire, composée de la Gazette d'Epidaure, de quelques Extraits ou Observations du Journal de Médecine, et de divers autres articles relatifs à la Médecine, la Chirurgie, la Botanique, la Chymie &c. in Medianquart ans Licht tritt. Ich werde aus dieser neuen Quelle zuweilen meine Blätter bereichern, und man wird diese entlehnten Aufsätze, an welchen ich weiter keinen Antheil nehme, als daß ich sie durch die Uebersetzung meinen Lesern bekannt mache, aus diesem vorgelegten Zeichen (*) von meinen eignen Artikeln unterscheiden können.

gnügen entspringen könne, so scheint dieses eben so ungereimt, als wunderbar, zu seyn. Laßt uns indessen alle Vorurtheile bey Seite setzen, ehe wir hiervon ein Urtheil fällen.

Tamerlan, ein Vater von hundert Kindern, und ein Ueberwinder von eben so viel Völkern, ließ sich aus Neigung zur Wollust geißeln, weil er kein bessres Mittel gefunden hatte, sich noch beym Froste des Alters gegen die Wollüste zu erhitzen, als diese Züchtigung. Alle Geschichtschreiber dieses berühmten Eroberers bezeugen dieses. Allein wir wollen die Sitten dieses Tartarn in ihrer verdienten Dunkelheit verborgen seyn lassen. Es giebt Sachen, welche ein Arzt wissen muß, wovon er aber nicht ernsthaft genug reden, und worüber er nicht geschwind genug hingehen kann. Wir wollen andre merkwürdige Beispiele erzählen.

Ein seltsamer junger Mensch zu Paris, welcher ein Liebhaber von mechanischen Sachen war, verschloß sich eines Abends in seine Kammer, und schnürte sich die Brust, den Unterleib, die Arme, die Schenkel und Beine mit Stricken voller Knoten zusammen, deren Enden er an Nägeln in den vier Mauern seines Zimmers befestigt hatte. Nachdem er einen Theil der Nacht in diesem Zustande zugebracht hatte, und sich sodann wieder von seinen Banden befreien wollte, aber nicht konnte; so hörten endlich am frühen Morgen einige vorübergehende Weiber sein Geschrey nach Hilfe, und rufen die Wache herbey. Die Thür ward eingeschlagen, und man sahe den Tropf in der Luft schweben, weil er nicht mehr, als nur die eine Hand von den Banden hatte loswinden können. Man führte ihn beym Generalpolicenlieutenant zum Verhöre, allwo er aussagte, daß er schon oft ähnliche Versuche von dieser Art angestellt habe, weil er darin ein unbeschreibliches Vergnügen fände; denn ob er gleich im Anfange Schmerzen austründe, so würde er doch, so bald die Zusammenschnürung der Stricke einen gewissen Grad erreicht hätte, durch die darauf folgende angenehme Empfindung für sein ausgestandenes Leiden herrlich belohnt.

Die Gehentken sterben eines sanften Todes. Wepfer hat dieses aufs unzweifelhafteste erwiesen. Allein so angenehm

nehmen dieser Tod ist, so ist er doch immer zu frühzeitig, und daher wollen wir niemanden rathen, sich henken zu lassen.

Der größte Grad der Kälte schläfert ein, und dieser unüberwindliche Schlaf ist gefährlich. Die Reisenden werden bey solcher Kälte gemeinlich mit dieser süßen Neigung zum Schlafe befallen. Wenn sie ihr aber nachgeben, so wachen sie, ohne Beyhülfe andrer Menschen, nimmermehr wieder auf; wie solches auf den Alpen eine nicht seltene Erfahrung ist. In dem kalten Winter 1709 wiederfuhr dem großen Boerhaave beynahe ein gleiches Schicksal. Er fuhr mit einem Wundarzte zwey Meilen von Leiden nach einer kranken Dame, und ward, nebst dem Wundarzte, von einer so angenehmen und überwältigenden Schläfrigkeit überfallen, daß er sich gewiß dieser reizenden Gefahr überlassen haben würde, wenn er sie nicht gekannt, und deshalb mit seinen Gefährten vom Wagen abgestiegen wäre, um das Blut durch die Leibübung wieder in stärkern Umlauf zu setzen.

Ein irländischer Officier war in einen Fluß gefallen, und man hielt ihn für ertrunken. Er ward, ohne alle Empfindung, aus dem Wasser gezogen, und erkannte nach der Zeit die Verbindlichkeit, welche er seinem Erretter schuldig wäre. Allein er versicherte zugleich, daß ihm dessen Gegenwart einen geheimen und unüberwindlichen Abscheu verursache. Diese Empfindung, die stärker war, als er selbst, kam, wie er sagte, davon her, daß er in dem tiefen Wasser eine entzückende und unbefchreibliche Ruhe genossen hatte.

Ein berühmter Apotheker zu Paris ward einstmal in Italien von einem böartigen Fieber befallen, worin ihm die französische Ärzte und Wundärzte eine große Menge Blut abzapften. Nach dem letzten sehr reichlichen Blutlassen fiel er in eine lange anhaltende Ohnmacht, welche die Umstehenden heftig erschreckte. Er erzählt, daß, nachdem ihm alle äußerliche Sinne verlassen, seine Augen ein so lebhaftes und reines Licht gesehen, daß er sich in den Himmel versetzt zu seyn geglaubt. Er erinnert sich dieses Zustandes vollkommen, und sagt, daß er die Zeit seines Lebens keinen so schönen Augenblick gehabt habe. Verschiedene Personen

von allerley Alter und Geschlechte versichern, daß sie in gleichen Umständen etwas Aehnliches von dieser Art empfunden. Sollte man nicht, nach dergleichen Beobachtungen, fast glauben, daß ein gewisser Gottesgelehrter aus dem zwölften Jahrhunderte Recht gehabt habe, indem er behauptet, daß alle Menschen bey der Annäherung des Todes mit einem Strahle des ursprünglichen Lichts (*luminositas lucis primæ*) erleuchtet würden?

In den meisten dieser Beispiele ist die Ursache der angenehmen Empfindung, die man verspürt, im Grunde eben dieselbe. Das Schnüren der Stricke, das Zusammenziehen der Kälte, der Druck des Wassers, das einen Ertrinkenden umgiebt, oder das Zusammenfallen der Gefäße von reichlichem Blutlassen, hindert fast gänzlich das Eindringen des Bluts in die unter der Haut liegenden Blutgefäße, oder es verliert wenigstens darin seine meiste Bewegung; daher fließen die Säfte häufiger und freyer nach den innern Theilen, und besonders nach den Blutgefäßen des Gehirns, welche von der Gewalt eines äußerlichen Drucks am wenigsten zusammen gepreßt werden können. Dieser Zufluß des Bluts nach dem Haupte erregt die lebhaftesten und stärksten Empfindungen, gleichwie der ruhige und gleiche Umlauf desselben die Empfindungen angenehm macht.

Was das Vergnügen der Kräftigten betrifft, wenn sie sich kränken, so ist das eine ganz andre Sache. Wir erwarten hierüber eine Abhandlung von einem Arzte aus Niederbretagne, welcher davon gründlich reden kann.



Hundert vier und dreyßigstes Stück.

von Hagedorn.

Zuweilen wird dein Leib von mancher Krankheit schwach:
Dann lobe deinen Wein, und trink von diesem Bach.
Doch, darfst du wiederum des Lebens dich erfreun,
So lobe diesen Bach, und trinke deinen Wein.

Nachdem das Wasser des Bramstädter Gesundbrunnens von vielen gelehrten Aerzten bey der Quelle zu wiederholtenmalen versucht worden, so kann man endlich den Grad der Hoffnung bestimmen, die sich das Publicum davon zu machen hat.

Alle Versuche kommen darin mit einander überein, daß das Wasser, so bald es nur einige Meilen verführt worden, oder einige Stunden gestanden hat, seine meisten Kräfte verliert; und ich kann nun noch, aus oft wiederholten Versuchen mit dem bestverwahrten Wasser versichern, daß die in meinem 127sten Blatte erzählten Erfolge, in einer Ferne von sechs Meilen, immer eben dieselben sind, nämlich, daß das Wasser sich fast in nichts von einem gemeinen Moorwasser unterscheidet.

Bey der Quelle hingegen thut dieses Wasser weit bessere Effecte. Verschiedene, sowol gedruckte, als an mich besonders eingesendete Privatnachrichten, bestätigen, daß der Brunnen, wenn er des Nachts zugebedekt geblieben, und Morgens zuerst eröffnet wird, einen merklichen Schwefelgeruch gebe, welcher sich aber selbst bey der Quelle, nach vielem Schöpfen, so sehr verliert, daß er unmerklich wird. Usserdem färbt sich das Wasser von den Galläpfeln und Thee sehr stark, und der Violensaft erhält davon eine hellgrüne Farbe, auch dann noch, wann die Galläpfel das Wasser nicht

mehr färben. Die Säuren thun keine sonderliche Wirkung im Wasser; hingegen macht die Silberlösung eine milchigte Farbe, und schlägt ein weißes blaulichtes Pulver zu Boden. Die Erde, welche man in der Nachbarschaft des Brunnens findet, ist schwer, hart und braun.

Ich will mich nicht mit Erzählung so vieler Versuche aufhalten, woran den Theile des Publici, für welchen ich schreibe, ohnedem wenig gelegen seyn kann. Es ist schon zu viel von solchen Versuchen bekannt gemacht worden, und sie waren selbst bey der Quelle in vielen Stücken völlig widersprechend. Dieses kann aber von verschiedenen Ursachen herrühren. Der schweflichte Dunst verzaucht geschwind, und das Wasser verliert von seinen Wirkungen auf die Sinne sehr viel, wenn es nur kurze Zeit an die Luft gekommen ist. Wie können also wol die Erfolge der Versuche übereinstimmen? Hierzu kommt, daß das Wasser zu einer Zeit schneller, als zur andern, verdunstet, nachdem der Dunstkreis wärmer, und mit wenigen Dünsten von anderer Art schon gleichsam gesättigt ist. Endlich kam auch, nach anhaltendem Regen, das mineralische Wasser mit andern wilden Wasser vermischt, und so geschwächt werden, daß es in den Versuchen nicht mehr bestehen kann. So hat z. E. der Herr Doctor Fürsen in Schleswig, das Wasser selbst bey der Quelle untersucht, und es sind ihm die wenigsten Versuche gelungen, welche andern Aerzten zu anderer Zeit von statten gegangen sind. Dies ist die Art aller mineralischer Brunnen, daß sich ihre Kräfte nach der Verschiedenheit der Bitterung, der Wärme, und der Zeit, wie lange sie aus der Quelle geflossen sind, verändern; und da hiervon selbst die stärksten mineralischen Quellen nicht ausgenommen sind, so kann man es noch viel mehr von dieser erwarten, die in jedem Betrachte nur schwach, und ist bey weitem noch nicht genug vor den Bitterungen und wilden Wassern verwahrt ist.

Alle Versuche, die mit diesem Wasser gelungen sind, bestätigen, daß es wirklich mineralisch sey. Sein Schwefeldunst offenbart sich deutlich genug im Geruche und im Geschmacke. Die farbige Haut, welche auf dem Brunnwasser

in der Quelle schwimmt, entdeckt eine schweflichte Fettigkeit, welche bey eisenhaltigen Wassern zum östern mit einigen subtilen Eisentheilen verbunden ist, die sich davon absondern lassen. Dieses schweflichte Wesen beweiset zugleich, daß sich in diesem Wasser eine flüchtige Schwefel- oder Vitriolsäure befinden müsse, welche auch in andern mineralischen Brunnen einer der wichtigsten Bestandtheile ist. Man könnte das Daseyn einer Säure in diesem Wasser auch aus der Gegenwart des gemeinen Salzes in ihm herleiten; denn daß sich dergleichen Salz, wiewol in geringer Menge, in diesem Wasser befinde, beweiset nicht allein die Vermischung mit der Silberlösung, welche es milchigt macht, und ein Pulver zu Boden stürzt, sondern auch die chymische Untersuchung und Zergliederung des Wassers, nach welcher ein solches Küchensalz übrig bleibt.

Die Erde, wodurch das Wasser fließt, scheint, wie die meisten gefärbten Erden, eisenhaltig zu seyn; und da sie zugleich dem Wasser einen Eindruck von Schwefel giebt, so muß sie der Natur der Kiese, oder Pyriten, gleichkommen. Aus dieser Erde löst die Schwefelsäure die Eisentheile auf, und verschlingt sie; ja, da jede Säure das Eisen angreift, so könnte auch schon die Säure des Kochsalzes allein hierzu hinreichend seyn. Woher riechen wohl viele Salzquellen, wenn sie gleich frisch sind, so stark nach Schwefelleber, als weil ihre Säure in die Pyriten wirkt, und indem sie das Eisen aus ihnen herauslöst, zugleich dem Wasser eine schwerfelhafte Fettigkeit einverleibet.

Doch diesem sey, wie ihm wolle. Es ist genug, daß sich im Bramstädter Wasser ein wenig aufgelöstes Eisen befinden müsse, weil es die Galläpfel, der Thee und andre herbe zusammenziehende Kräuter bey der Quelle so stark färbt, daß es zuweilen ganz schwarz wird. Wenn der Schluss von dieser Probe auf die Gegenwart eines Vitriols nicht sicher ist, so ist der auf das Eisen desto zuverlässiger; denn die Galläpfel werden ein Wasser, welches nur über Eisenseilspänen gestanden, eben so lebhaft färben, als ein andres, worinn ein vitriolisches Salz aufgelöst worden. Es ist mög-

lich,

lich, auf diese Weise, ohne Vitriol Dinte zu machen, wenn man nur die Infusion der Galläpfel mit Eisenseilspänen reibt.

Da wir nun also an der Gegenwart eines aufgelösten Eisens im Bramstädterwasser nicht zweifeln können, zumal, da sich in den Rinnen und an der Oberfläche des Wassers bey der Quelle, auch überhaupt, wenn das Wasser lange gestanden hat, eine gelbe Erde anlegt, welche dem Eisensaffrane gleicht; so fragt sich ist billig, wo denn dieses Eisen bleibe, so bald das Wasser nur wenige Stunden von seiner Quelle entfernt, und an die Luft gekommen ist? Denn alsobald verlieren die Galläpfel ihre Wirkung. Dieser Punkt muß noch erklärt werden.

Es haben die besten Naturforscher und Chymisten durchgängig bemerkt, und fast, zum allgemeinen Grundsatz gemacht, daß in jedem mineralischen Wasser ein Laugensalz, oder wenigstens eine laugenhafte Erde nicht nur vorhanden sey, sondern wirklich darinn die Oberhand oder das Uebergewicht habe. Wir finden die Spuren dieser laugenhaften Erde in der grünen Farbe, welche die Säfte der violettblauen Blumen dem Wasser einverleiben. Dieser Versuch ist der, welcher oft noch von statten geht, wenn andre nicht mehr glücken wollen. Außerdem geben auch einige Beobachtungen, daß die Erde, welche sich im Bramstädterwasser zu Boden legt, mit laugenhaften Dingen gar keine Veränderung mache, hingegen mit Scheidewasser und Vitriolölle aufwalle.

Dieses laugenhafte Wesen wirkt, seiner Natur nach, auf die Säuren, und zieht dieselben so stark an sich, daß sie auch sogar das Eisen, was sie zuvor verschluckt haben, wieder fallen lassen. Man vermische eine flüssige Lauge mit einer gemeinen Auflösung des Eisenvitriols, so wird der Vitriol alsobald sein Eisen fallen lassen, und sich mit der Lauge verbinden, und ein Mittelsalz machen. Das zuvor von der Säure aufgelöste Eisen legt sich als ein Eisensaffran zu Boden. Sobald sich nun auch die allerflüchtigste Säure mit einem laugenhaften Wesen verbindet, so verliert sie nicht

allein ihre Flüchtigkeit, sondern sie hört auch zugleich auf, die Galläpfel zu färben. Auf diese Weise bestimmt man der Dinte ihre schwarze Farbe, indem man etwas Lauge hinzutröpfelt.

Man sieht aus dem allen, daß ein eisenhaftes Wasser, so bald sein laugenhaftes Wesen sich so entwickelt, daß es in die Säure wirken kann, seine Kraft, die Galläpfel zu färben, verlieren müsse, ob es auch gleich keine flüchtige Theilchen bey sich führte, welche hinwegfliegen könnten. Anders läßt sich diese Erscheinung nicht füglich erklären. Denn, wenn man gleich sagen wollte, daß das vitriolische Salz des Brunnens flüchtiger Art wäre, so würden uns doch die Chymisten lehren, daß ein flüchtiger Vitriol nirgends vorhanden, und besonders ein flüchtiger Eisenvitriol ein wahres Un Ding sey.

Nunmehr lassen sich die veränderlichen Erfolge der Versuche mit dem Bramstädterwasser bey und von der Quelle wohl begreifen.

Die flüchtige Schwefelsäure löst die Eisentheilchen auf, und behält sie bey sich, so lange es ihr das überwiegende laugenhafte Wesen gestattet. Dieses dauert aber in vielen Wasserarten nicht lange. Ein geringer neuer Grad der Wärme, die bloße Berührung der Luft, und jeder Umstand, welcher die Mischung des Wassers merklich verändert, kann solche neue Verbindungen unter den Bestandtheilen der mineralischen Wasser verursachen, besonders, wenn ohnedem die Menge derselben gering, und ihre Verbindung nicht sonderlich fest ist. Daher hat man sogar Eisenvasser, welche schon in den Gängen, worinn sie fließen, ihr Eisen wieder niederlegen, und sie mit einem Eisensafran färben. Von dieser Art sind die Dunserwasser in Schottland, unweit Berwick, welche, wie das Bramstädter, schon nach 20 Minuten einen Theil ihrer Fähigkeit, sich von den Galläpfeln färben zu lassen, nach drittelhalb Stunden aber, oder wenn man sie in recht wohlverwahrten Bouteillen nur fünf Meilen weit von der Quelle führt, diese Fähigkeit gänzlich verlieren. Eben diese Dunserwasser erhalten ihre Wirkung auf die Galläpfel

und ihren eisenhaften Geschmack nach sieben Wochen wieder, bloß dadurch, daß man sie faulen läßt; und dieses bestätigt von neuem, daß nur unmerkliche Veränderungen in der Mischung des Wassers erfolgen dürfen, um ihnen die Eigenschaften der Eisenvasser zu geben oder zu nehmen, das ist, um der stets bereitstehenden Säure Anlaß zu geben, entweder ins Eisen zu greifen, oder sich mit dem mächtigern Laugensalze zu verbinden, und das Eisen fahren zu lassen.

Wenn nun das Wasser, so bald es aus der Quelle hervorstromt, alle Proben auf Eisen richtig macht, so kann die Berührung der Luft, die Wärme derselben, der Sonnenschein, die Ruhe des Wassers selbst, der mächtigen Lauge gar bald Gewalt geben, die Säure zu zwingen, daß sie ihr Eisen ablege. Die gröbern Theilchen des verlassenen Eisens legen sich im Grunde des Wassers als ein Eisensafran an; die subtilsten hingegen steigen mit der im Wasser befindlichen schwefelichten Fettigkeit auf die Oberfläche, helfen daselbst die bunte Haut formiren, und legen sich als ein Ring von Eisensafran am Horizonte des Wassers an. Alsdann hört seine Kraft auf, die Galläpfel zu färben; und wo es irgend einen wahren spiritusfen Geruch von flüchtiger vitriolischer oder Schwefelsäure gehabt hat, so verliert es denselben zugleich, ohne daß deshalb dieser flüchtige Geist davon geslossen seyn sollte. Bloß die Lauge hat ihm die Flügel genommen; und so hat der selige Herr Doctor Seip, der Jüngere, (o! ein mir unvergeßlicher geliebter Name!) vom Pyrmontwasser dargethan, daß es seinen flüchtigen Geist keinesweges verliere. Will man einem solchen Wasser seine vorige Kraft wieder geben, so gebe man der Säure die Oberhand, und sogleich wird sie das verlorne Eisen wieder auflösen. Daher haben einige Beobachter des Bramstädter Brunnenswassers angemerkt, daß es, durch die Vermischung mit Scheidewasser und andern Säuren, heller, durchsichtiger und klarer werde; ein Umstand, den andre Beobachter leicht übersehen haben können. Der Herr Doctor Seitzelmann in Meldorf hat, unter seinen an mich eingesendeten Beobachtungen, auch diese. Wenn er hingegen die Kraft des

laugenhaften Wesens durch Beymischung des zerfloßenen Weinsäure, oder anderer Laugen vermehrte, so scheidet sich das Eisen, nebst der kalkartigen Erde, von der Säure, und das Wasser wird wolkigt, und, wenn es stehen blieb, trübe. Die Galläpfel verlieren alsobald ihre Kraft, das Wasser zu färben.

Wenn man nun aus diesem allen die Tugenden und Vorzüge des Bramstädterwassers beurtheilen soll, so muß der Schwefeldunst und das wenige aufgelöste Eisen bey der Quelle selbst den Grund zu allen Hoffnungen legen. Denn, man muß wissen, daß nicht alle Wasser, die in einigen Versuchen die Probe halten, um deswillen auch große Arzneykraft besitzen. Herr Marggraf, und nach ihm ein geschickter Chymicus in Hannover, Herr Andrea, haben die gemeinen Brunnenwasser, jener in Berlin, und dieser in Hannover, mit ganz ausnehmender Sorgfalt untersucht, und haben darinn Kalkerde, selenitische Materie, deutliche Spuren von Eisen, Kochsalz, wahren Salpeter, glaubersches Salz, Laugensalz, Erdpech, und manche von diesen Ingredienzien in ziemlicher Menge, gefunden. Wenn unser Bramstädterwasser auf dieselbe mühsame Weise untersucht und zerlegt werden sollte, so käme es noch darauf an, ob es sich in solchem Grade von dergleichen gemeinen Wassern unterscheidet, als erfordert wird, wenn man es mit dem Namen eines starken mineralischen Wassers beehren sollte. Ich an meinem Theile glaube gewiß, daß in den Gegenden von Pyrmont, Aachen, u. a. D. gar viele Hausbrunnen zu finden seyn werden, welche einen noch stärkern Gehalt von Schwefel und Eisen haben, als der Bramstädter. Ich selbst habe bey meiner Wohnung einen Brunnen, dessen Wasser von Galläpfeln purpurfarbig gemacht wird.

Nichtsdestoweniger will ich hiermit unserm Bramstädterwasser seine Ehre nicht abstreiten. So geringhaltig es auch immer seyn mag, so haben wir doch in unsern Gegenden noch fürerst keinen stärkern Gesundbrunnen, und es ist für tausend Kranke ein ausnehmender Vortheil, eine solche Quelle in der Nachbarschaft zu besitzen. Ist gleich die Arzneykraft des Wassers

Wassers nur gering, so kann es doch zu vielen Curen leichter Krankheiten hinlänglich seyn; und man kann durch die Länge des Gebrauchs, und durch den Ueberfluß des Wassers, da es zum Trinken und Waschen gebraucht werden kann, zuweilen auch in hartnäckigern Uebeln dasjenige erhalten, was ein stärkeres Wasser etwa geschwinder und in kleinerer Dose thun würde. Noch mehr. Es läßt sich wahrrscheinlicher Weise der Gehalt dieses Wassers verstärken, wenn man mehr Sorgfalt anwendet, die Vermischung des wilden Wassers zu vermeiden, und wenn bey der Quelle Anstalten verfügt werden, daß die Kranken mit Bequemlichkeit das Wasser an Ort und Stelle gebrauchen könnten; denn so wie es ist bey der Quelle selbst seine Kräfte schon alsdamm merklich verlieret, wenn es nur häufig geschöpft wird, ist es ein wahrer Leib zu Bethesda, welcher nur denjenigen Kranken zustatten kam, die sich zuerst darinn badeten.

Es ist wahrscheinlich aus Gründen, und die Erfahrungen einiger geneseten Kranken bestätigen es, daß dieses Wasser, außer den Curen, die es als Wasser verrichten, und außer den Vortheilen, die es durch die Veränderung der Lebensordnung der Kranken auf die Weise herzustellen kann, die ich in meinem 127sten Blatte beschrieben habe, vermögend sey, Krankheiten, welche von verdorbenen Säften herrühren, und die eine Schwäche der Nerven und bester Theile zum Grunde haben, zu curiren. Die gemeine Wirkung dieses Wassers erfolgt durch den Urin. Zuweilen erfolgt ein Purgiren. Bey einigen soll es Erbrechen, Verstopfung des Leibes, und wohl gar Ausschlag auf der Haut verursacht haben. Manche wollen nach dem Gebrauche einigen Taumel bemerkt haben, wie empfindliche Personen vom Pyrmontwasser erfahren. Die schweflichten Dünste können dieses leicht wirken, und von eben der Wallung, die sie erregen, könnte es geschehen seyn, daß Jemand, dessen Lunge verletzt gewesen, gleich bey dem Anfange des Gebrauchs dieses Wassers den Bluthusten bekommen, wie mich solches ein gelehrter Arzt, der selbst bey der Quelle gewesen, versichert hat. Die guten Wirkungen sind nicht so zahlreich, als

als die Fälle, wo der Gebrauch des Wassers von keiner Wirkung gewesen ist. Inzwischen hat man doch einige, die unstreitig sind. Es sind alte Geschwüre, Flechten, Lähmungen der Glieder, schwache Verdauung, schwache Sinne und kalte Fieber, bey dem Gebrauche dieses Wassers zum Theil gebessert, zum Theil auch völlig curirt worden.

In der Entfernung von der Quelle wird der Gebrauch dieses Wassers vermuthlich ohne allen andern Nutzen seyn, ausser dem, welchen gemeines Wasser auch stiftet. Der Schwefeldunst verbraucht so geschwind, daß man nach kurzer Zeit nicht die geringste Spur mehr davon merkt. Die Säure aber läßt ihr Eisen eben auch fallen, so bald das Wasser nur an die Luft kommt. Der Herr D. Heintzelmann meldet mir, daß das an der Quelle geschöpfte Wasser so rein, als ein Crystall, sey; daß es aber, wenn man es gleich noch so wol verwahrt, auch nur in den Flecken Bramstädt gebracht hat, schon trübe wird. Dieses ist der Anfang der Präcipitation des Eisens, welches die Säure, die sich mit dem laugenhaften Wesen vereinigt, fahren läßt, daß es in unendlich kleinen Theilen sichtbar im Wasser schwebt, und nicht eher wieder verschwindet, als bis man der Säure durch Beymischung des Scheidewassers, u. s. w. ein Uebergewicht giebt, welches vermögend ist, die Gewalt zu bezwingen, womit das laugenhafte Wesen die Säure an sich reißt. Wenn also das Bramstädtterwasser verführt worden ist, oder auch eine Zeitlang gestanden hat, so hat sich sein Eisensafran schon völlig herausgeschieden, und man kann alsdann auch von dieser stärkenden Kraft des Wassers nichts mehr erwarten. Wollte man gleich einige Hoffnung darauf setzen, daß ein solches ursprüngliches Eisenwasser noch einen Ueberrest seiner Kräfte auch nach der Niederschlagung des Eisens behalten könnte; so lehren doch die Beyspiele anderer Wasser, daß diese Hoffnung wenig Grund habe. Die Wisbader und Selterwasser, welche doch, ausser etwas wenigem von einem laugenhaften Salze und einer weißlichten Erde, gewiß nichts als gemeines Kochsalz halten, legen zum öftern eine häufige röthliche Eisenerde zu Boden, welche die Säure

des Salzes zuvor aufgelöst, das herrschende Laugensalz aber wieder davon losgerissen und herausgestürzt hat. So wenig nun diese mineralischen Quellen die Kräfte der Stahlwasser besitzen, ob sie gleich einen Eisensafran niederlegen, eben so wenig kann man dieselben von unserm Wasser erwarten, so bald es an den Galläpfeln seine Kraft völlig verlohren hat. Es kann also in dem verführten oder lange gestandenem Wasser keine erhebliche Kraft mehr übrig bleiben, als die es etwa von seinem flüchtigen mineralischen Geiste behalten möchte, nachdem ihn das laugenhafte Wesen figirt hat. Allein, daß es von dergleichen Geiste keinen großen Schatz besitze, lehrt der Augenschein.

Zum Beschlusse dieser kleinen Abhandlung muß ich noch anmerken, daß ich gewiß wisse, wie die Versuche, welche einige altonaische Aerzte auf Befehl des Hochpreislichen Königlichen Conseils in Copenhagen mit dem Bramstädtterwasser angestellt haben, so ausgefallen sind, daß sie diese Gedanken vollkommen bestätigen.

Mein Herr,

Wenn wir ißt einmal die alten Gelehrten sehen sollten, die sich bey uns durch ihren Nachruhm die größte Hochachtung erworben haben; so würden sich unter den Weltweisen und Aerzten die beyden großen Männer, Socrates und Aesculapius, besonders ausnehmen; Socrates, wenn er mit seiner Kantippe durch die Straßen gieng, von seinen Feinden braun und blau geprügelt würde, und sich bey der Dörre auf ein Wein stellte, um seine Geduld zu beweisen; und Aesculapius, wenn er auf dem großen neuen Markte mit seinem Hunde und mit seiner Siege austräte, und dem starrenden Pöbel von seinen Curen Wunder erzählte. Alle Wissenschaften und Gelehrte haben in ihren ersten Zeiten viel Lappisches, Grobes und Ungereimtes belesen, welches sie erst nach langen Jahrhunderten abgelegt, und worvon sie doch noch immer so viel übrig behalten haben, als sich für den Geschmack der Länder und Zeiten schickt, worin sie blühen. Dieses läßt sich besonders von der Arzneykunst behaupten, welche in alten Zeiten eine geheime Wissenschaft der Priester war, womit sie den abergläubischen Pöbel für sich einzunehmen suchten, um ihn desto glücklicher zu betrügen. Diesen groben Mißbrauch leidet die Kunst der Aerzte noch ißt in den Ländern, worin Dummheit und Aberglaube

glaube die Herrschaft führen; und wie ist es also wohl Wunder, daß auch noch bey uns die Unwissendsten den Pöbel einnehmen, den Dummheit und Aberglaube wohl ewig regieren werden? Die würdigen Aerzte wollen ihr Verfahren mit Kranken immer nur auf Vernunft, Erfahrung und Ueberlegung gründen. Allein, nichts nimmt den Pöbel ein, was er begreifen kann, und er folge keinem Rathe, wenn sich der, welcher ihn ertheilt, bey ihm nicht das Ansehn zu geben weiß, daß er etwas mehr, als ein gemeiner vernünftiger Mensch sey. Dieses Umstandes wissen sich unsre Charlatans zu Nütze zu machen, und sie gewinnen immer Geld dabey. Man findet noch sehr wirklich große Originale von dergleichen Leuten in Californien, einer von den entlegensten, und bis jetzt noch unbekanntesten Provinzen von America. In diesem Lande sind die Priester die einzigen Aerzte, und dieses macht sie dem Volke so unentbehrlich, daß sie ihnen gern allen den Tribut geben, welchen sie von ihrer Erndte, Jagd und Fischey aufzuerheben fordern. Gleichwol ist die ganze Arzneykunst dieser dummen Kerls eine so grobe, handgreifliche, und zugleich so beschwerliche Verrügerey, daß die Wilden unmenschlich einfältig seyn müssen, weil sie nicht lieber gernhig sterben, als sich mit so viel Marter tödten lassen. Das erste, was diese Priester vornehmen, wenn sie zu einem Kranken gerufen werden, besteht darin, daß sie auf den leidenden Theil eine kleine Röhre von einem gewissen schwarzen Steine aufsetzen. Durch diese Röhre blasen sie entweder mit aller Gewalt auf die schmerzhafteste Stelle, oder sie saugen auch an derselben, und hoffen hierdurch die schädliche Materie entweder zu verjagen, oder aus dem Gliede herauszusaugen. Zuweilen bedienen sie sich des Rauchs einer Art von wildem Tabacke; und dieser Rauch besitzt eine starke fressende Schärfe. Wenn diese allgemeinen Mittel nicht anschlagen wollen, so nehmen sie die Maasregeln einer höhern Weisheit zu Hülfe. Wenn der Kranke eine Tochter oder Schwester hat, so wird derselben der kleine Finger an der rechten Hand abgeschnitten, und ihr Blut muß alsdann auf den Sterbenden fließen, wovon er untrüglich entweder gesund wird, oder stirbt. In dem letzten Falle erstreckt sich die Wirkung dieser Cur auch auf die Hinterbliebenen; denn dieses vergossene Blut macht die ganze Familie des Verstorbenen von aller Empfindung der Traurigkeit und Verdrüß frey, welches bey uns die armen Sterbenden von ihren Angehörigen nimmermehr hoffen können, wofern sie ihnen nicht beträchtliche Summen Geldes hinterlassen. Wenn der Kranke diese Cur gebraucht hat, so werden, nicht etwa, wie bey uns, nur die Anverwandten desselben, sondern vielmehr alle Einwohner des Dorfs zu ihm berufen, um ihn zu fragen, wie er sich befindet. So bald sie seine Antwort vernommen haben, fangen sie an, erdärmlich zu heulen, und mit einander zu wecereifern, welcher von ihnen am härtesten schreyen kann; denn je stärker einer schreyet, desto größer ist

seine Freundschaft für den Kranken. Dieses Geschrey wird Tag und Nacht, so lange der Kranke in Gefahr ist, immer wieder von neuem angefangen, und unter der Zeit geht immer ein Arzt nach dem andern zum Kranken, und steckt ihm seine Hand, so tief er kann, in den Mund hinein, um den Tod herauszureißen, welcher in seinem Körper steckt. Zugleich aber stoßen und püffen die Weiber unter unaufhörlichem Geschreye den armen Sterbenden, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen. So bald man merkt, daß er nichts mehr empfinde, so wird er begraben, oder verbrannt; und es ist öfters geschehen, daß solche Indianer, noch ehe sie todt gewesen, schon begraben oder verbrannt worden sind. Die Missionarien in Californien haben vielen derselben ihr Leben gerettet, wosern dies eine Rettung genannt zu werden verdient, wenn man einen Menschen wieder herstellt, der einmal die Qualen der Freundschaft und Arzneykunst bis an sein Grab, oder bis zum Scheiterhaufen überstanden hat.

Ich muß es den Malabaren in Ostindien zum Ruhme nachsagen, daß sie schon eine viel gründlichere Arzneykunst besitzen, als die Californier, und daß sie sich wohl gar mit unsern europäischen Aerzten in Vergleichung setzen könnten. Sie müssen in dieser Kunst eben den Grund gelegt haben, als wir. Denn, es wird von einem malabarischen Arzte vornehmlich gefordert, daß er von seinen Aeltern oder Verwandten einige Recepte geerbt habe; und es ist ein Sprüchwort unter ihnen, daß der ein guter Medicus seyn müsse, der nur erst wenigstens zehn Kranke hat begraben lassen. Diese Leute halten sich eben so wenig bey theoretischen Kleinigkeiten auf, als wir. Sie verschauen die Zergliederungskunst, und niemand bekümmert sich im geringsten um die Ursachen der Krankheiten. Hingegen legen sie sich auf die wesentlichern Theile der Kunst mit desto mehr Fleiße. Sie wissen die Namen von allen Krankheiten; und ihre Sprache ist kaum derweil genug, fürchterliche Namen hervorzubringen, daß sie nicht, wie wir, die griechische zu Hülfe nehmen dürfen. Sie nennen den menschlichen Körper sehr prächtig; *Udelcuru*, und die Arzneykunst, *Waidia Safftram*. Es ist zwar wahr, daß in unsrer Sprache das Wort, *Epilepsia*, viel schöner klinge, als das Wort *Sani*; allein, dagegen ist auch wieder unser *Febris Acuta* nur Kinder spiel gegen das majestätische Wort: *Naworeticatschel*. Vielleicht wäre das ein patriotischer Rath; daß unsre Aerzte einige allzu leichte medicinische Wörter mit malabarischen vertauschen sollten. Der Kinderhusten würde der Kunst unstreitig mehr Ehre bringen, wenn er *Ca curwan*, und die Blattern, wenn sie *Amneiwattudy* genennet würden. Die Malabaren gebrauchen auch, wie wir, die Algebra in der Arzneykunst; denn sie berechnen, wie viel ein Mensch in seinem Leibe und Rückgrade Winde enthalte, und wie vielmal er des Tags Athem hole. Auf dieser einzigen Sache beruhen die 4448 Arten

warm, einem gebissnen Hornviehe, Kalt, und einem Hunde, Schweine oder Schaaf, drey bis vier Löffel voll gegeben. Diese Cur muß aber innerhalb neun Tagen, nach geschähe nem Bisse, vollführt werden. Im New Univerf. Magaz. vom May 1755 ist eine ähnliche Verordnung, folgendes Inhalts empfohlen. Man nimmt zwölf Loth gequetschte Rautenblätter, ohne Stiele, und von gestoßnem Knoblauch, venetianischen Theriack oder Mithridat, und gefeilten Spizalter, von jedem acht Loth, kochet alles in zwey Quartier starkem Biers bis zur Hälfte ein, und verwahrt es in einer wohlverstopften Flasche. Hiervon werden Erwachsenen sieben Tage hintereinander neun Löffel voll gegeben. Von dreyßig Leuten, die gebissen worden, sind 29, die dieses Mittel genommen, genesen, und einer, der es nicht nehmen wollen, ist in der Wuth gestorben. Auch Garnier hat die Rante unter andern Mitteln, äußerlich und innerlich mit Fortgange gebraucht.

Das Gauchheil (*anagallis flore puniceo*) wird für spezifisch und untrüglich gehalten. Ravenstein verordnet, vom Pulver dieses Krauts alle sechs Stunden einen bis zween Skrupel, auf Butterbrodt, oder in Milch zu nehmen, und die Ausdünstung abzuwarten. Drey bis sechs Dosis sind zur Cur hinlänglich. Den gebissenen Hunden giebt man auf eben die Weise ein Quentgen, den Pferden aber zwey Quentgen mit Brod und Salz. Bruch verordnet dieses Pulver, trocken, oder in Saft, zu 60 bis 80 Gran.

Der Zinnober, Bisam und Moschus werden gemeinlich in Verbindung gebraucht, und aus 24 Gran des natürlichen, eben so viel des künstlichen Zinnobers und 16 Gran Moschus besteht das berühmte Pulver des Herzogs von Rutland, welches in 24 Stunden zweymal genommen werden muß. Dieses Mittel schreibt sich von den Chinesen her, die es in der Wuth gebrauchen; und Lazard lobt es besonders, wenn sich bey den Kranken Zuckungen äussern. Gmelin empfiehlt es sehr, und Augent hat es auch in seiner Curart mit verordnet, und zwar gleich anfangs alle drey Stunden, mit zween Gran Opium versetzt. Sir John

Cobb

Cobb gab es in Honig oder Sirup. Morando versetzt den Bisam mit dem Turbith, ohne Zinnober, und andre verordnen diesen ohne den Bisam. So liest man im Univerf. und London Magaz. vom April 1755 folgende Vorschrift. Man nimmt des Morgens nach geschähe nem Bisse ein Quentgen Pulver von grauem Leberkraut, eben so viel von der Mantwurzel, einen Skrupel schwarzer Riefwurzel, und eben so viel Zinnober, vermischt, auf einmal, mit weißem Weine oder Wasser und Weine, und fastet einige Stunden. Bey genauer Lebensordnung widersteht diese Arznei, wenn sie binnen 48 Stunden nach dem Bisse genommen wird, dem Gifte, und treibt es mit einem ganz außerordentlichen Fortgange aus. Augents Methode verdient schon, daß ich sie ganz beschreibe. Beym Gebrauche des Rutlandischen Pulvers legt er Galbanumpflaster mit Opium versetzt, um den Hals, giebt Clystiere, und wäscht die Wunde mit warmen Baumöl. Dabey verordnet er wider die krampfhafsten Ziehungen der Nerven, die er für das Wesentliche der Krankheit hält, bittere Extracte, Wermuthsalz mit Citronensaft gesättiget, und täglich zweymal einen Bissen von zwölf Gran stinkendem Usand, zehn Gran Moschus und sechs Gran Campher. Die kalten Bäder, Blasenpflaster, Brechmittel und Purganzen verbietet er.

Das Salz, besonders Seesalz, dient nur eigentlich zum äußerlichen Gebrauche an der Wunde. Boerhaave, der dieses Mittel von einem alten Arzte erfahren, hat es zuerst bekannt gemacht. Man legt alsobald die innwendige Seite eines von einander gerissnen Salzherings auf die Wunde, und wenn er fault, legt man ein andres Stück auf. Es soll 24 Stunden liegen. Sonst kann man auch das Glied in See- oder Salzwasser stecken. Dies haben du Samel und Taurvy gerathen. Baumer hat die Wunde damit ausgewaschen. In den öffentlichen Blättern ward der Gebrauch, vom Haag aus, vor einiger Zeit so vorgeschrieben. Man soll ein Pfund Salz in einem Schoppen Regenwasser auflösen, damit die Wunde waschen und das Glied reiben, alsdann eine Handvoll trocknes Salz mit einem Polster auf

die Wunde binden, und zwölf Stunden liegen lassen. Ein Mann in London, Namens Figg, der sich für den Erfinder ausgiebt, soll sich sechsmal von einem tollen Hunde haben beißen lassen, um die Zuverlässigkeit des Mittels zu beweisen.

Das Quecksilber hat Stimmen für und wider sich. Du Choisel läßt die Wunde und Glieder mit Quecksilbersalbe zehn Tage lang reiben, und zugleich Quecksilberpillen einnehmen. Szaume fodert, daß man das Quecksilber hier in großer Dose und bald gebe, und durch Purgangen den Speichelfluß verhüte, welcher hier unwillkommen seyn würde. Er führt zu Zeugen glücklicher Curen den Dessaut zu Bourdeau, den D. James, den de Sauvages, und die Versuche einiger Aerzte zu Pondichery und Paris an. Diesen kam ich noch beyfügen, den Layard, der das Einreiben der Quecksilbersalbe, mit Verhütung des Speichelflusses, für ganz nothwendig hält; den Schrader, der Choisels Methode für bewährt erfunden hat, und den Werlhof, welcher täglich sechs Wochen lang einen Gran Spanischfliegenpulver, mit anderthalb Gran verflüchtigtem Quecksilber, oder einem halben Grane mineralischen Turbith und zehn Gran Campher versetzt, verordnet, und die Wunde, nachdem sie gebrannt, oder geschröpft worden, mit Quecksilbersalbe reiben ließ. Auch Morando hat den mineralischen Turbith zu vier Gran, mit Contrayerve, Theriac, Bibergeil, und andern Mitteln versetzt, empfohlen. Diejenigen, welche das Quecksilber widerrathen, fürchten den Speichelfluß und die Entzündung des Halses.

Das Kupfer wird sehr gerühmt. Cothenius in Berlin hat es besonders autorisirt, und Lisecke hat seine Erfahrungen bekannt gemacht. Man soll drey Tage nach einander alle Morgen gefeiltes Kupfer auf Butterbrodt essen, welches auch bey schwachen Personen, ohne allen Nachtheil, durch Desnung des Leibes, Harn und den Speichel wirkt; nur muß die Verlesung nicht über sechs Stunden vorhergegangen seyn. Es sind hierdurch zwey Personen curirt, und vierzehn präservirt worden. In den neuen A. N. C. wird erzählt, daß eine Frau etwas von einem kupfernen Kessel abgeschabt

und

und eingenommen habe, als sie in den ersten Graden der Wuth gewesen, und davon genesen sey. Doch hat sie auch andre Mittel, worunter einigemal vier Gran mineralischer Turbith gewesen, zugleich gebraucht. Baumer hat nach dem Ueberlassen, nachdem die Wunde erweitert und mit Salzwasser ausgewaschen worden, drey Tage täglich drey Messerspitzen voll abgeschabten Kupferruß, mit glücklichem Erfolge verordnet.

Mit den bittern Mandeln hat Thebesius in den neuen A. N. C. zwölf Personen vor der Wuth präservirt, indem er ihnen, nachdem die Wunde geschröpft worden, einige Wochen lang täglich etliche zu essen gegeben.

Von den gebrannten Austerschaalen liefert man in der Geschichte der parisischen Akademie, daß ein Loth davon in weißem Weine, binnen 24 Stunden zweymal genommen, einen Wasserabscheu nach 21 Tagen, von einem Biße, welcher nicht durchgegangen, gehoben habe. Wenn das Flüssige nicht mehr geschluckt werden kann, so soll man das Pulver unter drey frische Eyer mischen. Garnier verordnet das selbe Mittel mit Baumöl verfest.

Vom Eßige hat der Arzt in Padua, Leonisca, viele glückliche Proben angeführt. Er läßt die Kranken Morgens, Mittags und Abends jedesmal ein Pfund davon trinken. Der Herr D. Thiesen in Thorn, hat die vom tollen Hunde und andern Thieren Gebissnen, zween bis drey Tage lang, täglich dreymal, zwey, drey bis vier Speißlöffel voll warmen Eßig mit Butter vermischt nehmen, und damit transpiriren lassen, zugleich aber auch warmen Bieressig mit Butter, in darin eingetauchten Leinentüchern, warm und breit um die Wunde umher, umgeschlagen, und solches, so oft es kalt zu werden begomnen, immer erneuert, bis die Geschwulst sich völlig gelegt hat.

Die äußerlichen chirurgischen Mittel, worauf hier vieles ankommt, bestehen darin, daß man die Wunde tief schröpfe, und mit Schröpflöpfen ausfüge, daß man sie mit einem heißen Eisen, auch in ihrem Umfange, so tief brenne, bis es zu weh thut. (S. das 126ste St.) daß man

sie einige Monate offen erhalte, oder, wie Bönnecke will, die geschöpfste Wunde mit Baumöl wasche, und dann ein Blasenpflaster darauf lege, oder, nach Schrader, sie mit Salze und Eßige reibe und offen halte, oder die Quecksilberfalbe einreibe, und sie gleich anfänglich, wenn es nöthig ist, erweitere.

Ich will zum Beschlusse noch die Beschreibung einer Cur des Herrn Schmuckers, die lehrreich ist, mittheilen. Es waren zween Soldaten gebissen worden. Man schröpfte die Theile tief, und ließ das Blut wohl ausreiben, streute hernach in die Wunden Spanischfliegenpulver, rieb es stark ein, und legte täglich ein großes Blasenpflaster darüber. Die Wunden entzündeten sich davon, und machten tiefe Geschwüre, welche mit den Ungu. basiliconis mit Spanischem fliegenpulver vermischt, so lange verbunden wurden, bis mans für nöthig fand, sie zugehen zu lassen. Innerlich nahmen die Leute täglich drey bis viermal ein halbes Quentlein Salpeter mit zween Gran Campher vermischt, tranken stets dünnen Haberschleim, und laxirten zuletzt mit Quecksilber. Die ersten Tage äufferte sich bey dem einem ein starkes Blutharnen, und Krämpfe am Blasenhalse, wogegen er oft Fliedermilch trinken, und die obigen Pulver gebrauchen mußte. Herr Schmucker hat schon mehr glückliche Curen nach dieser Methode bewerkstelligt, und widerräth in diesem Falle das Ueberlassen und die Purganzen gänzlich.

Von allen diesen Mitteln kann man, nach Befinden, Gebrauch machen. Ich werde in deren Erzählung vielen allzu empirisch scheinen; allein ich habe in dieser Krankheit noch nicht philosophiren gelernt.

Mein Herr,

Sie, als ein Arzte, müssen wissen, warum wir einander Glück wünschen, wenn wir niesen. Es sollen gewiß ehedem einmal die Juden eine Krankheit gehabt haben, woran diejenigen bald gestorben sind, welche zu niesen angefangen haben. Hiervon soll die Gewohnheit gekommen seyn, einem, der nieset, zu wünschen, daß er

ihm nichts Böses bedeuten möge. Allein, die Gelehrten sind uneins, ob diese Geschichte wahr sey; und weil ich gestern ein Frauenzimmer, das mich um den Ursprung dieser Mode befragte, versichert habe, daß ich ihr denselben nächstens erklären wollte so sagen Sie mir ihn doch. Das Geheimniß soll bey mir bleiben, wenn Sie etwa noch Lust haben sollten, dereinst eins Ihrer Blätter mit einer solchen gelehrten Untersuchung anzufüllen ic.

Antwort.

Mein Herr,

Sie müssen wissen, daß diese Materie noch bis iht ein Zankapfel der Gelehrten sey, und daß ich es für sehr überflüssig halte, sich um die Entdeckung dieser alten Gewohnheit zu bemühen. Allein, damit Sie nicht glauben, daß mir irgend ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit verborgen wäre, so will ichs Ihnen wol im Vertrauen sagen, daß ich den Ursprung desselben weiß. Glauben Sie mirs, die Gelehrten sind nicht fleißig genug, und wählen noch viel zu wenig in den alten Schriften; sonst würde ihnen manches Geheimniß eben so offenbar werden, als mir dieses geworden ist, nachdem ich den Koran gelesen, welcher es deutlich lehrt. „Als Adam erschaffen ward, richtete er sich auf, niesete, und sagte: Gott sey gedankt! Als dieses die Engel hörten, sagten sie: O Adam! die Güte Gottes sey über dir! „Behalten Sie es aber bey sich. Es kann leicht geschehen, daß ich mit dieser Entdeckung noch einen ganzen Bogen anfülle. Ich bin, ic. ic.

Hundert sechs und dreyßigstes Stück.

von Hagedorn.

Es ist in dir, der angenehmsten Tugend,
Und nur in dir der angenehmste Sig.

Freude, Zorn, Schrecken, Furcht und viel andre Leidenschaften haben wir mit den Thieren gemein. Aber ein edler Affect ist uns allein eigen; und das ist die Schamhaftigkeit.

haftigkeit. Gleichwie niemand unerträglich ist, als ein Unverschämter, so gefällt auch die vollkommenste Person durch nichts mehr, als durch eine verschämte Bescheidenheit, wodurch sie in eben dem Augenblicke, da sie die Herzen entzückt, die Furcht, zu missfallen, oder verächtlich zu werden, offenbart. Diese sanfte Leidenschaft, welche fast immer zugleich eine Tugend ist, verdient meine Aufmerksamkeit zwar nicht auf die Weise, wie die meisten andern, welche ein Arzt fast nur wie Krankheiten abhandeln kann. Allein, ich werde dem ungeachtet verschiedenes von ihr sagen können, das in den Umfang der Arzneiwissenschaft gehört, und das mir das Recht giebt, sie mit in mein Gebiet zu ziehen.

Pythias, die Tochter des Aristoteles, sagte, daß die Röthe der Schamhaftigkeit die schönste Farbe sey, welche man auf dem Angesichte eines Menschen erblicken könnte. Sie ist, wie ich gesagt habe, eine Art der Furcht. (*Pudor, timoris lenis genus. v. Haller.*) Sie ist die Furcht, unverschämten zu scheinen, und entdeckt also jederzeit eine Hochachtung gegen diejenigen, in deren Gegenwart man sich schämt. Dieser Umstand macht sie zu der beliebtesten Leidenschaft im gesellschaftlichen Leben, und man erwidert ihr gern alle die Hochachtung, welche sie gegen uns auf eine so einnehmende Weise offenbart. Ich besinne mich jetzt auf kein Beispiel, woraus die Macht dieser Tugend über ein edles Herz deutlicher erhelle, als das von der Penelope, einer Tochter des Icarus, und Gemahlinn des Ulysses, Königs von Ithaka. Der zärtliche Vater konnte die Abreise seiner Tochter mit ihrem Gemahle nach Ithaka so wenig ausstehen, daß er beyde auf alle nur ersümliche Weise zu überreden suchte, zu Lacedämon zu bleiben. Allein, die Liebe zum Gemahle siegte zu leicht über die Empfindungen der kindlichen Zärtlichkeit, und die Abreise erfolgte. Icarus, der über diesen Verlust fast in Verzweiflung gerieth, setzte dem verliebten Paare nach, um noch den letzten Versuch zu thun, sie zu überreden. Ulysses ward wirklich durch sein unablässiges Flehen endlich erweicht, und stellte es in den freyen Willen seiner Gemahlinn, ob sie mit ihm nach Ithaka, oder

mit ihrem Vater nach Lacedämon zurückreisen wollte. Ob nun gleich Penelope keinen Ausspruch that, sondern nur, ohne ein Wort zu sprechen, den Schleyer über ihr Gesicht niederschlug, so war doch dieser einzige Blick dem Vater genug. Er sahe wohl aus diesem verschämten Stillschweigen, daß sie die Reise nach Ithaka vorzöge; er gab seinen Willen dazu, und ließ auf der Stelle, wo sich diese rührende Scene ereignet hatte, der Schamhaftigkeit eine Ehrensäule errichten. Mit einer so mächtigen Beredsamkeit, ohne Worte, kann sich diese Leidenschaft die Herzen gewinnen, und selbst die wildesten Triebe zahn machen. Ihre unnahbare Sprache hat schon die Alten veranlaßt, sie zu bewundern, da sie bemerkten, daß der geschickteste Actor, der ein Contrast aller Leidenschaften werden konnte, sich dennoch die sanfte Erredung einer verschämten Sittsamkeit durch keine Kunst zu geben vermochte. Inzwischen hat doch auch die unvollkommene Nachahmung dieser Sprache etwas Einnehmendes, und die Bühlerinnen machen sie sich darum geläufig, weil sie wohl wissen, daß sie auf keine untrüglichere Weise gefallen können, als wenn sie verschämt thun. Wodurch erhielt Milto, die nachmalige Aspasia des Cyrus, in dem Herzen dieses Fürsten den Vorzug vor allen den andern griechischen Mädchen, welche ihm mit ihr zum Zeitvertreibe zugeführt wurden? Warum verachtete er jene, die doch so willig waren, ihn zu entzücken, und die sich so gern zu seinem Dienste vorbereiten, schmücken und einkleiden ließen? Milto war schamhaft, und diese sittsame Tugend entschuldigte allen den Troß, womit sie sich den Trieben des Herrn und den Drohungen und dem Zwange seiner Bedienten widersetzte. Er mußte ihr Herz durch einen viel schwerern Sieg gewinnen, und hierdurch ward sie die freye Gebieterinn seines eignen.

Die Geschichte ist voll von Beyspielen dieser Art. Keine Eigenschaft ist leuten, die zu gefallen trachten, unentbehrlicher, als diese Bescheidenheit. Keine Liebe wird vester gegründet, als die auf ihr ruht; und alles, was man in der Zärtlichkeit Wollust nennt, ist ein kühler Schatten, gen

gen das Feuer der Entzückung, das eine verschämte Schöne in dem Herzen eines edlen Liebhabers entzündet. Nach dem allen weiß ich nicht zu sagen, warum so wenige Frauenzimmer diesen ihren eignen Vortheil erkennen, und warum das auch in Deutschland wahr ist, und noch immer wahr bleibt, was **Muralet** in den *Lettres sur les Anglois & les François* schreibt: *Les femmes de qualité surtout dedaignent cette timidité, cette pudeur scrupuleuse. Elle leur paroît quelque chose de petit & de contraint, qui sied bien à de bourgeois, & pour l'éloigner de cette extrémité, elles l'éloignent de la modestie.* Noch weniger kann ich begreifen, warum sich die meisten Mannspersonen, welche zu leben wissen wollen, nicht an ihre eignen Empfindungen erinnern, und nicht merken, daß es die Bescheidenheit sey, die sie für andre einnimmt, wenn sie durch Dreistigkeit, Stolz und Unverschämtheit andre für sich einzunehmen hoffen. Man gefällt nicht als ein Gebieter; der König selbst muß Slave werden, und alle Kunst anwenden, zu machen, daß es ein Mädchen vergißt, er könne ihr gebieten, wenn er ihr Herz gewinnen will. Sie denkt immer, wie **Gellets** Zauberium:

Die Männer sind die trozigsten Maschinen,
Und dennoch müssen sie uns dienen,
Sobald es unser Blick gebent.
Wir dürfen nur verdrießlich scheinen,
Wir brauchen nur verstellte zu weinen,
So thun sie ihre Schuldigkeit.

Wodurch wiegelt **Morbleu** alle Gemüther, selbst seiner alten Freunde, wider sich auf? Warum hat er die Gabe nicht zu gefallen, da er doch gern alles daran wenden wollte, jedermann zum Freunde zu haben; Ist er nicht treu und gefellig? Fehlt es ihm wol an Verdiensten und Gaben, und Tugend? Kann er nicht Freunde witzig unterhalten und gut bewirthen? Darf er sich wol bey Hofe selbst schämen? Hat er nicht Anstand und gutes Ansehen? = = Alles gut! Allein, er mißfällt allen, bloß weil er nicht zweifelt, daß ihn alle bewundern. So geht er, so sitzt er; so lacht, so redet, so lehrt

und lernt er; so liebt und haßt, so tabelt und lobt er; so ißt und trinkt, so betet und flucht er, daß jedermann also bald sieht, er fürchte nichts weniger, als jemals zu mißfallen. Sein Ton, sein Gesicht, alle seine Gebehrden und Handlungen entdecken, daß er für die weder Hochachtung hege, noch Behutsamkeit gebrauche, von denen er beydes fordert; und weil er beydes von allen fordert, so hassen ihn alle.

Ob nun gleich diese Critik nicht medicinisch ist, so darf sie doch wol ein Arzt machen, weil sie einen Fehler betrifft, der die Liebe und die Geselligkeit stöhr; zwey medicinische Tugenden, deren eine das menschliche Geschlecht vermehrt, und die andre es vergnügt macht. Nichtsdestoweniger will ich mich gern bescheiden. Die Kunst, Sitten zu richten, geht mir nicht so von der Faust, als die, von meinem Gewerbe zu schreiben. Ich will die philosophische Betrachtung der bescheidenen Tugend verlassen, und nur handwerksmäßig davon reden.

Die Schamhaftigkeit ist, wie ich schon gesagt habe, eine Art der Furcht. Allein, sie ist von einer so sanften Art, daß man die Wirkungen der Furcht nur in ganz geringen Graden an ihr spürt. Man erzählt zwar vom **Diodor**, einem Lehrer der Dialektik, daß er vor Scham gestorben seyn soll, weil er die ihm von **Stilbo** aus Scherz vorgelegten Fragen nicht sogleich beantworten konnte. Allein es sind hierbey wol andre Zwischenfälle und Leidenschaften mit in Betrachtung zu ziehen; denn die Schamhaftigkeit ist ihrer Natur nach zu solchen heftigen Wirkungen nicht verindgend.

Die deutlichste Wirkung dieser Leidenschaft in den Körper ist die Zurückhaltung des Bluts im Haupte, wovon die Adern aufschwellen, und das ganze Gesicht mit einer ungewöhnlichen Röthe färben. Schon in meinem 59sten Blatte hat mich Herr **Curiosus** aufgefordert, diesen besondern Umstand zu erklären, und zugleich das Vorgeben des **Zeliodorus** zu beurtheilen, welcher von einem Mohren, Namens **Merobus**, erzählt, daß er vor Scham erröthet sey. Um diese beyden Fragen zu beantworten, werde ich mich des Ansehens

sehens anderer Gelehrten bedienen, und in Absicht der ersten finde ich keine wahrscheinlichere Erklärungsart, als die uns der große Herr von Haller davon giebt. Ich will das Wesentliche seiner Meinung hieher setzen:

»Es erhellet aus allen Wirkungen der Leidenschaften in den menschlichen Körper, daß die Nerven nothwendig eine Herrschaft über den Umlauf des Bluts besitzen müssen, wodurch es geschieht, daß die Bewegung des Bluts entweder vermehrt oder vermindert wird, nachdem die Vorstellungen der Seele die Lebensgeister entweder heftiger reizen, oder ihren Einfluß vermindern. Auf solche Weise scheinen die Nerven, welche sich, wie Faden, um die Pulsadern herumschlingen, beim Zorne und bey der Freude den Einfluß des Pulsaderbluts durch wiederholte Erschütterungen dieser Gefäße zu vermehren; bey der Furcht hingegen, wie auch, obgleich in geringern Grade, bey der Traurigkeit scheinen sie durch ein anhaltendes Zusammenziehen die Pulsadern zu schnüren, daß das Geblüt nicht zu den äußersten Theilen hinströmen kann. Dergleichen Nervenfasern, welche sich um die Adern herumschlingen, findet man an der innern Schlasfpulsader (*carotis interna*) und vielen andern, (*Hos laqueos invenio in arteria carotide interna, temporali, meningea majori, vertebrali, subclavia, radice subclaviae dextrae & carotidis, truncus aortae, arteriis brachialibus, arteria coeliaca, mesenterica, arteriis, quae ex pelve procedunt.*) welche gewiß alle zu gleichen Absichten dienen. Die Schamhaftigkeit, welche ein geringer Grad der Furcht ist, scheint die Schlasfpulsader (*temporalem*) da, wo sie von den Zweigen des harten Nerven umschlungen wird, zusammenzuziehen, und solchergestalt das Blut im Haupte zurückzuhalten. (*Mirifice certe consentit in erigendo pene nervorum operatio, qui languinem venosum retinent v. Haller in Boerh. Praxi acad. Tom. 4. p. 448. 449. not. a.*)

Wenn das Blut im Haupte zurückgehalten wird, so dringt es mit Gewalt in die kleinsten Gefäße unter der Haut, und schimmert durch das Oberhäutchen hindurch. Hieraus erhellet,

erhellet, warum bey einigen Leidenschaften die Adern des Gesichts schwellen, und eine lebhaftere Röthe dasselbe färbt.

Obgleich der Herr von Haller nach der Zeit seine Meinung geändert hat, und von den Nerven nicht glaubt, daß sie unmittelbar Bewegungen wirken könnten, welches auch Röderer, Roland, Martin, Camper u. a. angenommen; so sind uns doch die Gesetze der Sinnlichkeit, nach welchen die Leidenschaften in die Nerven wirken, zu sehr verborgen, als daß wir so geschwind von einem so wahrscheinlichen Gedanken absteigen sollten. Es ist zuverlässig, daß sich die Gehirns- und Nervenfäsergen bisweilen zusammenziehen, und daß die Vorstellungen und Leidenschaften einen Einfluß auf die Sinnlichkeit haben. Die Nerven der Zunge reifen und erheben sich, wenn sie Geschmack erwarten. Die Gedanken bewegen durch ihren Eindruck ins Gehirn vermittelt der Nerven die Muskeln. Warum sollten nicht einige Leidenschaften die Nervenschlingen reizen können. Es folgt darmit nicht, daß jeder Reiz eines Nerven dasselbe thun müsse. Wenn aber Herr Camper gar so weit geht, zu behaupten, daß weder die Nervenschlingen, noch eine unordentliche Bewegung des Herzens für die wahre Ursache der schleunigen Veränderungen im Umlaufe des Bluts bey den Gemüthsbewegungen anzusehen wären; so müßte man anfangen zu zweifeln, ob je einiger Grad von Gewisheit in der Physiologie erhalten werden könnte, da gleichwol nach aller Menschen Erfahrung, die erste Wirkung der Leidenschaften eine veränderte Bewegung des Herzens ist.

Bei den Mohren ist das Oberhäutchen dick und undurchsichtig. Ob also gleich bey einem Mohren, der sich schämt, das Blut eben so, wie bey allen Menschen, die Adern des Gesichts auftreibt, und dichter unter die Haut dringt: so kann es dem ungeachtet sein Gesicht nicht roth färben; und wir ertappen also hier den Seliodoros auf seiner Erfindung. Herr Mitchell, welcher die Ursache der schwarzen Farbe der Mohren in einem Aufsatze erklärt hat, der in den *Philosophical-Transactions* steht, sagt unter andern ausdrücklich: »Die Undurchsichtigkeit und Dicke der Haut der Mohren,

»Möhren erhellet auch daraus, weil sie in hitzigen Entzündungsfebern, bey den Pocken oder Masern, wie auch vor Scham, nie roth werden. So heftig bey dergleichen Umständen das Blut in die Gefäße unter der Haut getrieben wird, scheint es doch nicht durch das Oberhäutchen; und selbst die Gefäße erscheinen, ob sie gleich groß sind, dennoch nicht blau, bis man die Haut durchschnitten hat. In der gelben und Bleichsucht zeigt die Haut der Schwarzen niemals die Farbe der darunter stehenden Säfte, ob man sie gleich in den Augen ganz deutlich sehen kann. Wenn ich den Schwarzen, die an einem Gallenfieber krank lagen, die Adern öffnete, so hatte das Blutwasser eine dunkelgelbe Gallenfarbe; durch die Haut aber erschien keine gelbe Farbe, ob man sie gleich in den Augen sah.»

Nach diesen theoretischen Erörterungen muß ich die Schamhaftigkeit auch noch praktisch betrachten. Eine jede übertriebene Tugend wirkt wie ein Laster, das ist, sie wirkt zu unserm Verderben. Man kann sich auch durch allzu große Bescheidenheit Schaden zufügen, und es fehlt nicht an Beyspielen, die dieses beweisen.

Ich habe schon in meinem 99sten Stücke erwähnt, daß den Damen das unüberwindliche Vorurtheil gegen die Geburtshelfer höchst nachtheilig sey, indem sie sich aus einer unglücklichen Schamhaftigkeit lieber den Händen ungenübter und ganz unwissender Weibspersonen übergeben, die sie verwarlofen, ohne sich darum zu bekümmern, wenn es nur eine Bademutter ist, die sie entbindet. Dieses unglückliche Vorurtheil schreibt sich noch aus dem Alterthume her; und da sonst die Damen selten von alten Gebräuchen Liebhaberinnen sind, so haben sie doch diesen noch von den atheniensischen Frauenzimmern beybehalten. Sygin erzählt uns, daß die Kindbetterinnen zu Athen so eigensinnig gewesen, daß sie lieber gestorben wären, als sich der Aerzte zur Geburtshilfe hätten bedienen sollen; denn, da den Frauenspersonen die Ausübung der Arzneykunst schlechterdings verboten war, so hatten sie gar keine Bademütter. Bloß die übertriebene Schamhaftigkeit gab diesem elenden Weiberhandwerke seinen

Ursprung.

Ursprung. Ein gewisses Mädchen, Agnotice, verkleidete sich in eine Mannsperson, und erlernte beym Hierophylus die Arzneykunst. Hierauf besuchte sie die Weiber, wenn sie in Nothen lagen, und entdeckte ihnen ihr Geschlecht, um ihrer Schwachheit zu Hülfe zu kommen. Sie erhielt, wie leicht zu erachten ist, unter den Weibern großen Beyfall, und dieser erregte den Neid der Aerzte so sehr, daß sie dieselbe gerichtlich verklagten, und sie eines verdächtigen Umgangs mit dem Frauenzimmer beschuldigten, wodurch sie ihnen alle Patientinnen raubte. Die Aecopagiten verurtheilten sie also. Allein, sie bewies ihnen ihre Unschuld, indem sie dem ganzen Rathe unwidersprechlich zeigte, daß sie selbst ein Frauenzimmer wäre. Die erstaunten Aerzte mußten solchergestalt freylich ihre erste Beschuldigung wieder zurück nehmen; allein ihre Anklage ward desto hitziger, da es ihr, als einer Frauensperson, nicht erlaubt war, die Arzneykunst zu treiben. Inzwischen konnten sie doch nichts wider sie anrichten. Alle Weiber kamen zu Rathe ein, und forderten ihren weiblichen Arzt, so, daß sich die Aecopagiten genöthigt sahen, dieses Gesetz zu mildern, und weibliche Hände bey der Geburtshilfe zuzulassen. So entstand die Kunst der Bademütter; und wenn sich jemals die Weiber ein verderbliches Unglück erstritten haben, so ist es gewiß dieses gewesen. Sie konnten freylich mit ihrer eignen Wohlfahrt schalten und walten, wie sie wollten; allein es war zugleich das ganze menschliche Geschlecht bey diesem Eigensinne interessirt, und die Nachwelt gerieth in eine Gefahr, welche gewiß der Bevölkerung der Staaten und der öffentlichen Gesundheit noch immer fatal bleibt. Sollte man nicht hoffen dürfen, daß sich endlich auch in Deutschland dieser wunderliche Eigensinn noch verlieren würde, da sich schon so viele Königinnen und Fürstinnen, und eine so große Menge Damen, in andern europäischen Provinzen, bequem haben, den Beystand gelehrter Geburtshelfer einer seltsamen Phantasey vorzuziehen, die auf die Weise, wie sie hier angebracht ist, leichtsinnig, verwegen und mörderisch genannt zu werden verdient.

Der Arzt. VI. Th. Berth. Ausg.

E c

In

In den Fällen, wo uns eine natürliche Nothwendigkeit zwingt, etwas zu thun, was ohne diese Bedingung eine Uebertretung der Grenzen der Bescheidenheit seyn würde, kann man sich keiner Verletzung der Schamhaftigkeit schuldig finden, weil alsdann der Grund der Schamhaftigkeit hinweg fällt. Wie kann man wol fürchten, lächerlich oder verächtlich zu werden, wenn man aus Noth, um sein Leben auf diese einzige Weise zu retten, etwas thut, das man sonst nie gethan haben würde? Wer würde es dem Tycho de Brahe verdacht haben, wenn er, um nicht zu sterben, hinausgegangen wäre, um sich seines Urins zu entledigen? Wer hält ihn hingegen ist nicht für thöricht, daß er, aus unsinniger Schamhaftigkeit, mit seiner Nothdurft so lange zurück hielt, bis ihm die Blase zersprang, und er sein Leben verlieren mußte?

Mit diesem Beyspiele geht das von der Erzherzogin Maria, Herzogin von Burgund, in gleichem Paare, welche ebenfalls, als eine Märtyrerin ihrer unzeitigen Schamhaftigkeit, ihr Leben einbüßen mußte. Ein unglücklicher Fall vom Pferde verletzte sie, ohne daß sie die geringste Gefahr davon hätte besorgen dürfen, wenn sie nicht so eigensinnig gewesen wäre, es zu verhehlen. Was konnte man nun wol von ihrer Schamhaftigkeit urtheilen, als sie starb? War sie wol eine Tugend, und war wenigstens diese Tugend wol würdig, ihr die erste Pflicht, die man sich selbst schuldig ist, die Pflicht der Selbsterhaltung, aufzuopfern? Leute, die so denken, wie diese Fürstin dachte, haben ihr Leben bloß dem glücklichen Zufalle zu danken, daß sie an keinem Theile ihres Leibes verletzt werden, dessen sie sich schämen.

Es giebt Leute, die lieber sterben, als sich ein Clystier beybringen lassen würden; und in diesem Falle sollte man ja zufrieden seyn, wenn sich nur der nicht schäme, der es beybringen muß. Der seltsame Plotin ist wegen dieser Thorheit bekannt geworden; er mußte die grausamste Colik ausstehn, und nichts destoweniger war er auf keine Weise zu bereden, ein Clystier anzunehmen, weil er dieses weder dem Wohlstande, noch der Ernsthaftigkeit eines alten Philosophen für

gemäß

gemäß hielt. Vermuthlich war dieses vielmehr Stolz, als Schamhaftigkeit; denn daß er diese letzte Tugend nicht in so großem Uebermaasse besessen habe, läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit daraus schließen, daß er, als ein schon achtjähriger Knabe, sich nicht schäme, wenn er aus der Schule kam, die Brüste seiner Amme herauszuholen, und mit der größten Begierde zu saugen. Inzwischen will ich damit nicht läugnen, daß nicht manche Leute in einigen Stücken übertrieben schamhaftig seyn könnten, welche in andern höchst unverschämt sind. Die Schamhaftigkeit hat oft diese Mücke, daß sie nur vor gewissen Gegenständen erschrickt, und in andern Fällen nicht die geringsten Umstände macht. Das Septameron der Königin von Navarra, Margaretha von Valois, ist voll von so unverschämten Ausdrücken, daß man nimmermehr glauben sollte, wie eine der frommsten Damen und züchtigsten Frauenzimmer in ihren Worten hätte so unbescheiden seyn können. Vielleicht war unser Platoniker in seiner Schamhaftigkeit eben so wetterläunisch. Aber was ist daran gelegen, dieses auszumachen? Es ist genug, daß er noch ist in diesem schädlichen Eigensinne verschiedene Nachfolger hat; denn die Aerzte finden oft Leute, welche vor ihrem Todesurtheile kaum so sehr erschrecken würden, als wenn ihnen gerathen wird, sich eines Clysters zu bedienen. Ich weiß, daß ein gewisser Mann an der Zurückhaltung des Urins, mit freyem Belieben, gestorben ist, unerachtet man ihn mit der größten Wahrscheinlichkeit versicherte, daß er sich durch den Gebrauch der Clystiere würde erretten können. Solch ein thörichter Selbstmord kann aus einer einzigen üblen Maxime und aus einem verbohnten Eigensinne entstehen!

Ich weiß nicht, wozu mich etwa der Eifer über dergleichen Unsinn verleiten würde, wenn mir nicht eben diesen Augenblick erst wieder einfiel, daß die übertriebene Schamhaftigkeit wirklich nicht der herrschende Fehler des Jahrhunderts ist. Man könnte leichter ein Buch von der Unverschämtheit der Kranken, als ein Blatt von ihrer übertriebenen Schamhaftigkeit, zusammen schreiben. Es ist keine Grobheit so

arg zu erfinden, die nicht ein Arzt zuweilen ausstehn müßte, zumal wenn er zu dem rechten Kerne der hiesigen Kranken kommt. Der Mangel der Lebensart und die Unverschämtheit sind der allgemeine Charakter des gemeinen Mannes; und nichts ist in einer solchen Praxi dem Arzte beschwerlicher, als seine fünf Sinne. Es ist wahr, daß sich die Freyheit eines Kranken sehr weit erstreckt, und daß der Arzt zuweilen Erläuterungen daraus nehmen könne, wenn sich sein Kranker derselben bedient. Allein es ist noch ein Unterschied unter Freyheit und Unbescheidenheit, den die gesitteten Leute wohl zu beobachten wissen, und der nur dem Pöbel unbekant bleibt; ein Unterschied, den einige Aerzte für Nichts rechnen, insofern sie von dem Gelde, das ihnen ein Grobian giebt, eben so urtheilen, wie jener römische Kaiser von den Auflagen auf die Secrete, den aber andre, die besser wissen, was ihre Kranken ihnen schuldig sind, um keines Lohns willen aus den Augen setzen.

Visum repertum.

Herr Scribler starb, nach schwerer Pein.
Doch, eh er starb, rief er dreymal: Im Magen,
Im Magen muß der Fehler seyn!
Man schnitt ihn auf, und sah hinein;
Und — fast unglaublich ist's zu sagen! —
Er hatte sein Gehirn im Magen. —
Was mag nun wohl im Kopfe seyn?
Zersägt ihn doch geschwind! —
Ach! — wie kann das möglich seyn?
Nichts als Wind.

Mein Herr,

Da Sie bisher dem Herrn Prudentius Buridan, welcher in Ihrem 28ten Stücke gern wissen wollte, ob er Winde zwischen Fells und Fleisch haben könnte, noch nicht geantwortet haben; so werden Sie mir erlauben, daß ich einige Dinge hier anführe, die der Herr Buridan neun Jahr überlegen, und dann daraus schließen kann, was von seinen Winden zu halten sey.

Die

Die meisten Theile des menschlichen Körpers werden mit einem zelligen Gewebe umkleidet, und diese Zellen haben eine so allgemeine Gemeinschaft untereinander, daß vermittelt derselben nicht allein die Winde, sondern auch allerhand Feuchtigkeiten und sogar feste Körper von einem weit entfernten Theile des menschlichen Körpers zum andern hinkommen können. Ich will dieses mit einigen Beispielen darthun, welche der Herr von Haller in seiner Physiologie zum Beweise dieser Sache gegeben hat.

Man mag die Luft entweder mit Bedachte oder unglücklicher Weise unter die Haut eindringen lassen, so ergießt sie sich mit Geschwindigkeit in die ganze Oberfläche eines Thiers, und behat und sondert dieselbe allenthalben von den Muskeln ab, schleicht sich in ihre Zwischenräume, und schwellt die Haut einige Tage lang auf, bis die Luft ihre ausdehnende Kraft nach und nach wieder verliert. Durch diesen Handgriff blasen die Schächter das Fleisch auf, und geben die Schweitzer ihren Pferden, die Engländer und Deutschen den Kälbern, und die Morgenländer den großen Kameelen ein rundes und wohlgewölbtes Ansehen. Ruysch pflegte den aufgetrockneten Menschenfrüchten dadurch eine wohlgefaltete Ründung zu geben, daß er ihre Haut aufblies; und man hat sogar von einem unreinlichen Menschen Nachricht, der seinen eignen Töchtern den Körper wie einen Schlauch aufzutreiben pflegte, und einen künstlichen Wasserkopf nachmachte. Einem Unglücklichen ward der Körper von den Räubern grausamer Weise und dergestalt aufgeblasen, daß er seinen eignen Hals eröffnen mußte, damit er der erstickenden Luft Platz machte. Von den Dachsen giebt Plinius vor, sie könnten ihren Körper dergestalt mit Luft erfüllen, daß sie davon ganz rund würden. Sollte Herr Buridan wohl eine solche Dachs-Natur haben?

Eine äußere Verwundung kann allein der Luft den Eingang unter das ganze Fell öffnen. So hat an einem, der verschnitten worden, die verschlossene Luft eine Windgeschwulst am ganzen Körper zum Vorschein gebracht, so, daß sich auch das Gefäß, die Blutadern und das Herz selbst endlich mit Luft anfüllten. Die zerschnittene Luftröhre und eine zerbrochne Rippe wurden von einer Windgeschwulst am ganzen Körper begleitet; eine andre Wunde der Luftröhre zog häufige Windgeschwulsten auch an Händen und Füßen nach sich. Eben dieses erfolgte bey einem, der eine Rippe zerbrochen hatte, und die Luft drang durch die Ritze der verletzten Lungenhaut hervor. Von einer Brustwunde entstand über den ganzen Körper, auch sogar an den Ausgütern, eine Windgeschwulst, u. s. w.

Nach andern Berichten hat sich auch die innre Luft, ohne eine äußerliche Verwundung, überall durch das Zellgewebe ergossen. Binsinger hat ein Beispiel von einer durchgängigen von selbst entstandenen Windgeschwulst. Bey einer andern Person brachte die untere

drückte Ausbünstung von freyen Stücken eine Windgeschwulst hervor, und ein Knabe schwoll über und über, nachdem bey ihm das Fieber zurückgetreten war.

Andre flüssige Materien bahnen sich eben solche Wege zwischen Zell und Fleisch, wie die Luft. De la Motte hat die Räume in allen Muskeln voll Wasser angetroffen, andrer Beyspiele zu geschweigen. Der Eiter zieht oft, eben so wie die Luft, durch das Zellgewebe. So hat sich der Eiter von Geschwüren am Kopfe bis zu den Ellenbogen, von Brustgeschwüren bis zu den Schenkeln, und vom Kreuze im Rücken bis zu den Kniekehlen (S. der gesellschaftlichen Erzählungen 2 Th. 286 S.) zwischen dem fleische Wege hindurch gebahrt, und von gewissen Schwindsüchtigen liest man, daß sie oft Eiter durch den Urin von sich gegeben; welches sie aus einer Empfindung, als ob er was Flüssiges von der Brust im Rücken nach den Nieren hinabflösse, richtig vorher sagen können. Auf gleiche Weise kann es geschehen, daß Brustgeschwüre nach Seitenstechen durch ein Geschwür am Arme, eitriger Husten durch angelegte Haarseile, u. s. w. abgeleitet und curirt werden; wie solches die Beobachtungen lehren, und daß das Wasser der Wassersüchtigen zuweilen durch entfernte Wunder Einschnitte völlig abfließen kann. Es ist etwas besonders mit dem Straußvogel, daß sich sein sehr flüssiges Fett aus dem ganzen Körper in eine Masse versammeln läßt, wenn die Araber den gejagten Vogel stark herum schütteln, und das Fett des ganzen Körpers aus der zerschnittenen Kehle fließen lassen.

Daß auch sogar feste Körper in dem Zellgewebe herumrutschen können, läßt sich aus verschiedenen Beobachtungen darthun. Die Stacheln des canadischen Stachelschweins kriechen, nachdem sie in die Haut getrieben worden, zwischen den Muskeln bis zu den Eingeweiden, wo sie den Tod verursachen. Eine verschlungene Grasähre hat sich einen Weg durch die Seite geöffnet. Eine verschluckte Stecknadel ward aus einer Blutader des Fingers herausgeschnitten, und eine niedergeschluckte Gerstenähre kam in einem Lendengeschwüre wieder zum Vorscheine. Eine verschluckte Spindel durchbohrte die Gegend der Leber. Eine in den Arm gestochene Nadel kam nach einigen Jahren aus der rechten Brust heraus; und eine andre, nach sechs Jahren, oben am Arme. Eine Lanzottenklinge war bey'm Aderlassen abgebrochen, und kam hinter den Ohren wieder hervor. Bleyerne Flintenkugeln, die durch die Brust gefahren waren, fielen durch ein Geschwür unter den Lenden wieder heraus. Ein unter dem Schulterblate eingestopftes Eisen gieng, nach neun Jahren, durch ein solches Lendengeschwür wieder fort, u. s. w.

Nun hat Ihr Herr Buridan gewiß auf neun Jahr genug zu überlegen. Ich bin,

p. q. r.
Hunt



Hundert sieben und dreyßigstes Stück.

von Haller.

Des Frühlings Augenlust weicht größerem Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo sonst die Blüthe stand,
Der Aepfel reifes Gold durchstrieht mit Purpursüßen,
Beugt den gekügten Ast, und nähert sich dem Mund;
Der Birnen süß Geschlecht, die honigreiche Pflaume,
Reißt ihres Meisters Hand, und wartet an dem Baume.

Wer ist der Gartenlust genießt, dem wird diese schöne Beschreibung des Herrn von Hallers zu rechter Zeit kommen, wo er das Gemählde mit der Natur in Vergleichung stellen kann; und wenn meine Leser bey diesem Anblicke an sich erfahren werden, was der Herr von Sagedorn bey einer andern Veranlassung sagte:

Ihre Schönheit lockt die Triebe
Auf den Reichthum der Natur;

so werden sie vielleicht wünschen, daß der Arzt einmal vom Genuße dieses Obstes ein Blatt schriebe. Es sollte mir Leid thun, wenn ich mich in meiner Muthmaßung irrte; denn ich werde heute wirklich davon schreiben.

Aus demjenigen Theile des Erbhodens, welcher am längsten von Menschen bewohnt und cultivirt worden ist, sind natürlicher Weise die meisten und besten Arten von Baumfrüchten in andre Länder übergegangen, und nach und nach bis zu uns gekommen. Daher finden wir gemeinlich ihren ersten Geburtsort in den Morgenländern, von wannen sie nach Griechenland, dann nach Italien, und von da nach Gallien übergegangen sind. De la Mare beweiset, daß man, vor der Ankunft der Römer in Gallien, daselbst weder Aepfel noch

noch Birnen gekannt habe. **Sextus Papinianus** brachte die ersten Gattungen von Aepfelbäumen nach Rom; und die 29 Gattungen, welche den Römern seitdem bekannt wurden, kamen theils aus Afrika, theils aus Syrien, theils aus Aegypten, Griechenland und Verona zu ihnen. Hier unter waren einige Arten, die wir noch ist besitzen; und von diesen wissen wir also gewiß, was von den meisten gemuthet maßt werden kann, daß sie die Reise von den Morgenländern zu uns gethan haben. Wir haben noch in der Schweiz den reißenden kleinen rothen **Api**, welchen ehedem **Appius**, von der Familie **Claudia**, nach Italien mitbrachte, wo er zu seinem Gedächtnisse der **Appische Apfel** (*malum appium*) genannt wurde. Die weißen **Zwillingsäpfel**, die paarweise an den Zweigen hängen, sind unsreitig die Gemella der Römer; und da die Alten auch eine Gattung von Aepfeln kannten, die sie **Pipina** nannten, so ist zu vermuthen, daß hiervon der englische Name **Pippins** entstanden sey, den man in England den Reinetten giebt.

Man mag indessen den Geburtsort der Aepfelbäume so weit suchen, als man will, so sind sie doch gewiß bey dem ersten Anfange wilde Bäume gewesen, die durch die Cultur nach und nach vollkommener gemacht worden sind. In der That findet man ist Aepfelbäume, die in den Gärten keine schlechte Figur machen, und die doch bloß aus den Wäldern genommen sind, wo sie wild wachsen. Es folgt also nicht, daß alle Gattungen derselben ausserhalb Landes erzeugt worden wären, obgleich nichts gewisser ist, als daß wir viele von den besten Sorten von uralten Zeiten aus den Morgenländern her haben. Es würde vielmehr schwer zu begreifen seyn, wie die Eigenschaften dieses Obstes ist, und in Deutschland und Norden, noch so übereinstimmig und unverändert hätten bleiben können, wie wir sie in den Beschreibungen von den uralten italienischen Aepfeln finden, wenn nicht noch ein Umstand hinzu käme, der dieses erklären kann.

William Lawson versicherte schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts, als ein großer Kenner der Gärtnerey, daß ein Aepfelbaum, der weder gepflanzt noch umgepflanzt worden,

worden, tausend Jahr dauern könne. **Bradley**, der hierin viel Glaubwürdigkeit hat, belehrt uns ebenfalls, daß die Aepfelbäume von einer ganz ungläublichen Dauerhaftigkeit sind. Sein Auerwandter, **Thomas Taylor**, besaß selbst einen Aepfelbaum, welcher sich in 80 Jahren, so lange der Greis seiner gedanken konnte, nicht im mindesten merklich verändert hatte, und der so viel Früchte gab, daß man daraus jährlich 1280 Maas (Pinten) Aepfelmost verfertigen konnte. Bey einer so unermesslichen Dauer der Aepfelbäume kann es sich leichter zutragen, daß wir noch Arten besitzen können, die **Plinius** aufs genaueste beschreibt, als wenn, durch öftre Fortpflanzung der Bäume, die Ausartung ihrer Früchte befördert würde.

Dem sey aber wie ihm wolle, so haben wir ist in Europa die mannigfaltigsten Gattungen von Aepfeln, davon einige unschmackhaft, andre saftig, einige sauer, andre süß, oder auch von einem Weingeschmacke sind. Zu diesen letztern gehören besonders die **Borsdorffer** und die **Renettäpfel**, welche kühlen, besänftigen und den Leib erweichen, und deren sich also diejenigen mit Nutzen bedienen können, die mit scharfer Galle, mit Wallungen des Geblüts, mit Verstopfungen des Leibes, und mit schleichenden auszehrenden Fiebern behaftet sind. **Rettmüller** pries gar den Saft der Aepfel wider Melancholen, Ohnmachten und Herzklopfen. Allein man darf deshalb nicht hange werden, als ob die Aepfel große Arzneyen wären; denn wenn sie dieses wären, so würde ich sie ohne Barmherzigkeit vom Nachtsche verbannen. Die Tugenden der Aepfel, die eine Weinsäure haben, sind gelinde genug, um ihnen noch unter den Speisen einen Platz zu vergönnen; und sie kommen bey der heißen Jahreszeit ihren Liebhabern ungemein wohl zu statten, indem sie sanft kühlen, und sowol den Magen und die Gedärme, als auch das wallende Blut erfrischen. Die windsüchtigen Leute werden sie ein wenig fürchten, weil sie, wie alles rohe Obst, Blähungen machen. Allein auch diese Sorge wird gering, wofern sie sich nur gefallen lassen wollen, das Obst vorher zu braten, ehe sie es genießen.

Es ist unndthig zu sagen, daß die schlechtern Arten der Aepfel, besonders die sauren, und die den herben und zusammenziehenden Holzäpfeln nahe kommen, viel weniger empfohlen zu werden verdienen, als die edlen Borsdorfer und Renetten; zumal da Jedermann weiß, daß sie viel Säure, Sodbreimen, Colikschmerzen und üble Verdauung verursachen. Man muß hier, um der Gesundheit willen, dem feinen Geschmacke folgen; eine Regel, welche in der Lebensordnung sonst selten Statt findet. Selbst an den besten Sorten der Aepfel hat der Geschmack noch gekünstelt, und zwar zum Wunder! auch ohne Nachtheil der Gesundheit. Man umwickelt oder bedeckt die Borsdorfer Aepfel mit Fliederblumen, wodurch ihnen der Geruch und Geschmack von Muscatellerbirnen einverleibt wird. Noch besser wäre es, wenn man eine untrügliche Methode erfinden könnte, diese schönen Früchte auch nur so, wie sie uns die Natur giebt, länger, als sie zu dauern pflegen, unversehrt aufzubehalten. Wenn man sie mit Handschuhen bey den Stielen behutsam abbricht, und die unbeschädigten auf Bretter, oder auf Rocken- oder Wickenstroh in einen guten Keller legt, so schützt sie dieses zwar länger, aber doch selten den ganzen Winter und das Frühjahr hindurch, vor der Fäulniß. Von einer andern Methode, da man die schönsten Früchte in einer Kammer auf Flechten legt, ohne daß eine die andre berührt, dann Fenster und Thüren wohl verschließt, und 4 bis 5 Tage mit Weinrankendampfe stark räuchert, worauf die also getrockneten und mit Rauch überzogenen Früchte in Heckerling von Rocken, behutsam, und ohne sich zu berühren, eingelegt werden, und sich so ein ganzes Jahr unversehrt halten sollen, ist es glaublich, daß sie gute Dienste thun könne. Doch halte ich diejenige für noch sicherer und untrüglicher, die ich unten beschreiben werde, um die Pflaumen zu erhalten.

Ich muß von ein paar Arten von Früchten besonders handeln, die der Gestalt nach den Aepfeln gleichen, aber eigentlich zum Steinobste gehören, und überaus angenehm sind. Es sind die Pflirschen und Abricosen. Beide

sind von einem weit lockeren Gewebe, und viel saftreicher, als die Aepfel und Birnen. So wie nun dieser Umstand ihren schönen Geschmack erhöhet, und ihre Wirkungen ungemein lebhaft macht, so macht er sie auch zugleich geneigter zum Verderben; daher auch diese Früchte weit behutsamer angepriesen werden müssen, als die derbern Aepfel. Man sieht hieraus schon eine neue Probe, wie ungern sich die Diätetik mit den Regeln des feinen Geschmacks verbindet.

Die Pflirschen kommen aus Persien, wie ihr Name entdeckt; (*persica mala*) und von da gelangten sie nach Griechenland, wo man sie schon vorlängst gegessen, ehe sie zu Rom bekannt wurden. Theophrastus, der wenig Jahre nach dem Aristoteles lebte, redet schon von ihnen, wiewol als von einer fremden Frucht. Erst dreyßig Jahr vor dem Naturalisten Plinius wurden die frühen Pflirschen in Rom bekannt; und damals stund der Preis der auserlesenen Pflirschen so hoch, daß manches Stück mit 300 Sesterzen bezahlt wurde, welches eine ausschweifende Theurung war. Frankreich kann sich seit mehr als hundert Jahren rühmen, daß es in den Gegenden von Montreuil Pflirschen zeuge, die nicht leicht weder an Größe noch Schönheit übertroffen werden können, seitdem ein gewisser ancien Mousquetaire, Namens Girardot, welcher die Kunst, Pflirschen zu ziehen, wohl verstanden haben muß, weil er deren in Paris jährlich für etliche tausend Livres verkaufte, zu Bagnolet den Anfang gemacht hatte, die uralten schlechten Pflirschen von Corbeil in Paris aus der Mode zu bringen.

Man kann eben nicht behaupten, daß es ein besondres Geheimniß wäre, große und vortrefliche Pflirschen zu ziehen. Die Bäume selbst sind dauerhaft genug, und bieten oft den härtesten Wintern Troß. Sie nehmen auch mit einem schlechten sandigten Boden fürlieb, wenn er nur Wasser hat.

Persicam arena juvat, si perluat humor arenam.

P. Kapin.

Nur in der Blüthezeit sind diese Bäume sehr zärtlich, und ihre Blüthen können von einem kleinen Nachtfrost ungewidert bringlich

bringlich verderben werden, wosern man sie nicht durch Decken oder Strohhäuben, oder am besten durch Fenster, vor allem auffallenden Thau, Nebel, Reife und Regen verwahrt hat, als welches die einzige Bedingung ist, unter welcher die Frühlingsfröste der Pfirschenblütze schaden können. Nach dieser Vorsicht kommt alles darauf an, daß man die Pfirschbäume in Wände einschliesse, die die Sonnenstrahlen auf sie zurückprellen, und alle rauhe Winde von ihnen abhalten, und daß man mit ihren Stämmen, Zweigen, Blüthen, und Früchten fein säuberlich umgehe, und alles, auch fogar die Regentraufen, oder was sonst ihrer Rinde Gewalt anthun könnte, aus dem Wege räume. Wenigstens sind dieses die Hauptvortheile, deren sich die Einwohner von Montreuil bedienen, um den Beyfall und die Bewunderung von ganz Paris zu verdienen.

Man hat hauptsächlich zweyerley Arten von Pfirschen, nämlich die lockern, welche sich von ihrem Kerne ablösen, und die sogenannten indianischen, die am Kerne fest sitzen, ein verberes Fleisch haben, und in Georgien, Carolina, Virginien, u. s. w. bloß zum Branntweine gebraucht werden. Man hat in diesen Provinzen beyde Sorten; aber sie haben keine solche rauhe Haut, wie einige der unsrigen, die Viele für die schönsten halten, sondern ihre Schaale ist durchgängig glatt.

Die Pfirsche von gehdriger Größe und Reife hat etwas Entzückendes für den Geschmack, und ist in großer Hitze ein wahres Labfal. Sie kühlt stark, und ein Arzt muß alle seine Philosophie daran wenden, um sich nicht von ihren Reizungen verleiten zu lassen, sie zum Schaden der Gesundheit allzu unbedingt zu preisen. In der That ist sie eine gefährliche Frucht, eben um deswillen, weil ihr Geschmack so schön ist, daß er zur Unmäßigkeit in ihrem Genuße reizt, und weil doch gleichwol ihre Wirkungen auf zweyerley Weise gefährlich sind. Fürs erste ist ihr Saft allzu kühlend; und in der heißen Jahreszeit sind solche kühlende Früchte, die fast kein festes Fleisch, wie die Aepfel und Birnen, sondern lauter Saft, und zwar keinen wässrigen, wie die Kirschen, sondern

sondern einen gefättigtern Saft haben, allezeit mit großer Vorsicht und Mäßigkeit zu genießen, weil sie gar leicht Erkältung und Entzündung des Magens verursachen. Fürs andre sind die weichsten und saftigsten Früchte darum zu fürchten, weil sie allzu geschwind sauer werden, und den Magen und die Gedärme, vermöge ihrer Schärfe, anfreffen, worauf gefährliche Durchläufe erfolgen. Daher haben, wie Galenus berichtet, die Pfirschen in Persien ihrem Geburtslande, ehedem in dem übeln Rufe gestanden, daß sie giftige und tödtliche Früchte wären; und einige haben gar behaupten wollen, daß sie die Perser den ausländischen Völkern in der Absicht hätte zukommen lassen, um sie damit zu vergiften. So wenig ich dieses glaube, weil es kein alter glaubwürdiger Schriftsteller sagt, und weil auch der ganze Anschlag allzu einfältig herauskommt; so ist doch so viel gewiß, daß man im Genuße der Pfirschen dem Geschmacksenge Grenzen setzen müsse, zumal wenn sie nicht ihre völlige Reife haben, oder wenn man sie nüchtern genießen wollte.

Eben dasselbe Urtheil gilt fast noch mehr von den **Abricosen**, zumal in unsern nördlichen Gegenden, wo diese Früchte klein bleiben und selten reif werden. Ihr unmäßiger Genuß verursacht Coliken, Durchlauf, und eine unmäßige saure Schärfe. In der Barbarey nennt man sie **Christenmörder**, **Maza Franca**, weil sie häufige Fieber und Durchfälle verursachen, und dadurch großen Schaden anrichten. Außer dem sind sie labend, kühlend und durststillend, und ihr angenehmer Weingeschmack erwirbt ihnen viel Liebhaber. Sie kamen zuerst aus Armenien, und hießen **armenische** oder **epirische Aepfel**. (Malum Epiroticum oder auch orbiculatum.) Hiervon scheint ihr deutscher Name herzurühren, wiewol ihn **Sharo** von *præcoqua*, in der neuen griechischen Sprache *περικωκα*, wegen ihrer frühen Reife, herleitet. Zu Rom wurden sie erst 30 bis 40 Jahr nach Christi Geburt ein wenig gemein, und seitdem hat man deren in Europa verschiedene Arten gezogen. Wir haben die große weiße, sogenannte **Pariser Abricose**, die schon im Frühjahre reif wird; ferner die wohlriechende, welche am spätesten reift, wie

wie auch die kleine rothe wohlschmeckende, und die gelbe, welche zu Confituren und Mannneladen vortrefflich ist. Die Kenner geben der Brüsselschen Abricose vor allen andern den Vorzug; und dieses labende Obst würde unter den Baumfrüchten, auch zum diätetischen Gebrauche, immer einen ansehnlichen Rang besitzen, wenn nicht sein schöner Geschmack ein allzu mächtiger Reiz zur Unmäßigkeit wäre.

Ich gehe fort zu den Birnen, welche eben so wie die Äpfel, ihrem ersten Ursprunge nach, wilde Früchte sind, die ehemals in den Wäldern gestanden, und wovon die sogenannte Umbrette, zum Zeichen ihrer ursprünglichen Wildheit, noch Dornen hat. Die griechischen Naturlehrer schreiben, daß sie viele Birnen im Lande gehabt, besonders im Peloponnesus, weshalb sie dieselben auch, nach dem Namen einer Provinz im Peloponnes, Apion nannten. Theophrastus redet häufig von ihnen, als von einer hochgeachteten Frucht. Was die Römer betrifft, so zählte Plinius 35 Arten von Birnen, welche bey ihnen bekannt waren, wovon viele den Namen ihres Geburtsorts führten, und woraus erhellet, daß sie den größten Theil derselben aus Griechenland, Aegypten, Carthago, Syrien, Alexandria und Numantia erhalten haben. Man erkennt noch, aus seiner Beschreibung der sogenannten Superba, unsre kleine Muscatellerbirn, aus der Beschreibung der Lactea die blanquettes, aus der, die er libralis nennt, unsre Pfundbirne, und aus seiner Volema unsre Sommer-Bon-Chrétiens. Die syrischen Birnen scheinen schon in damaligen Zeiten sehr beliebt gewesen zu seyn; und es gedenken ihrer Virgil, Martial und Juvenal. Sie wurde anfänglich in Tarent gepflanzt, und erhielt davon den Namen der Tarentiner. Der P. de la Rue vermuthet in seinem Commentario über den Virgil, daß dieses wohl unsre Bergamotte seyn könnte; und dieses wird aus dem Berichte eines gewissen jesuitischen Missionairs wahrscheinlich, welcher meldet, daß in Armenien die Bergamotten köstlich, und ihre Früchte grün, rund, voller Zucker, und so beschaffen waren, daß sie im Munde zerschmelzten. So viel ist gewiß, daß

daß diese Frucht ihren Namen nicht von Pergamus, in Italien, habe, sondern ihr wahrer Name, Bergamot, ist eigentlich aus der verdorbenen Zusammensetzung zweyer türkischer Wörter entstanden, wovon das eine, Beg, einen Fürsten, und das andre, Armoud, eine Birne bedeutet. Wir sollten also diese sogenannte fürstliche Birne, nicht Bergamotte, sondern Begarmoud schreiben. Da inzwischen Plinius der syrischen Birne eine schwärzliche Farbe zuschreibt, so überlasse ich es den Criticis, ob sie der Bergamotte unter den syrischen Tarentinerbirnen einen Platz einräumen wollen, ich aber will indessen zusehen, was wir von dem Genuße dieses Obstes zu hoffen haben.

Obgleich die Birnen mit den Äpfeln übereinkommen, so sind doch die meisten Arten derselben herber und zusammenziehender, und eröffnen den Leib nicht so leicht, wie die Äpfel. Die getrockneten Birnen verstopfen sogar den Leib auf ziemlich lange Zeit, wenn man sie ohne etwas Flüssiges genießt. Inzwischen haben wir an den Muscateller-, Bergamotten- und weißen Birnen etc. angenehme und gelinde Sorten, wovon die ersten selbst den Kranken eingemacht zur Labung gegeben werden. Der Saft der abgekochten getrockneten Birnen ist ein erlaubtes linderndes Mittel in der Fieberhitze; und überhaupt werden diese Früchte, gekocht, für gesunder gehalten, als die rohen. Sie blähen ein wenig, und fallen dem Magen, den sie kälten, ihrer Bestigkeit wegen, schwer, zu verdauen. Man muß sie, wie alles Obst, ohne ihre Schaaale genießen, hingegen würden die bitteren Kernen des meisten Obstes, indem sie den Magen erwärmen, ein Gegenmittel wider die allzu kühlende Eigenschaft desselben seyn, wenn man sie mitäße; welches viele darum unterlassen, weil sie den Geruch des Hanches verderben. Man muß sich also auf andre Weise den Magen stärken, wenn man ein Liebhaber der kühlenden Kern- und Steinfrüchte ist. In meinem 124sten Stücke wird man den Pfeffer hierzu angepriesen finden; aber die Mäßigkeit ist preiswürdiger. Nach Speisen, welche mit hitzigen Gewürzen überladen sind, in der Sommerhitze, und in Ermangelung anderer

Zugemüse beyin Genuße vieler Fleisch- und Fischspeisen, sind die kühlenden Früchte am besten angebracht.

Zwischen den Äpfeln und Birnen stehen die Quitten, (*mala cydonia*, lat. *cotonea*) in der Mitte. Denn man hat sowol Quittenäpfel, als Quittenbirnen. Schon ihr Name zeigt uns ihren Ursprung; denn sie kamen zuerst von Cydon oder Cydonia, einer ansehnlichen Stadt auf der Insel Creta, nach Griechenland, und von da nach Rom. Nach dieser ausgemachten Herleitung, sagt Serenus:

Aut quæ poma Cydon Cretæis misit ab oris.

Vielleicht ist aber doch ihr erstes Vaterland noch weiter hin an der Küste von Asien; denn außerdem, daß wenig Gewächse auf Inseln entsprungen sind, erfordern diese Früchte viel Hitze, und müssen also wahrscheinlicher Weise aus den heißen orientalischen Ländern kommen. Konnten nicht vielleicht die Phönizier die zu Rhodus und Candia gefundenen Quitten nach Creta gebracht haben? Doch, dem sey, wie ihm wolle. Ich könnte diese Früchte ganz übergangen haben, da ihr diätetischer Nutzen lange so groß nicht ist, als der medicinische. Sie sind stets herbe, nie mürbe, und ich erinnere mich keines Landes, außer Georgien, wo man die reifen Quittenäpfel roh essen kann, ohne daß sie den Mund zusammenziehen sollten. Ich lese, daß diese georgischen Quitten einen viel schwächern, aber doch eben so lieblichen Geruch haben sollen, als die unfrigen. Wir müssen sie bekauntermaßen mit Zucker und Gewürz zubereiten, und so genießen wir sie wohlschmeckend, aber, nicht ohne alle Verbindung, mit Nutzen für die Gesundheit.

Die Quitten verdicken und zieht ein wenig zusammen, und hiervon haben sie die Tugend, den schwachen Magen zu stärken und den Durchlauf zu stillen. Ihre labende Kraft macht sie bey schwachen Kranken beliebt. Wenn sie aber unsre Frauenzimmer genießen, um sämreiche und schöne Kinder zu erhalten, so sind die Cretenserinnen zu tadeln, daß sie diese Landesfrucht nicht gebrauchen, da sie dort Lügner, böse Thiere und faule Wäucher gebähren. Wer zu Verstopfung

gen und Verhärtungen des Leibes geneigt ist, muß sich dieser Früchte enthalten, weil sie das Uebel vermehren. Sonst ist der Quittenschleim mit Recht als eine gute Arznei betrachtet, wider die Entzündung des Halses und der Zunge, wider das erschlafte Zahnfleisch, wider die von einem Brande entzündeten Augen, aufgesprungene Haut, Durchlauf und übermäßige Schweisse.

Ich will noch zuletzt der Pflaumen gedenken, die ihren lateinischen Namen, *Prunum*, von einem asiatischen Worte, *Prounaon*, erhalten haben sollen; woraus man auf den Ort ihres Ursprungs schließen kann. Theophrastus redet von vielen Pflaumenbäumen, die in der fruchtbaren Ebene Syriens, Damas, wachsen; und Europa empfing vor Alters von daher getrocknete Pflaumen. Cato kannte wirklich noch keine andre, als diese; hingegen waren sie zu Plinii Zeiten in Italien schon so häufig, daß er ausdrustet: *Ingens prunorum turba!* Er zählte deren 30 Gattungen. Vermuthlich sind die Damascenerpflaumen über Italien zu uns gekommen, obgleich der Abt Plüsch meynet, daß sie die Kreuzherren von ihren Heerzügen mitgebracht haben. So viel ist gewiß, daß wir von den Kreuzzügen wenigstens den bleibenden Nutzen rühmen können, daß sie uns die Pflaumen der heiligen Catharina und einige Damas haben kennen lernen, mit welchen letztern uns jetzt Ungarn versieht.

Diese Pflaumen haben eine säuerliche Süßigkeit, und einen sanften Schleim, welcher sie zu verschiedenen Absichten in der Diät brauchbar macht. Sie eröffnen den Leib aufs gelindeste, und dämpfen die Schärfe der Galle und der übrigen Säfte, welche so oft fliegende Hitze verursacht. Ihr Saft ist heilend, und stillt das Tucken alter unreiner Wunden, oder Geschwüre. Empfindliche Gedärme purgiren sie, und schwache erfüllen sie mit Winden, welche sie aufblähen. Von diesen Fehlern sind die getrockneten und gekochten freyer; aber doch thut ihr Saft immer einige Wirkung. Sie sind also denen zu widerrathen, die leicht zum Durchlaufe kommen können; und dieses sind gleichwol die besten Pflaumen, die noch die allerunschuldigsten sind.

Wer viel Wasser oder Bier darauf trinkt, der wird aus einem bald erfolgendem Murren im Leibe merken, was ihm ihn seine Geschäfte abrufen.

Krüger hat uns ein Mittel gelehrt, diese schönen Früchte aufzubehalten, das auch bey andern Obste angebracht werden kann. Man bricht die Pflaumen am Stengel behutsam ab, ohne ihren blauen Staub abzuwischen, und legt sie, schichtweise zwischen reine Blätter von ihrem Baume, in eine Tonne, welche vollkommen dicht seyn muß, daß kein Wasser hindringt. Diese Tonne, welche zum Ueberflusse auswendig noch mit Pech begossen werden kann, wird an einer Kette in einen Brunnen gehängt, daß sie das Wasser überall umgiebt. In diesem Zustande bleiben die Früchte zu allen Jahreszeiten frisch und unverfehrt, und es wird einem jeden leicht seyn, den physikalischen Grund hiervon zu entdecken.

Es giebt aber einige besondere Arten von Pflaumen, die alle medicinische Schriftsteller verwerfen, und die ich hier bloß zur Warnung erwähnen muß. Es sind dieses die runden, großen und kleinen, weißen, gelben und rothen Pflaumen, welche in Sachsen Spillinge genant werden. Diese Früchte haben allezeit eine schädliche Schärfe, welche die Gedärme angreift, und viel Blähungen, Durchlauf, und Colik verursacht. In den Jahren, da die Spillinge, Pflaumen und Abricosen sehr häufig sind, wird der Durchlauf eine grassirende Krankheit; und daher ist es an vielen Orten verboten, dergleichen Früchte öffentlich zu verkaufen. Weil die Ruhr in eben der Jahreszeit, da diese Früchte vorhanden sind, zu grassiren pflegt, so hat man sie für die Ursache derselben gehalten, und ob dieses gleich ein Irthum ist, so sind doch die Colicken, Durchläufe und Fieber, welche dieses selbst erregen, gefährlich genug, um sie dem Volcke zu entziehen: denn wir können uns nicht rühmen, daß unsre Spillinge jemals gesund wären, wie sie in Georgien seyn sollen.

Je mehr ich diese Früchte verwerfe, desto mehr preise ich meinen Lesern die kleinen getrockneten und ausgekernten Pflaumen an, welche uns die Franzosen unter dem Na-

men der Prunellen senden. Sie können gallfüchtigen, heftischen, fieberhaften und allen solchen Leuten empfohlen werden, die Wallungen im Blute haben. Ihre angenehme süße Säure macht sie labend, und dämpft die Hitze, die Schärfe, die Galle und Wallungen des Bluts. Mit dieser köstlichen Waare will ich meinen heutigen Jahrmarkt beschließen.

(*) An den Verfasser der Gazette Salulaire.

Mein Herr,

Erlauben Sie mir eine Anfrage, wegen der seifenartigen Arzneien. Der vortrefliche Boerhaave schreibt ihnen, unter andern vortreflichen Eigenschaften, besonders eine auflösende Kraft zu. Coagulis quantam restituit meabilitatem. (chym. T. 2. p. 260) Der berühmte Practicus, Herr Tronchin, welcher sich rühmt, eben sowohl, wie die Herren von Zaller und von Swieren, ein Schüler von Boerhaave gewesen zu seyn, sagt hingegen von diesen Arzneien, daß sie die Galle coaguliren. Welchem von beuden darf ich glauben? Ich habe Verstopfungen und gebrauche Seifenpillen, und finde nicht nöthig, mir die Galle coaguliren zu lassen. Ich bin, &c.

(*) Antwort.

Man muß Boerhaaven glauben, der von den Seifen besser, als jemand geschrieben hat. Ob ihm gleich Herr Tronchin hiezu widerspricht, so scheint er es doch nicht vorzüglich gerhan zu haben. Hätte Herr Tronchin auf das, was er schrieb, mehr Aufmerksamkeit gewendet, so würde er erkannt haben, daß die Galle selbst ein seifenartiges Wesen sey. Da er also in seiner Schrift von der Colik von Poitou die Coagulation der Galle von der seifenartigen Eigenschaft des Saftes der Sommerfrüchte herleitet, so müssen wir frey gestehen, daß wir dieses mehr für eine Unachtsamkeit, als für ein Paradoxum halten. Alles, was wir da aus schließen können, ist dieses, daß es nicht genug sey, unter Boerhaaven studirt zu haben, um wie Boerhaave zu schreiben; gleichwie es nicht genug ist, das Schreibzeug eines Dichters zu erben, um solche Verse zu machen, als er. Herr Tronchin ist unstreitig ein guter Practicus. Er hat hier in Paris, zween Monate lang, alle Aerzte der Stadt verdunkelt, und zween Monate nach seiner Abreise redete man noch von ihm bey Hofe, und selbst in der Stadt, als von dem vornehmsten Practico

Unter den allgemeinen Augenwassern wird das folgende, welches Friedrich Hofmann bekannt gemacht hat, für ein Wundermittel gehalten, und darum will ich es hier beschreiben. Man kocht sechs Loth, sowohl vom Rheinwein, als von Rosenwasser und Wegebreitwasser, in welche zwey Quentlein zubereitete Tutie und anderthalb Quentlein auserlesener Myrrhen gemischt sind, so lange, bis nur noch zweyen Driththeile nachbleiben. Unterdessen wird aus einem Scrupel Grünspan und acht Gran Campher ein Säcklein zubereitet, welches man gegen die Zeit, da die Arzney bald vom Feuer abgenommen werden soll, hinein thut, und mit kochen läßt. Wenn dieses geschehen, so wird alles durchgeseigert, ohne es durchzudrücken; und dieses ist das stärkende und zertheilende Augenwasser, dessen Gebrauch bey Schwachheit, Flüßen und Entzündungen der Augen gewiß von großem Nutzen seyn kann. Das Taylorsche Augenwasser ist um des berühmten Augenarztes willen, der aller Kaiser und Könige Oculist und aller Gesellschaften Mitglied ist, auch der Bekanntmachung werth. Es besteht aus acht Unzen Rosenwasser, vier Gran Bleyzucker, und eben so viel Salmiak. Man läßt davon einen Tropfen ins Auge fallen, wenn es roth und entzündet ist.

Zuweilen sind die kleinsten Umstände vermögend, eine Augenkrankheit zu erregen, die fast durch nichts gehoben werden kann, wenn man das Glück hat, ihre Ursache zu entdecken. Zwey Eheleute, welche in einem Bette beyammen zu schlafen pflegten, klagten mir einstmals ein Uebel, dessen Beschaffenheit mir sehr seltsam zu seyn schien. Schon drey Jahr hinter einander hatte der Mann des Winters alle Morgen, wann er aufstund, einen Schmerz im linken Auge, und es war ihm etwas geschwollen. Zuweilen war auch das Weiße des Auges roth durchstriemt. Des Sommers wußte er von dem allen nichts. In eben diesen dreyen Jahren hatte die Frau des Sommers, alle Morgen, wann sie aufstund, einen Schmerz in dem linken Auge, und es war ihr auch zuweilen geschwollen und entzündet. Des Winters wußte sie von dem allen nichts. Da ich die Ursache dieser Beschwerlichkeit untersuchen sollte, so ließ ich mir das Schlafzimmer zeigen. Das

Das Bett stand auf der einen Seite an einer Wand, und zum Häupten war ein Brett, welches nicht völlig bis an den Betthimmel reichte, so daß der Zugwind von einem eben nicht wohl verwahrten Fenster, welches neben den Häupten des Bettes war, durch die Oeffnung hindurch blasen konnte, und gerade auf die linke Seite desjenigen traf, welcher vorn im Bette lag. Des Winters pflegte der Mann vorn zu liegen, um seiner Frau den wärmsten Ort zu lassen. Des Sommers lag er hinten, um seiner Frau den kühlsten Ort zu lassen. Auf dieser periodischen Gefälligkeit des Mannes beruhete das ganze Unglück der Eheleute. Man brachte das Bett an einen andern Ort, und die linken Augen der beyden guten Leute blieben von der Zeit an Winters und Sommers gesund.

Eine gewisse Dame hatte in ihrem Wohnzimmer einen bequemen Lehnstuhl, welcher immer auf einerley Stelle an einem Fenster stand. Sie brachte, wie viele Damen, den größten Theil des Tags in ihrem Lehnstuhle zu, und sie empfand alle Nachmittage, besonders gegen den Abend, ein Brennen und Drücken in beyden Augen, welches zuweilen eine starke Entzündung derselben verursachte. Sie unterließ vieles, was sie für die Ursache dieses Zufalls hielt. Sie las, sie nähete, sie schrieb nicht mehr, aber alles vergeblich. Endlich entdeckte man, daß oben durch einen Winkel des Fensters, an welchem sie saß, ein heller Strich vom Himmel auf ihre Augen fiel, welcher sie blendete, und ihr alle diese Ungelegenheiten verursachte. So bald sie diesen Theil des Fensters mit einem grünen Vorhange bedeckt hatte, wurden ihre Augen befreuet. Es können unzählige solcher kleinen Umstände vorhanden seyn, die eine Augenkrankheit nicht nur hervor bringen, sondern auch so hartnäckig machen, daß sie aller Bemühungen der Arzte spottet. Daher ist es unstreitig nützlich, daß jeder Mensch sich selbst beobachte, und wenn ihm Krankheiten zustößen, die Umstände und Verhältnisse, worin er sich befindet, genau erwäge. Es giebt eine Entzündung der Augen, welche bloß davon herrührt, daß sich ein Haar der Augenwimpern einwärts dreht, und das

Augensied unaufhörlich reizet. Dieses Unheil wird durch die Entdeckung seiner Ursache im Augenblicke gehoben, und es wird einen Arzt und Kranken, die den Grund davon nicht entdecken, höchst ungeduldig und verdrießlich machen. *Albinus* hat dieselbe Beobachtung gemacht.

Die Entzündung der Augen ist eine gemeine und sehr beschwerliche Krankheit, welche viel Umstände erfordert, wofern sie gründlich gehoben werden soll. Das Blutlassen, die Blasenpflaster im Nacken und hinter den Ohren, oder Haarseite im Nacken und in den Ohren, ja, nach *Mauhart*, an den Augen selbst, Schröpfungen des Hinterkopfs, welche gemeinlich die schnellste Wirkung thun, und die Fontanelle zwischen den Schultern, sind bey allen starken Entzündungen der Augen nützlich, und doch zuweilen nicht hinlänglich. Wenn man aber die Augensalbe des berühmten *Rittes, Hans Sloane*, zu Hülfe nimmt, so wird die Cur nicht leicht fehl schlagen. Diese Salbe hat sich in England und nachher in ganz Europa einen so großen Namen gemacht, daß ich es unmöglich unterlassen kann, sie hier zu beschreiben. Man nimmt zwey Loth zubereitete Tutie, zween Scrupel zubereiteten Blutstein, zwölf Gran socotrinische Aloe, und vier Gran zubereitete Perlen, reibt alles zugleich in einem marmornen Möser mit einem steinernen Stämpfel ganz fein, und macht daraus mit einer hinlänglichen Menge Bibernfett eine Salbe, welche unter der Beyhülfe der übrigen obgedachten Mittel nicht allein die stärksten Entzündungen der Augen, sondern auch die Häute und Auswüchse der Hornhaut vertreibt. Sie muß mit einem kleinen Pinsel in die Augenwinkel gestrichen werden, woben das Augensied ein wenig geöffnet wird. Zuweilen müssen auch Blutigel an den Schläfen, oder am untern Theile der Augenhöhle angefest werden, wenn die Wirkung hinlänglich seyn soll. Diese Thiere thun oft bessere Wirkung, als das Blutlassen, und *Strandberg* rath deren sechs bis acht ums Auge herum zu setzen. Das Bibernfett ist in dieser Salbe von so guter Wirkung, daß man auch oft mit ihm allein die Wunder der *Sloanischen Salbe* verrichten kann.

Ein

Ein vom *D. Steller* angerathenes Mittel wider schmerzhaft und entzündete Augen, das seine Wirkung binnen sechs Stunden zu thun pflegt, besteht darin, daß man Enweiß mit ein wenig Campher und Zucker in einer zinnernen Schüssel schlaege, daß es schäume, und es sodann mit Leinwand vor die Stirn binde.

Ich kann noch ein andres gutes Hausmittel wider entzündete und triefende Augen, das ich vom Herrn Professor *Matthia*, in Göttingen, gelesen, anpreisen. Man brennt ein Stück Weihrauch, das auf einer Gabel steckt, bey einem Wachslichte an, und löscht es in zween Suppentöpfeln voll Rosenwasser aus. Diese Operation wird dreyßigmal wiederholt; alsdann seigt man das Rosenwasser durch, vermischt es mit eben so viel Frauenmilch, und streicht davon des Abends etwas in die Augenwinkel. Die Wirkung erfolgt geschwind, und die Augen können davon oft in einer Nacht besser werden. Man kann auch ein Stückchen Leinwand mit diesem Wasser befeuchten, und auf die Augen legen.

In der Barbaren färben sich die Weiber insgesamt ihre Augensieder mit Bleyerz, wie *Shaw* versichert, und auch dies ist ein Mittel, die Entzündung und Rörthe der Augensieder abzuhalten. Das Beyspiel einer ganzen Nation beweiset hinlänglich, daß die Gefahr von demselben so groß nicht sey, als es vielen scheinen möchte.

Der *Ritter Temple* hat für die Flüsse auf den Augen und im Haupte ein Hausmittel bekannt gemacht, welches diejenigen sicher versuchen können, die Lust dazu haben. Ich will es mit seinen eignen Worten beschreiben. „Wider die Flüsse der Augen und des Haupts ist meines Erachtens ein Tobacksblat, welches man alle Morgen eine Stunde lang in die Nasenlöcher steckt, ein recht besondres Hülfsmittel. Wenn dieser aber zu stark oder zu beißend ist, so kann man auch das *Betonienkraut* gebrauchen. Die Wirkung von obden besteht darin, daß sie die Flüsse vom Haupte durch die gehörigen und natürlichen Kanäle herabziehn. Der alte Fürst *Noriz von Nassau* hat mir erzählt, daß er hierdurch seine Augen bis in sein hohes Alter erhalten hätte, da

„er in seinem vierzigsten Jahre in Gefahr stand, sie zu verlieren; und ich habe seitdem mich desselben mit gleichem Erfolge bedient, nachdem ich gute Gründe hatte, den Verlust oder die Abnahme meines Gesichts in eben den Jahren gleichfalls zu befürchten.“

Wenn der geheime Rath, Friedrich Hofmann, die Augenkrankheiten der Kinder, von welcher Art sie auch waren, curiren sollte, so gab er den Aeltern den Rath, die Augen der Kinder öfters mit Weine zu besuchen, und dieses eine geraume Zeit täglich fortzusetzen. Dieses Mittel ist sicher und kräftig, und es können sich desselben auch erwachsene und alte Leute bedienen, um ihre Augen zu stärken. Wenn man in acht Unzen Wasser, oder Rheinwein, zehn Gran weissen Vitriol auflöset, und dann ein wenig Zucker darunter mischt, so erhält man eine stärkende Arznei, die den schwachen Augen vortrefliche Dienste leistet. Ist dieses zu unständlich, so kann Wasser mit etwas Branntwein vermischt, eben dasselbe verrichten.

Es ist ein Irrthum vieler Leute, welche in der Nähe alles sehr gut, in der Ferne aber nichts deutlich sehen können, wenn sie fürchten, daß dieser Zustand ihren Augen dereinst Gefahr bringen könnte. Die ganze Sache beruht bloß auf einer natürlichen Bildung des Auges, oder auf einer Gewohnheit. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß solche kurzsichtige Leute weder von der Blindheit etwas zu fürchten, noch auch im höchsten Alter der Brillen nöthig haben. Die Leute hingegen, welche gut in die Ferne, nicht aber in der Nähe deutlich sehen können, haben der Brillen von nöthen, und dieses Hülfsmittel ist ihnen hinlänglich.

Ob es gleich ein großes Unglück zu seyn scheint, einäugig zu seyn, so kann man doch gewiß glauben, daß die meisten, ja alle Menschen, eigentlich nur mit einem Auge sehn. Borellus und andre haben schon dargethan, daß wir allezeit mit einem Auge die Gegenstände deutlicher sehen, als mit dem andern. Da nun eine jede stärkere Empfindung die schwächere unterdrückt, so empfinden wir die sichtbaren Gegenstände eigentlich nur mit dem Auge, welches uns die Bilder derselben

derselben aufs lebhafteste vorstellt. Dieses ist die wahre Ursache, warum wir mit zweyen Augen eine Sache nur einmal sehn; und wenn die Einäugigen Ursache haben, über die verdorbene Schönheit ihrer Gesichtsbildung zu klagen, so dürfen sie sich doch nicht beschweren, daß sie weniger sähen, als wir Zweyäugigen, zumal da sie an uns zwey Augen, und wir an ihnen nur eins sehn.

Es haben vor Zeiten schon Riverius, Plempius, und andre, gelehrt, daß es ein Zeichen des bevorstehenden Staars sey, wenn man allerley Bilder, wie Funken, Flocken, Spinnweben, Haare und dergleichen, vor den Augen sieht, die sich auf mannichfaltige Weise bewegen, und daß der Staar schon wirklich vorhanden sey, wenn solche Bilder beständig vor den Augen schweben. Sie schrieben dieseiben gewissen undurchsichtigen Körperchen zu, welche in der wäßrigen Feuchtigkeit des Auges herumschwimmen sollten. Allein, sie verstünden die Natur des Auges nicht; sonst würden sie gewußt haben, daß kein Körper, der in der wäßrigen Feuchtigkeit herumswimmt, ein empfindbares Bild im Auge abschildern könne. Selbst das, was auf der Hornhaut klebt, und nicht einmal die Narben derselben können vom Auge empfunden werden, oder solche Erscheinungen darin verursachen. Schon Pitcairn hat diesen Irrthum der obgedachten Aerzte widerlegt. Noch niemand aber hat diejenigen Personen, die solche Erscheinungen vor den Augen haben, von ihrer Furcht wegen des Staars gründlicher befreuet, als der Herr Magister Meister in Göttingen. Dieser genaue Beobachter hat nicht allein die Gestalt, Farbe, Durchsichtigkeit und Bewegung dieser scheinbaren kleinen Körperchen aufs beste beschrieben, sondern er hat auch aus allen seinen Beobachtungen mit dem größten Grade der Wahrscheinlichkeit geschlossen, daß diese ganze Krankheit nichts anders, als eine Art von einer Entzündung im Auge sey, und daß die Gestalten, welche gesehen werden, Blutkügelchen, verdickte Säfte und kleine verstopfte Röhren sind, welche nur alsdann sichtbar werden, wenn sie sich in den hintersten Fächern der glasartigen Feuchtigkeit befinden. Leute, die ihre Augen beständig auf Kleinigkeiten, oder mit

mit Augengläsern anstrengen; Leute, die zu viel studieren, oder auf irgend eine andre Weise den Umlauf der Säfte im Auge hemmen, oder den Zufluß derselben stark dahin ziehen, sind der Gefahr dieser Entzündung am meisten ausgesetzt. Zuweilen verschwinden diese Bilder von selbst wieder, und die Schonung der Augen kann hierzu nicht wenig beitragen. Denenjenigen, welche mit dieser Augenkrankheit behaftet, und wegen des Staars in Furcht sind, werde ich einen angenehmen Trost geben können, wenn ich ihnen einige Stellen aus der Schrift des Herrn Magister Meisters hier abschreibe.

»Da ich diese Erscheinungen vor den Augen in meiner Jugend sorglos betrachtet hatte, so ward ich endlich bey zunehmendem Alter nachdenklicher, und nach und nach so furchtsam, daß ich mich nie unterstanden habe, diesen Zufall meiner Augen jemanden zu entdecken, weil ich immer besorgte, er möchte das Urtheil über mich sprechen, und mich zur Blindheit verdammen; und wider dieses Urtheil würde mir um so viel weniger erlaubt gewesen seyn, etwas einzuwenden, da ich schon damals überaus kurzsichtig war. Ich suchte also diesen Fehler vor Jedermann zu verbergen. Weil ich ihn aber doch für höchst selten, wo nicht gar für unerhört hielt, so fieng ich schon vor vielen Jahren an, alle Umstände und Zufälle dieser Krankheit aufzuschreiben, damit ich mich entweder unter der Hand nach Hülfe umsehen, oder wenigstens den Wachsthum und die Annäherung der Gefahr desto besser bemerken könnte. Allein, diese Arbeit setzte ich nicht gar lange fort. Ich wurde gewahr, daß die Krankheit ungemein langsam zunahm. Ich rechnete aus, wenn sie in eben dem Maße zu wachsen fortführe, wie lange sie Zeit brauchte, bis sie zur völligen Blindheit würde? Ich fand, daß dieses ungefähr in die Zeit einschlug, in der wir unsrer Augen überhaupt entbehren können und müssen; und obgleich diese Rechnung nicht so beschaffen war, daß sie alle meine Leser überzeugen würde, so machte sie doch sogleich meiner Furcht und meinem Tagebuche ein Ende. Nun war ich dreiste genug, unter den Verzeichnissen der Augenkrankheiten auch die meinige aufzusuchen; und wenn hier und da ein

sein Arzt ihr mit dem Staare, mit gewisser und naher Blindheit drohte, so setzte ich ihm getrost meine Rechnung entgegen, oder den Ausspruch gelindrer Aerzte. Die Beschreibungen und Ursachen, die ich von dieser Krankheit aus allerley Büchern zusammengetragen, überzeugten mich, daß dieser Zufall gar nicht selten sey, und daß er bey vielen Personen bis in das höchste Alter weiter keine übeln Folgen gehabt habe. Hierzu kommt noch eine ziemliche Anzahl mündlicher Erzählungen, die mich fast auf die Gedanken bringen, daß wenig kurzichtige Leute völlig frey davon seyn dürften. Unter allen Aerzten, die in der Beurtheilung dieser Krankheit auf mannichfaltige Weise irren, halten einige dieselbe für einen wirklichen Anfang des Staars, den sie, nach der alten Meynung, in einem Häutchen suchen, welches allmählig die Vorderseite der Krystalllinse überziehet, und endlich den Lichtstrahlen allen Durchgang verschließen soll. Diese Leute sind für unsre Augen am gefährlichsten; denn sie sind sogleich mit der Nadel fertig, und wollen kurz und gut den Staar stechen, wo doch weder Staar, noch sonst etwas niederzudrücken ist. Sie setzen also einen Theil des Auges, der von dem Sitze dieser Krankheit sehr weit entfernt ist, ohne allen Nutzen, einer nicht geringen Gefahr aus.

Man kann aus allen diesen Beobachtungen so viel mit Gewisheit schließen, daß Leute, welche den schwarzen Staar bekommen sollen, zuweilen zwar solche Erscheinungen vor den Augen sehen können; daß aber auch nur eine gemeine Entzündung der Augen eben dieselben Erscheinungen hervorbringen könne. Daher hat Pitcairn den Unterschied sehr wohl angegeben, wenn er sagt: die vor den Augen schwebenden Bilder von Mücken, Spinnweben, u. d. g. gehn vor dem schwarzen Staare vorher, wosfern gar keine Zeichen einer Entzündung in den Augen vorhanden sind.

Das Schielen der Augen entsteht von einer ungleichen Festigkeit der Muskeln, welche die Augen bewegen, und ist meistens eine Krankheit der Kinder. Oft versehen es die Ammen dadurch, daß sie die Kinder beständig an eine und eben dieselbe Brust, oder in der Wiege so legen, daß sie eine

helle Stelle vom Himmel, oder von irgend einem Lichte und glänzenden Körper stets mit verdrehten Augen ansehen, oder, wenn sie den Kindern Hauben auf den Kopf setzen, welche sie erblicken können, wenn sie die Augen verdrehen. Zuweilen schießen auch die Kinder davon, daß ihre Amme schießt; und daher ist eine solche Person bey Kindern nicht zuzulassen. Es erhellt hieraus zugleich, wie man das Schielen der Kinder verhüten könne. Paulus Aegineta erfand zu dem Ende eine Larve vor das Gesicht, wodurch die Augen gezwungen werden, nur durch zwey gerade Löcher gerade vor sich hin zu sehen. Wenn nur ein Auge schießt, so hilft es zuweilen, daß man im Anfange das gute Auge einige Wochen lang zubindet, damit sich das Schielende gewöhne, die Gegenstände gerade anzuschauen.

Wenn die Kinder an den Blattern liegen, so tragen gemeintlich die Aeltern große Sorge, daß ihnen die Augen nicht zuschwären, und halten das Unglück für desto größer, je mehr Tage die Kinder blind liegen. Allein, dieses ist ein bloßer Eigensinn, der sich auf nichts gründet. Es nehmen mehr Kinder an ihren Augen Schaden, denen dieselben bey den Blattern offen erhalten werden, als solche, die man geruhig blind werden läßt. Indessen ist es freylich besser, wenn es verhütet werden kann, daß die Augen wenig oder gar keine Blattern bekommen, und hierzu dienen sanft zertheilende Mittel, welche die Augen vertragen können, besonders Wein mit Saffran, womit man gleich Anfangs die Augen wäscht, und Nefken und Kampher, welche ein anderer käuert, womit man die Augen des Kindes oft anhaucht. Alles, was die Augen reizt, das Licht, glänzende Gegenstände, das Weinen, das Reiben, &c. muß so viel, als möglich, verhütet werden.

Man wird zuweilen zum Lachen, und zuweilen zum Erbarmen bewegt, wenn man zusieht, wie seltsam sich manche Leute anstellen, wenn ihnen etwas ins Auge geflogen ist. Ein Stäubchen, eine Mücke, ein Sandkorn, kann ihnen einige Tage lang die größten Beschwerlichkeiten verursachen, und sie beginnen die seltsamsten Dinge, um einer Plage los zu werden,

werden, die sie jeden Augenblick los werden können. Sie reiben die Augen, sie nehmen Schnupstaback, und halten, wenn sie niesen müssen, die Nase zu, sie lassen eine Perle ins Auge laufen; und das muß ein rechter Politicus gewesen seyn, der zuerst das Mittel erfunden hat, ein Stück Bernstein warm zu reiben, und es ans Auge zu halten, damit es das Stäubchen an sich ziehn soll. Ich lasse es gelten, daß man das Auge mit warmer Milch oder Wasser wasche, wenn etwas Scharfes oder Fressendes hinein gekommen ist. Allein, wenn es auf weiter nichts ankommt, als ein Sandkorn oder irgend einen andern kleinen festen Körper aus dem Auge zu ziehen, so sind alle weitre Anstalten unnütz. Man darf nur das Augentlid, unter welchem sich der fremde Körper befindet, ein wenig aufheben, und über das andre in die Höhe ziehn, und dann mit einem dünnen Stückchen Leinwand unter dasselbe hinunter fahren, und es von einem Winkel zum andern bewegen; so hängt sich das, was im Auge ist, sogleich daran, und wird ohne die geringste Beschwerlichkeit herausgezogen. Diese Operation ist so leicht, daß der, so sie verrichtet, nur ein wenig Geschicklichkeit nöthig hat, um in einem Augenblicke alles gut zu machen.

Wenn sich auf Reisen die Augen von der Sonnenhitze, oder vom Staube entzünden, so ist warme Milch und warmes Wasser, womit man die Augen wäscht, hinlänglich, dem Uebel Einhalt zu thun. Ein wenig Rosenwasser, womit man die Augen öfters befeuchtet, thut eben dasselbe. Man bedient sich derselben Mittel, wenn die Augen verbrannt worden sind. Inzwischen ist dieser letzte Zufall immer gefährlich, und droht mit Blindheit, und daher hat man Ursache sich zeitig nach der Hülfe eines Arztes umzusehen.

Ich widerrathe Jedermann wohlmeynend den unnöthigen und unvorsichtigen Gebrauch so vieler Augenwasser und Augensalben, womit die Marktschreyer das Volk überhäufen. Ob sie gleich vorgeben, daß ihre Mittel keine andre Wirkung thären, als die Augen zu stärken, so muß man doch wissen, daß gesunde Augen eben so wenig gestärkt werden müssen, als andre gesunde Theile des Leibes. Zudem sind die meisten stärken

stärkenden Augenarzneien aus scharfen und zusammenziehenden Mitteln gemacht, welche die Augenslieder austrocknen, die Schweißlöcher derselben verstopfen, und hierdurch Flüsse und andre gefährliche Zufälle an den Augen selbst veranlassen.

Die Charlatans bedienen sich zuweilen eines betrügerischen Kunstgriffs, um die Leute von der Vortreflichkeit ihrer Mittel zu überführen. Sie nehmen ein Thier, und stechen ihm ins Auge, damit die wärrigte Feuchtigkeit aus demselben herausfließe. Hiervon erblindet das Thier; alsdann streichen sie die Augen desselben mit ihren Salben, und bringen es nach einigen Tagen wieder zum Vorscheine, da es dann sein Gesicht wieder erlangt hat. Sie schreiben dieses, weil die Betrüger nicht dumm sind, natürlicher Weise der Wirkung ihrer Augenarzneien zu; und das Volk, welches nicht klug ist, läßt sich von diesem scheinbaren Wunder blenden, und kauft für Geld den Schimpf, sich so handgreiflich betrügen zu lassen. Die wärrigte Feuchtigkeit des Auges sammlet sich nach kurzer Zeit von selbst wieder, und stellt dem, der sie verloren, sein Gesicht wieder her, ohne daß er hierzu die geringste Hülfe der Kunst nöthig haben sollte.

Zuweilen unterläuft die eine Hälfte des Weißen im Auge bis an den Augapfel, zuweilen auch das ganze Weiße, mit Blut. Ein solches Auge sieht schrecklich aus, und fesselt den, der es so plötzlich und unversehends, als es zu kommen pflegt, an sich wahrnimmt, in nicht geringe Furcht. Man kann aber bey diesem Zufalle ganz geruhig seyn; denn er verschwindet, nach einigen Tagen oder Wochen, allmählig von selbst wieder; und da man, außer einigem Brennen, keine merkliche Schmerzen im Auge empfindet, so kann man sich zur ganzen Cur mit einem kühlenden Augenwasser begnügen.

Unter den Augenkrankheiten, welche bisher für unheilbar gehalten worden sind, nun aber wirklich geheilt werden, ist die Nachtblindheit eine der merkwürdigsten. Herr Journier, ein Arzt im Hotel Dieu zu Montpellier, ist in der Cur dieser Krankheit am glücklichsten gewesen. Die Londonischen Aerzte erzählen zwar, daß bey einer periodischen Nachtblindheit der neuntägige Gebrauch eines Tranks aus Wermuthsalz große

große Dinge gethan, und ein andermal die Quina mit gebrannter Moschatnuß auf eine Nacht etwas gefruchtet habe. So hat auch von Bergen den Dampf von gekochter Leber gut gefunden. Allein, dieses sind Kleinigkeiten gegen die vollständigen und stets gleichförmigen Wirkungen der Mittel des Herrn Journier. Die Kenner werden mir verbunden seyn, wenn ich den Auszug aus dem Aufsätze des Herrn Journier hier mittheile, und meine übrige Leser werden daraus eine neue Krankheit kennen lernen, die sie sich durch unbehutsames Erkälten zuziehen können.

Es kamen drey Kranke vom Regimente Briquerville ins Lazareth, und klagten über Fieber, Kopfschmerz, angelaufne Zunge, übeln Athem, überhäuften Magen, Unruhe und Ekel zum Brechen, und daß sie keine Dienste thun könnten, weil sie Morgens und Abends weder Licht noch Gegenstände sahen, und nicht anders, als bey hellem Sonnenscheine, wiewol alles nur undeutlich, zu unterscheiden vermöchten. Herr Journier erstaunte über diesen Zufall, und betrachtete die Augen dieser Nachtblinden. Sie waren blau; der Vordertheil war mit Säften ein wenig überhäuft; die Hornhaut und gläserne Feuchtigkeit waren im natürlichen Zustande, hell und durchsichtig; nur war die Pupille sehr erweitert, welches auch die Londonischen Aerzte an ihren Nachtblinden bemerkt haben. Alles übrige im Auge schien natürlich zu seyn. Herr Journier urtheilte hieraus, daß der Fehler hinten im Auge seinen Sitz haben müsse, wo etwa das netzförmige Häutchen erschlaftet, oder mit dicken Säften besetzt seyn möchte. Daher ließ er den Kranken die Ader öffnen, und gab ihnen, wegen ihrer übrigen Beschwerden, ein Brechmittel; hinter jedes Ohr aber legte er ein Blasenpflaster. Den folgenden Morgen fingen die Kranken an, die Gegenstände zum erstenmal wieder zu sehen. Das Brechmittel hatte gut gewirkt, und die spanischen Fliegen hatten eine erstaunliche Menge Wasser gezogen. Inzwischen war noch der Kopf schwer; der Magen drückte noch etwas, und der Ekel hielt an. Daher ward die Ader am Fuße geöfnet, das Brechmittel wiederholt, und das Blasenpflaster hinter den Ohren in seiner

Wirkung erhalten. Dieser letzte Versuch hob alle Zufälle, und die Soldaten sahen wieder so gut, als zuvor. Man ließ also die Blasenpflaster eingehen, und sie kehrten nach einigen Tagen wieder in ihre Quartiere zurück. Bald darauf kamen 8 Nachtblinde ins Hospital, welche die Cur der erstern vernommen hatten. Sie wurden auf eben die Weise, wie die vorigen curirt, und seitdem haben sich über siebenzig dergleichen Blinde im Hospitale eingefunden, die alle auf gleiche Weise geheilt worden sind.

Daß die vorläufige Ursache dieser Krankheit von einer durch Kälte, Schnee, Winde und Nebel zurückgetriebenen Ausdünstung herrühre, kann ein Soldat beweisen, der nach völliger Wiederherstellung von seiner Nachtblindheit unvorsichtiger Weise verschiedene Ausschweifungen begieng, und sich beym Spiele mit seinen Cameraden so erhitzte, daß er seinen Hut abwarf, und seinen Rock auszog, ob es gleich sehr kalt und windig war. Einige Augenblicke darauf aber merkte er mit Erstaunen, daß er alles nur schwach sehen konnte, und endlich ganz blind wurde. In der äußersten Bestürzung gieng er in die nächste Stadt, Nismes, wo man sagte, daß alle Hoffnung für ihn verlohren sey, daß er auf beyden Augen den Staar hätte, und daß eine zweifelhafte und noch lange zu verschiebende Operation für ihn die einzige mögliche Hülfe wäre. Dieses betrückte Geschwäh kränkte den jungen Kerl aufs äußerste, und darum eilte er wieder nach dem Hospitale zu Montpellier. Dasselbst fand Herr Sourmier seine Krystallen im Auge unversehrt, und sprach ihn also von der Furcht des Staares frey. Er sah die Krankheit für einen höhern Grad seiner vorigen Blindheit an, und curirte sie in einigen Tagen mit eben denselben Mitteln aufs vollkommenste.

Es kann seyn, daß diese Krankheit oft für den schwarzen Staar und für unheilbar gehalten wird. Man könnte diese Cur bey den meisten Blinden sicher versuchen, und vielleicht würde man alsdann hören, daß auch der schwarze Staar zu weilen curirt werden könnte.

Es

Es giebt Leute, welche sich einbilden, daß Speisen von Zwiebeln und Knoblauch den Augen schädlich wären; vermuthlich weil Zwiebeln und Knoblauch von außen den Augen wehe thun. Die Pohlen, Ungarn und Juden, die so viel Zwiebeln und Knoblauch essen, und so gut sehen, mögen dieses Vorurtheil widerlegen.

Ich will mit einigen kleinen, aber desto wichtigern allgemeinen Anmerkungen diesen Bogen beschließen. Nach schweren Krankheiten, nach langem Fasten und Wachen, nach starken Blutflüssen und Schweißen, und nach allen andern starken Ausführungen, sie haben Namen wie sie wollen, müssen die Augen besonders geschont, und am wenigsten gebraucht werden. Dieses sind die ärgsten und gefährlichsten Feinde des Gesichts: Venus, Bacchus, viele Gewürze, vieles Lesen, vieles Nachsitzen, scharfe Dämpfe, starker Glanz vom Lichte, große Hitze, große Kälte und der Blitz bey Nachte.

Hundert neun und dreyßigstes Stück.

Gellert.

Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die Veranlassung, welche mir in meinem 124sten Blatte gegeben worden, von der Kunst, unter dem Wasser zu leben, zu handeln, bewegt mich heute, meinen Lesern, die nicht dänisch verstehen, einen Auszug aus der Abhandlung mitzutheilen, welche der gelehrte Herr Professor See von dieser Materie in den neuesten Schriften der königlichen Societät der Wissenschaften in Copenhagen bekannt gemacht hat. Ich werde bloß bey dem historischen Theile dieser Abhandlung

lung stehen bleiben, weil das Uebrige weder meinem Zwecke, noch den Einsichten der meisten Leser gemäß ist.

Die Kunst, unter dem Wasser zu leben, ist schon zu einer ziemlichen Vollkommenheit gediehen. Man hat nicht nur gelernt, allerhand Sachen aus versunkenen Schiffen zu bergen, sondern Salley hat es auch durch seine Erfindung so weit gebracht, daß ein Mensch in einer Tiefe von 72 Fuß unter dem Wasser leben und sich bewegen, Feuer anzulagen, ein Licht anzünden, einen Brief schreiben, und ihn über Wasser senden kann, um denen, die oben sind, seine Nothdurst zu erkennen zu geben. Ohne Hülfe der Kunst würde dieses ganz unmöglich seyn; denn außer den Wassethieren sind keine, welche sich lange im Wasser aufhalten könnten, ohne betäubt zu werden, und zu sterben. Sperlinge, Tauben und Hühner sterben in drey bis vier, und die nassen Enten selbst schon nach 8, 10 oder 15 Minuten unter dem Wasser. Hunde und Katzen können die Probe nur dritthalb Minuten ausstehen. Allein, man kann ihren Tod im Wasser wol bis auf 10 bis 12 Minuten verzögern, wenn man sie minutenweise wieder über das Wasser heraufkommen läßt. Die Insekten thun es ihnen hierinn weit zuvor; denn, ob sie gleich unter dem Wasser in einer Betäubung liegen, die endlich ihr Tod seyn würde, so können sie sich doch, nachdem sie aufgenommen worden, zuweilen nach Verlauf von 40 bis 50 Stunden, noch wieder erholen. Man findet etwas Aehnliches an den Schwalben und andern Vögeln, welche sich gegen den Winter ins Wasser stürzen, und daselbst bis zum Frühlinge in einer Todtenbetäubung liegen; denn es ist nunmehr, nach so vielen und wiederholten Beobachtungen wirklich lächerlich, noch ferner an der Wahrheit dieser Sache zu zweifeln. Die Naturkündiger in Danzig haben mit Augen gesehen, wie sich diese Thiere reihenweise an einen schwimmenden Zweig oder ein Rohr gesetzt, das sie auf dem Wasser angetroffen, bis sie alle zusammen bey einander versunken, und im Wasser begraben worden sind. Pontopidan sagt von Norwegen, daß es daselbst Jedermann wisse, wie die Schwalben gegen den Winter, nachdem sie ein wenig

nig gezwitschert, haufenweise zusammenfliegen, und sich gemeinlich zwischen Rohr und Sträuchen ins Wasser stürzen, bis sie im Frühjahre wieder hervorkommen. Die Fischer ziehn sie zuweilen zu Klumpen von Hunderten, Füße und Schnäbel gegen einander gefehrt, zufälligerweise mit den Nezen heraus. Sie leben, wenn man sie in warme Zimmer bringt, und flattern und fliegen wol eine Stunde, ehe sie wirklich sterben. Olaus Magnus hat dieses vor Zeiten auch in Dänemark bemerkt. Die Menschen selbst haben Beispiele von ihres Gleichen aufzuweisen, die, wie der bekannte schwedische Gärtner, 16 Stunden lang, oder, wie der 17jährige Knabe, dessen Erhaltung Durmann beschrieb, ganzer sieben Wochen unter dem Wasser gewesen, und dennoch wieder ins Leben zurückgebracht worden seyn sollen. Man hat zwar wider die letzte Geschichte eingewendet, daß dieser Knabe, wenn ihn auch gleich das Wasser nicht erstickt hätte, dennoch gewiß von Hunger würde haben sterben müssen. Allein, in der Betäubung kann man eben so, wie die Thiere, eine lange Zeit ohne alle Speise hinleben. Eine Frau, welche 6 Tage lang unter dem Schnee in der Betäubung gelegen, hat weder gehungert, noch ihr Leben verlohren, wie aus Samuel Bowdichs Schreiben an William Musgrave erhellt. Die Bären, Murmeltiere, und zwanzigerley andre, liegen ganzer sechs Monate in solcher Betäubung ohne alle Speis; und wie viel franke Menschen hat man nicht, die in langen Ohnmachten, oder in solchen Krankheiten, worinn sie betäubt liegen, viele Tage, Wochen und Monate ohne alle Speise leben? Plinius hat zu seiner Zeit Geschichte von Leuten, die sogar freywillig 11 Tage gehungert; und da dieses ohne Betäubung möglich ist, so gehen unstreitig die Lebenskräfte bey solchen, die im Wasser liegen, noch viel weiter hinaus; und es kommt also bloß darauf an, ob es unmöglich sey, daß ein Mensch die Lust so lange erbetahren könnte, ohne zu ersticken? Diese Aufgabe ist aber gewiß so leicht nicht, zu entscheiden; denn unsre Einsichten sind hierinn sehr eingeschränkt. Wer versteht wol die Art und Weise vollkommen, wie die Fische unter dem Wasser leben?

leben? Wozu gebrauchen die Wallfische ihre Lungen? Warum fehlen die Lungen den meisten Fischen? Und warum müssen sie dennoch zuweilen sich über das Wasser erheben, um frischer Luft zu genießen? Wie gebrauchen die Wasser- und Landthiere ihre Lungen sowol in- als ausser dem Wasser? und warum fehlt ihnen der Herzbeutel? Wie erhält sich der Mensch im Mutterleibe? und wie lange kann dieser Mechanismus bey ihm fortdauern, wodurch er vermögend war, 9 Monate lang im Flüssigen zu leben? Ist es wol so ganz unmöglich, daß wir ein Vermögen, welches wir dereinst wirklich besessen haben, durch Fleiß, Bemühung und Gewohnheit, nicht wenigstens in einigem Grade erhalten, oder wieder erlangen könnten? Der Admiral Anson erzählt wirklich etwas, das diesen Gedanken unterstützt, von den Neger-Sklaven, daß sie nämlich nicht eher für fertige Täucher erkannt werden, als bis sie so lange unter dem Wasser bleiben können, bis ihnen das Blut aus Nase, Mund und Ohren geht. Er versichert zugleich, daß sie von dergleichen Zufällen keinen Schaden nehmen, weil das Blut von sich selbst bald aufhört, und daß sie nach einer solchen, nur einmal überstandenen Blutstürzung viel leichter untertauchen können, und niemals Gefahr laufen, sie wieder zu bekommen. Die Täucher, welche durch die List der Cleopatra den Salzfish auf des Antonii Haacken hängen mußten, waren ohne Zweifel durch die Macht der Uebung so weit gekommen, eine so lange Zeit im Wasser zu verweilen. Cardanus, der Pater Kircher, und so viel andre Schriftsteller, erzählen einmüthig von dem sicilianischen Täucher Cola Pesce, daß er drey bis vier Stunden lang unter dem Wasser habe bleiben können, welches um desto bewundernswürdiger ist, je weniger die von Kindheit an in dieser Kunst erzogenen und geübten Täucher eine so lange Zeit der Luft entbehren können. Die Perlenfischer bey der Insel Ormus, die sehr geübt sind, bringen es auf eine Stunde und etwas darüber, und bedienen sich dabey weniger Hülfsmittel. Sie tauchen 54 Ellen tief unter, wozu die jungen ungeübten Täucher ein schweres Holz an die Füße binden, um desto besser zu sinken. Sie machen

erst

erst ihre Bote vest, und umschlingen sie hiernächst mit dem einen Ende einer 600 Ellen langen Schnur, deren andres Ende sie sich um den Leib und zugleich einen ledernen Sack anbinden, der ihnen bis unter die Knie reicht. Auf die Arme binden sie einen grossen Schwamm voll Del, durch welchen sie die Luft einhauchen und auch wieder ausblasen. Dieser Schwamm mit Oele muß von besonderm Nutzen für die Täucher seyn, indem er sie in Stand setzt, einigemal mitten im Wasser Luft zu schöpfen. Der Präsident von Java hat von der Kunst der dasigen Täucher folgendes berichtet:

Die längste Zeit, welche die Perlenfischer hier unter dem Wasser dauern können, ist eine Viertelstunde. Sie lernen die Kunst bloß durch die Uebung. Die Perlenfischeren währet hier nur sechs Wochen, und gegen das Ende dieser Zeit kann der Perlenfischer viel längere Zeit unter dem Wasser bleiben, als im Anfange. Hier in Batavia ist sonst ein geübter Täucher, welcher nur Anker, Kanonen, und dergleichen verlorne Waaren berget. Ich habe ihn oft unter Wasser gehn sehen, und versucht, den Athem so lange an mich zu halten. Allein, er blieb unter dem Wasser zehnmal so lange, als eine Respiration von mir dauern konnte. Er trinkt vorher ein Rössel des besten Brauntweins.

So weit haben es die Menschen durch Uebung und Gewohnheit bringen können, um unter dem Wasser zu leben. Die Kunst aber hat die Natur weit übertroffen. Man weiß nicht eigentlich, wer die erste Täuchermaschine erfunden. Der edimburgische Professor, Georg Sinclair, nennt das Untertauchen Melgims Erfindung. Derselbe war vermuthlich ein Schottländer, und barg, vermittelt einer Maschine, in der Gestalt einer Kiste oder Glocke, bey der schottischen Insel Mula, Kanonen, welche seit 27 Jahren im Grunde des Meeres gelegen hatten. Sonst wird Lorinus für den ersten gehalten, welcher in seinem Kriegsbuche einer Maschine gedacht hat, die einer Kiste ohne Boden gleich sähe. Nach ihm hat Nicolo Tartaglia, welcher 1557 gestorben, ebenfalls einer solchen Maschine erwähnt. Travagliata inventione insieme, con un artificioso modo di poter andare &

stare per longo tempo sotto aqua, a ricercare le materie offondate & in loco profondo. Alphonsus Borellus suchte die Täuchermaschine so weit zu verbessern, daß sich ein Mensch darin unter dem Wasser viel freyer sollte bewegen können, als in der Luft; allein sie ist bis ist noch nicht zu Stande gekommen.

Die meisten wirklich gebrauchten Täuchermaschinen sind entweder offene Kisten, oder Tonnen ohne Boden, zugemachte Kasten, Wasserharnische oder Glocken gewesen, welche letztern vor einiger Zeit in England und Schweden viel verbessert worden sind. In den offenen Kasten, welche vermuthlich die erste Erfindung von dieser Art gewesen, stieg das Wasser zu hoch, und man mußte um deswillen die Glocken an ihre Stelle setzen. Die zugemachten Kasten oder Tonnen, worin der Täucher saß, befreieten ihn von dem heftigen Drucke des Wassers in großen Tiefen. Am untersten Boden derselben waren zwey Gläser eingesezt, wodurch der Täucher unter sich sehen konnte. An den Seiten waren zwey Löcher mit ledernen Röhren und Handschuhen versehen, damit das Wasser nicht eindringen, der Täucher aber seine Arme und Hände hindurch stecken konnte, um etwas im Grunde des Meeres damit zu fassen. Allein weil es dem Täucher in diesem Behältnisse an frischer Luft fehlte, und in großen Tiefen die Arme und Hände in den ledernen Schläuchen so stark vom Wasser gedrückt wurden, daß sie alles Gefühl verlohren, so mußte man auch von ihnen absehen. Eben dieselben Fehler hatten die Wasserharnische, welche noch ausserdem nicht leicht so dicht verwahrt werden konnten, daß nicht, wenn sich der Täucher darin bewegte, das Wasser hätte eindringen können. Man versah zwar die Harnische oben mit zweyen Röhren, die über das Wasser ragten, um dem Täucher frische Luft zu geben. Allein in einer so großen Tiefe hätten dergleichen Röhren von Kupfer nicht angebracht werden können; und wenn man gleich lederne Schlangen hätte nehmen wollen; so würde sie doch das Wasser ohne Spiralaröhren zusammen gedrückt haben. Kurz, alle Erfindungen, ausser der Täucherglocke, hatten

hätten zu viel Unbequemlichkeiten, und man mußte bey den letztern allein bleiben.

Diese Glocken haben die Gestalt eines abgekürzten Kegels, dessen engeres Ende oben zugemacht, das weitere aber offen ist, und solchergestalt, mit Gewichten beschwert, und mit Luft angefüllt, unter das Wasser gelassen wird. In dieser Glocke stehen oder sitzen ein oder mehrere Täucher auf einer Bank, und lassen sich in die Tiefe versenken. Die Luft in der Glocke hindert das Wasser am Eindringen, so, daß der Täucher im Grunde fast eben so viel Luft in der Glocke behält, als an der Oberfläche des Wassers. Indessen wird diese Luft vom Wasser immer dichter zusammen gedrückt, je tiefer die Glocke hinab sinkt; und da diese Luft zum Athemholen bald untüchtig wird, und das kalte Wasser zugleich von unten heftig gegen den Täucher andringt, so kann er auch in diesem Zustande nicht lange verbleiben, sondern muß bald, zu großer Hinderung seiner Arbeit, wieder aufgezogen werden, um Luft zu schöpfen. Es war also die Frage: Wie man dem Täucher in der Tiefe immer frische Luft geben könnte, die ihn in Stand sezte, zu athmen, und die zugleich das andringende Wasser durch ihren Druck wieder aus der Glocke heraus triebe, und zum Sinken brächte? Diese Erfindung war dem Doctor Halley vorbehalten. Er machte hölzerne Glocken, oben von drey, und unten von fünf Fuß im Durchmesser, deren Gehalt 60 Cubicfuß austrug. Ein dickes helles Glas am obersten Ende ließ das Licht hinein fallen, und inwendig in der Glocke konnte ein Hahn aufgeschoben werden, wodurch die erwärmte Luft ihren Ausgang fand. In einer Weite von zweyen bis drey Fuß unter der Glocke war an drey Tauen, die vom untersten Rande der Glocke herab hingen, ein Fußstück befestigt, und um es fest zu halten, war an jedem Taue ein Gewicht von 106 Pfund angebracht. Zu dieser Maschine ward dem Täucher in der Tiefe eine Tonne voll Luft hinab gelassen, deren offnes Spundloch nach unten gekehrt war, damit das Wasser eindringen, und die Luft durch ein andres Loch, an welchem ein Schlauch mit einem Hahne hing, nach-

dem ihn der Täufer ergriffen, zu sich gezogen, und über dem Wasser in der Glocke den Hahn geöffnet hatte, frey heraus dringen, und seine Atmosphäre erfrischen könnte. Wenn der Täufer auf solche Weise die eine Lonne voll Luft ausgebraucht hat, so wird ihm eine andre gesendet, und durch dieses Mittel konnte Halley selbst, mit noch vier Personen, neun bis zehn Klaffern tief anderthalb Stunden ohne Ungelegenheit im Wasser bleiben. Er konnte bey Sonnenschein und stiller See lesen und schreiben, und ohne naß zu werden, die nöthige Arbeit verrichten. Er sendete dem Schiffer Briefe hinauf, die er mit einer eisernen Feder auf kleine bleyerne Tafeln schrieb; und wenn es dunkel wurde, zündete er Licht an, und ließ es in der Glocke brennen. Weil aber bey dieser Erfindung der Täufer nur auf einer Stelle bleiben, und unter sich sehen kann, wosern nicht das Schiff selbst von der Stelle gebracht wird, so hat man die Glocke noch künstlicher zu machen gesucht, um auch noch diesen Vortheil zu erhalten. Man setzt dem Täufer in der Glocke eine kleine bleyerne Glocke auf den Kopf, die oben einen Hahn hat, der geöffnet werden kann. Ein lederner Schlauch, welchen das Wasser nicht zusammen brücken kann, weil er mit Kupferdrath, der in Spirallinien läuft, offen gehalten wird, ist mit einem Ende an der großen Glocke über den Wasser befestigt, und leitet die Luft durch den Schlauch aus der großen Glocke unter die kleine bleyerne, welche der Täufer, wenn er aus der großen Glocke heraus gehen will, auf den Kopf setzt. Der Schlauch ist ihm hernach immer ein Wegweiser, um wieder zur großen Glocke zu gelangen, worin sein Luftmagazin befindlich ist. Damit der Strom den Täufer nicht aufhübe, mußte die bleyerne Glocke auf seinem Haupte 53 Pfund schwer seyn. Hierzu kam ein eben so schwerer bleyerner Gürtel um den Leib, und unter jeden Fuß eine bleyerne Sohle von 12 Pfund. Um aber auch die Kälte des Wassers auszustehen, mußte sich der Täufer mit wollenem Zeuge oder Flanell kleiden, welches dicht anschloß; und ihm die natürliche Wärme nach Nothdurft erhielt. Diese Halleyische Erfindung, welche der Herr Triewalt in Schweden noch in einigen Nebenstücken verbessert

fert hat, ist der Grad der Vollkommenheit, wobey bis ist die Täufermaschinen geblieben sind.

Ich gestehe gern, daß alle diese Erfindungen den Absichten des Herrn Quáro noch nicht genug thun können, (S. das 124ste Blatt) da er zu wissen begehrt, wie Leute, die durch Verunglückung ins Wasser fallen, ihr Leben darinn erhalten können. Er wird aus dem obigen gesehen haben, wie weit man es durch die Uebung bringen könne, um das Aehrenholen im Wasser zu entbehren. Da aber diese Uebung nicht jedermanns Werk ist, und ein Ertrinkender keinen Apparat bey sich hat; so ist wol die einzige übrige Hoffnung allein darauf zu setzen, daß Schiffer, Fischer und andre Leute, welche in Gefahr des Wassers leben, zu ihrer täglichen Kleidung entweder eine befestigte Haube von Kork auf dem Kopfe, oder ein Brustkleid von einer solchen leichten Materie tragen, welche das Untersinken verhindert. Es ist aber eine gefährliche Sache im Wasser zu leben; und obgleich die Kunst alles das ihrige daran gethan hat, so ist doch mein Rath, lieber nicht ins Wasser zu fallen.

* * *

(*) Auszug zweener Briefe.

Die Kinderblattern haben im Sommer 1760 allhier, zu Vitre in Bretagne, so grausam gewüthet, daß das jährliche Todtenregister schon im Monate September voll, und man genöthigt gewesen ist, ein neues von Rennes kommen zu lassen; Eine Sache, wovon man noch kein Beyspiel erlebt hat.

Ein hiesiger Arzt, Herr Liger, (zu Clermont in Auvergne) hatte seinen eignen Sohn inoculirt. Der Sohn ist an den Blattern, und der Vater vom Gram gestorben. — (†)

Wir wollen zu diesen Beobachtungen noch die folgenden hinzu fügen: Im Jahre 1734 grassirten die Blattern zu Chichester. Man inoculirte über 500 Personen, wovon drey starben. Im Frühjahre 1755 fing diese Krankheit wieder an, sehr schnell überhand zu nehmen. Man inoculirte einige; allein die üblen Wirkungen an manchen Personen machten die übrigen furchtsam, und man inoculirte vom Junio an,

(†) Die Widerrufung dieser Nachricht siehe im 154ten Stücke in den medicinischen Nachrichten.

ungern von den starken Getränken, als ein Säugling von der Brust der Amme, abgewöhnt, so muß man zuerst auf Mittel denken, wie man ihn zwingen kann, das viele Trinken zu unterlassen. Wenn er so weit gebracht ist, so kann man daran arbeiten, ihm seinen edlern Zustand erträglich zu machen, damit er nicht klagen dürfe, daß er ein Märtyrer der Nüchternheit, und ein Schlachtopfer der Tugend habe werden müssen. Von diesen beyden Hauptregeln habe ich heute einige Erläuterungen zu geben.

Unter den Leuten, die sich oft betrinken, sind einige, die das Zechen nicht lassen wollen, und die auch sogar alle Versuche, sich dasselbe abzugewöhnen, verabscheuen. Man müßte diese Niederträchtigen mit Gewalt zur Tugend führen, und ihr bester Sittenlehrer wäre ein Profos. Es ist kein Mangel der Kunst zu nennen, daß man solche Leute nicht curiren kann; gleichwie es kein Mangel der Grammatik war, daß der König von Schweden, Carl XII. nie französisch sprechen wollte.

Wer aber gern von einem Laster befreyet seyn will, das seinem Fleische so wohl gefällt, und das er nicht verlassen kann, ohne sich weh zu thun, der verdient, daß man ihm die Mühe erleichtre. Wir wollen sehen, wie dieses am süglichsten geschehen könne.

Ein Trunkenbold kommt nach und nach zu seinem Laster. Der gute Geschmack und die lustige Wirkung der hitzigen Getränke verleitet ihn am ersten zum Genuße derselben, bis er sich einigemal darin berauscht hat. Sobald der Rausch ausgeschlafen ist, so fühlt er, daß sein Magen verdorben, die Munterkeit verschwunden, die Glieder matt und der Kopf schwer sind. Er eilt also zu dem gestrigen Hülfsmittel, und trinkt wieder. Er weiß kein andres, als das Trinken, um heute eben so aufgeräumt zu seyn, und sich, der Empfindung nach, eben so wohl zu befinden, als gestern. Wenn also ein Arzt in der Cur dieses Uebels auf weiter nichts achtet, als wie er dem Trinker einen Ekel vor seinem Nektar beybringen will, so macht er ihn dadurch nur noch unglücklicher. Denn erst
weder unterläßt er alsdann das Trinken, und so wird er elend
und

und krank, oder er überwindet den Ekel, und trinkt künsteig, zu Stillung seiner Beschwerclichkeiten, dasjenige mit Widerwillen, als eine Arznei, was er sonst mit Vergnügen genoß. Diese Qual leidet er aber ohne allen Nutzen. Man muß ihm demnach nicht allein einen Ekel wider sein Getränk beybringen, sondern ihn auch zugleich in den Stand setzen, den Verlust desselben ertragen zu können. Die meisten versehen es darin, daß sie das erste allein thun, und das andre unterlassen. Wir wollen beydes mit einander verknüpfen.

Eine seltsame Scharfsinnigkeit hat gewisse Leute verleitet, den Trinkern ihr Getränk mit solchen Sachen ekelhaft zu machen, die etwa den Augen ekelhaft scheinen, oder die wol gar eine sympathetische Kraft haben sollen. Man nimmt einen Aal, eine Eidechse, einen Laubfrosch, und läßt diese Thiere in Weine oder Brantwein sterben. Von einem solchen Getränke muß der Trunkenbold trinken, und vielleicht würde er dieses nicht ohne Ekel thun können, wenn er nur etwas davon wüßte. Weiß er aber in solchem Falle nicht davon trinken würde, so muß diese Kunst ohne sein Wissen bewerkstelligt werden; und wie ist es also wol möglich, daß man dadurch seinen Zweck an ihm erreichen könnte? Daher sieht man auch keine Wirkung von diesen Mitteln, außer in den Fällen, wo man aus dem Geschmacke oder aus einigen andern Umständen Bedacht schöpfen kann, daß man etwas Ekelhaftes genossen habe. Eben so ist es mit den Ehern der Nachteulen und andern solchen lästerlichen Mitteln, die ich ohne Nutzen erzählen würde.

Die Erfahrung lehrt, daß man ein Getränk eine Zeitlang verabscheue, wovon man zu viel zu sich genommen hat, daß es an starkes Erbrechen erregt. Außerdem weiß man auch, daß die meisten Menschen gewisse Speisen, Gewürze oder Arzneien, aus einem natürlichen Ekel verabscheuen, und daß sich dieser Ekel auch auf dasjenige Getränk fortpflanze, womit sie dergleichen Sachen genossen und vermischt haben. Dieser und solcher ähnlichen Umstände muß man sich bey einzelnen Personen bedienen, die dem Trunke ergeben sind, um eine psychologische Cur an ihnen zu versuchen; und eben diese Ueber-

Ueberlegungen haben, wie ich glaube, den Grund zu den oben erwähnten sympathetischen Curen gelegt, welche nachher bloß durch eine unüberlegte Nachahmung läppisch geworden sind. Es giebt Leute, die vor dem Aale, Käse u. d. gl. einen so starken natürlichen Abscheu haben, daß sie sich erbrechen müssen, wenn sie etwas davon genießen, oder auch nur riechen. Es giebt gewisse Arzneyen, welche bey einzelnen Personen auf eben dieselbe Weise wirken. Manche Leute können vom bloßen Geruche oder Geschmacke des Jalappenharzes oder der Rhabarber einen so großen Ekel bekommen, daß ihnen die Haut schaudert. Wenn sich solche Personen dem Trunke ergeben haben, so haben sich natürlicher Weise ihre Anverwandten oder Aerzte solcher Mittel bedient, um ihnen den Geschmack an ihrem geliebten Getränke damit zu verderben, und diese Versuche sind glücklich von statten gegangen. Daher ist es geschehen, daß ein Trunkenbold, der von Natur den Aal verabscheuet, einen Ekel am Branntweine bekommen hat, wenn man ihm solchen Branntwein zu trinken gegeben, worin ein Aal umgekommen ist. Gleichermassen hat ein Branntwein, worin ein wenig Jalappenharz aufgelöst worden, einem, der den Geschmack dieses Harzes von Natur verabscheuet, einen unüberwindlichen Ekel gegen den Branntwein verursachen können. Nachdem man nun gesehen, daß dieser Kunstgriff bey solchen Leuten gelungen ist, so hat man, ohne auf die besondern Umstände bey einzelnen Personen zu achten, gleich eine allgemeine Regel gemacht, und behauptet, daß ein Wein oder Branntwein, worin sich ein Aal todt gelaufen, oder worin man eine Purganz oder ein Brechmittel aufgelöst hat, den Trunkenbolden einen Ekel verursache, welcher machen soll, daß sie diese Getränke verabscheuen. Es sieht aber ein jeder überlegender Leser leicht ein, daß solche Mittel nur insofern ihre Wirkung thun können, als sie von den Trunkenbolden natürlicher Weise verabscheuet werden, und daher schlägt dasselbe Mittel, was den einen von seiner ausschweifenden Neigung befreyet hat, bey zwanzig andern nicht an.

Um also die psychologische Cur eines solchen Elenden mit Fortgange zu unternehmen, muß man sein Getränk mit sel-

chen

chen Mitteln vergiften, die die Idee des lebhaften Ekels erneuern, der von Natur in seiner Seele herrscht. Wenn man entdecken kann, welche Art von Speisen, Gewürzen, oder Arzneyen er äusserst verabscheuet, so muß man seinen Wein oder Branntwein dergestalt damit anstecken, daß diejenige ekelhafte Empfindung bey ihm erregt werde, die ihm das Getränk abscheulich macht. Ein Stück Käse kann bey einem, der diese Speise heftig verabscheuet, die glücklichste Wirkung thun; und wer keine Rhabarber vertragen kann, den curirt sie von der Böllerey, nicht, in so fern sie ihn purgirt, sondern in so fern er vor ihr, für seine Person, einen natürlichen Ekel hat; und so ist es mit allen übrigen Arzneyen.

Der Trunkenbold würde ein Getränk, das man ihm auf solche Art ekelhaft gemacht hat, nicht genießen, wenn er die List merkte, oder genau schmeckte und röche. Daher muß man heimlich mit dieser Vergiftung zu Werke gehn, und die Portion des verdorbenen Getränks nicht größer machen, als daß er sie mit einem Schlucke genießen kann, wofern die Arzney den Geschmack desselben stark verändert; denn solcher Gestalt wird der Betrogne das Unheil zu spät bemerken, da er schon seinen Gift verschlungen hat. Man muß ihm denselben auch nie reichen, wann er nüchtern ist, sondern im äussersten Grade der Trunkenheit, da ihm die Sinne untreu werden, und die Scharfsinnigkeit schläft; und wenn er sich von dem ersten Versuche nicht irre machen läßt, so muß man ihn so oft wiederholen, als er berauscht zu Bett geht. Wenn die Arzney, die man für ihn wählen muß, stark ist, so kann man leicht in der Dose irren, und den Elenden ruiniren; daher muß in solchem Falle lieber ein Arzt zu Rathe gezogen werden, welcher die Dosen bestimmt.

Wenn ein Trunkenbold vor keiner Speise oder Arzney einen natürlichen Ekel hat, oder man wenigstens dieselbe nicht entdecken kann; so ist kein andres Mittel übrig, ihm einen Abscheu vor seinem Leibtrunke bezubringen, als daß man ihm denselben öfters zum Brechmittel mache, wodurch er ihm nach und nach gewiß verhaßt werden wird. Ein Arzt

wird hierzu leicht Rath wissen, und dieser muß auch die Dose des Brechmittels bestimmen, welches in dem Weine oder Brauntweine genommen werden muß. Das Vitrum antimonii, der Crocus metallorum, worüber der Wein eine Nacht stehen muß, und andre gemeine Brechmittel, können hier gleich gute Dienste thun, und das Erbrechen ist ohnedem den Trunkenbolden nützlich.

Dieses sind die besten Mittel, den Trinkern ihre Ausschweifung verhasst, oder wenigstens gleichgültig zu machen. Billige Zecher, die selbst wünschen, ihre Neigung zähmen zu können, werden sich die Sache dadurch ungemein erleichtern, daß sie nach und nach nur immer etwas von der ihnen gewöhnlichen Menge des Getränks abziehen, und sich übrigens mit einer guten Lebensordnung helfen, wobey sie die Beschwerden der Entwöhnung wenig fühlen können. Weil auf dieses letzte fast alles ankömmt, so will ich mit einigen guten Maximen an die Hand gehn, wobey man, wenn nur der Wille gut ist, die vorläufige schimpfliche Cur mit ekelhaften Speisen oder Arzneyen nicht einmal nöthig haben wird.

So wie die Grade der Trunkenheit verschieden sind, so sind es auch die übeln Folgen, welche daraus entspringen, und die Liebhaber nöthigen, eine Gewohnheit daraus zu machen. Ich habe diese Folgen in meinem 14ten Blatte beschrieben. Ein öfterer Rausch schwächt und verdirbt die Nerven und das Gehirn, welches man daraus abnehmen kann, weil die Säuser bald dünn, einfältig und albern werden, sich von Sinnen saufen, der Muskeln zu den willkührlichen Bewegungen nicht mehr mächtig bleiben, gegen das Ende Schlag und Lähmflüsse haben, und die Kräfte in den besten Theilen dergestalt verlieren, daß sie zittern, schwellen, und steif und unempfindlich werden; welches alles unmöglich geschehen könnte, wenn nicht bey Trunkenbolden das Gehirn und die Nerven ihre natürliche Stärke und Beschaffenheit verlohren. Hiervon und von der öftern Ueberladung rührt es hauptsächlich her, daß die Wöllerey den Magen verdirbt, und daß gemeinglich ein Held im Trinken, ein

Mönch

Mönch im Essen ist. Man kann hieraus urtheilen, wie schlecht sich die Weintrinker rathen, wenn sie zur Stärkung des Magens, den Morgen nach einem Rausche, Branntwein, oder gleich nüchtern wieder Wein trinken; denn ob sie gleich hierdurch die erste Empfindung der Ueblichkeit los werden, so ist dieses doch nur eine Lünche über eine lose Wand, womit es keinen Bestand hat, weil das ganze System der Nerven, folglich auch der Verdauungsgliedmaßen, immer desto mehr geschwächt wird, je öfter man den Gebrauch der hitzigen Getränke wiederholt. Die Kopfschmerzen, nach ausgeschlafnem Rausche, rühren theils von der Zerrüttung des Gehirns, die von dem Triebe des Bluts in der Trunkenheit herkömmt, theils auch von dem verdorbenen Magen her; und aus diesen Gründen lassen sich überhaupt alle Folgen der Wöllerey begreiflich machen. Man muß also vornehmlich dahin sehen, daß der Magen bald wieder gereinigt und gestärkt, die geschwächten und allzu sehr angegriffnen Nerven wieder hergestellt, und das wallende Geblüt zur Ruhe gebracht, und vom Haupte abgeleitet werde.

Die Cur des Magens ist das, was die buffertigen Trunkenbolde am sehnlichsten wünschen. Ich weiß, was für unerträgliche Beschwerlichkeiten solchen Leuten ihr Magen zu verursachen pflegt, und erinnere mich vieler Säuser mit Abscheu und Erbarmen, die, so bald sie des Morgens erwachen, vor unbeschreiblicher Ueblichkeit, heftigem Herzdücken und beständigen Bemühungen zum Erbrechen, weder aus noch ein wissen, und in der entsetzlichsten Herzensangst kaum den Augenblick erwarten können, bis sie vom neuen halb heraufsch sind, da es sich dann einigermaßen mit ihnen bessert. Wenn die Trinker dieser Gelegenheit überhoben seyn wollen, so trinken sie des Morgens eine Schaale voll warmer Habervollgen, oder dünne Hühner- und Kalbfleischbrühen, und vermeiden den Thee- und Caffeetrank mit Rohm oder Milch, welcher einem verdorbenen Magen schlecht zu bekommen pflegt. Diese Sachen vertreiben die Ueblichkeit eine kurze Zeit; aber sie stärken den Magen noch nicht. Will man diesen wieder herstellen, so bedient man sich einer Arzney aus bitterm balsamischen

mischen Extracten, in einem guten alten Weine aufgelöst, des Morgens, zu einem Speißelöffel voll, mit den warmen Haberwellen oder Bouillon, oder des Hoffmannischen Visceralexirs, wobey sich die Trinker sehr wohl befinden. Eine leicht gewürzte Weinsuppe, oder einige Löffel voll Weizenthwein, ein paar weiche Eyer mit Zimmet und Moschatnuß, das vitriolische Magenelixir, mit Zimmetwasser ohne Brauntwein zubereitet, ein Butterbrodt mit Kautenblättern, und überzuckerte Pommeranzenschalen, sind ebenfalls gemeine Zusflüchte derer, die nach einem Rausche mit Ueblichkeit gequält werden, und alle diese Mittel sind einzeln des Versuchs werth; allein sie verlieren bald ihre gute Wirkung, wenn man es alle Tage da wieder anfängt, wo man es der vorigen gelassen hat. Der Trunkenbold muß also den neuen Rausch aufs sorgfältigste vermeiden, und unterdessen stets fortfahren, den Magen zu reinigen und zu stärken, und mit den bittern Arzneyen die Digestivsalze zu verbinden. Wenn er dieses eine Zeitlang fortsetzt, so wird sich der Leib ordentlich öffnen; der Magen und die Gedärme werden rein, und der Appetit zum Speisen vermehrt sich. Es kommt nur darauf an, daß man dabey die Wöllerey eine kurze Zeit vermeide, alle Tage etwas weniger von einem guten Weine genieße, und die Dosen des Brauntweins vermindere; so wird man bald von allen Beschwerlichkeiten einer ungewohnten Nüchternheit befreyet, und es wird fast nichts kosten, wieder menschlich und tugendhaft zu werden.

Um die Gewohnheit nach und nach zu überwinden, muß man ihr anfänglich etwas nachgeben. Daher ist es erlaubt, statt der obigen magenstärkenden Arzneyen, des Morgens zuweilen ein Stück Brodt mit einem Löffel voll Brauntwein, oder einige ganze weiße Pfefferkörner, oder ein paar Tropfen Kajeputöl auf Zucker; bey jeder Mahlzeit ein paar Gläser von einem guten zusammenziehenden rothen Weine, und bey mäßiger Speise von leichter Art, alle Abend einen Theelöffel voll von einem aus Mittelsalze, Salpeter, Schneckenchalen und Ingber, zu gleichen Theilen zubereitetem Verdauungspulver, mit gewöhnlichem Getranke, zu nehmen; und eine solche

solche täglich fortgesetzte Cur, wird binnen drey oder vier Wochen die Trunkenbolde von allen ihren Beschwerlichkeiten der Nüchternheit besser, als irgend eine andre Arzney, befreien. Doch muß ich hier noch des Heringsfallats in allen Ehren gedenken, welchen ein gewisser Mann zu speisen pflegte, so oft er einen Rausch ausgeschlafen hatte. Man sieht leicht, daß ihm das Salz der Heringe statt eines Digestivs gedient habe, und daß die Gewürze, welche zur Zubereitung gehören, den Magen haben stärken müssen. Auf diese Weise enthielt ein einziges Essen alles in sich, was dazu gehört, sich nach einem Rausche wieder herzustellen.

Unter einer solchen Lebensart werden die Nerven und besten Theile, wenn sie nur nicht schon allzu sehr verdorben sind, und sich der Trunkenbold, wie man sagt, gar zum Papste gelassen hat, daß er schon die Zehring, Schwindsucht, Wassersucht, oder Lähm- und Schlagflüsse davon getragen, nach und nach wieder gestärkt und hergestellt werden. Um das Gehirn zu stärken, und die Kopfschmerzen zu vertreiben, kann man sich äußerlich des Camphers und stärkender Umschläge bedienen. Die Alten riechen sich nach dem Rausche die Füße mit Salz, und ein Sale perunctus war bey ihnen ein solcher, der den Rausch ausgeschlafen hatte. Dieses Mittel ist, wie die Fußbäder, nützlich, um den Trieb der Säfte vom Haupte abzuziehn, und solchergestalt die Schmerzen zu lindern.

Nach dieser Methode läßt sich das Laster der Wöllerey mit Arzneymitteln heben. Hieran ist um desto weniger zu zweifeln, da man es schon auf diese Weise wirklich öfters gehoben hat. In dieser Kunst hat der Arzt einen unstreitigen Vorzug vor dem Sittenlehrer. Ein Moralist kann, ohne viel Kopfbrechen, einem Trunkenbolde beweisen, daß er ärger sey, als ein Vieh, und daß er weder selig lebt, noch selig sterben werde. Der Säuser wird immer Recht behalten, ihm zu antworten, daß er das Trinken unmöglich lassen könne, weil er sich damit wenigstens erträglich erhalten müsse, da er sonst höchst ungesund seyn würde, wenn er es lassen wollte. Hier hört die Kunst des Sittenlehrers auf. Er

Kann dem Säufer aus keinem Capitel in der Moral beweisen, daß er sich des Morgens die Ueblichkeit nicht verreiben dürfe, oder daß es außer den hitzigen Getränken noch andre Mittel gebe, sie zu heben. Allein hier geht die Kunst des Arztes an. Er kann dem Säufer, ohne eine Pflicht zu citiren, einen so lebendigen Abscheu vor dem Trinken mit einem ekelhaften Mittel beybringen, daß er sein Laster verläßt und verflucht. Er widerlegt ihm mit Arzneyen die Ausflucht, daß er ohne den Trunk nicht leben könne, weil er ihn empfinden läßt, daß dieses in der That möglich sey. Um wie viel edler würde diese Cur seyn, wenn sie zugleich machen könnte, daß die Verabscheuung und Entwöhnung des Lasters eine wirkliche Tugend wäre. Allein, ein auf solche Weise bekehrter Säufer ist nur durch einen physikalischen Zwang nüchtern, und der Arzt kann ihn nur in den Stand setzen, aus Erkenntnis zu wählen, indem er ihn sters nüchtern erhält. Das Uebrige muß der Moralist verrichten; und damit es dem gegenwärtigen Aufsätze auch an diesem letzten Mittel nicht fehle, welches die Vollendung der Cur der Trunkenbolde ist, so will ich eine gute moralische Betrachtung über dieses Laster aus dem englischen Zuschauer hier mittheilen, welche diesem Blatte einen besondern Werth geben wird. So redet der weise Engländer:

Keine Laster sind unheilbarer, als diejenigen, worin die Menschen einen Ruhm suchen. Man sollte sich wundern, wie doch die Trunkenheit zu dem Glücke gekommen ist, in die Zahl zu gerathen? Anacharsis begehrte einstmals, da er zu einem Trinkgelage, in Corinth, gebeten war, auf eine lustige Art den Preis davon zu tragen, weil er sich eher, als irgend einer aus der Gesellschaft, betrunken hatte. Denn, sagt er, wenn wir in den Schranken laufen, so bekömmt ja der den ersten Preis, welcher das Ziel zuerst erreicht. Zu unsern künftigen Zeiten fällt die Ehre auf den, welcher die größte Menge des Getränks verschlingen, und die ganze Gesellschaft zu Boden trinken kann. Ich befand mich neulich mit dem ehrlichen Johann Trichter, einem Westsachsen, in Gesellschaft, welcher zusammen rechnete, wie viel Ge-

tränke

er seit den letzten zwanzig Jahren eingeschluckt, die sich, nach seiner Rechnung, auf 23 Orhöfste Octoberwein, vier Tonnen Portwein, eine halbe Tonne Bier, 19 Stübchen Aepfelsaft, und drey Gläser Champagnerwein beliefen. Außerdem hatte er noch 400 Becher Punsch, und eine unzählige Menge starke Wasser, spanisch Bitter, und Schlürzigen Branntwein verzehren helfen. Ich zweifle gar nicht, daß sich nicht ein jeder Leser einiger jungen Leute erinnern sollte, daß ein gleicher Ehrgeiz belebt, die in diesen Stücke so eitel sind, als Johann Trichter, und eben solche Heldthaten von sich nachsagen können.

Unsre neuen Weltweisen bemerken, daß die Feuchtigkeit auf der Welt überhaupt abnimmt. Dieses leiten sie hauptsächlich vom Wachstume der Kräuter und Pflanzen her, die manches Flüssige in sich ziehen, das hernach niemals wieder zu seiner ersten Natur zurück kehre. Allein sie sollten, meines Erachtens, in ihr Register noch die unzählige Menge vernünftiger Wesen rechnen, die ihre hauptsächlichste Nahrung aus dem Getränke ziehen, insonderheit aber erwägen, daß solche Leute, wenn man sie mit ihren Mitbrüdern vergleicht, ungleich mehr trinken, als auf ihren Antheil kömmt.

Indessen mögen diese Leute eine noch so erhabene Meynung von sich haben, so ist doch ein betrunkenner Mensch ein viel ärgeres Ungeheuer, als irgend eins in der Natur zu finden ist; so wie kein einziger Charakter vernünftigen Leuten verächtlicher und abscheulicher vorkömmt, als ein Betrunkenner. Bonosius, einer von unsern eignen Landsleuten, der diesem Laster ergeben war, und sich einbildete, einen Theil am römischen Kaiserthume zu bekommen, hat sich, da er in einer großen Schlacht den Kürzern zog, erhangen. Als ihn nun das Heer in diesem erbärmlichen Zustande sahe, so spottete man doch, so tapfer er sich auch gehalten hatte, und sagte: Das Ding, was da hinge, sey kein Mensch, sondern eine Flasche.

Dieses Laster hat in den Gemüthern der Menschen, und auf das Glück derer, die ihm ergeben sind, sehr seltsame Wirkungen. Es entdeckt vor allen andern alle Mängel des

Gemüths. Ein mäßiger Mann kann ein jedes Laster und eine jede Thorheit unterdrücken, denen er auch noch so sehr ergeben ist; allein, der Wein belebt jeden verborgnen Saamen, und treibt ihn heraus. Er erhitze die Leidenschaften, und verstärkt diejenigen Gegenstände, die geschickt sind, sie anzureißen. Als sich ein junger Mensch bey einem alten Weltweisen beklagte, daß seine Frau nicht schön wäre, so sagte ihm der Philosoph: Thue weniger Wasser in deinen Wein, so wird sie schön werden. Der Wein macht die Gleichgültigkeit zur Liebe, die Liebe zur Eifersucht, und die Eifersucht zur Raserey. Oft verkehrt er einen gutgearteten Menschen in einen Dummkopf, und den cholertischen in einen Mörder. Er verbittert die Rachgier; er macht die Eitelkeit unerträglich, und zeigt die geringsten Mängel der Seele voller Abscheulichkeit.

Ja dieses Laster entdeckt nicht nur die versteckten Fehler eines Menschen, und schildert sie mit den häßlichsten Farben, sondern es verführt ihn auch oft zu solchen Sünden, daran er sonst nicht einmal fallen würde. Es ist mehr Zierlichkeit, als Wahrheit in einem Ausspruche des Seneca, daß die Trunkenheit die Fehler nicht mache, sondern nur entdecke. Die tägliche Erfahrung lehrt uns das Gegentheil. Der Wein setzt die Menschen außer sich selbst, und bringt Fälschheiten in das Gemüth, davon es in mäßigen Stunden nichts weiß. Die Person, mit welcher man nach der dritten Flasche spricht, ist gar dieselbe nicht mehr, die sich mit uns zu Tische setzte; und auf diesen Satz gründet sich einer der schönsten Aussprüche, die ich je in meinem Leben gelesen, den man dem Publius Syrus zuweinet: Qui ebrium ludificat, ludit absentem; wer eines Trunkenen spottet, der beleidigt den Abwesenden.

So widerstrebt nun die Trunkenheit der Vernunft, deren Amt es ist, das Gemüth von jedem Laster zu reinigen, welches sich darinn zeigt, und solches vor der Annäherung alles dessen zu bewahren, was sich nach dem Eingange dringt. Allein, außer diesen üblen Wirkungen, die der Wein bey einem Menschen hat, der sein Sklave ist, hat er auch noch bey

nüchternen Stunden einen bösen Einfluß in das Gemüth. Denn, er schwächt allmählig den Verstand und das Gedächtniß, und macht alle die Fehler zur Gewohnheit, welche die Ausschweifung hervorbringt.

Dieses ganze Blatt ist voll von Bewegungsgründen und Mitteln, welche dem Laster der Böllerey steuern können. Es kann indessen leicht seyn, daß keins von allen bey manchen Trunkenbolden hinreichend ist. Je stärker die Gewohnheit, sich voll zu trinken, schon eingewurzelt ist, desto schwerer und langsamer geht es mit der Cur her, und desto länger muß man damit anhalten, und über seine Triebe wachsam seyn. Darum hat schon Horaz gewarnt:

Quo semel est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu.

Es ist unendlich leicht, sich ein Laster anzugewöhnen; allein, es ist noch viel schwerer, eine üble Gewohnheit wieder abzuschaffen, zumal, wenn sie mit einem gewissen Vergnügen der Sinne vergesellschaftet ist. Ein strenger Vorsatz, sich zu bessern, kann allein diese Schwierigkeit überwinden, und dieser Vorsatz kann durch die Vernunft unterstügt werden.

Hundert ein und vierzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Dieser Wunsch der Ohren
Wird mit uns gehöret,
Stammt, Natur, aus dir.

Wenn ich zuweilen in Gesellschaften nicht mitsprechen kann, so ist das mein Vergnügen, daß ich, durch eine mir schon geläufige Abstraction, die Worte der Redenden, welche doch ohnedem mehrentheils nur das Spiel betref-

fen, aus der Nacht lasse, und bloß auf ihre verschiednen Töne Nacht gebe. Bey solchen Gelegenheiten habe ich angemerkt, daß nicht nur jede Sprache, sondern auch jede Mundart, ja fogar eine jede Redensart ihre eigne Musik habe, und daß alle Wörter der Menschen wahre Singenoten sind. Will man sich hiervon überzeugen, so zwingt man sich, eine Zeitlang verschiedene Redensarten in einerley Tone auszusprechen, und da wird man vernehmen, wie unnatürlich eine solche Rede sey, und wie wenig die Sprache, ohne die Tonkunst unsre Gedanken wohl auszudrücken vermdge. Man wird aber auch bey noch genauerer Beobachtung finden, daß das, was die Töne bey der Rede thun, eigentlich nur darin bestehe, die Bewegung des Gemüths anzuzeigen, so daß ein Gespräch ordentlich immer melodischer wird, je stärker die Leidenschaften darin überhand nehmen. Ich bemerke diese Gradation am deutlichsten bey betrunkenen oder verrückten Leuten, weil sie am unverstelltesten handeln. Der Anfang ihrer Rede ist gemäßiget. Je lebhafter sie werden, desto mehr wechselt sie die Töne; in größerm Affekte nehmen sie das Gelächter, Ausrufungen, Fragen, Verweise, Flüche, lauter hohe und starke Tonarten zu Hülfe; und wenn endlich ihre Wuth aufs höchste gestiegen ist, so lassen sie die Worte fahren, und bleiben allein bey den Tönen, indem sie trillern, singen, jauchzen, und mit He! und Haha! die Stimmen derer betäuben, die sie besänftigen wollen.

Man sieht aus diesem allen, daß die erste Anlage zu der himmlischen Kunst, welche wir die Musik nennen, schon zugleich mit der Sprache gemacht, und daß sie ein eben so natürlicher Ausdruck der Leidenschaften sey, als die Gebärden und die Veränderung des Pulses. Die Thiere, die auch sonst schweigen, haben doch alle gewisse Töne für ihre Leidenschaften. Diese Musik ist ein ihnen angebohrner Trieb, den sie mit uns gemein haben. Gleichwol hat es Leute gegeben, welche wissen wollten, daß die Menschen das Singen von den Vögeln gelernt hätten. Ein schülerhafter Gedanke!

Der Mensch, der auch mit seinen natürlichen Trieben künftigt, fand seine Stimme nicht immer zu allen den Verschä-

denheiten,

denheiten, zu der Länge und Dauer der Töne fähig, die er nöthig zu haben glaubte, um seine Leidenschaften gleichsam recht aus dem Herzen heraus zu hauchen. Daher nahm er die Instrumente zu Hülfe, und diese Künsteley hat er vor den Thieren voraus.

Es scheint, als wären die ersten Menschen ernsthafter in ihren Vergnügungen, und ihres ersten Ursprungs mehr eingedenk gewesen; denn sie widmeten, so viel wir wissen, ihre Musik am meisten der Bewunderung, dem Lobe und dem Dienste der Gottheit. Die erste recht förmliche Musik, wovon wir Nachricht haben, war der Lobgesang, welchen Moses und seine Schwester, nach dem glücklichen Durchzuge durchs rothe Meer, zum Preise der Gottheit anstimmten. Da aber die Melodie ein natürlicher Ausdruck der Leidenschaften war, und die meisten Triebe der Menschen ausschweifend sind; so ist es nicht zu bewundern, wenn gleichwol die Tonkunst schon bey ihrem Ursprunge gewisse Entheiligungen gestiftet, welche ohne Zweifel verursacht haben, daß Moses dieselbe in die Familie des Cains, die die Verworfenen waren, versetzte, und den Tubal, einen seiner Abkömmlinge, zu ihrem Vater machte. In der That hat Tubal mehr Nachahmer gehabt, als Moses und David. Allein wir müssen hierbey bedenken, was schon Plutarch sehr billig angemerkt hat, daß es kein Vermünstiger den Wissenschaften zur Last legen müsse, wenn einige Leute sie missbrauchen, indem dieses allein den lasterhaften Gemüthsarten derer zuzuschreiben ist, die sie entheiligen.

Daß die Musik von je her dem Lobe und Dienste des höchsten Wesens gewidmet gewesen, erhellt daraus, weil es vielleicht kein Volk auf der Welt giebt, das es nicht für eine Pflicht hielte, das Lob des Höchsten nach seiner Art zu besingen, und es scheint, als ob die alten Heiden geglaubt hätten, daß die Harmonie der Musik von Instrumenten und Stimmen den Zorn der Götter besänftige, und sie auf die Erde herabzukommen bewege.

Et thure & fidibus juvat placare - - -
Custodes Numidæ Deos.

Horat.

Die ersten Kenner der Musik, Moses, und dreihundert Jahr nach ihm, Linus, Orpheus, u. a. wurden für Propheten gehalten; und vielleicht waren sie zugleich Priester, Aerzte und Wahrsager, wie die westindianischen Priester, die tartarischen Lamas, und die Bonzen in Japan. Ueberdem pflegten die Römer, die Griechen und die Aegypter in allen ihren gottesdienstlichen Handlungen mit den Opfern, Freudenfesten und andern Verehrungen der Götter die Musik zu verbinden, wie die Lobgesänge beweisen, welche man dem Homer und dem Orpheus zuschreibt. Doch mischte sich immer in diese Loblieder desto mehr Thorheit ein, je schwächer und unehrerbietiger die Begriffe der Religion waren, die man sich in den Zeiten der Abgötterey formirte; und oft war der Lobspruch des Gottes ein Mischmasch von Grobheiten und unverschämten Gedanken. Die Verlus phallici, welche an den Bacchanalien gesungen wurden, können hiervon ein muthmaßliches Zeugniß geben. Die Juden bedienten sich zu ihrer gottesdienstlichen Musik der Trompeten, der Cymbeln und der Trommeln, zu deren Tönen die Leviten und das Volk zu singen pflegten. Die Musik der ersten Christen war ganz ungekünstelt. Man besang mit lauter Stimme die Lobsprüche Gottes, und ist verbindet man damit den künstlichsten Gebrauch der Instrumente. Die heutigen wilden Heiden haben bey ihren Religionsübungen noch den Gebrauch der Lieder mit Instrumenten und Stimmen. Der größte Theil der Religion der Amerikaner besteht in Tänzen und Liedern, womit sie ihre Götter zu verehren und zu besänftigen glauben. Diese alte Meynung erwarb in den ersten Zeiten den Dichtern und Tonkünstlern die ganze Hochachtung der Nationen; denn man hielt sie damals für die Vollmehrer der Götter, und für begeisterte Personen. Allein, der wahre Zweck der gottesdienstlichen Musik, das Herz mit heiligen Affekten zu entzünden, konnte freylich nur bey derjenigen Nation erreicht werden, welche die wahre Religion und die anständigsten Begriffe von der Verehrung des höchsten Wesens besaß. Die Gesänge Sions, von welchen wir Ursache haben, zu glauben, daß sie an den Höfen der mor-

gen

genländischen Monarchen in großem Ansehn stunden, waren nichts anders, als Psalme und Gedichte, welche das höchste Wesen anbeteten oder verehrten. Der größte Erboerer in diesem heiligen Volke verfertigte, nach dem Beyspiele der alten griechischen Odenmacher, nicht allein die Worte seiner göttlichen Oden, sondern setzte sie auch durchgehends selbst in die Musik. Diefenanach wurden seine Werke, ob sie gleich der Stütschütte geweiht waren, sowol das allgemeine Vergnügen, als die Andacht des Volks. Das erste Original von einem Drama war ein gottesdienstliches Stück, welches bloß aus einem Chore bestand, und auch nichts anders war, als ein Lobgesang an die Gottheit. Als Wollust und Schwelgen über die Unschuld und Religion die Oberhand erhielten, so artete diese Art des Gottesdienstes in Tränenspiele aus, in welchen sich democh der Chor in so weit seiner ersten Pflicht erinnerte, daß er alles brandmarkte, was lasterhaft war, und alles Böbliche anpries; daß er den Himmel für die Unschuld bat, und seine Rache über den Strafbaren erstlehte.

Homer und Hesiodus zeigen uns an, wie diese Kunst sollte angewendet werden, wenn sie die Musen vorstellen, wie sie den Jupiter umgeben, und ihre Gesänge um seinen Thron herum anstimmen. Zu ihren Zeiten ließ das Volk auch bey seinen liebsten Ergötzlichkeiten viele Lieder und Gesänge auf die Gottheiten hören; und wenn solche Vergnügungen bey den Kennern der wahren Religion eingeführt wären, so würden sie unfre Leidenschaften nicht wenig reizen und erhöhen, unsern Gedanken einen gehörigen Schwung geben, und die göttlichen Triebe in der Seele ernähren. Eine auf solche Art angewandte Musik erregt edle Gedanken in der Seele des Zuhörers, und erfüllt sie mit hohen Bezügen. Sie stärkt die Andacht, und erhebt das Lob zur Entzückung. Sie theilt den Zuhörern die Empfindungen des Dichters weit nachdrücklicher mit, als die Cadanz der Rede, die gleichwol schon eine Art der Musik ist.

Der Gewalt beredter Saiten
Mit Verstockung widerstreiten,

Ist vergebne Ruhmbegier.
Wie die stolzen Töne wollen.
Daß wir seyn und werden sollen,
Also sind und werden wir.

Auf diese Weise lenkt die Musik die Sitten und den ganzen Charakter der Völker, und erweicht das spröde Herz der Barbaren, indem sie es gegen die Leidenschaften empfindlicher macht, und zarter und schärfer fühlen lehrt. Um deswillen fürchteten die Aegypter die Verzärtelung der Nation von der Musik, und da sie alles, was auf die Sitten einen Einfluß hatte, durch ihre Gesetze einschränkten und bestimmten, so unterließen sie auch, nach Diodors Berichte, nicht, den Mamspersonen die Erlernung der Musik zu verbieten, damit sie nicht weibisch werden möchten. Sie bedachten aber nicht, daß die Musik eben so geschickt wäre, heroische Tugenden anzufeuern, als die Wellüste zu wärmen. Die Alten bedienten sich mit glücklichem Erfolge der musikalischen Instrumente, wie noch ist der Gebrauch ist, um in dem Busen der Soldaten eine kriegerische Hitze zu entzünden; und Quinctilian schreibt den Ruhm der römischen Kriegsvölker zum Theil den Eindrücken zu, die der kriegerische Ton der Pfeifen und Trompeten den Legionen machte.

Die Griechen hielten mehr auf die Musik, als die Aegypter, und brachten sie zu einer großen Vollkommenheit. Die Großen suchten ein Verdienst darinn, sie zu verstehen, und schämten sich, ihre Unwissenheit in derselben zu bekennen. Kein Held machte Griechenland berühmter, als Epaminondas; seine Geschicklichkeit im Tanzen und in der Instrumentalmusik wurde unter seine schönen Eigenschaften gezählt. Einige Jahr vor seiner Zeit hielt man es an Themistocles für eine Unanständigkeit, daß er bey einem Feste keine Urtel in der Leier spielen wollte. Es wurde zu der Zeit für einen Fehler in der Erziehung gehalten, von der Musik nichts zu verstehen; und kein Grieche konnte es überhoben seyn, sie zu lernen. Deswegen empfahlen die berühmten Philosophen, die uns Abhandlungen von der Policey hinterlassen haben, Platon und Aristoteles vornehmlich, daß man junge Leute in dieser

Kunst

Kunst unterrichten sollte. Man war damals völlig überzeugt, daß die Sitten der Jugend leichter gebildet, und ihre Seelen fähiger gemacht werden würden, alles, was löblich und artig wäre, anzunehmen, wenn man ihr zeitig einen Geschmack an der Musik beybrächte; da, nach dem Plutarch, nichts geschickter ist, als sie, Leute zu allen Zeiten zu tugendhaften Handlungen zu erwecken, und vornehmlich ihnen einen Muth einzuflossen, daß sie allen Gefahren des Krieges entgegen giengen.

Inzwischen war die Musik bey den Römern, in der glücklichen Zeit der Republik, nicht in großem Ansehen. Sie wurde damals, wie Cornelius Nepos anmerkt, für eine Kleinigkeit gehalten; und der Vorwurf, den Sallustius einem römischen Frauenzimmer macht, daß sie besser tanzte und sänge, als einem Frauenzimmer von Charakter anständig sey, zeigt genug, was die Römer zu der Zeit von der Musik hielten. So strenge waren sie, bis sie mit den Griechen zu thun hatten, und ihre Reichthümer und ihr Ueberfluß verleiteten sie zu Ausschweifungen, deren man die Griechen nicht so sehr schuldig findet.

Die Alten schreiben der Musik wunderbare Wirkungen zu, die Leidenschaften zu dämpfen und zu erregen, und die Reinigkeit der Sitten zu mildern. Polybius erzählt von den Arcadiern, daß sie, bey ihrer sonst so strengen Lebensart, dennoch die Jugend gezwungen, sich bis ins dreißigste Jahr auf die Musik zu legen; und daß bey ihnen keine Unwissenheit in andern Künsten so schimpflich gewesen wäre, als die, nicht singen gelernt zu haben. Er macht zugleich die Anmerkung, daß ihre ersten Gesetzgeber hierbey die Absicht gehabt haben, die natürliche Wildheit der Arcadier zu zähmen, und durch die Musik ihre finstre und melancholische Gemüthsart zu erheitern, die ihnen ihr kaltes Klima eigen machte. Hingegen schreibt er die Wildheit und barbarischen Handlungen der Synchroner ihrer Unwissenheit in dieser Wissenschaft zu.

Allein, diese Musik, die Plato und Aristoteles so sehr empfahlen, war, wie uns Quinctilian sagt, nicht diejenige

nige

nige, wovon die Theater erklangen, und welche die alten männlichen Tugenden in Ueppigkeit und Weichlichkeit verwandelte, sondern die, deren sich erhabene Leute bedienten, um das Lob andrer ihres gleichen zu verherrlichen. Plutarch selbst klagt verschiedentlich, daß die Neuern an die Stelle der männlichen, edlen und göttlichen Musik der Alten, die theatralische untergeschoben hätten, die nichts als Laster und Ausgelassenheit einflöße; und Plato dient ihm zum Zeugen, daß die Musik, die Mutter der Harmonie, des Wohlstandes und Vergnügens, uns nicht bloß zur Ergezung der Ohren, sondern dazu gegeben worden, Ordnung und Harmonie in der Seele wieder herzustellen.

Alles dieses führe ich aus keiner andern Ursache aus andern Schriftstellern hier an, als um meinen Lesern einen richtigen und gründlichen Begriff vom Gebrauche der Tonkunst zu ihrer Gesundheit zu geben. Niemand wird nun noch zweifeln, daß sie eines solchen Gebrauchs fähig sey, da sie ein natürlicher Trieb der Menschen, ein Ausdruck und zugleich eine Schryserinn und Ernährerin aller Leidenschaften, und eine Form ist, nach welcher die Charaktere der Menschen gebildet werden. Als ein natürlicher Trieb der Menschen erleichtert sie dem Arbeitsmanne seine Arbeit, und macht ihm das Leben zur Lust, das er, wie ein Lastthier, im schwersten Dienste der Welt vollbringen muß. Sie galt Johann dem Seifensieder in Sagedorns Fabel, unendlich mehr, als die haaren 50 Thaler, die ihm ein reicher Nachbar, den sein steter Gesang im Schlafe störte, mit der Bedingung schenkte, sein Singen bey der Arbeit zu unterlassen. Herr, redete er den Nachbar an, dem er sein Geld wieder zustellte,

— Herr, lehrt mich bessere Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer euren Vettel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden.
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd ich wieder,
Johann, der muntre Seifensieder.

Den Menschen, die in der Welt die Last des Schicksals am meisten fühlen müssen, hat die Natur aus Erbarmen den Geschmack und die geheime Neigung zum Gesange und zur Harmonie am lebhaftesten eingepreßt, damit sie ihre schwache Freude in leidlichen Stunden ernähren, ihre Angst im Unglücke zerstreuen, und sich bey der Mühe und dem Ungemache der Arbeit trösten und erquickeln können. Der Arbeitsmann vergißt bey dem schlechtesten Liede seine Mühseligkeiten; und mancher glaubt, aus Regungen der Andacht, ein Lied zu singen, das er doch nur anstimmt, um seinem natürlichen Triebe zur Musik zu willfahren. Solchergestalt besitzt der Mensch an diesem Triebe ein natürliches Mittel, sich der Anfälle des Unmuths und der Schwermuth zu erwehren, die ihm sein Leben verkürzen, und seine Gesundheit in Gefahr setzen würden.

Daß durch die Leidenschaften oft Krankheiten verhütet und eurirt werden können, ist eine so ausgemachte Sache, daß sie nichts weniger, als meines Beweises bedarf. Nun gehört aber die Musik unter die Mittel, welche die Leidenschaften erregen, vermehren, verändern und dirigiren. Sie muß also einen unfreitigen Einfluß in den Zustand der Gesundheit der Menschen haben. Dieses haben schon die alten Nationen eingesehen, und das, was sie uns von den Wirkungen der Musik in die Gesundheit erzählen, ist zwar oft übertrieben, aber beweiset doch immer, daß diese Wirkung sehr merklich seyn müsse. Es wird von einem gewissen Timotheus erzählt, daß er durch einen phrygischen Gesang den Alexander in solche Wuth gesetzt, daß er von der Tafel aufgestanden, und zu den Waffen gelaufen wäre, bis er endlich durch einen andern unterphrygischen Gesang wieder beruhigt worden. Eben so erzählt d'Embry in seinem Commentario über das Leben des Appollonius von Thyana, es habe der Musicus, Claudin, der Jüngere, bey dem Belagerer des Duc de Joyeuse, 1581 eine Urie gesetzt, welche in einem Concerte, wo sie nach versucht worden, einen Edelmann gereizt, die Hand ans Gewehr zu legen, wobey er ganz laut geschworen, er könne sich unmöglich enthalten, sich mit Jemanden zu

Der Arzt. VI. Th. Berth. Ausg. G 9 schlac

schlagen. Eine andre unterphrygische Urie aber habe ihn wieder besänftigt. Ich glaube gern, daß beym Alexander die Trunkenheit mehr gewirkt haben mag, als die Musik; und was den Edelmann betrifft, so kam das, was er für die Wirkung der ersten Urie ausgegeben, bloß der Stolz, einen Gegner zu suchen, und die Wirkung der letzten, die Furcht gewesen seyn, einen zu finden. Nichts desto weniger sehen wir noch aus der Erfahrung, daß die Tumulte der Musik die Soldaten zum Streite erhitzen, und die Pferde selbst muthig machen. Was können sie also nicht bey einem Betrunknen oder Berrückten, dessen Einbildungskraft in Flammen steht, ausrichten, wenn sie zur rechten Stunde auf sein Herz wirken.

Der Centaur, Chiron, besänftigte den wilden Charakter des Achills durch die Gewalt der Tonkunst, und David vertrieb mit den Tönen seiner Harse den melancholischen Geist, welcher den König Saul ängstigte. Empedocles fing an zu singen, um einen jungen rasenden Menschen zu besänftigen; und diese Beyspiele der Alten sind um desto weniger zu verachten, da nicht allein Asklepiades, ein griechischer Arzt, die Rasenden mit der Musik geheilt hat, sondern auch dieses noch in den allernuesten Zeiten öfters geschieht. Herr D. Kähler hat in den Schriften der Königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften bewiesen, daß die Raserey der Italiener, welche sie vom Stiche der Tarantelspinnen herleiten, nichts anders, als eine gemeine melancholische Raserey sey; und Jedermann weiß, daß dieselbe durch die Musik und den Tanz curirt werde. Man kann also den Tarantismus mit der Krankheit, welche in Deutschland der St. Veitstanz genennet wird, im Grunde für einerley halten, und der natürliche Trieb der St. Veitstänzer beweiset, daß die Musik über diese Art der Schwermuth eine große Gewalt haben müsse. Es giebt viel einzelne Beyspiele, die eben dasselbe beweisen. Ein gewisser Schottländer ward mit seinen dreyen Söhnen unglücklicher Weise in die Empörung 1715 verwickelt, und wagte voll Eifer für die Sache, die er für gerecht hielt, den größten Theil seines Vermögens für den

Prästen

Präsidenten. Als aber die Rebellen bey Dublin geschlagen wurden, blieben zween von seinen Söhnen, und er selbst fiel verwundet in die Hände seiner Feinde. Er ward gepflegt, und beym Leben erhalten, und man ließ ihn alsdann zu Edinburg für sich leben. Ehrgeiz und Betrübniß machten, daß er in ein Nervenfieber, und in eine solche Tieffinnigkeit verfiel, daß er nicht einmal Speise zu sich nehmen, noch mit Leuten reden wollte. Sein Arzt wußte, daß er sich vordem an der Harse besonders ergezt hatte, und ließ von einem der geschicktesten Harfenspieler dem Kranken einige seiner liebsten Stücke vorspielen. Bey den ersten Stücken schon zeigte der Kranke eine ungemeyne Bewegung am Körper und im Gemüthe; und da dieses Spiel täglich wiederholt wurde, so kam er endlich so weit, daß er von gemeinen Sachen redete, und bald darauf gute Speisen und Arzneyen zu sich nahm, bis er endlich vollkommen gesund ward. Bey allen Arten von Wahnsinn herrschen gewisse hinreißende Leidenschaften, und die Musik ist im Stande, dieselben zu besänftigen, und solchergestalt etwas zur Cur dieser Krankheit beizutragen. Daß die Musik diese Wirkung an den Leidenschaften durch eine natürliche Gewalt ausübe, lehrt das unverdächtige Beyspiel eines zweyjährigen Kindes von musikalischen Aeltern, welches sich bey einigen muntern musikalischen Stücken sehr vergnügt bezeigte, so bald sich aber die tiefen und traurigen Töne hören ließen, melancholisch und betrübt wurde, bis es wieder etwas lustigeres hörte. Ist es nun wol unglaublich, wenn uns Seneca vom Mäcen erzählt, es sey die Melancholie mit beständigem Wachen, in die er verfallen, nachdem er Augusts Liebe zu seiner Gemahlin entdeckt hatte, und die in dreyen Jahren, weder der Wein, noch das Rauschen sanfter Wasserfälle, lindern konnten, zuletzt durch die sanfteren Töne entfernter Musik vertrieben, und seinen Augen der Schlaf wieder verschafft worden. In den Schriften der französischen Akademie der Wissenschaften werden zwey Beyspiele von Curen rasender Personen in hitzigen Fiebern angeführt; und es war bey dem einen besonders merkwürdig, daß alle Zufälle des Fiebers inne hielten, so lange die Musik

dauerte.

dauerte. Ich könnte eine große Menge solcher Geschichte erzählen, die gar nicht fabelhaft sind, und woraus eben das selbe erhellen würde, was ich schon aus den hier angeführten wenigen schließen kann, daß die Musik in allen eigentlich sogenannten Gemüthskrankheiten ein wahres Arzneimittel sey, welches unmittelbar in die Nerven, und hierdurch in die Seele und in den Körper zugleich wirkt. Daher finde ich den Gedanken eines gewissen englischen Schriftstellers gar nicht übertrieben, daß die Aerzte, die über Tollhäuser gesetzt sind, den Gebrauch der Musik mehr, als bisher gebräuchlich gewesen, mit ihren Arzneien verbinden sollten. Es ist aber hierbey zu merken, daß dergleichen Aerzte selbst Kenner der Tonkunst seyn, und aus dem Zustande eines jeden Kranken zu urtheilen vermögend seyn müssen, welche Art der Leidenschaften in ihnen besänftigt oder erregt und unterhalten werden, und welche Arten der Musik hierzu erwählt müssen. Wer sich ohne diesen Unterschied die Regel machen wollte, die Gemüthskrankheiten mit Musik zu curiren, der würde eben so ungereimt handeln, als wenn er sich vorsetzte, alle Fieber mit Pulvern zu heilen. Hippocrates hat schon angemerkt, daß sich nicht jede Musik für Jedermann schicke.

Da der Einfluß der Leidenschaften in den Zustand vieler Kranken eine große Gewalt äussert, so sieht man leicht, daß die Musik auch bey andern, als den eigentlichen Gemüthskrankheiten, gute Dienste werde leisten können. Dieses ist besonders von den Krankheiten der Nerven wahrscheinlich, weil die Musik unmittelbar durch dieselben wirkt. Doch kann es auch von andern Krankheiten behauptet werden, in so fern sie gewisse Leidenschaften verschlimmern. Man weiß, daß in Pestzeiten die Furcht mehr Leute tödtet, als die Pest selbst. Hat es also wol das Ansehen einer Fabel, wenn Thales, der Milesier, die Pest curirt haben soll, indem er auf der Zitter spielte? Kann nicht die Musik bey den Soldaten die Furcht vertreiben? Die Leute, welche vom Bisse toller oder giftiger Thiere rasen, stehen in vollen Flammen der Affekten, welche ihr Uebel unheilbar machen. Sollte diesen nicht die Musik

Musik nützlich seyn können? Cellius erwähnt in der That, daß Theophrast die Musik bey giftigen Schlangentissen angepriesen; und Muhammed empfiehlt eben dieses Mittel in einer noch nicht aus dem Arabischen übersetzten Schrift, welche den Titel führet: De medicina propheta; wenn Jemand von einem Scorpione vergiftet worden ist. Man kann freulich auf solche Zeugnisse nicht zu viel trauen. Die Bisse der Schlangen und Scorpionen sind nicht allezeit giftig; und solche Leute können vielleicht auch ohne den Bestand der Musik gesund geworden seyn. Inzwischen lehrt doch die Natur der Sache, daß die Musik in solchen Krankheiten nützlich seyn könnte, und giebt hierdurch den angeführten Geschichten eine natürliche Glaubwürdigkeit. Die gichtischen Schmerzen sind Nervenkrankheiten; und es kann also wol Fälle geben, da eine wohlausgesuchte Musik dieselben lindert. Athenäus meldet, aus einem verlohrenen Buche Theophrasts, daß man durch die phrygische Harmonie die Hüftgicht gehoben habe. Eben diese Cur der Hüftgicht, durch die Musik, bekräftigt auch Celsus Aurelianus. Man kann überhaupt sagen, daß ein Mittel in vielen, ja in den meisten Krankheiten mit Nutzen angebracht werden könne, das in die Leidenschaften so lebhaft wirkt, als die Musik. Serophilus sagte, er glaube, daß sich der Puls nach einem harmonischen Gesetze richte. So viel ist unstreitig, daß die Musik, insoferne sie die Leidenschaften dirigirt, den Puls verändern könne, wie sie selbst will; und dieses ist bey einem, der Geschmac an der Tonkunst hat, eben so wenig zu bewundern, als daß sich der Puls eines verliebten Mädchens verändert, so bald ihr ein schöner Jüngling zulächelt: Ich liebe Sie.

Dieser weite Umfang der Wirkungen der Tonkunst in der Arzneywissenschaft hat gemacht, daß einige Aerzte die Musik eben so, wie andre Arzneien, zur Cur der Krankheiten überhaupt gebraucht haben. Xenocrates ist dafür bekannt, daß er seinen Kranken zuweilen ein Stückchen auf Instrumenten vorgespielt habe; und wer den mannichfaltigen Gebrauch dieser harmonischen Arznei in Krankheiten genauer kennen will,

will, der kann viele heilsame Wirkungen davon beyh Martianus Capella lesen. Roger Baco pries sie den Greisen zur Gemüthsermunterung in ihrem Alter an; und der Araber Rhazes glaubte, daß die Mütter sowol sich selbst, als ihren noch ungebohrnen Kindern, diese Stärkung der Lebensgeister schuldig wären.

Aus allen diesen Gründen glaube ich gar nichts seltsames zu beginnen, wenn ich meinen Lesern sowol die Erlernung, als auch die Anhörung der Musik, aus dem Bewegungsgrunde ihrer Gesundheit und Zufriedenheit, anpreise. Ich habe in meinem 80sten Blatte gezeigt, wie vortheilhaft der Zustand sanfter Freuden und dauerhafter Lust der Gesundheit sey; und was für ein angenehmeres, kräftigeres und unschuldigeres Mittel könnte ich wol hierzu vorschlagen, als die Tonkunst, die uns mit einer Gewalt ins Vergnügen hinweist, welche wir lieben. Ein geschickter Tonkünstler nimmt unser Herz, das wir ihm freywillig geben, und führt es in alle die dichterischen Entzückungen, die er aus seinen Tönen schafft, wenn er

— — Ist durch die Tiefen rauscht,
Wenn er in Debungen ist lauscht,
Auf einmal in die Höhen dringet,
Ist Tief und Höh zusammen schlinget,
Ist durch die halben Töne schweift,
Gedanken auf Gedanken häuft,
Und in ein Trillo sich verläuft.

Der einzige Mangel bey dieser vergnügt machenden Arznei ist der, den alle Arzneien haben, daß sie nur nach der Fügigkeit der Natur wirkt, und daß sie also bey denen nicht anschlägt, die so unmenschlich beohret sind, daß sie die Schrecken der Dichtkunst der Töne nicht fühlen. Um deswillen ist es mir um desto lieber, daß ich die Mektren, die ihre Kinder glücklich zu machen wünschen, durch einen medicinischen Bewegungsgrund, welcher zur Glückseligkeit eines Menschen so unentbehrlich ist, als Freude und Gesundheit, verpflichten kann, die alte vergessne Maxime der Griechen wiederum anzunehmen, und ihre Kinder zeitig in den Schulen

fäßen der Tonkunst unterrichten zu lassen. Der weise Socrates, der in seiner Jugend hierin versäumt worden war, konnte sich darüber so wenig zufrieden geben, daß er sich auch noch in seinem Alter in dieser Kunst unterrichten ließ.

Hundert zwey und vierzigstes Stück.

Brem. Beitr. 3 B.

Von jenen Bäumen, o Freund, die du mit Sorgfalt erzogen.

Hesperus, ein Bruder des Atlas, hatte drey Töchter, und diese Hesperinnen besaßen einen Garten bey Lix, einer Stadt in Mauritanien, worinnen goldne Aepfel wuchsen, und den ein siebenköpfiger Drache bewachte. Diesen Schatz holte Hercules weg, um ihn dem Eurystheo zu geben. So erzählt Virgil die Fabel; und Servius gedenkt sie uns auszulegen, wenn er diese Geschichte von einer Herde Schaaf von goldfarbener Wolle ausdeutet, deren sich Hercules bemächtete, nachdem er den Schäfer, der sie bewachte, getödtet hätte. Spanheim hält aber diese Erklärung für eine Träumerey; und es ist der Wahrscheinlichkeit weit gemäßer, daß die goldnen Aepfel der Hesperinnen eine Art von raven Früchten gewesen, deren Gattung Hercules zuerst aus einem berühmten Garten in Mauritanien mitgebracht hat. Man kann auch das Zeugniß Antiphons im Athenæo anführen, welcher uns lehrt, daß der goldne Aepfel aus Persien nach Griechenland gebracht wurde; und wenn also hier nicht von verschiedenen Früchten die Rede ist, so muß Persien der erste Ort des Ursprungs dieser Früchte gewesen seyn.

Es ist wahrscheinlich, daß unter diesen goldnen Aepfeln die Früchte der Citronen- oder Pommeranzendäume verstanden

standen werden müssen. Der Verfasser eines gewissen Versuchs vom Ackerbaue, im Septembermonate des Journal helvetique von 1749, mit dessen Gelehrsamkeit ich diese Untersuchung bereichere, sagt, daß die Pommeranzendie Citronenbäume und alle übrige Arten von dieser Gattung bey den alten Griechen und Lateinern sehr wenig bekannt gewesen, und daß sie Anfangs Aepfel von Medien, von Persien und von Assyrien genennet worden, weil dieses die Gertter ihres ersten Ursprungs gewesen, davon man hernach den Baum unter diesen Namen anzeigte: *Malus Medica, Persica, Assyria, Hesperia, Citrea, Cedria, Aurea*, oder *Malus Felix*, der glückliche Aepfelbaum.

Alle diese mannichfaltige Namen bezeichnen eben dieselbe Art von Früchten. Theophrastus, Plinius und andre Schriftsteller versichern, daß dieser rare und berühmte Baum nur in Medien und bey den Persern wachse, und daß kein anderer Baum daselbst so hoch geschätzt würde. Plinius setzt hinzu, daß die vornehmen Parther sich der Kerne von dem assyrischen Aepfel bedienten, um den schlimmen Athem zu verbessern, wenn er durch die Ueberladung mit Weine verborben war, welches sich gar oft zuzutragen pflegte. Dioscorides und andre Schriftsteller sagen, daß der Saame dieser Frucht, in Wein eingetaucht, dem Gifte widerstehe; und Arbenäus versichert, daß, als die Probe an Uebelthätern, die zum Tode verdammt waren, gemacht wurde, diejenigen, welche von der Frucht, die er *Malum citreum* nennt, gegessen hatten, von dem Stiche der Aspis kein Ungemach empfunden haben. Eine so schöne und mit so wunderbaren Eigenschaften begabte Frucht verdiente wohl, mit unter das Wunderbare der Fabel zu kommen; und ihre Farbe, welche ihr den Namen des goldnen Aepfels, *Malum aureum*, erwarb, konnte sie würdig machen, von den Dichtern in den entzückenden Garten der Sesperinnen versetzt zu werden.

Nachdem dieser goldne Aepfel zu den Griechen gebracht worden, wuchs er vor alten Zeiten im lacädemonischen Erbreiche. Er hatte einen angenehmen Geruch, war aber nicht essbar, wie solches Casaubonus anmerkt, indem er eine Stelle

Stelle des Hesychius verbessert, worinnen er *Asrota Mela* für *Srota Mela*, *Poma Edulia*, setzt. Theophrast sagt wirklich, daß diese Frucht nicht gegessen werde, aber von einem vorreflichen Geruche sey. Plinius beschreibt ihren Geschmack sehr sauer; und dieses kommt mit dem Ausdrucke des Virgils, *tristes lucci*, überein. Ueberdem aber ist es gewiß, daß man zu den Zeiten des Theophrasts, Plinius und Plutarchs diese Früchte nicht gegessen. Palladius war der erste, welcher die Kunst lehrte, sie zu gebrauchen, und welcher, nach der Meynung des P. de la Rue, sie an das italienische Clima zu gewöhnen wußte, ob schon Plinius sagte, daß man solches vergebens versucht hätte. Wenn man annimmt, daß diese Frucht die Citrone gewesen, wie es dieser Schriftsteller mit der größten Anzahl der Alten glaubt, so war es nicht schwer, sie essbar zu machen; denn es war schon zu den Zeiten des Plinius der Zucker bekannt, der hierzu dient. Man erkennt dieses aus der Stelle, wo er sagt, daß Arabien die Röhre hervorbringe, woraus man den Zucker zieht, und daß der beste aus Indien komme. Auch Dioscorides redet davon, wenn er sagt: *Saccharum, Saccaron, arundinum lacrima*, seu liquor, qui aperto in latere calamo perinde ac gummi exterius concrefcit; an derer hierher gehöriger Stellen ist zu geschweigen. S. das 158. Bl.

Es haben zwar einige Gelehrte die Pommeranze für den goldnen Aepfel gehalten. Allein, der Ritter Temple gesteht es nicht zu, weil er in den Alten nichts gesehen, welches bewiese, daß ihnen diese Frucht bekannt gewesen wäre. Er hält demnach die goldnen Aepfel lieber für eine Art *Goldpippins*, oder vergoldete feine Reinetten. Allein, es scheint nicht, daß irgend eine Art eigentlicher Aepfel so sonderbar gelobt, und so prächtig beschrieben worden seyn würde; und man kann also diese Verkleinerung eben so wenig annehmen, als die Uebertreibung, wenn man sagen wollte, daß die Früchte der Sesperinnen wirklich goldne Aepfel von einer ganz besondern Zubereitung in dem Geschmacke der thörichten

richtigen Pracht der Gärten des Montezuma gewesen wären. Athenäus sagt, daß der König Juba, welcher aus dem Lande selbst war, wohin die Fabel den Garten der Sesperinnen setzte, in einem Briefe bezeugte, daß er die goldnen Äpfel für die Citrone hielte; und die reizende Beschreibung, welche Virgil von dem Baume macht, welcher den glücklichen Äpfel trägt, scheint sich völlig auf sie zu schicken. Seine Ähnlichkeit mit dem Lorbeerbaume, und seine vester angeheftete Blüthe, als die Pommeranzenblüthe sind zwey deutliche Merkmale des Citronenbaums, oder einer ähnlichen Gattung; und außerdem ist es merkwürdig, daß Virgil von dieser Frucht sagt, sie komme aus Medien her. Paladius nennt auch den Äpfel aus Medien, pomum citreum, und dieses ist, nach des P. de la Rue Meynung, fast der allgemeine Begriff gewesen. Inzwischen behauptet Apulejus in seinem Tractate von den Bäumen, daß der Baum des medischen Äpfels vom Citronenbaume unterschieden wäre, wie uns solches Servius in seinem Commentario über Virgils Georgica lehrt. Er giebt vor, daß die Citrone schon zu Plinii Zeiten in Italien bekannt gewesen wäre, nicht aber die Frucht, von der die Rede ist; und wenn man die Vorstellung, die uns eine sehr rare Münze aus dem Kabinette Masini giebt, mit dem Cedre oder Poncyre vergleicht, so wird man darin eine genaue Gleichheit finden. Marantha erwähnt von den medischen Äpfeln, daß sie die Gestalt beyder Geschlechter zeigten; und da der Poncyre in der That diese besondre Bildung hat, welche man auch auf dieser Münze sieht, so fällt wohl die größte Wahrscheinlichkeit auf den Poncyre, daß er die von den Alten so gerühmte Frucht sey, deren Geruch so köstlich ist, und welche man nur erst spät in den warmen Ländern Europens cultivirt hat. Die Erfindung, sie einzumachen, wodurch man ist ihre ungemeine Säure so wohl verbessert, ist wahrscheinlicher Weise ziemlich neu; und bisher konnte man wohl mit den Alten sagen, daß sie nicht essbar wäre. Herr Tournefort sagt, daß man in Candia Cedern oder Poncyren aufziehe, und daß es gute Früchte wären. Man könne sie aber nicht anders, als ein
gemacht

gemacht essen, welche Kunst zu Candia unbekannt wäre. Eben so kann es dereinst den Alten gegangen seyn. Doch genug von den goldnen Äpfeln. Sind es keine Citronen oder Pommeranzen gewesen, so verdienen doch diese vortreflichen Früchte, um des großen Nutzens willen, den sie dem menschlichen Geschlechte leisten, alle die Lobeserhebungen mit größerm Rechte, als Früchte von eben so schönem Ansehen, deren Nutzen aber viel eingeschränkter war.

Nachdem einige Perser ehemals Citronenbäume nach Athen gebracht hatten, kamen sie von dannen nach Italien. Virgilius redet davon, als von einem sehr raren Baume; und zu Plinii Zeiten wußten die Römer noch nicht, sie aus dem Saamen zu erziehen, sondern holten sie aus fremden Ländern. Allein, ein immergrünender Baum, dessen schöne und wohlriechende Blumen, und dessen angenehme und erfrischende Früchte ihn überall beliebt machen mußten, ward bald gemein genug, als er erst einmal nach Europa gekommen war, und gieng fort in alle Länder. Es währte nicht lange, so fieng man an, für die Bäume, welche Citronen, Pommeranzen, und dergleichen Art Früchte tragen, besondre Gärten anzulegen, und kostbare Winterhäuser zu bauen. Bekrönte Häupter fanden daran ihr Vergnügen, welchen die Großen und Reichen nachfolgten, so daß ist kein Kunstgarten zu finden ist, der nicht mit diesen goldnen Äpfeln prangt, und alle Winterhäuser in den Gärten dieserwegen Orangerien genannt werden.

Ich würde solchergestalt gerechte Vorwürfe verdienen, wenn ich dieser köstlichen Früchte nicht einmal in meinen Blättern besonders gedächte, zumal, da sie so vorzügliche Arzneykraft besitzen, daß sie auch um deswillen ist aller Orten in ganz Europa gemein sind.

Die Citronen haben in ihren Schaalen ein vortrefliches Gewürz, und in ihrem Saft die vollkommenste vegetabilische Säure. Die Citronenschaalen enthalten eine große Menge Del, und übertreffen hierin noch die Pommeranzen-schaalen, obgleich das Del der letztern harziger ist. Dieses Del von beyderley Früchten ist vollkommen gewürzhast, und
wird

wird mit dem besten Erfolge gebraucht, um die Blähungen von schwacher Verdauung zu zertheilen, den Magen zu stärken, verschiedene Arten von Colikschmerzen und Durchlauf zu stillen, und die Ausdünstung der Haut zu befördern. Die Schalen der Limonien und Pommessinen haben zu wenig von diesem Oele; hingegen ist ihr Saft dem Geschmacke angenehmer, und hat weder die scharfe Säure der Citronen, noch die gewürzhafte Bitterkeit der Pommeranzen.

Der Saft aller dieser Früchte hat einen vielfältigen häuslichen Gebrauch, und daher ist er der eigentliche Gegenstand meiner heutigen Betrachtungen.

Man weiß, daß die Säuren die Säfte des menschlichen Körpers zusammenziehen und verdicken, und selbst die empfindlichen Theile zum Zusammenziehen reizen. Daher bedient man sich ihrer mit Nutzen in allen Fällen, wo eine allzu große Auflösung, und Verdünnung unsrer Säfte dieselben aus ihrer natürlichen Mischung setzt, und zur Fäulnis geneigt macht. Dieses geschieht bey großer Sommerhitze, und daher kann man in heißen Tagen, oder in hitzigen Krankheiten keine bessere Zusucht nehmen, als zu den citronartigen Früchten. Ihr Saft verhütet nicht nur in diesen Umständen den die Gefahr der Fäulnis der Säfte, sondern er erquickt auch die matten Herzen durch seine labenden Eigenschaften. Es ist bekannt, daß man sich seiner in der heißen Jahreszeit auf mannichfaltige Weise bedienen könne. Eine große Menge Speisen vertragen den Citronensaft, und lassen sich damit zurechten. Man sollte ihn des Sommers mit allen Fleisch- und Krebsstuppen und mit allen Fischspeisen vermischen, weil er das Gegengift der Fäulnis ist, die man von diesen Speisen in der heißen Jahreszeit am meisten zu fürchten hat. Man würde ihn hierzu mit großem Nutzen für die Gesundheit viel häufiger gebrauchen können, als es ist wirklich geschieht, wann nicht hier zu Lande der Gebrauch so allgemein wäre, das Fleisch und die Fische, ohne ihre eigenthümliche Brühe, mit viel warmer Butter zu speisen, wobey sich der Citronensaft nicht wohl anbringen läßt, das

das Gobbrennen vermehrt. Bey dieser übeln Gewohnheit darf man sich kaum getrauen, die Sallatspeisen, welche im Sommer so nützlich und erquickend sind, mit vieler Säure zu würzen, wozu sonst die Säure der Citronen vorzüglich seyn würde. Um dieser Butterleckerey willen sind unsre hiesigen besten Speisen den Franzosen verhaßt, die sich lieber der natürlichen Brühen vom Fleische bedienen, um dieselben mit einer Menge gelinder vegetabilischer Säuren erquicklich, unschädlich, ja heilsam zu machen. Allein, es ist dieses einmal der verdorbene Geschmack der hiesigen Landmannschaft, und ich weiß gewiß, daß ich ihn nicht abbringen werde. Daher will ich vielmehr den edlen Saft der Citrone zur Vermischung mit unsern Getränken vorschlagen, wo ich es mit mehr Hoffnung thun kann.

Die meisten Biere und das Wasser leiden den Citronensaft, und werden davon labend und gesunder. Man schneidet die Scheiben der Früchte in die Gläser, aus welchen man trinkt, und gießt das Getränk darauf, damit es etwas von der Säure an sich ziehe. Man macht durch Vermischung des Wassers mit Citronensaft und Wein und Zucker, ungleichen mit dem Saft der Limonien und Pommessinen verschiedene Arten von Limonaden, davon ich in meinem 11ten Blatte Nachricht gegeben habe. Diese Getränke lassen sich auf tausenderley Weise verändern, und sind wohlschmeckend, und bey trockner heißer Luft zur Gesundheit fast unentbehrlich.

Man kann auch den Saft dieser Früchte unverdünnt genießen, indem man die Scheiben derselben mit der Zunge ausaugt. Hierzu schickt sich die Limone und Pommessine am besten; und da ihr Saft dünn und wässrig ist, so hat man nicht zu fürchten, daß er den Magen zu leicht mit Säure überhäufen möchte. Die Citronen thun dieses merklich, und daher genießt man sie in Scheiben nicht anders, als mit viel geriebenem Zucker bestreuet. Gleichwol ist dieses nicht hinlänglich, die Versäuerung des Magens zu verhüten, wosern man dergleichen Frucht häufig genießt, und man muß in solchem Falle, besonders bey schwachem Magen, lieber Pommeranzenscheiben mit Zucker auf die

die Zunge legen, welche den Magen nicht so leicht versäuern, und ihn zugleich stärken.

Aus der Fäulniß der Säfte, welche der Saft der edlen Früchte verhütet, entspringen faulende Fieber, und das tödtlichste der faulenden Fieber ist die Pest. Darf man sich also wohl wundern, wenn Harris, aus dem mündlichen Berichte eines Mannes, welcher sich lange in der Türkey aufgehalten, erzählt, daß die Türken, zur Zeit der Pest, den Limonensaft bis zum Ueberflusse sowol in allen Suppen genießen, als auch die Scheiben derselben mit Zucker stets im Munde führen, um das Anstecken zu verhüten? Darf man sich wundern, daß die Aerzte den Kranken in faulenden Fiebern sogar die Ausschweifungen im Genusse dieser Früchte besonders der Pommeranzen, erlauben; und daß sie der gemeine Mann als das beste Mittel wider die verdorbene Galle gebraucht? Keiner unsrer Säfte fault leichter in unserm Leibe als die Galle; und ich habe einstmals erzählt, wie sehr man dieses Unglück bey heißer Witterung zu fürchten habe. (S. das 84ste Blatt.) Die Säure der citronartigen Früchte, die diese Fäulniß verhindert, wirkt fast unmittelbar in die Galle, die ihr in den ersten Wegen der Verdauung schon entgegen strömt. Wie ist es also wohl Wunder, daß sie ihre antiseptische Kraft bey den Gefahren, die eine verdorbene Galle bräuet, am geschwindesten, deutlichsten und zuverlässigsten äußert, da sie hingegen, um die Menge der Säfte, die in den Adern umlaufen, zu verbessern, erst alle Proben und Verwandlungen der ganzen Verdauung aushalten muß?

Wenn man dieses alles erwägt, so muß man erkennen, daß der Himmel durch eine besondre Vorsehung die Einwohner der heißen Länder mit diesen labenden, herzstärkenden und erquickenden Früchten bereichert habe, und daß wir in Jahreszeiten und Krankheiten, die uns mit diesen Einwohnern in gleiche Gefahren setzen, auch die Mittel, wodurch sie sich vertheidigen, als eine große Wohlthat der sorgenden Natur anzunehmen haben. Nur ist hierbey zu bedenken, daß wir dieselben nicht immer in solchem Ueberflusse

haben

haben können, als es zuweilen nöthig wäre, um als ein Gewürz an allen unsern Speisen zu dienen. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob der Saft der Berberisbeeren in allen Fällen eben so vortheilhaft zu gebrauchen wäre, als der citronartigen Früchte, wie solches Herr Theodor Aunkrona in den Abhandlungen der schwedischen Academie der Wissenschaften versichert. Inzwischen mögen meine Leser von ihm lernen, wie sie ohne Citronensaft Punsch machen können, wenn sie einen Theil Berberisast mit zweyen Theilen Zucker, drey Theilen Franz- oder rheinischem Brauntweine, Arrack oder Himbeerenbrauntweine, und sechs Theilen Wasser vermischen.

Dieses Recept erinnert mich an ein andres Modegetränk, womit die Liebhaber des Punsch abwechseln, und das mit gebratenen Pommeranzen zubereitet wird. Es ist der sogenannte Bischof. Er wird aus rothem Weine, gebratenen Pommeranzen und Zucker am unschuldigsten zubereitet, und man hält ihn für eine vortrefliche Magenstärkung. Ich weiß gewiß, daß ihn die wenigsten um dieser Ursache willen trinken; denn der gute Geschmack ist es eigentlich, der ihn empfiehlt. Allein, wir suchen in allen Waaren der Ueppigkeit die medicinischen Tugenden aufs scharfsinnigste, um einen Vorwand zu finden, der unser Gewissen beruhigen kann, wenn wirs uns vorgesezt haben, Ausschweifungen zu machen. Ich will also die Scharfsinnigkeit nicht höher treiben, um diesen so erwünschten Vorwand zu widerlegen. Vielmehr gestehe ich zu, daß in den Fällen, wo man Ursachen hätte, den Magen zu stärken, die aber lange so häufig nicht sind, als man es gern sähe, und in den Fällen, wo man keine unschuldigere Magenstärkung haben könnte, der Bischof in der That das seinige thun könne. Allein, da der Bischof nicht nur im Magen bleibt, sondern auch in das Geblüt übergeht, und da das häufige harzigte Del der Pommeranzen eine sehr lebhafte Wallung im Geblüte verursacht; so will ich meinen Liebhabern den redlichen Rath geben, daß sie dieses wohlschmeckende Getränk nicht allein desto mäztiger trinken, je heißer die Jahreszeit, und je vollblütiger ihr Körper

Körper

Körper ist, sondern daß sie auch ihre Pommeranzien nicht zu säuberlich braten, sondern sie vielmehr halb brennen, um den größten Theil ihres hitzigen und flüchtigen Oels in die Luft zu jagen. Sie werden durch diesen Kunstgriff ihren Bischof weniger schädlich, und gleichwol den Geschmack des selben nicht viel schlechter machen.

Ich kehre von dieser kleinen Ausschweifung zurück, um meinen Lesern einige andre kleine Kunstgriffe vorzuschlagen, wie sie sich zu allen Zeiten einen hinlänglichen Vorrath von brauchbaren Drangeriefrüchten verschaffen, und dadurch dem verbrießlichen Mangel vorbeugen können, der uns oft zwingt, uns allen Gefahren der heißen Jahreszeit und der fäulenden Krankheiten bloßzustellen. Es kommt darauf an, daß man Mittel erfinde, diese Früchte, nachdem man sie vorräthig angeschafft hat, eine geraume Zeit frisch und unverfehrt zu erhalten. Meine Leser werden unter den folgenden Vorschlägen, die ich gesammelt habe, die Wahl zu treffen wissen. Man wickelt eine jede reife und unschadhafte Drangeriefrucht in ein Papier, legt sie in einen Kasten auf trocknes Salz, bedeckt jede Frucht odlig mit Salz, und setzt den Kasten an einen Ort, der weder zu feucht, noch zu warm ist. Es kann seyn, daß mit der Zeit die Schaale der Früchte eintrocknet; allein man versichert, daß sie dem ungeachtet in vielen Monaten nichts von ihrem Saft verlieren sollen.

Ein andres Mittel. Man legt die Früchte in einen reinen steinernen Topf, setzt eine zinnerne Schlüssel oben auf denselben, und gießt in diese Schlüssel kaltes Wasser, welches um den dritten Tag erneuert werden muß. Der Topf wird an einen kühlen Ort gesetzt, und man wird solchergestalt die Früchte 4 bis 5 Monate unverfehrt erhalten können.

Noch anders. Man bedeckt die Stelle, wo die Früchte am Stiele gehangen haben, mit Lack, wickelt die Früchte in Papier, und setzt sie in einem neuen steinernen Krüge in einen Keller.

Als dieses Mittel in einer Versammlung der Mitglieder der schwedischen Akademie vorgelesen wurde, erwähnte der Canzler rath, Herr Carlson, er habe gesehen, wie man diese Früchte im Großen

Großen erhalten könne. Sie werden in einem trocknen Zimmer schichtweise in ganz zarte und trockne Erde gelegt, ohne einander zu berühren, hernach auch mit eben derselben zart gesichteten Erde bedeckt; und wenn sie sehr lange liegen müssen, so säet man Korn oben auf die Erde, und benezt sie mit ein wenig Wasser, damit das Korn Wurzeln schlage, und die Luft desto besser abgehalten werde.

Das letzte Mittel, welches ich vorschlagen will, besteht bloß darin, daß man die Früchte in kochend heißes Wasser tauche, und sie in einem glasierten steinernen Krüge verwahre.

Auszug aus dem ein und zwanzigsten Stücke des englischen Zuschauers.

Der bloße Anblick der Menge von Aerzten ist schon zu länglich, einen Menschen ganz ernsthaft zu machen. Denn man kann es fast für eine gewisse Wahrheit annehmen, daß eine Nation, die viele Aerzte aufzuweisen hat, sehr arm an Volke wird. Dem Ritter William Temple ist es schwer gefallen, eine Ursache ausfindig zu machen, warum die nordischen Bienenstöcke, wie er es nennt, nicht mehr, wie vormals, eine so entsetzliche Anzahl Menschen ausschickten, und die Welt mit noch mehr Gothen und Wenden überschwemmen. Hätte aber dieser vortreffliche Schriftsteller nur bemerkt, daß unter den Unterthanen der alten vergötterten nordischen Helden, Thor und Woden, keine Aerzte gewesen sind, und daß diese Wissenschaft ist in Norden in vollem Schwange geht; so würde er eine viel bessere Auflösung dieser Schwierigkeit gefunden haben, als er uns zu geben sich bemüht hat. Diese Art von Menschen können wir in unserm eignen Vaterlande, mit der brittischen Armee zu Casars Zeiten vergleichen. Einige derselben streiten auf Wagen, einige zu Fuße. (In Deutschland auch einige zu Pferde.) Ermordet das Fußvolk nicht so viele, als die andern; so kommt es daher, daß es nicht so geschwind in allen Theilen der Stadt herumkommen, und folglich in kurzer Zeit

Der Arzt. VI. Theil. Berth. Ausg. H h nicht

nicht so viel Arbeit bestreiten kann. Neben diesen regulirten Truppen findet man auch noch viele Nebenläufer, welche, ungeachtet sie nicht rechtmäßig angeworben und eingezeichnet sind, dennoch denenjenigen vielen Schaden zufügen, welche so unglücklich sind, in ihre Hände zu fallen.

Ausser diesen oben benannten giebt es noch unzählliche, die zur Arzneykunst gehören, welche, aus Mangel an Kranken, sich die Zeit dergestalt vertreiben, daß sie junge Katzen in Luftpumpen ersticken, Hunde lebendig aufschneiden, allerley Ungeziefer auf Nadeln spießen, und durch Vergrößerungs-Gläser betrachten, ausser denen, die zum Einsammeln des Unkrauts und zur Sommervogeljagd bestimmt sind. Ich übergehe die Schneckenläufer und Spinnenfänger.

Wenn ich erwäge, wie diese und andre gelehrte Professionen mit einer Menge von Leuten beschwert sind, die alle ihr Brodt darinnen suchen, und wie viele verdienstvolle Männer darunter sind, von denen man eher sagen kann, daß sie die Wissenschaft, als die Nahrung treiben; so muß ich mich über die Gemüthsart der Aeltern wundern, die ihre Söhne nicht lieber zu einer solchen Lebensart anführen, allwo ein ehrlicher Fleiß nothwendig Nutzen bringt, als zu einer solchen, wobey die größte Redlichkeit, Gelehrsamkeit und Vermunft fehl schlagen können. Wie viele Leute sind nicht ist Landstreicher, welche mit einer geringern Summe Geldes, als insgemein zu einer gelehrten Erziehung gehört, Rathsherrn in London hätten werden können? Eine mäßige, sparsame Person von schlechtem Stande und langsamen Begriffen hätte im Handel reich werden können, da sie ist bey der Arzneykunst Hungers stirbt, so wie ein Mann gut genug seyn würde, mit Seidenwaaren zu verkaufen, dem ich doch meine Gesundheit nicht anvertrauen möchte. Das ganze Uebel rührt daher, daß Aeltern manchmal ein Wohlgefallen an einer gewissen Lebensart haben, und deswegen von ihren Söhnen begehren, selbige zu erwählen, ungeachtet sie in einer so wichtigen Sache des Lebens die Gemüthsart und Geschicklichkeit ihrer Kinder vielmehr, als ihre eigne Neigung, erwegen sollten.

Es gereicht einer Nation, die einen starken Handel treibt, zu großem Vortheile, daß man darinnen wenige findet, die so gar dumm und blöde seyn sollten, daß man sie nicht zu einer Lebensart gebrauchen könnte, die ihnen Gelegenheit an die Hand gäbe, ihr Glück zu machen. Ein wohl eingerichteter Handel kann nicht so, wie die Gottesgelahrheit, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneykunst, durch gar zu viele Leute verdorben werden. Er blühet vielmehr durch deren Menge, und versorgt alle, die sich ihm ergeben. Die Flotten der Kaufleute sind so viele Schwadronen schwimmender Niederlagen, welche unsre Waaren und Manufakturen auf allen Märkten der Welt verkaufen, und unter beyden Wendcirceln Käufer auffuchen.

Mein Herr,

Als Sie uns im vorigen Jahre in Ihrem 3ten Stücke die Mittel lehren, das Getränk in der Sommerhitze abzukühlen, erwähnten Sie auch der verschiedenen Arten der Salze. Allein, Sie haben uns keine vollständige Nachricht von den verschiedenen Graden der Erkältung verschiedener Salze gegeben. Dieses hat Herr Eller durch fleißige und genaue Beobachtungen zuerst bewerkstelligt; und ihre Leser werden von ihm mit Vergnügen lernen, welche Arten von Salzen ihren Getränken die beste Kühlung zu geben vermögen. Herr Eller nahm zu seinen Versuchen ganz reine und trockne zu einem unfühlbaren Pulver gemachte Salze, welche in wohlverwahrten Phiolen, nebst dem Wasser, worinn sie aufgelöst werden sollten, einige Stunden vorher in ein Zimmer gesetzt wurden, wo ein reamürsches Thermometer die Temperatur der Luft auf diesen Tag anzeigte. Als das Thermometer einige Minuten lang in dem zu den Versuchen bestimmten Wasser gestanden hatte, zeigte es 6 Grad Wärme. Hier auf wurden zu jedem Versuche 8 Unzen von diesem Wasser, und von jedemdem Salz so viel genommen, als es auflösen konnte.

Der grüne Vitriol zeigte nur einen und einen halben Grad Erkältung in dem Wasser.

Der blaue Vitriol, drey und einen halben Grad.

Die Alaune, zween und einen halben Grad; hingegen zeigte die calcinirte Alaune nicht die geringste Veränderung.

Das Salmial zeigte die größte Veränderung, weil das Thermometer von sechs Grad Wärme bis etwas unter fünf Grad Kälte fiel; folglich kältere dieses Salz das Wasser auf zwölf Grad.

Der geläuterte Salpeter verursachte eine Erkältung von acht Graden; und die sogenannten Salpeterkuchen (lapis prunella) eine von sieben Graden.

Das Kochsalz und Seesalz kältete das Wasser nur auf zweien Grad. Das vitriolische Weinstein Salz und Arcanum Duplicatum auf drey Grad.

Der Cremor Tartari machte nicht die geringste Veränderung.

Das Eshamische Salz verursachte zweien Grad, und das Sel de Seignette sieben Grad Kälte.

Hey dem Sedlitzer Salze stieg das Thermometer vom sechsten Grade der Wärme bis zum neunten, und folglich vermehrte dieses Salz die Wärme auf drey Grad.

Glaubers Wundersalz erwärmte das Wasser auf vier Grad.

Der ausgetrocknete, oder bis zur Weiße calcinirte Vitriol, vermehrte die Wärme des Wassers auf sechszehn Grad.

Der weiße Vitriol vermehrte die Wärme auf sieben, und das feuerbeständige Laugensalz auf vier Grad.

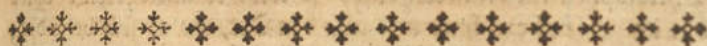
Das flüchtige laugenhafte Hirschhornsalz hingegen kältete das Wasser auf sechs Grad.

Das flüchtige Urinsalz und das Polychrestsalz kälteten es nur zweien Grad.

Man sieht aus diesen Versuchen genugsam, daß die Grade der Kälte, welche die Salze dem Wasser während ihrer Auflösung mittheilen, fast so verschieden, als ihre Anzahl, sind. Es giebt so gar einige darunter, welche, an statt das Wasser zu erkälten, ihm vielmehr noch dazu ziemlich beträchtliche Grade der Wärme mittheilen. Alles, was man daraus Gewisses schließen kann, ist dieses, daß die Salze, bey welchen das flüchtige Kali mit dem mineralischen Säuren verbunden, dergleichen das Salmiak, der Salpeter, und die Salpeterkuchen sind, das Wasser am meisten kälten, und sogar das flüchtige Hirschhornsalz zeigt uns ganz allein diese Wirkung.

Ich überlasse den Naturforschern die Untersuchung der Gründe von diesen besondern Eigenschaften der Salze. Sie als ein Arzt, können solche Erscheinungen zum Voraus setzen, um die Wirkungen der Salze, sowol in die Getränke, als auch in den menschlichen Körper, daraus herzuleiten; und diese Wirkungen werden immer auf gleiche Art erfolgen, wir mögen nun die Gründe dieser Erscheinungen erklären können, oder nicht.

Ich bin zc.



Hundert drey und vierzigstes Stück.

von Hagedorn.

Das große Räthsel zu erkennen,
Das jeder Mensch sich selber ist.

Die meisten Menschen zählen ihre Seelen mit unter die Eingeweide ihres Körpers, und fragen von ihr, wie von der Leber, in welchem Theile sie sitze? was ihre Substanz sey? worin ihre Berrichtungen bestehen? und was sie uns eigentlich nütze? Die Philosophen hingegen machen es ganz umgekehrt. In ihren Augen ist der ganze menschliche Körper nur ein Plunder, den

der wahre Mensch, der Geist,

um sich herum hängen hat. Es ist lustig zu hören, wie sich diese beyderley Leute über die Frage erklären: Wer sie eigentlich sind? und worin insbesondre ihre Person bestehe? Man sollte nimmermehr glauben, daß die meisten Menschen dieses noch bis diese Stunde nicht wissen, und daß sie nicht einmal verstehn, was sie reden, wenn sie Ich sagen. Diese Ungewissheit ist höchst seltsam; und ich werde heute meinen Lesern, die gern speculiren, eine Materie vorlegen, welche vielleicht die erste hätte seyn sollen, die ich abhandelte. Ich habe schon so viel Blätter vom Menschen und von der menschlichen Natur geschrieben, und habe noch nicht ausgemacht, was eigentlich der Mensch sey? Doch um Vergebung. Heute will ich es nachholen.

Wenn ein Mensch von sich selbst redet, so zeigt er mit dem Finger auf seinen Körper, und schlägt sich an den Bauch, wenn er bey seiner Seele schwört. Wenn man selbst einen

Philosophen im Finstern ruft, so wird er antworten: Hier bin ich. Er bezeichnet uns also den Ort, wo er sich befindet; er, der gleichwol seine Unwissenheit bekennet, wenn er sagen soll, wo eigentlich der Sitz seiner Seele sey? Man kann hieraus natürlicher Weise nichts anders schließen, als daß man den menschlichen Körper, in so fern er von einer vernünftigen Seele belebt wird, für dasjenige halte, was wir die Person nennen, und der allgemeine Redebrauch bestätigt dieses. Ich für meine Person, sagte neulich ein gewisser Dorfprediger, esse für drey Bauern, und das that wirklich seine Seele nicht, sondern sein Leib. In den Steckbriefen liest man öfters: lang von Person, anscheinlich von Person, kurzer Person, und sonst sagt man auch nie, daß sich Leute, die an einander schreiben, persönlich unterreden, sondern dieses gilt nur von denen, die mit ihren Körpern einander gegenwärtig sind. Personen wären also menschliche Körper, so lange sie leben, und eine todte Person hiesse ein Leichnam.

Ganz gewiß glauben dieses die meisten Menschen, und zweifeln nicht, daß ihr lebendiger Leib darunter verstanden werden müsse, wenn sie von Sich reden. Ich will ihnen aber jetzt darthun, daß ihr lebendiger Leib gar nicht zu Ihnen gehöre, und an ihrer Persönlichkeit nicht den geringsten Antheil habe.

Es ist bekannt, daß der menschliche Körper von Jugend auf wächst, und sich beständig verwandelt. Seine flüssigen Theile sondern sich täglich von einander, und gehen fort in alle Welt. Seine festen Theile müssen sich ab und verschleiffen. Er nimmet täglich Nahrung aus allen dreyen Reichen der Natur zu sich, welche die Stellen der abgehenden festen und flüssigen Theile ersetzen. Das Salz, was dort in einer Felsenkluft anschoß, der Cacao, der in Indien wuchs, der Fisch, der im Oceane schwamm, und die Lerche, die in den Leipziger Feldern in einer Nacht fett ward; alles dieses vereinigt sich in dem Bauche eines Tamisius, und wird zum Tamisius. Auf diese Weise können die Aerzte unwiderprechlich beweisen, daß nach Verlauf einiger Jahre die ganze

flüssige

flüssige und feste Masse eines gewissen menschlichen Körpers völlig erneuert, und an die Stelle der ersten eine ganz fremde gesetzt werde. Von dem Stoffe des Körpers eines Kindes ist kein Staub noch Tropfen mehr vorhanden, wann es ein Greis geworden seyn wird. Wie kommt es nun, daß gleichwol der Greis noch eben dieselbe Person bleibt, die das Kind war, da er doch auf solche Weise zween ganz verschiedene Körper bewohnt hat?

Wenn nach dem Tode unsre Seelen fortbauern, und sich ihrer deutlich bewußt bleiben; so werden sie sich unstreitig noch für eben diejenigen halten, die hier auf Erden gelebt, und ihre Leichname, wie Redoutenmasken, abgelegt haben. Die Philosophen versichern uns, und beweisen mit vieler Ernsthaftigkeit, daß sie nach dem Tode neue, vielleicht subtilere Körper beziehen würden. Werden sie wol hierdurch andre Personen werden, als sie vorhin waren? Eben so wenig, als Sylvia Cynthia wird, wenn sie ein neues Kleid anlegt. Unsrer zukünftige Auferstehung wird eine neue Vereinigung unsrer Seelen mit verklärten Körpern seyn. Wodurch werden wir wol überzeugt seyn können, daß wir noch eben dieselben sind, die wir hier auf Erden waren? Unsrer Körper sind neu; unsre Seelen werden mit feinern Kräften bereichert werden. Aber das deutliche Gedächtniß unsers ganzen Daseyns wird uns bleiben, und hieraus werden wir erkennen, daß wir es selber sind, die mit neuen Augen sehen, und mit neuen Ohren hören, und daß wir nur eine Person mit jener ausmachen, die ehemals lebte, und deren Seele, sie mag indessen nun in dem Leibe, oder ausser dem Leibe gewesen seyn, von dort an stets fortgedauert hat.

Diese Betrachtungen haben vielleicht bey den alten Philosophen die Meynung von der Seelenwanderung veranlaßt, nach welcher sie annahmen, daß die Seelen der Menschen nach ihrem Tode verschiedene andre Körper von mancherley Thieren bewohnen könnten. Wenn wir annehmen, daß eine solche Seele ihrer deutlichen Erinnerungskraft beraubt würde, so bald sie ihren ersten Körper mit einem andern verwechselt; so ist es unmöglich sich vorzustellen, daß sie

dieselbe Person geblieben wäre, nachdem sie ihren Tausch getroffen hat. Lassen wir ihr aber die deutliche Erinnerungskraft ihres vorigen Zustandes, so wird sie sich in allen diesen Verwandlungen und Verkleidungen stets wieder finden, und immer dieselbe bleiben, die sie war. Es ist also die deutliche Erinnerungskraft der Seele von ihrem ganzen Daseyn, welche unsere persönliche Einheit ausmacht; und man kann sagen, daß eine Seele, die dieses Vermögens beraubt wäre, ihre Persönlichkeit verlieren, und zwey verschiedene Wesen in der Welt vorstellen würde.

Ich kann diese Betrachtung nicht schöner, als durch die folgende Geschichte erläutern, welche ich aus dem englischen Zuschauer entlehne, und die ich nie ohne besondres Vergnügen gelesen habe.

„Sadrallah, ein sehr tugendhafter Prinz, folgte seinem Vater, Bin-Ortock, in dem Königreiche Mousel auf dem Thron. Er regierte einige Zeit über seine getreuen Unterthanen, und lebte mit seiner schönen Gemahlin, der Königin Semrouda, in großer Glückseligkeit, als ein gewisser junger Derwisch bey Hofe erschien, der einen so lebhaften und angenehmen Verstand besaß, daß er sich die Gewogenheit aller Derer erwarb, mit denen er umging. Sein Ruhm vermehrte sich täglich so sehr, daß endlich der Prinz selbst begierig ward, ihn zu sprechen. Er that es, und fand nicht nur, daß ihn das gemeine Gerücht nicht hintergangen, sondern daß man vielmehr noch zu wenig gesagt hatte.

Hierauf verlor Sadrallah alles Belieben am Umgange mit andern Leuten; und da ihn die Vorzüge dieses Fremdlings täglich mehr bezauberten, so bot er ihm die höchsten Ehrenämter des Reichs an. Der junge Derwisch dankte ihm für diese besondre Gnade, bat ihn aber um Verzeihung, daß er sie nicht annehmen konnte, weil er ein Gelübde vorgab, welches er gethan, niemals ein Amt anzunehmen, sondern eine freye und unabhängige Lebensart allen andern Ständen vorzuziehen.

Dem Könige gefiel ein so großes Beyspiel der Mäßigung ungemein; und weil er ihn nun zu keinem Geschäfte bereben konnte,

konnte, so machte er ihn doch zu seinem hauptsächlichsten Umgange und Liebliche.

Als sie eines Tages mit einander auf der Jagd, und von ungefähr von der übrigen Gesellschaft abgewichen waren, so unterhielt der Derwisch den Sadrallah mit einer Nachricht von seinen Reisen und Begebenheiten. Nachdem er ihm nun verschiedene Merkwürdigkeiten erzählt, die er in Indien gesehen, so sagte er: Dasselbst habe ich auch eine Bekanntschaft mit einem alten Brachmanen gemacht, der in den geheimsten Kräften der Natur sehr erfahren war. Er starb in meinen Armen, und entdeckte mir noch mit dem letzten Athem eins seiner vornehmsten Geheimnisse; doch mit dem Bedinge, daß ich es nie einem Menschen entdecken sollte. Der König, welcher sich besann, daß er diesem jungen Liebliche ehedem die größten Ehrenämter angeboten, und daß er sie ausgeschlagen, muthmaßte, daß es die Kunst seyn würde, Gold zu machen. Mein Herr, sprach der Derwisch, es ist etwas noch viel Wunderbareres; es ist die Macht, einen todten Körper zu beleben, wenn ich ihm meine Seele mittheile.

Indem sie hiervon redeten, sprang eine Hindin bey ihnen vorbey, und der König, dessen Bogen eben gespannt war, schoss ihr durch das Herz, indem er zum Derwische sagte, dies wäre eine schöne Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen. Sogleich ließ der junge Mensch seinen Leib athemlos an der Erde liegen, indem plötzlich der Leib der Hindin beseelt ward. Sie kam zum Könige, sprang ihn an, und fiel, nachdem sie allerley Arten der Liebkosungen gegen ihn bewiesen, wieder ins Gras, wobey alsbald der Körper des Derwisch wieder lebendig ward. Dem Könige gefiel ein so außerordentliches Lustspiel ungemein, und er beschwor seinen Freund bey allem, was heilig war, ihm dieses Geheimniß nicht zu verheelen. Der Derwisch schien anfangs, sein dem verstorbenen Brachmanen gethanes Gelübde nicht brechen zu wollen. Allein endlich sagte er, er könnte einem so vortreflichen Prinzen nichts verbergen. Nachdem er ihn also durch einen Eid verbunden,

bunden, die Sache zu verschweigen, so lehrte er ihn zwey cabalistische Wörter nachsprechen, in deren Aussprache das ganze Geheimniß bestünde. Der König, welcher schon ganz ungeduldig war, das Experiment zu versuchen, wiederholte dieselben sogleich, wie er sie gehört hatte, und befand sich so fort in dem Leibe der Hindin. Er hatte nur wenig Zeit, sich in diesem neuen Zustande recht zu betrachten, denn der verrätherische Derwisch brachte seine Seele in den königlichen Körper, und indem er des Fürsten Bogen gegen den Fürsten selbst aufspannte, so würde er diesen Herrn ohnfehlbar erschossen haben, wosern der König nicht seine Absicht errathen, und sich geschwind zwischen dem Gebüsch des Waldes verborgen hätte.

Der Derwisch, welcher nunmehr über seine Bosheit frohlockte, lehrte nach Mousel zurück, und bestieg den Thron und das Bette des unglücklichen Sadrallah.

Das erste, wofür er sorgte, war, um sich in seinem neuen Königreiche in Sicherheit zu setzen, daß er einen Befehl ausgab, alles Hirschwild im ganzen Lande umzubringen. Der König würde ohnfehlbar unter den übrigen mit ungeskommen seyn, wenn er nicht seinen Nachsetzer dadurch entgangen wäre, daß er den Körper einer Nachtigall bezog, die er am Fuße eines Baums todt liegen sahe. In diesem Zustande schwang er sich glücklich nach seinem Schlosse, allwo er auf einem Baume neben dem Zimmer der Königin, den ganzen Platz mit so vielen melodischen und klagenden Tönen anfüllte, daß die Königin an das Fenster kommen mußte. Er hatte den Verdruß, zu sehen, daß, anstatt man ihn beklagen sollte, er vielmehr der Prinzessin und einer jungen Sklavin, die sie bey sich hatte, nur eine Lust machte. Gleich wol fuhr er fort, sie alle Morgen anzufingen, bis endlich die Königin, die dieser Gesang bezauberte, nach den Vogelnstellern schickte, und ihnen anbefahl, alle ihre Kunst anzuwenden, daß sie dieses kleine Thier bekämen. Der König, den die Gelegenheit freute, seiner geliebten Gattin wiederum näher zu kommen, ließ sich sonder Mühe fangen, und flog, als man ihn derselben brachte, freywillig auf ihren Busen,

da er sich vom andern Frauenzimmer gar nicht angreifen ließ. Der Zemrouda gefiel die unerwartete Freundlichkeit ihres neuen Lieblings vortreflich, und befahl, daß er in ihrem Zimmer in einem offenen Käfige aufbewahrt werden sollte. Hier nun hatte er Gelegenheit, ihr alle Morgen zu lieblosen, welches er durch tausenderley Bewegungen verrichtete, die ihm nur möglich waren. Die Königin brachte täglich ganze Stunden damit zu, daß sie ihn jagen hörte, und mit ihm spielte. Ja, Sadrallah würde sich auch in diesem Zustande haben für glücklich halten müssen, wenn er nicht oftmals die unaussprechliche Quaal hätte ausstehn dürfen, daß er den Derwisch ins Zimmer treten, und mit der Königin vor seinen Augen scherzen sahe.

Dieser Bösewicht suchte sich oftmals, indem er mit der Königin redete, auch bey ihrer Nachtigall einzuschmeicheln; und es both demselben, und der Königin, in Materie zu neuem Gelächter dar, daß der arme Sadrallah in solchen Fällen den Derwisch mit dem Schnabel hakte, die Schwinge schlug, und alle Kennzeichen einer ohnmächtigen Rache zeigte.

Zemrouda liebte zugleich ein kleines Hündchen, welches sie in ihrem Zimmer hielt, und unverhofft des Nachts einmal starb. Der König bekam sogleich Lust, den Leib einer Nachtigall zu verlassen, und diesen andern Körper zu besetzen. Er that es, und den nächsten Morgen fand Zemrouda ihren liebsten Vogel im Käfige todt liegen. Es ist nicht möglich, ihren Schmerz hierüber zu beschreiben, und wenn sie sich auf alle seine niedliche Geberden besann, die etwas recht Vernünftiges bezeigt zu haben schienen, so war sie nicht zu trösten.

Ihre Bedienten schickten sogleich nach dem Derwisch, der kommen, und sie trösten sollte. Dieser stellte ihr vergeblich vor, daß es eine Schwachheit wäre, um ein Thier so bekümmert zu seyn. Ihr Schmerz erweichte ihn endlich. Nun wohl, sagte er, ich will alle meine Kräfte anwenden, dir zu gefallen. Deine Nachtigall soll alle Morgen wieder leben, und dich, wie zuvor ansingen.

ansingen. Die Königin sah ihn auf eine Art an, daraus er leicht schliessen konnte, daß sie ihm nicht glaubte. Indem aber legte er sich auf einen Sopha, besetzte die Nachtigall mit seiner Seele, und Zemronda erschrock über ihren beliebten Vogel.

Sadlallah, der alles, was vorging, mit ansah, indem er in Gestalt des kleinen Hundes in einem Winkel des Zimmers lag, bezog augenblicklich seinen ehemaligen Leib, und drehete, indem er voller Wuth zum Käfige ging, der verschluckten Nachtigall den Hals um.

Zemronda erschrock mehr, als jemals, über diesen Zufall, bis der König sie bat, ihn anzuhören, und ihr die ganze Sache erzählte.

Der Leib des Derwisch, den man in dem Walde todt gefunden, und das Edict, alles Hirschwildpret zu tödten, ließen ihr keinen Zweifel wegen der Wahrheit dieser Sache. Allein die Geschichte setzt noch hinzu, daß aus einer außerordentlichen Zärtlichkeit, die bey den Morgenländern nicht so selten ist, als bey uns, Zemronda über den unwissenden Ehebruch, den sie begangen, und in welchem sie einige Zeit mit dem Derwisch gelebt, dermaßen betrübt worden ist, daß kein Trost, auch der, den ihr Sadlallah selbst zuredete, sie zufrieden sprechen konnte. Sie starb kurz darauf ganz trostlos, und bat ihn mit ihrem letzten Seufzer wegen eines Verbrechens um Verzeihung, welches ihr auch die strengste Gerechtigkeit nicht hätte zurechnen können.

Der König zog sich ihren Tod dermaßen zu Gemüthe, daß er sein Königreich einem seiner nächsten Auserwählten überließ, und seine übrige Lebenszeit einsam und in der Stille zubrachte.

Diese Geschichte zeigt uns einerley Personen in ganz verschiedenen Körpern, deren keine sich mit der andern verwechselt, weil eine jede die deutliche Erinnerung ihres vorigen Daseyns behält. Dieses erläutert vollkommen den wahren Begriff der persönlichen Einheit, die bloß in der Kraft des deutlichen Gedächtnisses besteht; allein, die Geschichte ist traurig, und meine meisten Leser erwarten von mir, daß ich sie

sie vielmehr vergnügen, als melancholisch machen soll. Um diesen Fehler wieder gut zu machen, will ich aus eben der Quelle, woher ich die vorhergehende Geschichte genommen, noch eine andre mittheilen, die nicht so betrübt ist, und worin der Unterscheidungscharakter der Persönlichkeit eben so deutlich bemerkt wird, als in der vorhergehenden.

Jacob Freylieb hatte sich in eine von solchen Damen verliebt, die ihre größte Neigung allemal auf Vayagehen, Affen und Schooßhündchen werfen. Als er sie eines Morgens besuchen wollte, wurde er in ein Zimmer geführt, allwo er sich einige Zeit mit ihrem Lieblinge, dem Affen, erlustigte, welcher an eins von den Fenstern angeschlossen war. Endlich erblickte er Feder und Dinte, und schrieb im Namen des Affen folgenden Brief an seine Geliebte; und da sie nicht sobald herunter kam, als er vermuthete, so legte er ihn ins Fenster, und gieng davon.

Bald darauf kam die Dame ins Zimmer; und da sie sahe, daß ihr Affe mit großer Ernsthaftigkeit auf ein Blatt Papier guckte, so nahm sie es, und steht vielleicht noch ist im Zweifel, ob es Jacob oder der Affe geschrieben hat.

* * *

Madame,

Da mir die Sprache fehlt, so habe ich lange Zeit auf eine Gelegenheit gelauert, mich euch kundbar zu machen; und da ich eben ist die Hülfe der Feder, Dinte und des Papiers finde, so ergreife ich mit Freuden dieses Mittel, euch meine Geschichte schriftlich aufzusetzen, welches ich durch Worte nicht thun kann.

Ihr müßt also wissen, Madame, daß ich vor etwa tausend Jahren ein indianischer Brachmane, und in allen den verborgnen Wissenschaften sehr bewandert gewesen bin, die euer europäischer Weltweiser, Pythagoras genannt, von meinen Mitbrüdern gelernt haben soll. Durch meine große Geschicklichkeit in diesen dunkeln Wissenschaften hatte ich mir dergestalt die Gnade eines gewissen Teufels zugezogen, mit dem ich umzugehen pflegte, daß er mir versprach, alles dasjenige zu erfüllen, was ich von ihm bitten würde. Ich bat also, daß meine Seele niemals in den Leib einer unvernünftigen Bestie fahren möchte; allein, dieses stund, wie er mir bekannte, nicht in seiner Macht. Ich bat ihn daher ferner, daß ich, ich möchte nun ja kommen,

men, in welchen Leib ich wollte, nur mein Gedächtniß beybehalten, und mir bewußt seyn möchte, daß ich dasselbe Wesen wäre, welches in verschiedenen Leibern geherbergt hätte. Dieses stand in seiner Macht; und hierauf versprach er mir, als ein redlicher Teufel, daß ich meines Wunsches gewährt seyn sollte. Von dieser Zeit an lebte ich so unkräftlich, daß ich zum Vorsizer eines Collegii von Brachmanen ernennet wurde, und mein Amt bis an den Tag meines Todes mit großer Medelichkeit verwaltete.

Hierauf gerieth ich in einen andern menschlichen Körper, und bekleidete meine Person so gut, daß ich bey einem Fürsten, der an den Ufern des Ganges regierte, erster Minister ward. Hier lebte ich viele Jahre in großem Ansehen; allein, nach und nach vergaß ich alle Medelichkeit eines Brachmanen, und sah mich verbunden, das Volk zu pressen und zu unterdrücken, um meinen Herrn zu bereichern, bis ich endlich so verhaßt wurde, daß mein Herr, um sich mit dem Volke wieder zu versöhnen, mir mit einem Pfeile durch das Herz schoss, als ich eines Tages vor dem ganzen Kriegsheere mich zu ihm wandte, um ihm etwas zu sagen.

Hey meiner nächsten Verwandlung befand ich mich im Walde unter der Gestalt desjenigen wilden Thiers, welches gegen Abend dem Löwen einen Raub aufzagen, und nichts davon fressen muß, als was der Löwe ihm übrig läßt. Um Mitternacht pflegte ich neben seiner Höhle zu belauern, welches seine Zeit war, sich zu erheben, und den Raub zu suchen. Er folgte mir allezeit auf der Spur; und wenn er dann einen fetten Rehbock, eine Ziege, oder einen Hasen zu Boden geworfen hatte, so schmiß er mir, nachdem er sich erst recht dick gestressen, zuweilen ein halb abgenagtes Bein hin, um mich aufzumuntern. Allein, da es mir einmal auf zwey oder drey Jagden nicht gelang, so versetzte er mir in seinem Zorne einen solchen Streich mit seiner Klau, daß ich todt zu Boden fiel.

Hey meiner nächsten Wandlung kam ich wieder auf zwey Beine zu stehen; ich ward ein indianischer Steuereintnehmer. Allein, da ich mich großer Ausschweifungen schuldig gemacht, und noch überdem einen verichwenderischen Nickel zum Weibe hatte; so gerieth ich mit einermale in solche große Schulden, daß ich mich nicht sehen lassen durfte. Ich konnte mich nicht aus dem Hause begeben, so kriegte mich einer oder der andre von denen zu packen, die auf mich laurten; und als ich mich einstmals des Abends im Finstern herauswagte, so ergriff mich die Wache, und führte mich in einen Kerker, wo ich in wenigen Monaten starb.

Hierauf kam meine Seele in einen fliegenden Fisch, und führte in diesem Zustande ganzer sechs Jahre ein sehr elendes Leben. Viele Raubfische verfolgten mich; und wenn ich mich dann meinen Flügeln anvertrauete, so sehnte es unter zehnmal nicht einmal, daß mich nicht ein

ein Schwarm Vögel verfolgte. Indem ich mit eines Tages zwischen einer Flotte von englischen Schiffen flog, so ward ich einer sehr großen Nothgans gewahr, die den Schnabel wegte, und auf meinen Kopf stoßen wollte. Als ich mich nun, ihr zu entgehen, ins Wasser rannte, so fiel ich einem ungeheuren Seehunde in den Nachen, der mich im Augenblicke hinunter schluckte.

Einige Jahre darauf wurde ich zu meiner nicht geringen Verwunderung ein ansehnlicher Kaufmann in der Lombardstreet; und da ich mich erinnerte, wie schmerzlich mir ehemals der Geldmangel gewesen war, so ward ich auch dergestalt klückericht und schinderisch, daß mich die ganze Stadt zum Gelächter hatte. Ich war von Ansehen ein altes kleines elendes Männchen, denn ich hatte mich einigermaßen zu Tode gehungert, und nichts als Haut und Knochen an mir, als ich starb.

Ich verwunderte mich nicht wenig, als ich mich nach diesem in der Gestalt einer Ameise erblickte. Es gieng mir herzlich nahe, daß ich so was schlechtes vorstellen sollte, und wußte nicht, daß ich wol in eine Made könnte verwandelt werden, wofern ich meine Sitten nicht änderte. Deswegen schickte ich mich mit allem Fleiße in die mir obliegende Pflichten, und wurde von allen für die beste Ameise im ganzen Haufen gehalten. Endlich ward ich, als ich einstmals unter einer schweren Last seufzte, unglücklicher Weise von einem Sperlinge aufgeschnappt, der in der Nachbarschaft wohnte, und unsrer Republik schon ehemals großen Schaden zugefügt hatte.

Hierauf besserte sich mein Zustand ein wenig, und ich lebte einen ganzen Sommer in dem Leibe einer Biene. Allein, da ich des mühsamen und kümmerlichen Lebens überdrüssig war, welches ich in meinen zwey letzten Verwandlungen ausgestanden hatte, so verfiel ich auf die andre Ausschweifung, und war eine Hummel. Als ich eines Tages einen Trupp anführte, um mit demselben einen Wienstock zu pflanzen, so wurden wir von dem summenden Heere, welches ihn vertheidigte, so häufig empfangen, daß die meisten von uns todt auf dem Acker liegen blieben.

Ich könnte euch noch viel mehrere Verwandlungen erzählen, die mir begegnet sind, z. E. wie ich ein Stadtbengel gewesen, und hernach 10 Jahr in einem braunen Wallachen Busse thun müssen; ferner, wie ich ein Schneider, ein Zwerg und ein Schundkönig gewesen. In dieser letzten Gestalt wurde ich an einem Weihnachtstage von einem jungen Maulaffen erschossen, welcher nothwendig sein neues Gewehr auf mir versuchen mußte.

Allein diese und viel andre Stellen meines Lebens will ich übersehen, und euch nur desjenigen jungen Herrn erinnern, der euch vor 6 Jahren so heftig geliebt hat. Ihr dürft euch nur besinnen, Madame, wie er sich maskirte, und tanzte, und sang, und tausend Poffen

Dessen angab, um euch zu gewinnen, und wie er zuletzt dahin gerissen ward, als er sich einmal bey einem Ständchen, welches er euch auf der Strafe brachte, erkälter hatte. Dieser unglückliche junge Mensch, dem ihr damals so grausam begegnetet, der war ich.

Nicht lange darauf, als ich diesen elenden Körper verlassen hatte, fand ich mich auf einem Hügel in Aethiopien sitzend, allwo ich in meiner igtigen lächerlichen Gestalt herum hürfte, bis mich ein Bedienter des englischen Factors erhaschte, und nach England überschickte. Wie ich aber in eure Hände gekommen bin, das brauche ich euch nicht zu berichten. Ihr seht indessen wohl, Madame, daß dieses nicht das erstemal ist, daß ich eure Ketten trage. Dennoch bin ich in dieser meiner Gefangenschaft sehr glücklich, weil ihr mir oftmals solche Küsse gebt, und solche Zärtlichkeit erweist, dafür ich die ganze Welt würde gegeben haben, als ich noch ein Mensch war. Ich hoffe, diese Nachrichten von meiner Person werden mir nicht zum Nachtheil gereichen, sondern ihr werdet eure gewöhnlichen Gewogenheiten fortsetzen gegen

euren unterthänigsten und
gehorsamsten Affen,

Mädchen.

Mein Herr,

Da Sie in Ihrem 124sten Blatte ein Schreiben eingerückt haben, worin das Begraben der Todten der öffentlichen Gesundheit für zuträglicher gehalten wird, als das Verbrennen derselben; so werden Sie diese Meynung gewiß mit Veranlaßen in der folgenden Stelle bestätigt sehen, die aus der gelehrten Abhandlung des Herrn Professors Michaelis in Göttingen, welche von dem Verbrennen und Begraben der Todten bey den Hebräern handelt, genommen ist. Ich will bloß diese Stelle herbringen, ohne sonst etwas hinzuzufügen, als daß ich jederzeit sey,

Dero

keifiger Leser,
N. O. A.

Ich vermüthe, daß viele von den Alten, welche das Verbrennen der Todten angeordnet haben, in der Meynung gewesen sind, daß dadurch das Anstecken vermieden, und, wenn etwas dergleichen Schädliches in den Körpern wäre, durch das Feuer entweder vernichtet, oder doch zerstreuet werden würde. Allein, ich befürchte, daß sie hierinnen

sehr

sehr geirrt haben; denn es hat gerade das Gegentheil von dem, was sie wünschten, geschehen können, daß nämlich das fehere ansteckende Gift durch das Feuer nicht verzehret, sondern vielmehr aufgelöst, und dadurch geschickt gemacht worden ist, sich desto freyer in der Luft auszubreiten. Ich erinnere mich vor etlichen Jahren etwas Aehnliches gelesen zu haben, welches einer gewissen Stadt in England begegnet seyn sollte. Vor dieser Stadt war ein Bettler an den Blattern gestorben, und dessen Kleider, welche voll von Blattern-Eiter waren, wurden vor der Stadt verbrannt, damit die Vorübergehenden von ihnen nicht angesteckt werden möchten. Da aber dieses gleich zu der Zeit geschah, da der Wind von dieser Seite her heftig nach der Stadt zuwehte, so kamen die Blattern plötzlich in die ganze Stadt. Sie waren zwar nicht bössartig, sondern weit besser, als sie ordentlich zu seyn pflegen; allein, doch so häufig, daß sie sich beynahe auf alle diejenigen erstreckten, welche sie noch nicht gehabt hatten. Man glaubte durchgehends, daß durch das Verbrennen der Kleider das Gift ausgebreitet worden wäre. Wenn dieses gegründet ist, so kann man die Klugheit derer nicht loben, welche die Todten überhaupt, und insbesondre die an der Pest Verstorbenen, verbrannt haben. Homer erzählt, daß die Griechen, welche Troja belagerten, dieses gethan haben; und die Geschichte hat hiervon mehr Beyspiele. Allein, auch das, was noch bey uns gewöhnlich ist, nämlich die Kleider der Verpesteten zu verbrennen, ist nicht ohne Gefahr. Auf diese Art wird, durch allzu große Sorgfalt, bey einem großen Uebel die Gefahr oft vermehrt, welcher wir entgehen wollen, und was wir für ein Mittel wider Krankheiten halten, verbreitet oft Krankheiten noch weiter.

Nachdem uns Herr Kirckpatrick hat überreden wollen, daß das Blatterngift mit den Lichtstrahlen das Auge durchdringen, und durch dasselbe zum Gehirne gebracht werden könne, wird man gewiß die Ansteckung der Blattern durch das Verbrennen der Kleider nicht für zu weit hergeholt halten dürfen.



Hundert vier und vierzigstes Stück.



von Haller.

Weit übers niedre Chor der Pöbelkräuter hin.

Rhos und Rha sind zwey Wörter, wovon Herr Bayer im ersten Theile der Schriften der Petersburgischen Akademie der Wissenschaften muthmaßt, daß sie aus der alten gemeinschaftlichen Sprache der Menschen zu den Scythien und andern Völkern übergegangen sind, welche dadurch einen Fluß angedeutet haben. Es kann also geschehen seyn, daß man einen der größten Flüsse in der Welt, vergleichen die Wolga ist, auf eben die Weise den Rha, den Fluß, genennet, wie man vor Zeiten die Hauptstadt der Welt, Rom, die Stadt nannte; und dieses ist desto wahrscheinlicher, da noch ist wirklich die Wolga von den Tartern Atel, Edel und Idel, das ist, der große Strom, genennt wird. So viel ist gewiß, daß Claudius Ptolomäus unter dem Rha, Ra, die Wolga verstehe; und daß Pomponius Mela eben dieselbe meine, wenn er sagt, daß unter vielen Flüssen, welche sich in die caspische See ergießen, der Rha der berühmteste sey. Ammianus Marcellinus erwähnt dieses Flusses, Rha, welchen er gar recht in die Nachbarschaft des Donflusses setzt, mit dem Umstande, daß an seinen Ufern eine Wurzel gleiches Namens wachse, die als ein Mittel wider mancherley Zufälle gebraucht werde. Diese Wurzel Rha, Rhem, oder Rheum, hat von den barbarischen Völkern, die an ihrem Geburtsorte wohnten, den Beynahmen empfangen, und wird Rhabarbarum genennt. Es scheint, daß man diesen Namen allezeit der Wurzel gegeben, welche aus dem südlichen Theile von Scythien gebracht worden;

worden; und daß man hingegen die, welche aus dem nördlichen Scythien an den Fluß Rha verführt ward, Rhapontic geheissen, weil der Fluß Rha sein Wasser durch den Donfluß zuletzt ins schwarze Meer, oder den Pontum Euxinum ergießen soll. So viel ist gewiß, daß die Rhabarber- und Rhapontic-Wurzel nicht wesentlich von einander verschieden sind, obgleich die Verschiedenheit ihrer Geburtsörter beyder Eigenschaften merklich genug verändert. Nach Comelins und Zermanns Meynung ist die wahre Rhabarber der eigentliche runde Kopf der Wurzel, die Rhapontic hingegen nur der untere, länglichte und lockere Abhang an derselben, welches auch andre, die in den dortigen Gegenden gereiset sind, bestätigen wollen. Durch diese Merkmale unterscheidet Dioscorides die Rhapontic von der wahren Rhabarber. Unterdessen macht doch Tournefort aus der Rhapontic ein besondres Geschlecht, welchem noch neuerlich Herr Geoffroy beygepflichtet hat, und erwähnt, daß sie auf dem Berge Rhodope in Thracien, und an vielen andern Orten in Scythien, wachse, auch in Europa in den Gärten kultivirt werde.

Die wahre Rhabarber wächst, ihres Namens ungeachtet, nicht in der Tartarey am Flusse Rha, oder in Siberien, sondern in China, von wannen sie dahin verführt wird. Diesen wahren Ursprung der ächten Rhabarber hat schon vor hundert Jahren der Jesuit, Michael Boym, in seiner Flora Sineasi bekannt gemacht, wo er sagt, daß die Rhabarber in ganz China wachse, und daselbst die gelbe Wurzel, Tayhuam, genennt werde. In den Provinzen Su-Civen, Xenly, und in Socieu, der nächsten Stadt an der chinesischen Mauer, kommt sie am häufigsten zum Vorschein, und zwar in einem rothen und lefftigten Boden. Herr Smelin hat sich auf seiner siberischen Reise nach der Wahrheit dieser Sache erkundigt, und sein neuestes Zeugniß hat völlig entschieden, daß China der einzige wahre Geburtsort der ächten Rhabarber sey. Hieraus erhellet, wie ungegründet der Unterschied sey, welchen viele zwischen der chinesischen und russischen Rhabarber machen. Beyde Arten kommen

aus China, es mag sie uns nun der Spanier und Holländer zu Schiffe, oder der Russe über Land zuführen; und Herr Smelin hat aus der Natur des russischen Rhabarberhandels gezeigt, daß die russische unmöglich schlechter seyn könne, als andre Arten. So wie ehemals die alexandrinische Rhabarber für die ächte gehalten wurde, weil sie nur über Alexandria zu uns kam; so kann man ist auch die moscovitische dafür halten, zumal wenn das gegründet seyn sollte, was Blancard sagt, daß die zu Lande gebrachte Rhabarber nicht so leicht verderben soll, als die über das Meer zu uns kommt. In der That bekommen wir ist die meiste Rhabarber über Rußland, und die alten Bourtheile zerstreuen sich.

Der Handel mit dieser Wurzel ist schon viel Jahrhunderte getrieben worden. Sie wurde sonst aus China durch die Tartarey nach Ormus und Aleppo, von da nach Alexandrien, und endlich nach Venedig gebracht. Die Portugiesen holten sie auf ihren Schiffen von dem Haven der Handelsstadt Canton in China ab. Die Aegypter brachten sie auch durch die Tartarey nach Alexandrien; und obgleich so viele Nationen nach China reiseten, und mit der Rhabarber handelten, so muß man doch noch bis diesen Tag klagen, daß kein einziger Botanikus, der sie selbst gesehen, eine genaue Beschreibung oder eine richtige Abbildung davon gegeben habe.

Die wahre Rhabarber ist ein dicker ungleicher Knoll, der vier bis sechs Zoll lang, und drey bis viere dick, schwer, auswendig bräunlich oder gelb, inwendig saffran und hellgelb gemischt, wie die Moschatnuß, ein wenig schwammigt, mit rothen Adern durchstriemt, von Geschmack ein wenig bitter, scharf und zusammenziehend, und vom Geruche gewürzhast und nicht ganz ekelhaft ist.

Die beste ist die frische, welche weder wurmfischig, noch faul oder schwarz, sondern gelb, wehrigt, und doch schwer, auch in zerbrochenen Stücken röthlich und gelb gemischt, inwendig von Safranfarbe mit röthlicher Fleischfarbe schwach gemischt ist, und wie zerbrochne Moschatnuß aussieht. Sie muß das Wasser safrangelb färben, und auf der Zunge nichts schleimigtes zurück lassen. Die größten Stücken faulen leicht innerlich,

innerlich, weil sie schwer trocknen und man muß um des willen ihrem äußerlichen guten Ansehen nicht zu viel trauen. Oft sind die mittlern Stücken die allerbesten.

Obgleich Bernhard Valentinus die beste Zeit der Einsammlung der Rhabarber in China in den Anfang des Frühjahrs fest, ehe die neu ausschlagenden Blätter den in der Wurzel concentrirten Saft an sich ziehen, und die Wurzel leichter und schwächer machen; so geschieht doch dieses in China schon wirklich im Winter, und zwar aus eben demselben Grunde, denn wenn sie im Sommer, da sie schon Blätter getrieben, ausgegraben wird, so ist sie weder reif, noch gelb von Farbe, noch roth durchstriemt, und zu allem Gebrauche ungeschickt. Nachdem die Chineser die Wurzel ausgegraben, schneiden sie dieselbe in Stücken, die sie zuerst auf lange Rische legen, und täglich drey bis viermal umwenden, damit der Saft sich recht hineinziehen, und darinnen bleiben möge. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn man diese Stücken gleich anfangs aufhängt, um sie zu trocknen, die allte Materie, womit diese Wurzel erfüllt ist, alsbald verranche, die Wurzel aber leicht werde, und alle Kraft verliere. Wenn hernach binnen vier Tagen der Saft verdickt, und mit der Wurzel satzfam vereinigt worden, so ziehen sie Fäden durch die Stücken, und hängen sie im Schatten an die Luft.

Die Rhabarber hat viel Salz und Schwefel und eine Menge Erde in sich, welche zusammen ein gummdses Wesen formiren, aus welchem das Gummi und die Erde leicht und häufig geschieden werden kann. Aus vier Loth Rhabarber zieht das gemeine Wasser zwey Loth, und zwölf Gran gummdses Extract; und durch den Aufguß des heißen Wassers erhält man ein gelbrothes Infusum, wovon ein Quentlein mehr Wirkung thut, als das Extract, welches man aus noch einmal so viel Infuso bereitet hätte. Hingegen aber wirken 24 Gran von der Rhabarber, in Pulver genommen, besser zum Purgiren, als anderthalb Quentlein des Infusi, und als ein Quentlein des Extracts. Es erhellt hieraus, daß die Rhabarber am besten wirke, wenn man ihr Pulver, so wie es die Natur giebt, ohne künstliche Zubereitung gebraucht.

Die Rhabarber färbt auch den Branntwein, vermuthlich weil derselbe immer noch Wasser genug in sich enthält, um die gummosen Theile der Rhabarber aufzulösen; denn daß sie wenig oder nichts von einem Harze in sich enthalte, welches der Spiritus auflösen könnte, beweist ihre chymische Zergliederung. Wenn man zu einem solchen Rhabarber Spiritu kaltes Wasser gießt, so erhält er davon keine Milchfarbe, wie andre wahre Auflösungen eines Harzes im Weingeiste.

Weil die wirksamsten Theile der Rhabarber flüchtig sind, und von der Hitze verjagt werden, so verdirbt sie das Kochen; und daher muß sie nur durch Aufgießung des heißen Wassers, wie Thee, ausgezogen werden, wobey sie gleichwol einen Theil ihrer Kräfte verliert.

Jedermann kennt die Rhabarber, als eins der gelindesten und sichersten Purgirmittel, und als eine magenstärkende Arznei. Daher bedienen sich viele derselben zum Käuen vor den Mahlzeiten, um den Appetit und die Verdauungskräfte zu stärken. Zum Purgiren bedient man sich der Wurzel zu einem halben Quentlein, und drüber; mit heißem Wasser oder Wein aufgegossen aber sind ein halbes bis ganzes Loth hinreichend. Man nimmt sie entweder allein, oder mit Mittelsalzen vermischt. Sie hat das vor andern Purganzen voraus, daß sie den Magen und die Gedärme zugleich stärkt, und daß sie in den meisten Krankheiten der Verdauungskräfte dienlich ist. Daher kann man sich derselben sogar beim Durchlaufe und der Ruhr selbst bedienen, wenn diese Krankheiten von einer Schärfe oder Schwachheit der Gedärme herrühren.

Sie hat aber noch eine besondre Arzneikraft in Gallenkrankheiten und bey Verstopfung der Leber, in welcher Absicht sie Crato die Seele der Leber nemte. In der Gelbsucht, Bleichsucht und Ruhr, ist sie eine der vortreflichsten Arzneien, und Leute, welche mit solchen Krankheiten behaftet sind, können sie ohne Gefahr zu wiederholtenmalen gebrauchen. Sie kann die Zuflucht der Zänker seyn, nachdem sie sich ereifert haben, und wenn die Galle in ihren Gedärmen rebellirt,

so wird sie ein halbes Quentlein Rhabarber wieder dämpfen. Wenn die Aerzte den mürrischen Menschenfeinden Rhabarber in ihren Wein mischen, so lobe ich diesen Versöhnungstrunk, und sänge mit jenem Dichter:

Brüder, eure Hand
Dient dem Vaterland!
Schenkt Tartüffen Wein;
Schenkt ihm, weil der Mann,
Nicht verzeihen kann,
Dis er kann verzeihn.

Ohne mich in den eigentlichen medicinischen Gebrauch der Rhabarber, welcher vom diätetischen zu weit abgeht, einzulassen, will ich hier nur bloß erwähnen, daß die Rhabarber nach Booffroys Urtheile, nicht allemal ganz unschädlich sey. Denn sie läßt einen trocknen Leib zurück, und wirkt in die Nieren, in die Harnblase und ins Gehirn. Sie dient also nicht, wann die Eingeweide zu sehr erhist sind, wann das Blut zu heiß, und das Fieber zu stark ist. Wider die Selbsucht hilft sie, wenn dieselbe von einer dicken Galle entsteht, die in den Gallenwegen stockt, und aus dem Blute nicht geschieden werden kann. Wenn aber die Selbsucht von einer allzu flüchtigen und erhisten Galle, die sich durch den ganzen Körper ausbreitet, herrührt; alsdann lehrt die Erfahrung, daß dieses Mittel undienlich sey. Gallopinus beschuldigt die Rhabarber, daß sie in den Nieren- und Blasenkrankheiten schade, weil sie ein Brennen in diesen Theilen erregt. Simon Pauli bemerkt, daß ein langer und oft wiederholter Gebrauch der Rhabarber den Schwindel verursacht habe. Alles dieses beweiset, was ich schon oft gesagt habe, daß auch die besten Arzneien unnatürliche Wirkungen hervor bringen, die nicht zur Gesundheit gehören, außer in so fern sie einer andern unnatürlichen Beschaffenheit unsers Körpers entgegen wirken, und ihr abhelfen.

Es giebt außer der Rhabarber und Rhapontic, welche letztre schwächer purgirt und stärker zusammen zieht, als die erste, noch zweyerley Arten von unächter Rhabarber. Die eine ist die unächte Rhapontic, welche in Italien, Savoyen,

Litthauen und Rußland wächst. Es ist eine länglichte, inwendig gelbe, bittere und zusammenziehende Wurzel von einem starken und ekelhaften Geruche. In der Hauptwirkung gleicht sie der wahren Rhapontic, und ist ehemals wegen ihrer zusammenziehenden Kraft in Blutflüssen und Wunden sowol innerlich als äußerlich häufig gebraucht worden. Ist sie wenig mehr im Gebrauche; dahingegen die wahre Rhapontic noch oft mit der achten chinesischen Rhabarber vermischt wird.

Die andre unächte Wurzel ist die sogenannte Mönchs-rhabarber. (Rhabarbarum Monachorum) Sie ist lang und faserig, und inwendig zwar gelb, aber ohne rothe Streifen. Sie wächst häufig in America, von da sie in unsre Landschaften gekommen ist. Die Mönche, welche über der Mestuen commentirten, setzten, in Ermangelung der achten Rhabarber, diese Wurzel an ihre Stelle; und hiervon hat sie, wie man glaubt, ihre Benennung erhalten. Sie ist ekelhafter im Geschmacke, und gleichwol muß man von ihr noch einmal so viel nehmen, als von der achten Rhabarber; doch kann sie zuweilen ihre Stelle vertreten.

Mein Herr,

Ich habe oft meine Betrachtungen darüber, wie sich doch in der Natur alles zum Besten lehrt, und wie auch die Uebel von ihr gezwungen werden, ihren großen Plan der Vollkommenheit mit vol-londen zu helfen. Neulich führte mich Tournefort, durch seine Abhandlung von den Krankheiten der Pflanzen in ein neues Feld, wo sich mir die Wahrheit in einem neuen Lichte zeigte,

Wie Gut und Böses sich durch enge Schranken trennen.

Ich bemerkte mit Bewunderung und Zufriedenheit, daß die meisten Krankheiten der Gewächse solche Wirkungen hervorbringen, welche für die Menschen eben so viel neue Quellen ihrer Gesundheit und Wohlfahrt sind. Es wird hoffentlich die meisten Ihrer Leser vergnügen, wenn ich diese Sache durch einige Beispiele erläutere, die gewiß für sie auf mehr als eine Weise lehrreich seyn werden.

Es giebt unter den Bäumen eine Vollblütigkeit, wie unter den Menschen. Dieser Ueberfluß ihres Nahrungsstafts bringe in ihnen diejenige Krankheit hervor, da ihre Säfte aus den Gefäßen austreten,

und sich ergießen. Daher bringt der Saft fast das ganze Jahr hindurch aus den Fichten, und dieser Ausfluß wird dadurch vermehrt, daß man ihnen die Ader öffnet, indem man mit einer Art Ritze in die Bäume macht. Hierdurch erhalten wir die schöne Arznei, den Ter-pentin, dessen sich die Aerzte auf so mancherley Weise, zum Vortheile der menschlichen Gesundheit, zu bedienen wissen. Die Tannen bekommen im Frühjahr Blasen, welche den Aderbeulen am Menschen gleichen, und einer Nuß groß sind. Auch diese Beulen sind voll von trefflichem Terpentine, der klarer und flüssiger, als der gemeine ist, und einen Geruch nach Citronenschalen giebt, wie der Levantische Balsam. Was man in der Levante Salbey-Äpfel nennt, das sind Beulen, die an den schönen Arten der Salbey entstehen, wenn sie von gewissen Insekten gestochen werden. Diese Äpfel sind fast rund, aschgrau, wolligt, von weißem, etwas durchsichtigem, süßem und angenehm schmeckendem Fleische, welche man Korbweize zu Markte trägt. Wir müssen diese schöne Waare entbehren, bloß weil unsre Salbey diese Krankheit nicht hat. Denn, obgleich eben dieselben Arten der Salbey in dem Königl. Garten zu Paris gut fortkommen, so findet man doch keine Äpfel daran, weil wir vermuthlich keine Insekten haben, die an der Salbey Geschmack finden, und sie mit ihrem Stiche verletzen. — Die Gall-Äpfel an den Eichen, und die Beulen an den Hundsbutteren (Eglantier) und dem Carduo hamorrhoidali, die in der Arzneykunst gebraucht werden, sind bloß Wirkungen derjenigen Krankheiten, welche die Insekten an diesen Pflanzen durch ihre Stiche hervorbringen. — Man findet in den heißen Ländern eine Art kleiner Wanzen, die mit einer sehr feinen Wolle bedeckt sind, die an den Zweigen einer Art grüner Eichen kleben, und Kermes heißen. Nachdem das Thier die Blätter des Baums am Stiele umher gestochen, so wird ein runder Schwulst daraus in Körnlein von etwa zwei Linien im Durchmesser, welche mit einem hochrothen Wesen angefüllt sind. Dasselbe umgiebt das Ey eines kleinen Wurms, und dieser Wurm verwandelt sich mit der Zeit in eine kleine Fliege. Das hellrothe Wesen wird, wenn es eintrocknet, das Hauptwerk des Scharlachs; und die Aerzte bedienen sich desselben zu der herzkärkenden Confection Alkermes. — Die Fliegen, so klein sie auch sind, machen sich oft an die größten Bäume. Im Frühlinge stechen sie die Blätter des Ulmenbaums, und veranlassen dadurch Blasen, welche zuweilen einer Faust groß werden. Sie sind voll von einem herrlichen Wundbalsam, worin man grünliche Fliegen schwimmen sieht, die aus dem Eiern getrocknet sind. Diese Fliegen sind gleichsam so viele Larven, welche neue Fliegen bedecken. Es ist eben wie mit dem Terpentine. In den Terpentinen-Lüthen schwimmen auf dem klaren wohlriechenden Terpentine, welcher in lederartigen Lüthen, die durch des Stiches der Fliegen entstanden, enthalten ist, eine unzählige Menge kleiner Fliegen.

gen. — Die Zeitigung der Feigen wird in den meisten Inseln des Archipelagus jährlich bewerkstelligt, daß man die Fliegen, welche sich an den wilden Feigenbäumen aufhalten, und ihre Früchte stechen, sorgfältig, und zu wohlhabgepafter Zeit, auf die zahmen Feigenbäume trägt, da sie dann die Früchte der letztern, die sonst nicht reif werden würden, durch ihren Stich in vierzig Tagen reif machen. Dieser Operation, welche die Caprification heißt, haben die Griechen ihre Feigen zu danken, die eine der hauptsächlichsten Nahrungsmittel der Bauern des Archipelagus sind. Denn sie essen gemeinlich nichts, als Gerstenbrodt und trockne Feigen. Es ist zwar wahr, daß diese, durch eine Krankheit reif gemachte Feigen, bey weitem so gut nicht sind, als die man in der Provence, in Italien und in Spanien trocknet. Die Ofenhitze verdirbt ihren Geschmack, ist aber nothwendig, damit die von den Stacheln hineingelegten Eyer dadurch verdorben, und die daraus zu besorgenden neuen Fliegen, welche die Früchte beschädigen würden, vor ihrer Geburt vernichtet werden. Wenn man nun dabey bedenkt, daß die Griechen, um solche schlechte Feigen zu erhalten, über zween Monate lang die Geduld anwenden müssen, die Stacheln von einem Baume zum andern zu tragen, so scheint bey dieser Künsteley wenig Vortheil für die Menschen zu seyn. Allein, Tournefort ließ sich auf die Frage: Warum sie nicht die Gattung von Feigenbäumen cultivirten, welche in Frankreich und Italien gezeget werden? von den Griechen selbst den Bescheid geben, daß sie ihre Bäume, um der Menge der Früchte willen, jenen vorzuziehen. In der That bringt ein Baum bey ihnen gemeinlich bis 286 Pfund Feigen; hingegen tragen jene noch nicht 25. Dieses ist ein großer Segen, welchen die Menschen zu ihrer Nahrung und Arznei von einem Baume erhalten, dessen Früchte, ohne die künstliche Krankheit des Wurmsstichs, völlig unbrauchbar seyn würden. Es hat zwar Herr Linnæus geglaubt, daß die Stacheln, welche bey der Caprification gebraucht werden, nicht durch ihren Stich, sondern durch den auf ihren Flügeln von andern Bäumen mitgebrachten besuchten Saamenstaub die zahmen Feigen zur Reife brächten. Allein, die obenangeführte Nothwendigkeit, die Feigen in Ofen zu trocknen, um die hineingelegten Fliegeneyer zu verderben, scheint schon das Gegentheil zu beweisen; wozu noch folgende vom Herrn von Tournefort selbst bengefugte Betrachtungen hinzukommen:

„Vielleicht, sagt er, befördern die Stacheln die Reife der Früchte des zahmen Feigenbaums dadurch, daß sie den Nahrungssaft zum Austrreten bringen, indem sie, beym Eyerlegen, seine Röhren zerreißen. Vielleicht geht auch mit den Eyer ein Saft von ihnen, der mit der Milch der Feige zugleich gähret, und ihr Fleisch zart macht. Die Feigen in der Provence, ja in Paris selbst, reifen viel eher, wenn man ihre Augen mit einem Strohhalm, oder mit einer Feder

„sticht,

„sticht, die mit Baumöl befeuchtet worden. Die Pflaumen und Birnen, die von einem Insekto gestochen worden, werden auch eher reif, und das Fleisch um den Stich herum ist von besserem Geschmack. Es ist außer Zweifel, daß in dem Gewebe der gestochnen Früchte eine große Aenderung vorgeht., u. s. w.

Diese Beispiele zeigen insgesammt, wie nützlich uns manche Krankheiten und Verletzungen der Gewächse zur Nahrung und Gesundheit sind. Zu den letztern gehören noch die vorerwähnten Verwundungen vieler Bäume, wodurch wir ihnen ihre Arzneykraft abnehmen. Es ist bekannt, daß wir auf diese Weise den Birkensaft erhalten, der eine Zuflucht der Kranken und der Gesunden ist, die ihre Curen eher anfangen, als die Krankheiten, welchen sie abhelfen sollen. Nicht so bekannt aber ist es, wie sie auf der Insel Chio den Mastix und den schönsten Terpentinen aus ihren Bäumen zapfen. Dies sind kleine Erläuterungen, die Ihre Leser gern mitnehmen werden.

Es ist nicht die Pflege, welche die Mastixbäume geschickt macht, Mastix zu geben. Denn einige der schönsten Bäume geben nie keinen, gleichwie viele der besten Fichten in unsern Wäldern kein Harz geben, und manche Cedern kein Del. Man ist also genöthigt, die Bäume, die von Natur vielen Mastix geben, zu erhalten und fortzupflanzen, sie in den Feldern nicht zu behauen, sondern sie Buschweise in großer und kleiner Zahl, so wie sie von ungefähr stehen, neben einander aufwachsen zu lassen, die alten Stämme ihrer neuen Sproßlinge zu berauben, die Erde unter und neben ihnen unbearbeitet zu lassen, nur das Unkraut auszugäten, und den Boden eben und hart, und mit Besen rein zu machen, damit man den Mastix sammeln könne. Am ersten August fängt man an, mit großen Messern viele Querschnitte in die Rinde der Stämme der Mastixbäume zu machen, ohne die jungen Zweige zu verletzen. Den folgenden Tag träufelt der Mastix in kleinen Thränen heraus, welche sich mit einander vereinigen, und die Mastixkörner formiren, die dann auf der Erde hart werden, und oft in große Kuchen zusammenlaufen. Bey trockenem und hellem Wetter ist gegen die Mitte des Augusts die stärkste Erdre von Mastix. Wenn aber der Regen die Erde erweicht und wegnührt, so werden die Mastixthranen hineingewickelt und verdorben. Gegen Michaelis geben eben diese Einschnitte noch eine kleinere Machernde.

Den Terpentinen sammlet man in Chio ebenfalls, indem man in die großen Terpentinenbäume vom August bis October mit der Art Querschläge thut. Der herausquellende Terpentinen fällt auf platte Steine, welche die Bauern unter die Bäume legen. Sie sammeln ihn mit kleinen Stäben, und lassen ihn in Flaschen trocknen. Die Bäume selbst werden nicht besonders gepflegt, ob sie gleich von allen Gattungen des Terpentins die beste geben. Sie wachsen am Fuße der Weinberge und an den Landstraßen.

Das

Das süßige, balsamische, durchsichtige goldgelbe Del unsers gemeinen Tannenbaums kann in vielen äußerlichen Arzneyen die Stelle des Serpentins vollkommen ersetzen, und das aus Ungarn und Böhmen zu uns gebrachte sogenannte Templinöl ist bloß aus den Spänen dieses Holzes herausgezogen. Ueberhaupt ist der Nutzen des Tannenharzes in der Arzneykunst noch nicht so gemein, als er es zu seyn verdiente. Als im Jahre 1634 der König in Pohlen, Vladislans, mit den Russen Krieg führte, und seine Armee mit einer scorbutischen Lähmung und Contractur der Knien befallen wurde, so rief der Königl. Leibarzt, Erbenius, einen Trank aus den obersten Spitzen des Tannenbaums, und der Erfolg war so erstaunlich, daß man schon damals die Larve schlechthin den Scharbocksbaum nannte. Dieser Trank lindert die Schmerzen der scorbutischen Gicht, und befreyet die Glieder; er heilt die Geschwüre des Zahnfleisches, und befestigt, wenn er als ein Mundwasser gebraucht wird, die Zähne und das schwindende, wankende Zahnfleisch. Sibbald rief einer Woschatnuß groß von dem Tannenharze mit Zucker, und ließ es, mit großem Erfolge, wider das Brennen des Urins einnehmen. Friedrich Hoffmann rühmte den Trank aus den obersten Spitzen des Tannenbaums gegen den Scharbock, und die davon entstandene Contractur und laufende Gicht als ein Mittel, welches mehr leistete, als man davon hoffen sollte. Waldschmidt und Michaelis haben die aus diesem Holze zubereitete Essenz wider angezeigte Uebel sowol angerathen, als gebraucht. Das Hornvieh, welches in den Tannenwäldern am Harze weidet, frißt zu gewissen Jahreszeiten die frischen Schelke und die jungen Knospen von diesen Bäumen, wovon es eine Zeitlang den Durchlauf bekommt, und eine Präservationscur macht.

Alle diese kleinen Anmerkungen werden Sie, nach Gutbefinden, Ihren Lesern mittheilen, welche bloß aufs Nützliche sehen, ohne in einer Schrift von der Art, wie die Ihrige ist, die bange Trockenheit der Methode zu suchen.

Ich bin, u. s. w.

Philomedicus.

Mein Herr,

Ich bin ein wirklicher Doctor, und verstehe meine Kunst gut, ohne mich dessen zu rühmen. Denn jetzt ist keine Gelegenheit für mich, um aufzuschneiden. Mein unglückliches Schicksal, welches Ihres Herrn Klippmazzus seinem sehr ähnlich ist, hat mich endlich zu der Verweisung, zu dem Unsinne, aber auch zu dem Glücke gebracht, ein Charlatan zu werden. Denn der Himmel weiß, daß ich als ein rech-

schaffener

schaffener Mann in der Welt schlechterdings nicht hätte fortkommen können. Meiner guten Einsichten, langen Erfahrung und vielen Fleißes ungeachtet wurden mir doch, weil ich die Blindbeuteley ein wenig zu sehr verachtete, und allzu ernsthaft und treu für kranke Leute war, die jungen Narren überall vorgezogen, die allen Menschen Wunderwerke versprachen, mit einem großen Apparatu nichts thaten, und mich, wo sie mich ansichtig wurden, einander mit den Spottworten zeigten: Das ist der Schlucker, der die Leute mit Gottes Hülfe curirt. Ich war dennoch so ehehlich, daß ich lange Jahre diesen Spott und meine Hintansetzung ertrug, und würde noch jetzt ein rechtschaffener Doctor seyn, wenn mir nicht zuletzt ein Argument meinen Ehrgeiz und mein gutes Herz widerlegt hätte, das allzu bitter war, nämlich die Hungersnoth. Da ich nichts mehr zu leben noch zu hoffen hatte, so bedachte ich endlich, daß solche Leute gleichwol nicht solche gequälte Narren wären, als ich, die sich nach dem Geschmacke der Welt richten, und Thoren sind, weil man Thoren liebt. Ich faßte also den Vorlas, mich anders wohin zu begeben, und daselbst die glückliche Rolle eines Charlatans zu spielen, die so sehr bezahlt wird, und in alten Zeiten der Character der Aerzte selbst war: Denn Sie wissen, daß der vergötterte Aesculap mit einem Hunde, welcher den Kranken die Wunden auslecken mußte, und mit einer Ziege, deren Milch er wider Magen- und Lungenkrankheiten verordnete, das Land durchstreichen hat. Ich machte Wurmkruchen, Aurum portabile, oder Goldtinctur, Herz- und Zahnpulver, nahm noch einen Narren zum Diener an, und stellte mich mit ihm auf eine Bude. Hieselbst verließ mich mein Gewissen noch nicht. Ich gab meinen Diener für den Doctor aus, und ich selbst übernahm die Rolle seines Harlekins. Ich ließ ihm den Betrug, den Leuten meine Arzneyen, als Wundermittel anzupreisen; ich aber trat neben ihn, und sagte dem starrenden Pöbel die laute Wahrheit. Glaub ihm nichts, sagte ich, er ist ein Betrüger; er ist mein Diener; mein Unglück hat mich so weit gebracht, daß ich euch auf diese Weise zu betrügen suche, um nicht Hungers zu sterben. Der Schurke ist ein entlaufener Schuhflicker, und die Arzneyen, die er euch giebt, sind nur gemeine Mittel, die er von euch zwösfmal theurer bezahlt nimmt, als sie werth sind. Alles dieses hinderte mein Glück nicht im geringsten. Jedermann drängte sich zu unsrer Bude, und kaufte. Alle Tage kamen Leute, die uns versicherten, daß unsre Mittel Wunder an ihnen gethan hätten; und kurz, ich ward ein reicher Mann. Endlich gelangte ich nach vielen Reisen an einen verdünsterten Ort, wo der Physicus ein gestrenger Herr war, welcher mich und meinen Diener gleich in Verhaft bringen ließ. Dazumal gedachte ich an das Schicksal eines französischen Deserteurs zu Domfront, welcher auf der Salgenleiter, da er eben gehangen werden sollte, den Seuffer that:

Dom front!

Domfront † Ville de Malheur!

Arrivé à Midi, pendu à une heure!

In diesem unglücklichen Gefängnisse verlohrt ich alle meine Waaren, und mußte mich sechs Wochen mit Wasser und Brodt begnügen. Diese Schärfe ist ungerecht, und eben sie ist es, worüber ich mich bey Ihnen beschwere. Sagen Sie mir, um aller Gerechtigkeit willen! wer verdient von uns beyden verdammt zu werden? ich, der ich gern als ein ehrlicher Mann leben wollte, aber verhungern mußte, oder das Volk, das mich nicht anders, als unter dem Charakter eines Narren gebrauchen wollte? Ist denn die Welt, worinn wir leben, wol von dem Geschmacke, daß sie von rechtschaffnen, redlichen und bescheidenen Leuten von wahren Verdiensten bedient seyn will? Nein, keinesweges. Man mag hundertmal sagen, daß doch gleich wol viel Aerzte gut in der Welt fortkommen, die keine Charlatans sind; es ist doch nicht andern. Die wenigen vernünftigen Leute, die solche Aerzte gebrauchen, reichen kaum in den größten Städten hin, es nem einzigen solchen Manne seinen Unterhalt zu geben. Die meisten wollen sich lieber denen anvertrauen, welche die Kunst verstehen, sich ihren Beyfall und ihr Zutrauen aufs leichteste zu erwerben; und dieses geschieht durch das, was Sie bey so manchem guten Doktor, der nicht Charlatan heißen will, finden; durch unverschämtes Selbstlob; durch lügenhafte Prahlerey, neidische Verkleinerung anderer Aerzte; durch die Kühnheit großer Versprechungen; durch Affectation in Worten und Handlungen, und durch das Geschrey, den Rumor, und den großen Apparatum, womit man alle die Wunderwerke bey Kranken verrichtet, welche zulezt auf nichts hinauslaufen. Was meinen Sie nun, wenn man die ganze Kunst der Charlatans vom Erdboden vertilgen sollte, wer eigentlich darunter leiden würde? Wir nicht; denn wenn wir uns auf andre Weise, ohne Prahlerey und Thorheit, Zutrauen und Beyfall erwerben könnten, warum sollten wir es nicht thun? und wenn alle Charlatanerey mit einemmale aufhörte, so würde dieses geschehen können. Allein, was würde das Publicum dazu sagen? Zu der Zeit, als ich noch weise war, vorher nachdachte, eh ich verschrieb, und fragte, eh ich nachdachte, da wohnten meine Mäcenaten in Kellern und auf Sählen, da gieng ich in meinem Klippmannischen Rocke, und auf der Straße bestien mir die Hunde nach. Wäre ich damals gestorben, so hätte mich kein Mensch auf der Welt vermisset. Ist aber bin ich die Zuflucht, die Hoffnung und der Trost vieler hundert Menschen in Deutschland, die mein Tod gewiß in große Angst setzen würde. Eine Baronessinn, die mich in meinem ehlichen Zustande nicht angesehen haben würde, kaufte mich damals aus meiner Gefangenschaft los, bloß weil sie meinen Zettel gelesen hatte, und sahe, daß ich ein untrügliches Mittel versprach, die Haut vor allen Muzeln bis ins 145te Jahr zu bewahren. Viele

meiner Mitbrüder auch in den Städten, (denn unser Name ist Legion) reisen bloß durch ihre Charlatanerey die ganze Praxin der vornehmsten Leute an sich und wenn sie nur Einsicht und Wissenschaft besitzen, so beglücken sie wirklich durch diesen Kunstgriff das Publicum und sich, indem sie dadurch ihrer Geschicklichkeit bloß Eingang verschaffen, und einen Character annehmen, der sie so glücklich mache, zu gefallen, und schon durch ihren Anblick und ihr Wort allein große Curen zu thun. Sie sehen hieraus, mein Herr, daß ich die Charlatans von den dummen und unwissenden Pfüchern unterscheide, die ich nicht vertheidige, weil sie wirklich schädlich sind. Allein, daß ein gelehrter Arzt zugleich ein Charlatan sey, das finde ich bey dem gegenwärtigen Geschmacke der Welt, und bey der allgemeinen Schwachheit des menschlichen Herzens, das sich nicht von innern Verdiensten, sondern vom äußerlichen Glanze einnehmen läßt, gar nicht tadelhaft. Von zween gelehrten Aerzten, deren einer ein Klippmann, und der andre ein Charlatan ist, ist der erste eine unnütze Last der Erde, der letzte hingegen nützet der Welt, und ist glücklich.

Ich bin &c.

Hundert fünf und vierzigstes Stück.

von Haller.

Die sichere Kühnheit höhnt abwesende Gefahr,
Scherz, wo sie fürchten soll, vertrozt die theure Stunde,
Da Rettung möglich war.

Man hat mich ersucht, in meinen Blättern einige nützliche Maximen wegen der Ruhr bekannt zu machen, und es ist meine Schuldigkeit zu gehorsamen. Die alten Aerzte unterschieden die Ruhr nur dem Grade nach von einem gemeinen Durchlaufe, und hielten das schwache Fieber, das sie begleitete, für einen bloßen Zufall. Sie meynten, daß dann die Ruhr entstünde, wann ein lange anhaltender Durchlauf von großer Schärfe die Gedärme nach und nach entzündete, ihren Schleim und ihre Häute zerfräße,

und solchergestalt die Excremente blutig machte. Galenus neunte die Ruhr einen Durchlauf von der Bereiterung der Gedärme, oder auch jeden Blutdurchlauf. Celsus beschreibt sie als eine Bereiterung in den Gedärmen, wo Blut nebst lauter Flüssigem und Schleime, mit Stuhlzwanze und heulenden Blähungen, durch östern kleinen Durchlauf abgehen. Viele Neuere sind derselben Meynung geblieben, und Mead selbst hat sich den Begriff des Celsus von Wort zu Wort eigen gemacht.

Allein, es ist weder der Blutdurchlauf noch die Bereiterung der Gedärme ein wesentliches Kennzeichen der gewöhnlichsten Ruhr. Sie besteht eigentlich in kleinen oftmaligen schleimigten und schaumigten Durchfällen, mit Stuhlzwanze und Bauchgrimmen. Es ist zwar gewöhnlich, daß solche Durchläufe blutig sind. Allein, sie entscheiden die Ruhr keinesweges, und es giebt Arten derselben, wo gar kein Blut abgeführt wird. Es hat schon der Herr van Swieten, wider Galens Meynung angeführt, daß der Blutdurchlauf von der Ruhr unterschieden werden müsse, da er oft ohne Stuhlzwang und Bauchgrimmen, und ohne Rumor der Blähungen erfolgt. Die Blutstriche, welche sich zuweilen im Schleime zeigen, beweisen bey der Ruhr selbst nichts mehr, als daß einige kleine Blutgefäße im Mastdarme zerbeißt sind. Wer die Ruhr kennt, der wird wissen, daß es in vielen Fällen überhaupt kaum der Mühe werth sey, wie viel Blut dabey weggeht; so gefährlich es auch scheint. Nahe vor dem Tode, da das Blut in eine Jauche verwandelt ist, werden die Durchfälle weniger roth: doch ist dieses veränderlich. Zuweilen ist die Ausführung der Säfte sehr beträchtlich. Bey einer wahren Ruhr geht auch niemals im Anfange Eiter fort, aufs letzte aber wol geronnener Blut-schleim, die jottigte Haut der Gedärme, Stücken, wie Lin-schlitt, und Würmer, und schwarzes stinkendes Wasser.

Der wahr Ursprung der gewöhnlichsten Ruhr ist, wie Pringle gelehrt hat, eine Fäulniß der Säfte, die sich vornehmlich in den Gedärmen offenbart und ausbreitet. Daher entsteht sie so oft nach den Gallenfiebern, und gemeinlich

in den heißesten Monaten, da alle unsre Säfte, besonders aber die Galle, am meisten zur Fäulniß geneigt sind, und da die Nachtfräfte und unreifen Früchte theils die verdorbene Materie der Ausdünstung zurücktreiben, theils auch die von der Erhigung zur Fäulniß geneigten Säfte nach den Gedärmen leiten. Alle Umstände bestätigen diese Meynung. Die Materie des Durchlaufs bey der Ruhr riecht faul, und wenn der Brand anfängt, cadaverös, und steckt am meisten, auch sogar durch den bloßen Geruch, an. Dieses Anstecken ist keiner andern Art des Durchlaufs, wohl aber allen faulenden Krankheiten, eigen, und macht eine große Entscheidung. Das ganze Ruhrfieber entscheidet noch mehr. Dieses faulende Fieber ist Anfangs kaum merklich, und dem Anscheine nach von geringer Wichtigkeit, bis die Krankheit lange gewährt hat, und die Kräfte erschöpft sind, da es dann schwach und böseartig wird. Das Ende ist oft eine völlige Entkräftung, ein kleines böseartiges Fieber, böse Hals und Schwämme, cadaveröse wider Willen fortgehende Durchläufe, und endlich eine Befreyung von allen Schmerzen, als das Zeichen des Brandes. Vor dem Brande der Gedärme geht insgemein ein langsames Fieber vorher, welches durch eine Vermischung der faulen Materie mit den umlaufenden Säften erregt worden; und dieses geschieht am meisten, wenn die Luft ansteckend ist. Die Ruhr ist nie ansteckender, als in dem Zeitpunkte, wann sich das faulende Fieber zu ihr gesellt. Ueberhaupt aber giebt es nur selten eine gutartige Ruhr, sondern sie ist mehrentheils in ihrem Fortgange ein faulendes Fieber und Brand der Gedärme. Pringle hat sie bey einem Menschen bloß davon entstehen sehen, daß er an faulendes Menschenblut gerochen. Diejenigen, welche die Ruhr durchs Anstecken bekommen, haben ein schlimmeres Fieber und größere Schwachheit der Kräfte, als die von selbst dazu gelangen. Bonrius hat in einem, der an der Ruhr verstorben, die Gallenblase mit einer verdorbene Galle, die einem Milchsaft ähnlich gesehen, angefüllt gefunden. Alle, die an der Ruhr krank sind, klagen, wie die, so in faulenden Gallenfiebern liegen, über entsetzliches Herzbrücken und Angst, und

haben schon im Anfange oft den Schlucken, welcher, wenn er am Ende wieder kommt, den Brand der Gedärme anzeigt. Uebrigens werden vollblütige, sanguinische und alle die Leute am leichtesten von der Ruhr befallen, die von andern faulenden Krankheiten leicht Anfälle zu fürchten haben.

Alle diese Umstände, und noch viel mehrere, die ich hier übergehn muß, werden einen jeden genauen Beobachter überzeugen, daß Sydenham in gewisser Absicht Recht gehabt habe, wenn er die Ruhr ein Fieber genennet, das sich nach den Gedärmen gewendet hat. Es ist höchst wahrscheinlich, daß eine faulende Galle die gemeinste Veranlassung der Ruhr sey. Der Wechsel der heißen Tage und kühlen Nächte in der Ruhrzeit, welcher Erkältungen verursacht, die, unter allen faulenden, die Gallenfieber am leichtesten erregen; die Maske der kalten Magenfieber, unter welchen sich die Ruhr so oft im Anfange verbirgt; die Durchläufe von unverdauten und misfärbigen Materien, welchen die Beymischung guter Galle augenscheinlich mangelt; die grausamen schneidenden Blähungen, welche die Unverdaulichkeit begleiten; der Schlucken; das Herzdrücken; die fressende Schärfe des Durchlaufs; die nur nach und nach spät ins Geblüt übergehende Fäulniß; die öftere Folge der Ruhr nach Gallenfiebern, u. s. w. alles sind Umstände, die dieses System bestätigen. (*) Es ist gewiß, daß Leute, welche nie Obst essen, noch angesteckt worden sind, die Ruhr zum öftern bekommen. Inzwischen ist es gar nicht zu bewundern, daß unreife Früchte, die, ihrer Natur nach, Bauchgrimmen und Durchlauf erregen, wenn sie zu einer Jahreszeit, wo ohnedem die Galle zur Fäulniß geneigt ist, von gallfüchtigen Leuten gegessen werden, den Ausbruch der Ruhr befördern.

Nach dieser Herleitung sieht ein jeder von selbst, daß die Verhütung der Ruhr hauptsächlich auf folgenden Maximen beruhe:

1) In den Monaten, da die Ruhr grassirt, ist jede starke Erhitzung des Geblüts, und alle Erkältung zu meiden. Die

(*) Hiervon S. das erste Schreiben im 153 Bl.

Hitze verdirbt die Galle, und erzeugt faulende Fieber. (S. das 20ste St.) Die Erkältung treibt die Materie der Ausdünstung zurück, und führt den Zunder der Fäulniß ins Blut und in die Gedärme. (S. das 5te St. S. 61.)

2) Man muß in reiner und unverdorbener Luft leben. Die verdorbene Luft ist eine gewöhnliche Quelle der faulenden Krankheiten, und ohne diesen Rath ist, im Sommer besonders, niemand vor ihren Gefahren sicher. Hieber gehört, daß man allen Umgang mit Leuten, welche die Ruhr haben, meide. Ich habe oben bemerkt, daß schon ihr Geruch anstecke. Ein merkwürdiger Umstand, welcher es rechtfertigt, daß man bey solchen Kranken die Keimlichkeit in allen Stücken aufs höchste treibe, und die Luft der Zimmer eben so, wie in Pestzeiten reinige. Der Pöbel, der sich vor dem Gestanke der Nachstühle, vor den Dünsten der Betten und Zimmer, und vor dem persönlichen Umgange mit solchen Leuten nicht hütet, macht oft durch diese einzige Unvorsichtigkeit die Ruhr zu einer grassirenden Krankheit. Bey reinlichen und vornehmen Leuten greift sie nicht so geschwind um sich.

3) Zu keiner Zeit ist die Mäßigkeit und Behutsamkeit im Essen und Trinken von größrer Nothwendigkeit, als in den Monaten der Ruhr. Die Ueberladung verdirbt die Verdauung, und macht die Leute zu Fiebern und Durchläufen geneigt. Die purgirenden und unreifen Früchte, besonders die unreifen Pflaumen, ziehen diese Folgen am gewissensten nach sich. Die öftere Veränderung der Getränke, wozu uns die Sommerhitze bewegt, und das kalte Getränk bey erhitztem Leibe, macht diese Gefahr am größten.

4) Bey der ersten anscheinenden Gefahr von Ansteckung muß man ein halbes Quentlein Brechwurzelpulver (Ipecacuanne) oder einen Speißelöffel voll wäßrige Rhabarberkoxe, mit warmen Getränke einnehmen, und das Gemüth aufmuntern, und den Umgang mit Kranken verhüten, sollte es auch nur um der Furcht willen seyn.

Es ist kaum zu glauben, wie viel bey der Vermeidung der Ruhr auf die genaue Beobachtung dieser Regeln ankomme. Allein, sobald sich nur der geringste Anfang der

Kuhr äußert, sind sie nicht hinlänglich, und dann muß man sich nur bald bequemen, bey der Arzneykunst Hülfe zu suchen.

Wenn sich mit öftern kleinen schleimigten und schaumigten Durchfällen ein schneidendes Bauchgrimmen und steter Stuhlzwang gefellt, so ist der Verdacht auf die Ruhr gegründet. Sie fängt sich gewöhnlich mit einer Fieberkälte an, die einige Stunden währet, und der Kranke wird alsobald ungemein schwach und elend, blaß, schwindligt und übel. Der Puls ist gemeinlich klein und gar nicht fieberhaft. Der Durchlauf selbst ist im Anfange flüßig, gelblich; nachher schleimigter, bald blutia, bald anders gefärbt, und erfolgt zuweilen in einer Stunde zehn, funfzehnmal, ja zuweilen ist er lange Zeit immerwährend. Das Grimmen, der Stuhlzwang, die Harnstrenge, der Vorfall des Mastdarms, sind die beschwerlichsten Zufälle.

Unglücklich ist der Arzt und Kranke, den die Schmerzen, die große Schwachheit und der häufige Durchlauf abschrecken, die nothwendie Ausleerung des Magens und der Gedärme von der faulenden Schärfe durch nachdrückliche und oft zu wiederholende Brechmittel und Purganzen, zu bewerkstelligen. Dies ist das wahre Geheimniß der Cur. Nichts wird die stets wiederkommenden Schmerzen stillen; nichts wird den Durchlauf endlich vermindern und stopfen; nichts wird die Kräfte wieder herstellen, als diese bis ans Ende der Krankheit stets flüßig wiederholte Ausleerung mit dienlichen Mitteln; und wer dies nicht begreifen lernt, wird auch die Ruhr nimmer durch seine Geschicklichkeit curiren. Die schmerzstillenden Mittel verschlimmern augenscheinlich den Kranken, und lindern die Schmerzen sehr wenig. Die anhaltenden Arzneyen, welche den Durchlauf stopfen, versperren das tödtliche Gift in den Gedärmen, was die ganze Krankheit und den Tod verursacht. Die stärkenden Arzneyen, der Wein selbst, der unter den stärkenden Arzneyen die vorzüglichste ist, den wirklich einige Aerzte empfehlen, und der unter gewissen Bedingungen auch statt finden kann, hat gleichwol nach den Erfahrungen des vortreflichen Herrn Zimmermanns viel zu wenig Nutzen gegen den Schaden, den er durch den gefährlichen Reiz der Gedärme, durch das erregte Fieber, und durch die Ver-

Vermehrung des Grimmens und der Harnstrenge stifet. Auf Ausführungen der faulen Materie kommt alles an. Man wird sagen: wie kann man durch stetes Purgiren dem steten Purgiren ein Ende machen? Aber man kann es fürwahr. Der Durchlauf vermindert sich nach der Wirkung der Ausführungen weit mehr, als nach Opium und den anhaltenden Mitteln; und der kluge Arzt purgirt den Kranken nicht länger, als ers bedarf. Wie kann man mit Purganzen den Schmerz der Gedärme, den Stuhlzwang und die unerträgliche Harnstrenge vertreiben? Vortreflich! Ja sogar mit nichts anderm. Sie vermindern sich nach der Wirkung der Arzney augenscheinlich. Wie aber, wenn sie stets wiederkommen? So muß man neue Abführungen nehmen. Es ist kein andrer Rath; und der Rath ist zuverlässig. Wo soll der erschöpfte Kranke die Kräfte zu einer solchen Cur hernehmen? Das wird man sehen. Er nimmt sie von den Abführungen; er ist zusehends gestärkt, wenn er einige Pfunde fauler Materie mit Erleichterung seiner Schmerzen auf einmal los geworden ist.

Ich will diese Cur ist beschreiben. Ein Brechmittel muß, wenn es nicht besondere Umstände widerrathen, den Anfang machen. Nur in den besondern Fällen einer großen Vollblütigkeit, oder einer Ruhr, die mit einer Entzündung des Magens und der Gedärme vergesellschaftet ist, muß das Blutlassen vorher gehen, oder wol gar die Stelle des Brechmittels ersetzen. Man nimmt zum Erbrechen entweder dreyßig bis vierzig Gran von der Brechwurzel, Ipecacuanna, auf einmal, oder drey mal am ersten Tage fünf Gran davon, mit einigen Granen Brechweinstein versetzt, weil sonst die Wirkung der Wurzel zu schwach ist; oder man löset, wie La Mettrie und Tissot vorschlagen, einige Gran Brechweinstein in vielem Wasser auf, und trinkt davon alle Stunden so viel, wie zu einem wiederholten Erbrechen nöthig ist. Diese Arzneyen nimmt man in lauem Wasser, und trinkt zwischen den Wirkungen einen leichten Chamillenthee. Das in Wachs gehüllte Glas des Spießglases (Vitram antimonii cratum) wird von vielen berühmten Aerzten zu gleichem

Zwecke sehr erhoben. Allein es ist in seinen Wirkungen so ungewiß, und zuweilen so heftig, daß man, ohne Bedenken eines Arztes, dieses Mittel nicht wählen muß. Es verdienen hiervon der Herren Zimmermann, Heuermann, und anderer Urtheile gelesen zu werden. Man muß mit dem Brechmittel den Anfang der Cur machen, wenn auch gleich die Krankheit schon viel Tage versäumt worden ist.

So bald das Brechmittel seine Wirkung vollbracht hat, muß der Kranke ein Getränk genießen, das folgendermaßen zubereitet wird. Man kocht vier Loth Gerste mit zwey Loth Cremor Tartari in fünf Pfund Wasser, bis die Gerste zerplatzt, und gießt es durch, und diese Portion wird in den ersten 24 Stunden nach dem Brechmittel ausgetrunken. Herr Tissot hat den Cremor Tartari nur zu einem halben Lothe in dieses Getränk verordnet, allein der scharfsichtige Herr Leibmedicus Zimmermann hat erfahren, daß dieses saure Salz in viel größerer Dosi vom besten Erfolge gewesen ist.

Den Tag nach dem Brechmittel muß eine Purganz gegeben werden. Man hat hierzu bisher die Rhabarber mit Cremor Tartari oder Salze, oder, mit Dragner, die wäßrige Rhabarbertinctur für vorzüglich gehalten. Allein die neuern Erfahrungen, besonders des Herrn Zimmermanns, haben gelehrt, daß die Rhabarber im Anfange bey weitem nicht von so guter Wirkung sey, und daß sie die Schmerzen, den Stuhlzwang und Durchlauf weniger zähme, als die vom Herrn Tissot erwählten Purganzen im faulenden Fieber, von Manna, Salz, Tamarinden, und dergleichen. Man gießt auf sechs Loth Tamarindenmark ein Nössel kochendes Wasser, läßt es ein paar Minuten kochen, und seigert es durch. Diese Arznei, welche für Kinder zur Hälfte oder noch mehr vermindert werden muß, führt eine Menge faule Materie ab, und vermindert dadurch sowohl den Durchlauf, als die Schmerzen. Man kann statt ihrer auch zwey bis drey Loth Seidliger Salz geben, oder auf zwey Loth Seidliger Salz und vier Loth Tamarinden, 16 Loth kochendes Wasser gießen, es umrühren, und in zweyen halben Stunden jedesmal eine Hälfte austrinken lassen. Die Purganz kann am dritten oder

vierten

vierten Tage wiederholt, und in der Zwischenzeit beständig das obige Gerstenwasser getrunken werden.

Auf solche Weise muß man die ersten Tage mit dem Gerstentranke, mit einzelnen Quentlein von Cremor Tartari, mit wiederholten Purganzen, oder bey großer Uebligkeit und Herzdruücken, mit Wiederholung des Brechmittels fortfahren. Gemeinlich folgt in dieser Zeit schon eine merkliche Besserung. Nur muß dabey eine genaue Diät beobachtet werden. Fleisch, Fleischbrühen, Eyer, Rümelsuppen, alle harte und schwere Speisen, Moschatnuß, Fett, Butter, Oel und Wein, sind schlechterdings zu vermeiden. Hingegen ist der obige Gerstentrank, Reißbrühe, Reißcaffee und Molkens, eine große Menge laues Wasser, obgleich auf jedes Trinken der Durchlauf wieder kommt, Mandelmilch und aufgelöstes arabisches Gummi von großem Nutzen. Milch, Rohm und Brey von Haber, Reiß, Eichel und dergleichen, sind verwerflich. Nicht eher, als bey der Genesung, darf man leichte Speisen aus Mandeln, Milch, Eyweiß und Zucker, gekochtes Obst mit Citronensäure, und zu allererst Fleischspeisen und Wein genießen. Alsdann ist auch zuweilen das kälteste Wasser, womit man zu Maltha die Ruhr curirt, und das Surham so gut gefunden, und Zimmermann in der langwierigen Ruhr nicht mißbilligt, vom besten Nutzen.

Wenn nach den ersten vier Tagen die Krankheit noch anhält oder wiederkehrt, so muß man die Abführungen wiederholen, und je später hin, desto sichrer kann man ein Quentlein Rhabarber mit eben so viel Cremor Tartari, oder einen Speißelöffel voll von der wäßrigen Rhabarberessenz, so oft geben, als sich der Durchlauf, das Grimmen und andre Zufälle, wieder einstellen. Dabey ist die obige Diät allezeit in größter Strenge zu halten, und zur Vermeidung der Erkältung, die höchst schädlich ist, muß man in den Nachstuhl oder ins Steckbecken heißes Wasser gießen, und die Füße auf warme Steine stellen, welche man auch auf den Leib legen kann.

Es muß der Vernunft des Arztes anheim gestellt bleiben, ob er zuweilen lieber das Brechmittel, als die Purganz wiederholen, wie oft und wie lange, und mit welchen Arzneien

er die Abführung fortsetzen müsse, und was für Mittel unter den heftig wirkenden sich zur Cur gar nicht schicken: denn aus der schönen Wirkung des Glases vom Spießglase erhellet, daß nicht alle starke Purganzen schädlich sind. Tissot hat hierin schon die Aerzte zur Behutsamkeit ermahnet. „Der Mißbrauch der Purganzen, sagt er, hat auch seine Gefahren. Man leitet dadurch alle Säfte nach den leidenden Theilen, der Körper wird erschöpft, die Verdauung hört auf, die Gedärme werden geschwächt, zuweilen entstehen sogar darin leichte Geschwüre, und es erfolgen auch fast unheilbare Durchfälle, die nach einigen schmerzvollen Jahren den Kranken hinnehmen.“

Zur Linderung der Schmerzen sind die opiatischen Arzneyen am schädlichsten. Die östern Abführungen lindern am besten: doch kann man auch mit andern Mitteln zu Hülfe kommen. Hierher gehört der Thee von Leinsaamen, Sago und Salabschleim, und besonders das arabische Gummi oder Tragant, und die Clystiere. Man liest im zweyten Theile der übersetzten Historie aller Reisebeschreibungen, daß sich die Wilden des arabischen Gummi in Milch aufgelöst, wider das Bauchgrimmen bedienen. Dieses schlecht scheinende Mittel ist in der Ruhr von großer Wirkung; und schon Junker rühmte es, nach dem Boyle, als die beste lindernde Arzney. Pringle hingegen preiset den Camillenthee, und Baglivi die Milchmolken, als die wirksamsten Linderungsmittel. Wenn man demnach in den Chamillenthee oder in den Molken so viel arabisches Gummi auflöset, daß sie davon recht klebricht werden, und sie in Menge warm trinkt, so wird man sich den Schmerz damit weit sicherer, als mit dem Opium oder Laudanum lindern, ohne sich Hitze und Verstopfung zu verursachen. Man kann zugleich äusserlich auf den Leib erweichende warme Umschläge legen, oder wenn diese nicht hinlänglich seyn sollten, ein Blasenpflaster auf den Unterleib appliciren. Die Clystiere wirken noch besser. Sie müssen aus Chamillenthee oder Gersten schleim mit arabischem Gummi zubereitet werden, und hier kann man auch, wenn nur der Leib hinlänglich von den faulenden Materien gereinigt ist, Del

und Opium anbringen. Der ungemein geschickte Arzt, Herr D. Lentin, hat Clystiere von der Simaruba, Fischerleim und Hausenblase mit besonderm Nutzen gegeben, und zieht diesen Gebrauch dem innerlichen vor. Pringle verordnet nach seinen neuesten Beobachtungen in den erweichenden Clystieren von Leinsaat, oder Stärke, (amidon) wenn sie nicht bey den Kranken bleiben wollen, zwanzig bis sechszig Tropfen laudanum. Das Del, dessen innerlicher Gebrauch im Anfang immer schädlich, und nach hinlänglicher Abführung dennoch zweifelhaft, und gewiß nicht immer von so guter Wirkung ist, als Doläus, Ettmüller, und Herr Seuermann gesehen, kann im letztern Falle in Clystieren noch die besten Dienste thun. Ueberhaupt ist dies eine zuverlässige Wahrheit, daß in der Cur der verschiedenen Epidemien der faulenden gemeinen Ruhr keine Regel allgemein sey, als die beständige Ausführung des faulen Unraths, welche auch immer bey jeder Verschlimmerung der Krankheit zu wiederholen ist; dahingegen ist in verschiedenen Epidemien unter den abführenden und übrigen schmerzstillenden, stopfenden, heilenden Mitteln ic. und ihrer Wirkung, ein auf Individualitäten beruhender Unterschied, welcher macht, daß man von den Wirkungen der berühmten Arzneyen wider die Ruhr, auch von den besten Beobachtern die widersprechendsten Zeugnisse liest. Oft unterscheidet man auch die Arten der Ruhr nicht sorgfältig genug von einander. Es giebt eine inflammatorische, die gar nicht zu der Curart der gemeinen faulenden Ruhr paßt. Es giebt eine mit einem böartigen Fieber, und mit einer Fäulniß der Säfte. Sehr oft gesellt sich eine solche Nebenkrankheit in einer ganzen Epidemie zu der graßirenden Ruhr, und verändert die Curart und die Wirkung der Arzneyen in andern Arten gänzlich. Um dies zu erforschen, dazu wird ein durchdringender Geist erfordert, welchen nicht alle Aerzte besitzen. O daß sie alle Hallers, Tissots und Zimmermanns wären, die aus dem Chaos der Erfahrungen, durch ihr Genie Lehrgebäude erschaffen, oder daß sie nur alle so beobachten könnten, wie ein v. Saen, Pringle, Surham, Monro, Tralles, Medicus, Seuermann, Baldinger, Lentin, u. a.

Ich würde meine Grenzen allzuweit überschreiten, wenn ich von der Ruhr nur das, was ich davon zu sagen wüßte, anführen sollte. Es kann das wenige, was ich angeführt habe, für meine Leser nach der Absicht dieser Blätter genug seyn. Wen diese Sache interessiert, und sie muß ja wohl Jedermann interessieren, der muß den jedem verständlich geschriebenen Unterricht des großen Herrn Tissot von der Ruhr, und darüber den unvergleichlichen Commentarium seines würdigen Nachseherers, des Herrn Leibarztes Zimmermann, über die Ruhr unter dem Volke, selbst besitzen, lesen, studiren, und sich ganz eigen machen, um in den gräßlichen Gefahren dieser Krankheit sich selbst und andern zum Troste und zur Hülfe zu dienen.

Die Ruhr ist von der kleinen Anzahl derjenigen Krankheiten, die ohne Gebrauch der Arzneyen nicht leicht besser werden. Sie ist an erschrecklichen Zufällen, durchs Anstecken, und an Gefährlichkeit mit der Pest selbst in Vergleichung zu stellen, und nimmt doch gemeinlich aus Leichtsinne, Nachlässigkeit und Verachtung treuer Warnungen ihren Ursprung. Sie ist ein Beyspiel, wie wenig die betrübten Folgen, ja selbst der erbärmlichste Tod, wenn beyde noch abwesend sind, gefürchtet werden, so oft sie den Sinnen eine angenehme Empfindung entreißen sollen, worinn die meisten ihr höchstes Gut sehen. Ehe wir das, was uns angenehm, oder auch nur bequem ist, vermeiden wollen, stürzen wir uns lieber in die Gefahr, das Leben zu verlieren, und glauben von allen Warnungen nur diejenigen, von welchen wir wünschen, daß sie wahr seyn möchten. Wären nicht die meisten Menschen bey heißer Bitterung so ungeduldig, daß sie sich auf alle Weise, wie es ihnen nur möglich ist, ohne alle Vorsicht abkühlten; ertrügen sie den Durst nur mit so viel Gelassenheit, daß sie nur nicht von allen kühlenden Früchten und Getränken im Uebermaße genößen; wäre ihnen ihre Bequemlichkeit nicht zu lieb, als daß sie Sorge tragen möchten, die Luft und die Zimmer, worinn sie wohnen, behutsam zu reinigen; ergäben sie sich nicht so sehr dem Schwelgen und den Ausschweifungen, so würde die

die Ruhr eine viel seltner Krankheit auf Erden, und so würde der Herbst keine so große Erndte des Todes seyn. (*)

Ein vornehmes Frauenzimmer hat mir den folgenden Aufsatz, in französischer Sprache, eingehändigt, und es muß denselben das Schreiben veranlaßt haben, welches in meinem 135ten Blatte eingerückt worden ist.

„Die Gewohnheit, denen, die niesen, Glück zu wünschen, und ihnen den Beystand des Himmels zu erbitten, ist sehr alt. Sigonius sagt in seiner Geschichte von Italien, daß diese Gewohnheit seit der Regierung des Papstes Gregorii ihren Anfang genommen, weil damals viele Kranke, wenn sie erst anfangen zu niesen, sterben mußten. Es ist aber gewiß, daß diese Glückwünschungen schon bey den alten Heiden gebräuchlich gewesen sind. Plinius lehrt uns im 28ten Buche seiner natürlichen Geschichte, daß der Kaiser Tiberius diejenigen, die auf der Strafe im Vorübergehen niesen, begrüßt habe, weil er dieses für eine gottesdienstliche Handlung ansah. Andre noch ältere, als Aristoteles, glaubten, daß das Niesen aus der rechten Seite der Nase ein gutes Zeichen wäre, und daß man hingegen ein Unglück zu fürchten habe, wenn man aus der linken Seite der Nase niesete. Der gemeine Mann in Deutschland hegt noch das Vorurtheil, daß das Niesen während einer Unterredung von Dingen, deren Erfüllung man wünschet, ein glückliches Zeichen sey, und man nennt dieses: **»Etwas beniesen.»**

Mein Herr,

Sie haben uns in Ihrem 18ten und 36ten Stücke den menschlichen Körper als eine Maschine vorgestellt, welche nicht bloß nach den bekannten mechanischen Gesetzen, sondern auch durch Empfindungen

(*) Die Cur der faulenden Fieber, wovon die Ruhr eine Art ist, wird im 255 Bl. umständlicher beschrieben werden.

Handlungen und Gedanken regiert wird, und Sie setzen dieses als den wesentlichen Unterscheidungscharakter der thierischen und mechanischen Maschinen vest. Diesen Gedanken finde ich in einem Briefe bestätigt, welchen der Herr Fontenelle im Jahr 1744 an den Herrn Boullier schrieb, um sich des darinn enthaltenen Arguments wider diejenigen zu bedienen, welche den Menschen für eine bloß mechanische Maschine halten. Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Lesern diese Stelle zur Bestätigung Ihrer Lehre mittheile.

„Man weiß, daß bey der Wirkung mechanischer Kräfte die Wirkung jederzeit ihrer Ursache aufs genaueste proportionirt sey. Bey unsern willkürlichen Bewegungen hingegen findet dieses Gesetz nicht mehr Statt. Eine aus der Hand geworfene Kugel wird einer andern Kugel, an welche sie anstößt, nie eine größere Bewegung mittheilen, als die derjenigen proportionirt ist, die die Hand der ersten Kugel gegeben hat. Hingegen sage man Jemandem ins Ohr: In jenem Winkel der Straße lauren die Gerichtsdiener auf dich, um dich in Verhaft zu nehmen; alsobald wird dieser Mensch mit allen seinen Beinen davon laufen. Man sieht leicht, daß zwischen diesen leise geiprochnen wenigen Worten, oder, wenn man lieber will, zwischen der Erschütterung, die sie im Gehirne dieses Menschen verursachen, und zwischen dem heftigen Laufen, welches die Wirkung davon ist, keine Proportion sey. Was ist nun aber wohl dasjenige, was sich hier zwischen diese beyden Sachen einmischet? Der Gedanke von einer Gefahr, und hierauf eine Entschliesung, zu fliehen welche den Beinen die heftigste Bewegung mittheilt. Zeigt aber nicht dieser Gedanke, den ein so schwacher Eindruck der Luft erzeugt, und diese willkürliche Entschliesung, welche wiederum einen so mächtigen Einfluß in den Körper äußert, daß in der Seele eine inwendige wirksame Kraft verborgen liege, welcher der Körper gehorsamer? Das Gehirn dieses Menschen hat der Seele den Ton der ihm ins Ohr geiprochnen Wörter zugebracht. Allein, ihre Einfindung, das ist, eine ganz immaterielle Vorstellung ist es, welche die Seele in Bewegung setzt, und die Seele ist es, welche durch ihre innern Kräfte diese schnelle Bewegung der Beine hervorbringt. Solchergehalt findet zwischen diesen beyden Dingen kein mechanischer Zusammenhang, keine materielle Abhänglichkeit und keine physische Nothwendigkeit Statt. Hieraus schließt der Herr von Fontenelle, daß unsre Seele immateriell sey, und unsre willkürlichen Handlungen nicht vom Gehirne, sondern von der freyen Kraft der Seele abhängen. Ohne zu untersuchen, ob dieser Schluß ganz bündig sey, glaube ich von allen Philosophen Beyfall zu erhalten, wenn ich daraus wenigstens so viel schließe, daß die Geseze, nach welchen die Maschine eines thierischen Körpers bewegt wird, von ganz andrer Art sind, als alle uns bekannte mechanische Geseze, und daß es also ganz

und gar verschieden sey, den menschlichen Körper eine Maschine zu nennen, und von ihm zu sagen, daß alle seine Bewegungen bloß nach den uns bekannten physischen und mechanischen Gesezen der Bewegung erfolgen. Dieser Unterschied hätte, wenn er wahrgenommen worden wäre, den ganzen großen Streit: Ob der menschliche Körper eine Maschine sey? entweder verhüten oder entscheiden können.

Monieur,

Ich mache Ihnen das Vergnügen, zu melden, daß Ihre Blätter auch von adlichen Personen gelesen werden, und daß ich selbst Cas davon mache, ob ich gleich sonst nicht leicht etwas in die Hände nehmen möchte, was vom Bürgervolke kommt. Es ist auch mit uns ganz anders, und wir lesen wunderfelten medicinische Sachen, weil der Adel dazu bestimmt ist, sein Leben und gesunde Gliedmaßen zum Besten der Welt zu sacrificiren, und damit gar nicht so rar thut, als das Volk. Meine Vorfahren haben sich schon zu Carls XII. Zeiten hierin distinguiret, und haben in den Schlachten fast alle ihre gesunde Gliedmaßen zugelegt, so daß manche nur den puren Rumpf wieder mitgebracht haben. Ich selbst habe in einem kleinen Duell mit meinem Herrn Bruder, dem Fähnrich, acht Zähne und ein Auge verspielt, und bin Gottlob auch sonst durch Sichts und Contractur so verlahmt, daß ich meiner Familie keine Schande mache, und mich rühmen kann, daß ich gewiß nicht so schön gebildet, wie mich Gott erschaffen hat, in mein Erbgräbniß kommen werde. Weil mich aber ist die leidigen Flöhe ganz unbarmerzig quälen, und ich mich mit meinen steifen Armen nicht gegen sie wehren kann, so verdrießt mich diese Bassele, eine unbewehrte Person von Stande zu attaquiren, so sehr, daß ich Sie ersuchen will, mir ein Mittel wider diese Nichtswürdigen vorzuschlagen, das sie von mir treibt, zumal da in meiner ganzen Nachbarschaft keine adliche Familie wohnt, und ich die Aeser von lauter Bürgervolke bekomme. Womit soll ich mich also schmeißen lassen? Wenns etwa Neuenhertfeyn soll, so habe ich eine Krucke von einem arquebussirten Edelmann aus meiner Familie, der 500 Pfund wog, und davon brauchen wir in der Familie beständig, weils von unserm Geblüte, und nicht so eckelhaft ist, als von gemeinen armen Sündern vom Bürgervolke. Ich werde für den guten Rath, wenn er bewährt seyn sollte, einen halben Gulden nicht ansehn.

Fräul. v. Strich.



Hundert sechs und vierzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Wenn durch der Accorde Gemisch und die Tumulte der Saiten

Uns ein Tumult der Affekten empöret;

Wer kann dir da widerstehn, wenn du mit harmonischer Allmacht

Den Herzen neue Regungen lehrst?

An Herrn D. B.

Mein Herr,

Weil Sie nicht glauben können, daß diejenige Art der Raserey, welche man in Italien vom Stiche der Tarantelspinnne herleitet, eine gewöhnliche Art von Melancholie oder Unsinne, wie etwa der St. Veitstanz, sey, und mich tadeln, daß ich eine so wichtige Meynung in meinem 14. ten Blatte, ohne allen Beweis, hingezeichnet habe; so will ich Ihnen jetzt die Gründe kürzlich erzählen, welche ich damals verschwie, um eine alzu lange Ausschweifung zu vermeiden. Ich beruffe mich auf das Zeugniß des Herrn Doctor Martin Bählers, welcher von dieser Krankheit in den Schriften der königlich-schwedischen Akademie der Wissenschaften geschrieben, nachdem er 1756 selbst in Apulien gewesen, und dieselbe auf das genaueste untersucht hat. Dieser Gelehrte erzählt den Verlauf dieser Krankheit folgendermaßen:

Man weiß nichts davon, bis man sieht, daß ein Mensch stiller, als zuvor, ist. Er speculirt viel, ist stets unruhig, verliert den Appetit, wird matt und kraftlos, und alle Glieder scheinen ihm schwer. Hiernächst fängt er an, ein großes Drücken um das Herz zu empfinden; die Unruhe vermehrt sich und wird zur Beängstigung; er verliert die gesunde Farbe, und wird im Gesichte gelblich. Endlich wird er völlig melancholisch, scheu vor allen Dingen; die Zähne werden ihm im Munde los; der Harn geht häufig, und ist bleich, und der Puls schlägt langsam und stark.

In diesem Zustande bleibt der Kranke oft zwey bis drey Jahr, ja wohl länger, wenn nichts dazwischen kommt, was die Krankheit selbst entdeckt. Unter dieser Zeit ruhet er nie, und begeht nichts Thörichtes,

wie sonst Weilsüchtige pflegen; aber er fühlt allezeit noch eine Krankheit, und in einer gewissen Jahreszeit, besonders gegen den Junius, empfindet er ein starkes und öftres Drücken um das Herz und unter der Brust. Man geräth alsdann leicht auf die Gedanken, daß er von der Tarantel gebissen sey, welche Krankheit mit der Musik muß gehoben werden. Ein Musikant muß auf der Geige oder Zither einen besondern und dazu gewöhnlichen Ton zu spielen anfangen, da er dann den Tact mit einem hohen und jämmerlichen Geschreye anfängt, im Gesichte roth wird, und so in völligen Tanz kommt. Je älter und schwerer die Krankheit ist, desto länger tanzen sie, und können so oft zwey Stunden nach einander tanzen. Der Kranke kann sich unmöglich zwingen, aufzuhören, bis der Anfall völlig vorüber ist; und man glaube, daß er sterben müßte, wenn die Musikanten zu früh aufhören wollten. Indem er tanzt, kann man nicht merken, daß er in einer Raserey wäre. Er sieht nur verwirrt im Gesichte aus, thut dann und wann einen Schrey, und drückt sich auf die Brust. Fehlt aber der Musikant in einem Tone oder Striche auf dem Instrumente, so thut der Tanzende einen jämmerlichen und erbärmlichen Schrey, rückt den ganzen Körper, und sieht wie ein Mensch aus, dem die gräßlichste Pein ansieht. Zuweilen ereignet es sich unter dem Tanzen, daß das Herzdrücken und die Angst so heftig ansetzen, daß er den Körper nicht bewegen kann. Alsdann faßt er mit den Händen einen Tisch oder Stuhl, hält sich fest, und tritt den Tact eben so schnell mit den Füßen. Beym Ende des Tanzes und Paroxysmus fällt er in einen starken Schweiß. Man giebt ihm alsdann ein Glas Wasser, oder Wasser und Wein, und läßt ihn eine Stunde ruhig liegen.

Nach diesem Anfange muß der Kranke drey Nachmittage hinter einander tanzen; und dieses geschieht sonst nach keiner Musik, als nach einer gewissen und besondern. Hört er diese Musik von neuem, ehe sich drey Tage endigen; so kann er sich nicht enthalten zu tanzen. Wenn sie aber vorbei sind, hat er nicht die geringste Empfindung davon, sondern ist das ganze Jahr durch völlig gesund, bis es gegen die Zeit zugeht, da er das vorige Jahr tanzte: da bekommt er dann wieder die vorige Plage in höherm Grade, und muß von neuem eben die Heilmittel gebrauchen. Leute von einigem Stande verbergen gern diese Krankheit, so gut sie können, wenn sie die Ihrigen befällt; daher es dann kommt, daß diese Musikanten gleichsam geschworne Ärzte sind, welche ihre Patienten nicht entdecken. Auf diese Art können sie ihre gewisse Zeit, wol 20 und mehr Jahr, tanzen. Wenn die Krankheit zu Ende geht, pflegt eine Geschwulst, und dann eine Beule an irgend einem Gelenke zu folgen, welche man mit Blättern von der Eselsgurke aufzieht und heilt.

Oft weiß man nicht, daß man die Tanzkrankheit habe, oder es findet sich kein Zeichen, welches einen solchen Verdacht veranlassen könnte;

könnte; und alsdann muß doch der Kranke tanzen, so bald er diese Musik hört. Als sich der Herr D. Kähler zu Tarento aufhielt, ließ er zween Musikanten zu sich kommen, um diese Musik zu lernen. Ein junges Mädchen, von dem man nie wußte, daß es krank war, gieng von ungefähr durch das Zimmer, und so bald sie die Musik hörte, mußte sie wider Willen drey Viertelstunden tanzen.

Dieses ist nun die Krankheit, welche man vom Tarantelstiche herleitet. Die Schriftsteller, die dieses umständlich behauptet, haben sich vermuthlich auf falsche Nachrichten gegründet. Herr Kähler aber hält die Sache aus folgenden Gründen für falsch, und glaubt, daß das ganze Uebel nur eine Art der Milzsucht sey, die durch die Musik curirt werden muß.

1) Der Ort, wo diese Krankheit am gemeinsten ist, ist die Stadt Tarento, auf einer Insel im adriatischen Meerbusen, welche durch eine Brücke mit dem festen Lande zusammenhängt. Diese große und volkreiche Stadt ist in ganz Neapolis die schmutzigste und unreinlichste, so daß die Einwohner im Sommer lederne Strümpfe tragen müssen, um sich auf den Gassen vor den Flöhen zu bergen.

2) Ihre meiste Nahrung sind wenig grüne Sachen, viele Hülsenfrüchte, meistens aber Austern und Muscheln, welche ist durch ganz Italien eben so berühmt sind, als die Iucrinischen Austern bey den alten Römern. Sie essen diese, wie alle andre Arten von Schnecken und Seechieren, in größter Menge.

3) Die Mannspersonen verrichten alle Geschäfte außer dem Hause und auf dem Felde; die Weibspersonen halten sich hingegen beständig inne, und verarbeiten ihre feine und kostbare Baumwolle. Uebrigens kommen sie, wie alle italienische Frauenzimmer, selten aus dem Hause, als in die Kirche, oder ein einzigmal in Gesellschaft bey ihren Anverwandten.

4) Die Tanzkrankheit befällt meistens die Weibspersonen, so daß unter 1000 Tanzenden oft keine einzige Mannsperson ist.

5) Wenn eine Mannsperson tanzt, so hat sie allemal zuvor eine stillstehende Lebensart geführt.

6) Fremde und Reisende werden von dieser Krankheit nie befallen, wie lange sie sich auch hier aufhalten, und Kinder und sehr alte Personen sind auch vor ihr sicher.

7) Nie hat man gesehen, daß die Tarantel einen gestochen hätte; ja, nie hat auch einer gemerkt, ob, wie, und wo er ist gestochen worden; sondern so bald jemand diese Krankheit hat, rath man, es sey vom Stiche der Tarantel.

8) Die Tarantel hält sich nicht in Häusern, sondern in der Erde auf großen Feldern auf, da sie sich niedergräbt, und ein Loch hinter sich löst, das sie mit einem feinen Gewebe umzieht.

9) Man

9) Man findet auch Taranteln in Romarien, Toscana, und einem Theile der Lombardey, wo man doch nichts von dieser Krankheit hört.

10) Alle tanzen meistens zu einer Zeit, am Ende des Junius und durch den ganzen Julius; und die Krankheit wird jährlich zu gewisser Zeit heftiger, ohne daß doch, so viel man weiß, jemand daran gestorben seyn sollte.

Es erhellt aus diesen zusammengenommenen Umständen, daß die Taranteln die Ursache der Tanzkrankheit nicht sind, obgleich nicht behauptet werden kann, daß eine solche Wirkung eines Giftes schlechterdings unmöglich wäre, besonders wenn man auf die wunderbaren und unterschiedenen Zufälle Acht giebt, welche nach dem Bisse verschiedner Thiere entstehen. Andre Zufälle zeigen sich nach dem Bisse der Klapperschlange; andre verursacht die Ammoditis; andre die Najas; andre unsre Otter; und andre die Aspis. Wenn die Aspis jemanden beißt, so zerfließt der ganze Körper in einen Eiter. Wenn die Eidechse, welche Chalcides heißt, jemanden beißt, so fällt alles Fleisch von den Knochen. Von dem Bisse eines rasenden Hundes bekommt der Kranke fast alle Eigenschaften eines Hundes; und was für wunderliche Zufälle sieht man nicht täglich bey denen, die Würmer haben? Also wäre es wohl möglich, daß die Tarantel durch ihr Stechen einen beständigen Trieb zum Tanzen erregen könnte, der so lange anhielte, als etwas vom Gifte im Körper rückständig wäre; daß sich dieses Gift von einer so heftigen Bewegung einigermassen bräche, aber nach Verlauf einiger Zeit wieder stärker würde, wie bey dem Wechselfieber; und daß sich endlich die Krankheit völlig bräche, und die Materie durch das Geschwür forgienge. Aber außerdem, daß diese Vermuthung nach den angeführten Umständen von sich selbst wegfällt: warum tanzen denn die Kranken nicht, so lange noch Gift im Körper rückständig wäre, sondern nur zu einer gewissen Jahreszeit? und warum entstände der Trieb zu tanzen bey ihnen nicht von sich selbst, sondern nur, wann sie Musik hören?

Milzkrankheiten entstehen aus allen den Ursachen, welche die bey den Alten so oft erwähnte schwarze Galle machen. Die Lebensart derer, die von der Tanzkrankheit am meisten angegriffen werden, kann uns auf die rechte Spur bringen. Sie bewohnen eine warme und trockne Gegend, wo von der Mitte des Mayes bis zum Ende des Septembers fast kein Regen fällt. Sie sind beständig in die Häuser eingesperrt, und immer mit einerley Verrichtung beschäftigt; meistens einsam, weil die Mannspersonen alles außer dem Hause besorgen, und die Dürftigkeit zwingt sie, beständig auf einerley und nur schwere Arbeit zu denken. Der Fehler der ganzen Nation ist die Unmäßigkeit in der Fleischgenuß. Ihre meiste Nahrung sind Hülsenfrüchte, Austern und Muscheln; und ihr Wein, den sie trinken, ist auch grob genug, und nicht von der besten Art. Ist nicht diese Lebensart voll-

Der Arzt, VI, Th. Berth. Aug.

21

tem

kommen geschieht, schwarze Galle und Milzsucht zu erzeugen? Sind nicht alle Zufälle der Kranken Kennzeichen der Milzsucht, sogar bis auf den langsamen und starken Puls, und den blassen Harn, den Sydenham für ein so sicheres Zeichen erklärt? Auch das gewöhnliche Alter, worin die Milzsucht die Leute angreift, stimmt überein.

Die Tanzkrankheit ist also eine besondere Art der Milzsucht, deren eignes Kennzeichen darin besteht, daß die Kranken, bey Anhöhrung einer gewissen Musik, tanzen müssen. Daß dieses auch milzsuchtigen Leuten außer Italien begegnet könne, davon sind die St. Veits-tänzer Zeugen; und Herr Kähler selbst führt ein vom Herrn Arzhiater Rosen gesehenes Beispiel eines hypochondrischen Mannes an, welcher in einem Wechselfieber, bey jedem Paroxysmo, über alles gezwungen lachte, und, als er einst ein Laxiermittel eingenommen, so oft er davon Schneiden im Leibe empfand, aus dem Bette aufsprang, und tanzen wollte. Der D. Berg hat an zweenen, die Wärmer hatten, und raseten, bey verschiedener Gelegenheit eine besondere Art von Raserey bemerkt; manchmal predigten sie manchmal sangen und manchmal lachten sie. Also sieht man, daß ohne den Biß giftiger Thiere sehr besondere, und der Tanzkrankheit zuweilen ganz ähnliche Zufälle entstehen können.

Außer diesen Gründen des Herrn D. Käblers, welche den Ursprung der Tanzkrankheit vom Stiche der Taranteln widerlegen, kann man hin und wieder noch mehrere finden, unter welchen ich mich jetzt besonders derer erinnere, die ich in einem Auszuge aus einer englischen Schrift: Reflexions on ancient and modern Musick, welche 1749 zu London herausgekommen, im 9ten Bande des Hamburgischen Magazins, gelesen habe.

Der D. Mead sagt in seiner Schrift von der Tarantel, daß die Weibspersonen im südöstlichen Theile von Belschland bey der Melancholie (Chlorosis) und den hysterischen Zufällen, eben solche wahnsinnige Beschwerden leiden, wie Personen, welche die Tarantel gestochen haben soll, und daß sie auch eben dieselbe Art geheilt werden. Diese Anmerkung, nebst der Ungewißheit, welche sich in den Erzählungen vom Bisse der Tarantel befindet, veranlaßt den Verfasser der obgedachten Schrift, zu fragen: Ob der Wahnwitz, welcher einige Personen in Apulien jährlich befällt, und durch Musik geheilt wird, nicht vielmehr andern Ursachen, als dem Bisse der Spinne, zuzuschreiben seyn möchte, da Apulien der heißeste Theil von Italien ist? Baglivi erzählt uns, nach dem Beispiele einiger allzu leichtgläubigen Alten, verschiedene Begebenheiten, welche in besondern Theilen der Erzählung Merkmale von Wahrheit und Aufrichtigkeit zeigen. Ihm folgen eine Menge italienischer Mönche, deren Nachrichten mit so viel ausschweifenden Begebenheiten erfüllt sind, daß sie mehr Glauben erfordern, als Philosophen zu haben pflegen. So erzählt Bocconi,

kein Franciscaner/Minorite sey jemals von einer Spinne zu Brindisi gestochen worden, aber viele Capuciner; und wenn ein Capuciner gebissen worden, so helfe es ihm, wenn er die Franciscaner-Kleidung anlege. Sie schreiben diese Kraft der Celle des heil. Franciscus zu, in welcher keine Spinnen gelebt haben. Ein Mann von vieler Aufmerksamkeit, der sich vordem drey Jahr zu Gallipoli aufgehalten, hat, wie er den Verfasser versichert, daselbst oft sowohl alte Weiber, als junge Mädchen, gesehen, die von einer Schwermuth befallen worden, welche sie den Biß der Tarantel nennen. Sie wird auf keine andre Art, als durch Musik, gehoben. Die Personen, die vormals damit befallen gewesen, mußten, so arm sie auch seyn möchten, doch gegen die Annäherung der Jahreszeit sich mit Musik verwahren; denn bey der Rückkunft der Zeit verfällt der Kranke wieder in eben die Umstände, wenn das Hülfsmittel nicht gebraucht wird. Verschiedenen Personen helfen verschiedne Töne; überhaupt aber dienen die muntersten Melodien am besten, und die Musik vermag so viel über sie, daß sie oft dabey zu tanzen anfangen, ob sie gleich zuvor kaum reden konnten, und gar nicht so aussahen, als ob sie einiger Bewegung fähig wären; und in dieser Entzückung bleiben sie, bis sie wieder zu ihrer vorigen Gesundheit kommen. Der Verfasser bemerkt, daß beynahe eben der gleiche Zufall über das italionische Frauenzimmer vorzeiten gekommen, und das Orakel eben die Heilung vorgeschlagen, deren man sich jetzt bedient, wie solches Apollonius meldet. Arctäus, ein Pneumatiker, der nach der Mundart, in welcher er geschrieben hat, wie Le Clerc behauptet, vor dem Julius Cäsar, oder nicht lange hernach, muß gelebt haben, preiset eben dieses Hülfsmittel, besonders bey Liebhabern der Musik, an; und Celsus räch eben dasselbe. Es hat also schon vor der Zeit, ehe das Währchen von den Taranteln bekannt geworden, Arten des Wahnwitzes gegeben, die in eine Tanzkrankheit ausgebrochen, und mit Musik curirt worden sind. Auch in den neuern Zeiten hat man dieselbe Krankheit und Cur bey Leuten beobachtet, die auf keine Weise von Taranteln haben gestochen werden können. Man liest davon Beweise in den Schriften der parissischen Academie, nämlich einen von einem Musico, welcher am siebenten Tage eines hitzigen Fiebers, mit schrecklichem Geschrey, Geheule, Schrecken und stetem Wachen, unaufhörlich zu rufen angefangen, und am dritten Tage dieser Wuth ein musikalisches Concert zu hören begehrt, welches kaum geschehen, als sich sein Gesicht heitert, die Convulsionen aufgehört, der Kranke vor Freuden geynet, und sich in einer unaussprechlich angenehmen Ruhe befunden, wobey zugleich das Fieber hinweg war, so lange das Concert daurete; so bald es aber geendigt war, fanden sich alle Zufälle wieder ein. Nach wiederholten Versuchen von gleichen Erfolgen hat der Kranke sogar des Nachts, um sich ein wenig zu erquicken, seinen Wächter gezwungen, zu singen,

und sogar zu tanzen; und so hat ihn die Musik nach zehn Tagen wieder völlig curirt. In dem andern Beispiele ist ein Tanzmeister durch die Musik noch geschwinder wieder hergestellt worden; und so bestätigte noch die heutige Erfahrung dasjenige, was Aretäus längst wusste, da er schrieb: *Musico tibarum exercitatio quietem adfert, aut lyra cantus, aut cithara.* Im 11ten Stücke der Gazette Saltaire wird folgende Stelle vom Thomas Cornelio angeführt, welche den wahren Ursprung der Tanzkrankheit nochmals bestätigt: *Tous ceux qui s'imaginent être mordus de la Tarantule, sont ordinairement de jeunes filles folles, que les Auteurs Italiens appellent Dolci di Sala, qui par quelque indisposition particuliere tombant dans une espèce de folie mélancolique, s'imaginent, d'après l'opinion vulgaire, avoir été piquées par une Tarantule.*

Man liest im ökonomischen Journale, daß der Tarantismus, oder die Tanzkrankheit, welche man vom Stiche der Taranteln herleitet, diejenige Krankheit sey, welche in Calabrien unter dem Namen *Coccio maligno* regiert. Sie erscheint auf der Oberfläche des Körpers in Gestalt eines kleinen Fleckens, welcher einer Bohne groß ist, und viel Schmerzen verursacht. Wenn dieser Flecken nicht bald roth wird, so erfolgt gewiß in kurzer Zeit der Tod. Man glaubt gemeinlich, daß diese Krankheit nur diejenigen betreffe, die das Fleisch gestorbener Thiere gespeist haben. Wenigstens sind die Zufälle dieser Krankheit mehrentheils eben dieselben, die auf den Stich der Tarantel folgen.

Balifon erzählt, daß ein Arzt zu ihm gekommen sey, der von der Wirkung der Tarantelstiche nichts geglaubt habe, als er eben einige dieser Thiere besaß, und daß dieser mit ihm gewettet habe, der Stich dieser Spinnen sollte ihn nicht tanzen machen. Balifon setzte ihm also, in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen, zwei Taranteln in den rechten Armel seines Kleides, und diese Insecten thaten das ihrige. Den folgenden Tag schienen die gestochnen Stellen entzündet zu seyn; sie waren rings umher etwas unterlaufen, und ein gelblicher Kreis bewies, daß sich der Gift ausgebreitet habe. Den dritten Tag war die Gegend um die erste Wunde geschwollen, und in der Mitte war eine rothe Stelle, die heftig schmerzte. Am vierten Tage verschwand die Geschwulst, und die Wunde blieb entzündet und unterlaufen. Eben so blieb die Wunde den fünften, sechsten und siebenten Tag; nur schien sie ein wenig gelb. Aber der Schmerz war am Ende des siebenten Tages fast unmerklich. Die Tarantel starb. Die Wunde setzte einen Grund, den man abriß; und dieses geschah auch mit dem zweyten und dritten Grunde. Indessen bekam der Verwundete keinen von allen den Zufällen, welche man vom Tarantelstiche erzählt. Ueber diesen Versuch waren die Meinungen getheilt. Einige sagten, daß diese Thiere außerhalb ihres Landes ihren Gift verlohren; andre glaubten, daß die Kranken geneseten, so bald das Thier gestorben wäre.

Solche

Solche Winkel hat der Aberglaube, worin er sich verschanzt, wenn ihm Erfahrung und Augenschein zu Leibe gehen!

Werden Sie, mein Herr, aus allen diesen Gründen nicht selbst schließen, was ich neulich behauptet habe, daß die Tanzkrankheit, (*Tarantismus*) eine Art von Melancholie und Hypochondrie sey, woran die Spinnen wohl nie den geringsten Antheil gehabt haben? Man liest zwar im achten Theile der Historie aller Reisebeschreibungen, daß es auch auf der Insel Ceylon eine Art Spinnen, *Democulo* genannt, gebe, die einer Faust groß wären, und deren Stich die Leute nicht tödte, sondern nur toll mache. Eben so versichert Brogiani, (*de veneno animantium*) daß die toscanischen Spinnen (*Phalangium*) sogar den Menschen oft tödtliche Wunden geben, und er hat solche Leute bald an einer Hirnwuth, bald am kalten Brande oder einem Ausschlage sterben sehen. Einige, denen das Gift nicht tödtlich gewesen, haben nachher viele Jahre hintereinander die Wirkungen des Giftes zu eben derselben Zeit noch erfahren, und zwar einer, sieben, der andre fünf Jahr. Allein, wenn man auch hieraus schließen wollte, daß der Gift großer Spinnen, wie andre thierische Gifte, Wahnmuth mache, welches ich gern zugebe; so ist doch das gewiß, daß die Tanzkrankheit in Apulien ein Wahnmuth sey, der nicht vom Stiche der Taranteln herrührt: Zumal da dieser Herr Brogiani selbst, nach dem Herrn Serrao, bestätigt, daß das, was man dem Gifte der Tarantel zuschreibt, eine Art einer den Apulieen eignen Schwermuth sey.

Der Arzt.

Aus des Freiherrn von Holberg eigener Lebensbeschreibung.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Fremden, welche im Sommer nach Rom kommen, insgemein krank werden, deswegen auch die, so es thun können, vor dem Anfange des Octobers nicht dahin reisen. Es ist aber nicht leicht, die Ursache davon anzuzeigen. Die Lage und Gegend der Stadt ist annoch unverändert, wie sie in alten Zeiten gewesen, und kein alter Schriftsteller erwähnt einer so giftigen und den Fremden so gefährlichen Luft. Wenn ich auch gleich einräume, daß das heutige Rom vom Ufer des Meeres etwas weiter entfernt sey, wie andre ehemalige Seestädte ist mitten im Lande liegen; so kann doch die Nähe des Meeres zur Abwendung dieses Uebels nichts beytragen, da die Luft eben so

unge-

ungefunden, wo nicht noch ungesunder zu Civita Vecchia ist, welches doch an der See liegt. —

Ich hielt mich in meinem Quartiere zu Rom einen ganzen Monat auf, und suchte mein hartnäckiges Fieber durch Pülver und Pillen zu vertreiben. Ich erwählte zu meinem Arzte einen Mönch, der zugleich Apotheker im Trinitatiskloster war. Aber es schien, daß die Krankheit durch die gebrauchten Hülfsmittel nur noch ärger ward. Ich faßte daher den Schluß, dieses rebellische Fieber bloß durch die Enthaltfamkeit zu vertreiben. Ich habe auch nachher erfahren, daß man dadurch das Fieber am sichersten los werden kann. Meine versoffene Wirthinn schrieb es meinem Fieber allein zu, daß ich so enthaltfam lebte, und gab mir die Versicherung, daß ich dasselbe am leichtesten vertreiben würde, wenn ich mir ein Vergnügen machte, und meinem Leibe nichts versagte. Sie pflegte auch bisweilen die Deutschen in diesem Stücke zu rühmen, daß dieselben kein Vergnügen aus den Händen gehen ließen, und sich durch ein lustiges Leben, welches sie Tag und Nacht ohne Aufhören fortsetzten, am besten gegen die Krankheiten schützten, von denen die Fremden insgemein bey ihrer Ankunft in Rom überfallen zu werden pflegten. Hingegen schwur sie, daß ein junger Deutscher vor kurzer Zeit in einem sehr elenden Zustande in ihrem Hause gestorben sey, welchen die andern nicht zu einer so unordentlichen Lebensart hätten bereden können. Diese Philosophie mißfiel mir dergestalt, daß ich ohne Verzug ihr Haus verließ. —

Mein neuer Wirth war ein sehr ehrlicher und dienstfertiger Mann, von dem ich lernte, wie man seine Wirthschaft in Rom einrichten müsse. Ich schaffte mir deswegen Kessel und Töpfe an, und kochte selbst, was ich Mittags und Abends speisen wollte. Dieses gereicht den Reisenden in Italien zu keinem Nachtheile, weil es bereits allenthalben eingeführt ist. Der Wirth kommt alle Morgen, ehe er zu Markte geht, zu denen, die bey ihm wohnen, und erkundigt sich, was sie diesen Tag speisen wollen? Alsdann geht er auf den Markt, und bringt Fleisch, Wurzeln, Kräuter, und was man sonst

verlangt

verlangt, mit zurück. Die Zubereitung aber überläßt er einem jeden selbst. Ich will mich dem Urtheile der französischen Köche nicht unterwerfen, welche mir vielleicht öfters zeigen dürften, wie ich hin und wieder gefehlt, und wie wenig ich ihre Regeln im Kochen in Acht genommen. Habe ich gleich in diesen schönen Wissenschaften in Rom nicht sonderlich zugehört, so habe ich doch solche Dinge gefaßt, die zum Küchenwesen gehören. Ich habe gelernt, wie viel man Feuer braucht, eine Minestra oder Suppe zu bereiten, wie lange Erbsen, Grüns und andre Speisen kochen müssen, wie viele Ave Maria man beten müsse, Eyer abzusteden, und was man sonst von einem Koche zu fordern pflegt. Einige behaupten, daß derjenige den Namen eines Gelehrten nicht verdiene, der seine eignen Schuße nicht ausbessern kann. Wenn sich dieses also verhält, so kann derjenige noch mit weit weniger Rechte ein Gelehrter genannt werden, der nicht im Stande ist, sich selbst im Nothfalle eine Suppe zu kochen. Damit aber die Stunden, die ich den Studien zu widmen pflegte, durch meine Küchenverrichtungen nicht leiden möchten, so hatte ich allemal, wenn ich vor dem Camine stand, Feder und Dinte in der Nähe. In der einen Hand hielt ich das Buch, und in der andern den Löffel. Ich erfuhr aber öfters mit meinem eignen Schaden, daß es nicht so leicht sey, zu gleicher Zeit zu kochen und zu philosophiren. Wenn ich bisweilen den Sachen, die ich las, zu eifrig nachdachte, so tyrannisirte das Feuer inzwischen so sehr über meine Töpfe, daß die Speisen entweder verbrannten, oder auch einen räucherigten Geschmack annahmen, und ins Feuer kochten. Im Anfange schien mir diese schmutzige Arbeit sehr niederträchtig zu seyn, insonderheit wenn ich daran gedachte, wie sauber ich mich allemal zu kleiden pflegte. Aber diese Schamhaftigkeit war von keiner langen Dauer, da ich sah, daß die Gewohnheit durchgehends in Italien eingeführt war. In meinem Quartiere hielten sich auch zwey neapolitanische Edelleute auf, welche ich öfters bey eben derselben Verrichtung antraf. Wenn wir unsre Thüre eröffneten, so machten unsre Töpfe, wenn sie am Feuer stunden, ein rechttes Concert.

Mein

Mein Topf, welcher der kleinste war, sang den ersten Diskant, ihr Topf aber, der größer war, hielt den Bass.

Ich bemerkte auf dieser Reise, daß die Leute der Böllerey und Trunkenheit immer weniger ergeben sind, je weiter sie von den nordischen Gegenden entfernt wohnen. Ich habe in Frankreich nur sehr wenige trunken gesehen, keinen einzigen aber in Italien angetroffen, der einen Rausch gehabt hätte. Die Dänen glauben, daß die Norweger in diesem Stücke zu viel thun; dagegen meynen die Dänen und Deutschen, daß die Franzosen gar zu sparsam haushalten. Den Italienern scheinen die Franzosen große Verschwender zu seyn, und von den Spaniern fällen sie im Gegentheil dieses Urtheil, daß sie gar zu geizig sind. In den Häusern der vornehmsten Herren ist es nichts Ungewöhnliches, daß sie einige Speisen, welche des Mittags übrig geblieben sind, bis zur Abendmahlzeit aufheben. —

Ich mußte mich noch beständig mit meinem Fieber schleppen, welches sich durch keine Arzney wollte heben lassen. Man rühmte einen Schuster in Rom, welcher das Fieber allein durch einige Worte vertreiben könnte. Ich habe aber jederzeit solche Leute gehaft, welche die Augen verdrehen, die Lippen regen, mit den Fingern spielen, und endlich mit allen ihren Poffen nichts ausrichten. Ich hielt deswegen die Krankheit für erträglicher, als daß ich solchen Menschen zum Gespötte dienen sollte, die das Urtheil nach dem Gelde fällen, was man ihnen giebt; und da ich hörte, daß der Schuster selbst öfters krank sey, so fiel mir ein, was der Poet sagt:

Non habeo denique nauci Marsum Augurem,
Non vicanos haruspices, non de circo Astrologos,
Non Iliacos conjectores, non interpretes somnium;
Non enim sunt ii, aut scientia aut arte divini,
Sed superstitioni vates, impudentesque harioli
Aut inertes, aut insani, aut quibus egestas imperat,
Qui sibi semitam non sapiunt, alteri monstrant viam,
Quibus divitias pollicentur, ab iis Drachmam ipsi pecunt.

Unterdessen hinderte mich mein Fieber am Ausgehen nicht, und ich reiste mit demselben, nach vollbrachtem Winter, zu Fuße von Rom nach Florenz, von da über das appenninische Gebirge

Gebirge nach Bononien, Parma, Placenz und Turin, wo ich ausrastete, zugleich aber bemerkte, daß durch diese Ruhe meine Kräfte, welche schon ziemlich zugenommen hatten, wieder abnahmen, und daß einem die Reisen lange nicht so schwer werden, wenn man sie ununterbrochen fortsetzt, als wenn man sie immer wieder von neuem anfängt. Von Turin reiste ich, immer zu Fuße, über die Alpen nach Savoyen und Dauphinee bis Lyon, allwo ich sehr vergnügt ins Schiff trat. Dasselbst beredeten mich meine Reisegefährten, mein Fieber durch einen guten Rausch zu vertreiben, welches ich auch endlich auf ihr Zureden versuchte. Als ich am Morgen erwachte, und zu Schiffe gehen sollte, war mein Blut dergestalt erhitzt, daß ich in elenden Umständen zurück bleiben mußte. Am folgenden Tage aber, da ich diesen Rausch durch Fasten wieder gehoben hatte, erholte ich mich, und legte den Weg, der nach Paris noch übrig war, zu Fuße ab. Ich war auf diesem Wege von Rom nach Paris so braun und fleischigt geworden, daß man mich nicht mehr kannte. Ich hatte zwar auf dieser ganzen Reise mein Fieber behalten. Allein, das stete Gehen unterhielt mir den besten Appetit. Die besten Arzneyen, die ich einen Monat lang in Paris wider mein Fieber gebrauchte, waren eben so fruchtlos, als wenn man Wasser in ein Sieb gießt. Ich reiste gerades Weges nach Amsterdam. Dasselbst fand ich meinen Landsmann Geelmeijden, welcher mir die Versicherung gab, er habe in seinem Hause einen Arzt, der mich ohne Geld vom Fieber befreien sollte. Wie ich aber zu ihm in sein Haus kam, so fand ich anstatt eines Arztes einige Musicanten, mit denen ich ein Concert zu halten pflegte, ehe ich nach Frankreich reiste. Diese boten mir ein Instrument an, und ich vertrieb den ganzen Tag bis in die späte Nacht mit Vergnügen und Musiciren, da ich mich endlich nach Hause verfügte, und am folgenden Tage nach alter Gewohnheit mein Fieber erwartete. Aber ich fand, daß dasselbe ohne Zweifel nach Italien zurückgegangen war, wo ich es zum erstenmal empfunden hatte. Ich habe auch nachher nicht den geringsten Anstoß von demselben gehabt, ausser daß ich an den Fiebertagen eine kleine

Mattigkeit empfand. So ward ich durch die Musik wieder hergestellt, da alle Arzneyen nicht vermögend waren, dieses zu bewerkstelligen. Vielleicht dürfte man sagen, es wäre mir eben dasselbe begegnet, was andern Kranken zu wiederfahren pflegt. Wenn diese ohne Arzneyen gesund werden, und die Krankheit endlich selbst weicht, so schreiben sie insgemein ihre Gesundheit denen Ärzten zu, welchen sie sich zuletzt anvertrauet haben, und verachten die vorhergehenden, welche ihnen in der heftigsten Wuth beygestanden, wodurch sie aber denselben sehr zu nahe treten. Vielleicht scheint es einigen eben so lächerlich, daß ich der Musik die Kraft zuschreibe, mich vom Fieber befreuet zu haben. Es mag inzwischen durch die Kraft der Musik, oder durch die Natur selbst geschehen seyn, so war ich sehr froh, daß ich meine vorige Gesundheit wieder erlangt hatte.

* * *

Mein Herr Arzt,

Was sagen Sie dazu, muß nicht im Ehestande die Frau von Rechts und der Natur wegen jünger seyn, als der Mann? Oder sind sie besser von gleichem Alter wegen der Gleichheit der Gemüther und Neigungen? Wir haben einen großen Streit darüber, meine Mutter und ich. Ich kann drey schöne Jungens kriegen. Einer ist zwey Jahr älter, einer ein Jahr jünger, und der letzte sieben;ehn Jahr, wie ich. Welcher solls werden? Auf ihr Wort nehme ich einen!

Satilla.

Mademoiselle,

Die Frau muß etwas jünger seyn, als der Mann. Denn in solchem Falle sind die Eheleute von gleichem Alter, und von gleichen Gemüthern und Neigungen. Dieses kommt daher, weil die Frauenzimmer geschwinder alt werden, als die Männer. Um deswillen werden sie, den Rechten nach, in jüngerm Alter für fähig erklärt, Testamente zu machen, als die Männer, weil man dafür hält, daß ihre Seelen um eben so viel früher vollkommen werden, als ihre Körper gegen die männlichen. Sie, Mademoiselle, sind igt wirklich so alt, als der erste von Ihren Liebhabern, welcher zwey Jahr älter ist, als Sie.

Der Arzt.

Hun

* * * * *

Hundert sieben und vierzigstes Stück.

Brem. Beytr.

* * * * *

Durch dessen Zauberkräfte
Die Seele, sonder Auge, sieht,
Durch das ihr, wann sie es begehret,
Die Zeit gehorsam wiederkehret,
Die unsre Sinnen ewig flieht.

Seneca erzählt von sich selbst, er habe ehedem ein so starkes Gedächniß besessen, daß er zweytausend Wörter, welche man ihm vorgesagt, in eben derselben Ordnung wiederholen können; und wenn er sich zuweilen von einem jeden seiner Mitschüler besondere Verse vorsagen lassen, so habe er deren oft mehr, als zweyhundert, vom letzten bis zum ersten, sogleich wieder nachsprechen können. Drusus wußte den ganzen Homer, und Sallustius den Demosthenes auswendig. Mithridates redete zwey und zwanzig Sprachen, und Cyrus konnte alle seine Soldaten bey Namen nennen. Uffenbach erzählt von einem blinden Magister, Libbas, in Hannover, daß er, als er fast funfzig Jahr alt war, sehr leicht tausend Namen, nicht nur ordentlich, sondern auch hintwärts, und von der Mitte an, zu sagen gewußt. Er sprach eine Menge Zahlen, die man ihm ein einzigmal vorsagte, in eben so verschiedenen Ordnungen aus. Ganze Predigten, die er einmal gehört, wiederholte er von Wort zu Wort, und sagte aus der Geschichte die Namen aller Patriarchen, Könige und Kaiser von den vier Monarchien, mit den Jahrzahlen ihrer Regierung in jeder beliebigen Ordnung her. Alles dieses sind unstreitig Beispiele eines großen Gedächnisses. Allein sie sind bey weitem so unbegreiflich nicht, als das folgende, welches in Gentleman's Magazin vom Februar

Februar 1751 beschrieben steht, und wovon ich hier nur etwas anführen werde.

In dem kleinen Flecken Elnton, nahe bey Chesterfield in Derbyshire, lebt ein Mann, mit Namen Jedediah Buxton, welcher damals ungefähr 50 Jahr alt war, und in seiner Jugend so sehr versäumt worden ist, daß er nicht einmal seinen eignen Namen zu schreiben weiß. Bloß das Einmaleins hatte er als ein Kind gelernt, und dieses und sein Fleiß haben ihn in den Stad gesetzt, daß er, ohne alles Schreiben, oder irgend eine andre Beyhülfe, ausser seinem Gedächtnisse, fünf bis sechs Zahlen durch eben so viel andre, mit einer so bewundernswürdigen Geschwindigkeit, multipliciren oder dividiren kann, daß der künstlichste Rechenmeister kaum mit ihm fortkommen würde. Er verdient sein Brodt kümmerlich mit seiner Hände Arbeit; und obgleich seine Seele ein Wunderwerk ist, so geht doch sein Leib mit Lumpen bekleidet. Herr Holliday legte ihm einstmals die Frage vor: Wenn ein Feld 423 englische Ellen lang, und 383 breit wäre, was würde der Inhalt der ganzen Fläche seyn? Er las ihm die Zahlen deutlich vor, und erhielt nach zwey Minuten das richtige Product, nämlich 162009 englische Ellen. Auf die Frage: Wie viel Morgen besagtes Feld betragen würde? sagte er, nach 11 Minuten, 33 Morgen, 1 Borling, 35 Rurben, 20 englische Ellen, und accurat ein Viertel. Als er sagen sollte, wie viel Gerstentörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in anderthalb Minuten, 1520640. Um zu berechnen, wie vielmal sich ein Rutschrad, dessen Umfang sechs englische Ellen wäre, auf einem Wege von 204 Meilen undrehen müßte? antwortete er nach 13 Minuten, 59840 mal. So löset dieser Mann die ihm vorgelegten Fragen auf, ohne gehindert zu werden, wenn man mit ihm zwischen durch von ganz andern Dingen redet. Man bemerkt auch bey ihm keinen Unterschied, er mag mit weitläufigen oder kurzen Rechnungen zu thun haben. Denn er fängt des folgenden Morgens da wieder an, wo er des Abends zuvor aufgehört hat, und so fährt er so lange fort, bis er fertig ist. Ja, er kann auch sogar seine Rechnungen abbrechen,

den, und wieder anfangen, er mag eine Woche oder einen Monat, oder wol mehrere Monate inzwischen verstreichen lassen. Er nennt seine Zahlen bey ihren eigentlichen Namen, und ihm ist es einerley, ob er sie rückwärts oder vorwärts sagen soll. Wenn man weiß, was das bisweilen für Zahlen sind, so muß man diese Sache fast für übermenschlich halten. Ich will einige Proben davon erzählen, die unglaublich scheinen.

Herr Saxe traf ihn einstmals bey seiner Arbeit an, und legte ihm zur Probe die Frage vor: Wie viele Cubiczoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23145789, die andre 5642732, und die dritte 54965 englische Ellen in sich enthielten? Er sagte ihm ein einzigesmal diese Zahlen deutlich eine nach der andern vor, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Sogleich fuhr er ohne weitere Bemühung fort, mitten unter mehr als hundert seiner Mitarbeiter, seine Handarbeit abzuwarten. Herr Saxe entfernte sich indessen, ungefähr fünf Stunden, in seinen Verrichtungen, und rechnete zugleich diese Aufgabe mit der Feder aus. So bald er wieder kam, sagte Buxton, daß er fertig sey, daher zog er seine Schreibtafel hervor, um die Antwort nieder zu schreiben. Buxton fragte den Herrn Saxe, von welchem Ende er anfangen sollte, die einzelnen Ziffern seiner Summe zu nennen, weil es ihm gleich viel wäre? Er nannte ihm hiernächst diese Reihe von 28 Zahlen, ohne den geringsten Fehler. Er ist im Stande, denen ihre Fehler zu zeigen, die mit der Feder gerechnet haben. Er läßt sich, zum Erstaunen, von zweyen Personen ganz verschiedene Aufgaben unmittelbar hinter einander vorsagen, und giebt nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne sich im mindesten dabey zu verirren. Findet sich ja einmal ein Irrthum in seiner Antwort, so überholer er, nach seiner Sprache, die ganze Rechnung, und ändert seinen Fehler selbst. Sein Gedächtniß ist ihm so getreu, daß er eine einmal ausgerechnete Summe nach zweyen Monaten noch völlig und ohne Anstoß wiederholen kann. Millionen, Millionen über Millionen, Tribes und Cramps, u. s. w. (denn so nennt er seine langen Reihen von Zahlen) sind ihm eben

eben so geläufig, als Pfunde, Schillinge und Pence. Er erzählte dem Herrn Holliday, daß er im Jahre 1725 ungefähr einen Monat lang von seinen Gedächtnißrechnungen ganz taumelnd gewesen wäre, und zuletzt sieben Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Er fürchtete sich aber, jemals dergleichen Rechnungen wieder anzufangen, um nicht wieder in solchen Schwindel zu gerathen. Damals hatte er nämlich folgende Fragen beantworten sollen: Wie viel Gersten, Weizen, Erbſen, Haber, Kocken, Bohnen, Linsen, ein Raum von 202680000360 Meilen, jede Meile cubisch gerechnet, fassen könne? und wie viel Haare, jedes einen Zoll lang, diesen Raum füllen würde? Er nimmt aber die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß seiner Maaße, so wie er es ausgerechnet, ist dieses: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten- 300 Weizen- 512 Kocken- 180 Haberförner, 40 Erbſen, 25 Bohnen, 80 Weizen, 100 Linsen, 2304 zollange Haare. Hieraus schloß er folgende Größen: In einer Cubicmeile sind enthalten 14tausend 93 Millionen, 420tausend 936 Quarters, ein Scheffel, eine Meße, ein Maaß, 3 Möffel und $5\frac{1}{2}$ Cubiczoll von einer Art Korn. Fünftausend 451 Millionen, 776tausend Ellen in einer Cubicmeile sind 254 Millionen Millionen, 358tausend 61 Millionen und 56tausend Zoll; und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang ist, und 2304 Haare einen Cubiczoll ausmachen, so gehen 586tausend 40 Millionen Millionen, 972tausend 673 Millionen, und 24tausend auf eine Cubicmeile. Wäre aber ein Haar eben so lang, als es breit ist, so meynt er, es müßten 28 Tribes, 129tausend 966 Millionen Millionen, 688 tausend 305 Millionen, und 152tausend Haare den Raum einer Cubicmeile füllen.

Das Erstaunlichste, was wol jemals ein menschliches Gedächtniß, ausser der vorigen Rechnung, geleistet hat, besteht darin, daß dieser Mann die folgende, aus 39 Ziffern bestehende Zahl, bloß im Gedächtnisse mit sich selbst multiplicirt hat: 725, 958, 238, 096, 074, 907, 868, 531, 656, 993, 638, 851, 106. Nachdem er über dieser

Rechnung drittehalb Monate zugebracht, gab er die folgende Quadratzahl davon an, welche die Rechenmeister nachrechnen mögen: 527, 015, 363, 459, 557, 385, 673, 733, 542, 638, 591, 721, 213, 298, 936, 079, 307, 524, 904, 381, 389, 499, 251, 637, 423, 236.

Da das Gedächtniß dieses Mannes das einzige von solcher Stärke in der Geschichte aller Zeiten ist, so hoffe ich, daß man es mir nicht verdenken werde, wenn ich mich dabey ein wenig lange aufgehalten habe. Ich übergehe dafür viel andre gemeinere Beispiele, die man in allen Abhandlungen vom Gedächtnisse liest.

Eine so große Stärke des Gedächtnisses läßt sich auf keine andre Weise erlangen, als durch ein natürliches Geschick und unablässige Übung. Hätte Buxton in seiner Jugend schreiben gelernt, so würde er diese Fertigkeit, in Gedanken zu rechnen, nie erreicht haben, weil er sich in den meisten Fällen mit der Feder beholfen haben würde, die das Gedächtniß träge macht. Es ist mit dieser Kraft der Seele eben so, wie mit allen übrigen. Je besser uns die Natur in unsrer ersten Anlage damit ausgerüstet hat, und je länger und stärker wir sie üben, desto größer ist der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen. Es ist daher falsch, wenn man glaubt, daß ein öfterer Gebrauch das Gedächtniß schwäche, und daß ein frühzeitiges starkes Gedächtniß desto geschwinder wieder abnehme. Der Herr von Ulloa hat dieses an den Kindern in Carthage beobachtet, bey denen das Gedächtniß und alle übrige Gemüthskräfte in der ersten Jugend ganz erstaunlich stark und lebhaft sind, und die gleichwol im Alter keine frühere Abnahme derselben leiden, als andre Leute.

Ein Arzte wird nicht leicht Menschen finden, die ihn um einige Arzneymittel ansprechen sollten, ihre Vernunft, ihren Wis, ihre Beurteilungskraft, ihre Scharfsinnigkeit oder ihre Einbildungskraft zu stärken, da er hingegen sehr oft um Arzneyen ersucht wird, die das Gedächtniß stärken sollen. Vielleicht rührt dieses davon her, weil das Gedächtniß zu allen übrigen Verrichtungen der Seele so unentbehrlich ist, daß wir

wir an allen einen Mangel spüren, so bald wir ein schwaches Gedächtniß haben. Die Vernunft wirkt durch Schlüsse. Ohne Gedächtniß aber würden wir unvermögend seyn, die Gründe, woraus wir etwas schliessen, und die wir vorher gedenken, mit ihren Folgen im Zusammenhange zu betrachten. Der Wis zeigt uns die Aehnlichkeiten, die Scharfsinnigkeit aber die Verschiedenheiten der Dinge; und dieses könnte unmöglich geschehen, wenn uns nicht das Gedächtniß die Eigenschaften derjenigen Dinge wieder vorstellte, welche wir mit andern vergleichen. Die merkliche Abnahme aller Seelenkräfte, welche wir bey dem Verfall des Gedächtnisses spüren, ist also wol die Ursache, warum man um die Stärkung desselben mehr bekümmert ist, als wenn man an andern Kräften der Seele einen Mangel spürt, die keinen so allgemeinen Einfluß in alle Seelenwirkungen haben.

Wenn dieses nicht der Grund der Sache seyn sollte, so möchte ich fast glauben, daß sich die Leute einbildeten, man könne zwar das Gedächtniß, nicht aber die übrigen Kräfte der Seele mit Arzneymitteln stärken. Allein eben der Grund, welcher uns berechtigt, einige Wirkung der Arzneyen in das Gedächtniß zu glauben, findet auch bey allen übrigen Seelenkräften statt. Alle Arten von Vorstellungen der Seele erfordern gewisse damit harmonirende Bewegungen in jedem thierischen Körper, wie ich im 18ten Stücke bewiesen habe. Nun aber ist das Gehirn nebst den Nerven die Werkstat und der Ursprung aller Bewegungen des Körpers, in so fern sie thierisch sind; folglich muß der Mangel einer jeden Seelenwirkung zugleich den Mangel der dazu gehörigen Bewegungen im Gehirne, in den Nerven und in den Lebensgeistern voraus setzen. Da es nun möglich ist, diese Bewegungen durch Arzneyen wieder herzustellen; so müssen alle Fehler der Seelenwirkungen, schlechterdings betrachtet, durch Arzneyen verbessert werden können; und die Ursache, warum die Aerzte dieses nicht allemal thun, liegt bloß in einer bedingten Unmöglichkeit, wie bey den Krankheiten des Leibes, wenn sie entweder den Grund des körperlichen Fehlers nicht finden können, oder wenn ihnen die Arzneyen unbekannt sind, welche

ihn heben würden. Man sieht nicht den geringsten Schein eines Vorzugs, welchen, in der Cur durch Arzneyen, das Gedächtniß vor andern Seelenkräften haben sollte. Inzwischen könnte es vielleicht seyn, daß die Aerzte die Krankheiten des Gedächtnisses besser kennten, und daß ihnen zuverlässigere Mittel für diese bekannt wären, als für die übrigen.

Auch dieses kann ich nicht finden. Das Spiel der Lebensgeister und der Mechanismus des Gehirns, welcher dazu erfordert wird, ehemalige Vorstellungen wieder hervor zu bringen, und für die ehemaligen zu erkennen, ist uns eben so wenig bekannt, als

wie der Geist durch zarten Nervensaft
Begriffe wirkt, und Wissenschaften schafft.

Wir können zwar sagen, daß Herr Godart glaube, die Vorstellungen drückten gewisse Zeichen in die Fäserchen der Hirnswiele, und hierin könnte die Seele alle ihre ehemaligen Vorstellungen eben so, wie eine in hieroglyphischen Zeichen beschriebene Geschichte, wieder lesen, so oft sie wolle. Allein ob das, was Herr Godart glaubt, wahr sey, das können wir nicht sagen. Was die Arzneyen betrifft, so kennen wir deren weit mehr und zuverlässigere für viele andre Gemüthskrankheiten, als des Gedächtnisses. Ohne der Empfindungen zu erwähnen, besitzen wir wirklich sehr gute Arzneyen, die in die Einbildungskraft wirken, die den Vernunft wieder geben, die den Wis erheitern, und die Triebe und Leidenschaften dirigiren. Hingegen sind die Arzneyen für das Gedächtniß mehr Namen, als Sachen, und wir curiren die Fehler desselben, wenn sie einen Grund haben, der im Gehirne allein verborgen bleibt, nie, wenigstens nie aus Erkenntniß, sondern nur alsdann, wann das Gedächtniß von einer Krankheit des Körpers verdorben ist, die uns offenbar wird. Solcher Krankheiten sind aber nicht wenige.

Boerhaave und Schenk haben Beispiele von Leuten, welche in hitzigen Krankheiten ihr Gedächtniß verlohren haben. Wepfer hat diese Wirkung vom Schwindel, vom

Verbluten und von der Lähmung einer Seite des Körpers erfolgen sehen. Schon Plinius und viele Neuere beobachteten den Verlust des Gedächtnisses von einem Falle aufs Haupt. Valerius Maximus und Plinius erzählen denselben Erfolg von einem Steinwurfe ans Haupt. Thucydides hat beobachtet, daß nach der Pest ein Mangel des Gedächtnisses übrig geblieben. Stephan Blancard bezeugt das selbe, nach einer überstandenen Schlassucht; Bonetus, nach Schlagflüssen und verhaltenen natürlichen Blutflüssen. Wepfer hat beobachtet, daß die Vergesslichkeit von Würmern in den Gedärmen ihren Ursprung genommen. Daß das hohe Alter eben dieselbe Folge zu haben pflege, ist Jedermann bekannt; und vom Schrecke und andern heftigen Leidenschaften ist zuweilen eben dieselbe Wirkung erfolgt. Demetrius erzählt es von einigen, die von einem unermütheten Windwirbel dergestalt erschrocken, daß sie alles Vergangene darüber vergessen; und Apollonius sagt, daß sich der Grammatiker, Artemidor, vor einem nahen Crocodille dergestalt entsetzt, daß er hernach keinen einzigen Buchstaben mehr gekannt habe. So verlor auch Bamba, der König der Gothen, sein Gedächtniß, als ihm sein Nachfolger einen Giftbecher reichen ließ, welchen er austrinken mußte. Von verschiedenen Arten der Gifte, die das Gedächtniß zerrütten, findet man überall Beyspiele.

Unter so vielen Zufällen giebt es einige, welche die Aerzte aus dem Grunde heben können; und so stellen sie zuweilen ein verlohrenes Gedächtniß wieder her. Allein, es ist eine ganz andre Sache, dergleichen Cur zu bewerkstelligen, wenn die Schwäche, die Untreue, oder der Mangel des Gedächtnisses kein bloßer Zufall anderer Krankheiten, sondern ein ursprüngliches Uebel ist; und alle Aerzte müssen gestehn, daß sie in solchen Fällen weder die eigentliche Natur und materielle Ursache der Krankheit verstehn, noch auch solche Arzneyen wissen, die darin eine spezifische Wirkung thun sollten.

Alles dieses muß Jedermann warnen, daß er in die Arzneyen, welche die Charlatans so zuverlässig anpreisen, womit

sie das schwache Gedächtniß stärken, und der Vergesslichkeit abhelfen wollen, ein gerechtes Mißtrauen setze, und sich statt derselben lieber mit den Rathschlägen der Seelenlehrer begnüge, die das Gedächtniß durch psychologische Kunstgriffe, durch Aufmerksamkeit, Fleiß und lange Übung zu stärken lehren. Man kann hiervon, statt aller übrigen, einen vorzuziehlichen Auffas in den kleinen Schriften des berühmten Herrn Hofrath Michaelis in Göttingen nachlesen.

Bei allen Krankheiten, deren Natur den Aerzten unbekannt ist, kann man nicht vorsichtig genug seyn, ihre Versuche zu vermeiden. Es sind wol mehr Leute durch den Gebrauch der gemeinen Arzneyen, die das Gedächtniß stärken sollen, ungesund und völlig vergesslich gemacht, als wieder hergestellt worden. Wenn alles gut geht, so hat man von solchen Curen weder Nutzen, noch Schaden, und das Uebel geht seinen alten Weg fort.

Sollen denn aber also alle arme Leute hilflos bleiben, die der Mangel des Gedächtnisses zu allen Dingen untüchtig macht? Beynahe möchte ich antworten: Ja!

Gesetzt, daß ihr gar kein Gedächtniß hättet;
So ist dies nicht so schlimm, als unsre Cur.

Allein ich würde doch hierin zu weit gehen. In den Fällen, wo wir weder die unmittelbare Ursache der Krankheiten, noch spezifische Arzneyen wider dieselben kennen, ist noch eine Zuflucht offen, welche darin besteht, die Veranlassungen des Uebels zu erforschen, und diesen den Krieg anzukündigen. Plinius hat z. E. gesagt, daß die öftre Trunkenheit das Verderben und eine Pest des Gedächtnisses sey, und die neuern Beobachtungen bestätigen es zur Genüge. Nun können wir zwar nicht begreifen, auf welche Weise die Trunkenheit dieses wirke. Denn ob wir gleich muthmaßen, daß sie die Fäserchen des Gehirns durch die wiederholte allzu heftige Ausdehnung nach und nach schwäche; so hat doch noch niemand bewiesen, daß ein gutes Gedächtniß starke Fäserchen des Gehirns erfordere; noch weniger weiß uns Jemand zu sagen, warum die Trunkenheit nur eben das Gedächtniß

und nicht auch alle übrige Seelenwirkungen schwäche, da sie doch ihre Wirkungen im ganzen Gehirne ausbreitet. Ja, wenn auch die Trunkenheit wirklich alle Seelenkräfte schwäche, so giebt es doch genug andre Veranlassungen der Bergeßlichkeit, die nur aufs Gedächtniß allein wirken, und dieser Punkt bleibt uns allezeit dunkel. Endlich so haben wir auch keine Arzneyen, von welchen wir zuverlässig wüßten, daß sie nur den uns unbekanntem Theil des Gehirns, welcher mit den Vorstellungen des Gedächtnisses gemeinschaftlich wirkt, stärken würden. Nichts desto weniger aber hindert uns diese Unwissenheit nicht, denen, die ein schwaches Gedächtniß haben oder befürchten, mit dem völligen Grunde den Rath zu ertheilen, die Geseze der Mäßigkeit und Nüchternheit niemals zu übertreten. Eben so sind die übrigen Regeln, welche ich jetzt vorschlagen werde, um das Gedächtniß zu erhalten, auf Vernunft und Erfahrung gegründet, und man kann ihnen eben so sicher folgen, als ob ich die Natur des Gedächtnisses vollkommen wüßte.

Ich könnte meinen Lesern viel zu lachen machen, wenn ich sie ermahnte, nicht auf das Haupt zu fallen, sich keinen Stein auf den Kopf fallen zu lassen, alle Schlagflüsse und Verblutungen, die Pest, die Raserey, die fallende Sucht und hitzige Fieber zu vermeiden, und dafür zu sorgen, daß sie nie erschrecken, und daß ihr Gehirn nicht hart und trocken werde, vereitere, zusammen falle, oder daß keine Steine darin wachsen, weil man dergleichen Fehler an denen beobachtet hat, die nach dem Verluste des Gedächtnisses gestorben sind. Allein unter den Veranlassungen der Bergeßlichkeit, die wirklich in unsrer Gewalt stehen, sind viele, die wir zu sehr vernachlässigen, und für diese sind meine Regeln.

Ein alte Erfahrung hat gelehrt, daß der Genuß vieler zähen, schleimigten und verdickenden Nahrungsmittel das Gedächtniß verderbe. Um deswillen verbot Pythagoras den Menschen die Hülsenfrüchte, wie ich im 123ten Stücke bewiesen habe. Eine feuchte, kalte, trübe, dicke und unreine Luft ist um eben dieser Ursache willen berüchtigt; und die Boeotier haben wol keinen Buxton aus ihrer Nation auf

aufzuweisen gehabt. Salmouth und Olaus Borrichius haben beobachtet, daß die Zurückhaltung der natürlichen Blutflüsse das Gedächtniß zuweilen zerrütte; und die meisten Menschen sind allzu nachlässig, dieselben gehörig zu befördern. Hingegen hat auch eben dieser Borrichius beobachtet, daß das allzu viele Blutlassen, wie jede starke Verblutung, das Gedächtniß schwäche; und dieses ist gerade das Hülfsmittel, wodurch viele ihr Gedächtniß zu stärken meynen, wenn sie sich das System in den Kopf gesetzt haben, daß die Vollblütigkeit die Mutter aller Krankheiten sey. Weil Galenus gefunden hat, daß das lange Fasten und das nächtliche Studiren das Gedächtniß fast gänzlich vertilge; so haben die Mönche für ihren Magen, und die Gelehrten für ihre Köpfe eine schöne Entschuldigung, wenn sie die Geseze ihres Berufs übertreten wollen. Nachdem Dodart einen frühzeitig gelehrten Knaben hat kennen lernen, der alles mal in den Hundstagen wieder vergaß, was er in den kühlen Monaten gelernt hatte, und der bey kühler Witterung in dreyer Tagen sein Gedächtniß wieder erlangte; so kann ich dem Schulmeister in meinem 25ten Blatte nicht verdenken, daß er die Schulstudia in der heißen Jahreszeit abgeschafft wissen will, damit er sein theures Gedächtniß schone. Daß die Ausschweifungen in der wollüstigen Liebe das Gedächtniß ausnehmend schwächen, ist so bekannt, als gemein; es scheint aber nicht, daß die Liebe zum Gedächtnisse in der Ausrottung dieses Lasters große Wunder thun werde. Weil endlich Paulini beobachtet hat, daß ein Doctor der Theologie mit dem häufigen Gebrauche der flüchtigen Spiritus und anderer Arzneyen, die das Gedächtniß stärken sollten, dasselbe in solchem Grade verdorben, daß er sogar seinen eignen Namen vergessen; so muß dieses eine Warnung für alle diejenigen seyn, die ohne Wahl und Unterscheidung alles, was ihnen angeboten wird, einnehmen, so bald einmal ihr Gedächtniß eine Zeitlang die böse Laune hat; und wir Herren Gelehrten wissen wohl, daß es dieselbe oft habe. Ja, wer weiß, ob wir nicht eben auch oft unsre Namen vergaßen, wie sie die Nachwelt vergessen wird, die ein sehr schwaches

Gedächtniß hat, wenn wir nicht so vorsichtig wären, sie mit allen unsern Titeln vor alle Bücher drucken zu lassen.

Eigentlich dienen alle diese flüchtigen und hitzigen Arzneyen fürs Gedächtniß nur derjenigen Art von Leuten, die schleimvoll und wasserreich, flüchtig, kalt, träge und phlegmatisch sind, die sich wie Faulthiere bewegen, und ihre Gedanken quaraliter zusammen zählen können. Wenn sich bey solchen Leuten, wie ich aus guten Gründen vermüthe, das Gedächtniß zuweilen träge und langsam beweisen sollte; so rathe ich ihnen, sich zuerst wohl zu prüfen, ob sie es mit dem *Theo mistocles*, der sich die Kunst, zu vergessen, lieber wünschte, als die Kunst, das Gedächtniß zu stärken, oder mit dem *Cicero* halten wollen, der ihn dieses Wunsches wegen tadelte. Sind sie aber fest entschlossen, über ihre Natur zu siegen, und den ewigen Schnupfen ihrer Seele zu vertreiben; so ist das mein Rath, daß sie mit vielen Purganzen, mit Fontanellen, Haarseilen und Blasenplastern, durch Schneiden und Brennen am Kopfe, durch fleißiges Kämmen und Rauch- und Schnupstoback, ihrer verschleimten Seele Luft schaffen, und dann nur getrost Cubeben kauen, und *Kalmus*, *Engelsüß*, *Meisterwürz*, *Gewürznelken*, *Salbey*, *Rosmarin*, *Lavendel* und *Mayenblumen* in Thee, Pulver, *Spiritus*, *Kräutermilch* und sonst, sowol äußerlich, als innerlich, gebrauchen. Auch soll ihnen erlaubt seyn, das Pulver des schwachen, zaubervollen Abtes, *Tritheimius*, einzunehmen, das ein Inbegriff fast aller Gewürze ist, und wenigstens ihren kalten Magen erwärmt, welcher bey allen Menschen die Stelle des Gedächtnisses vertritt, wenn er sie, so oft sie es bedürfen, erinnert, Speisen und Getränke zu sich zu nehmen. Solchen Leuten würde noch außerdem viel damit geholfen seyn, wenn sie sich fleißig bewegten, und wenig schliefen, die Nachmittagsruhe und Ueberladung vermieden, viel answürfen und auswendig lernten, und, wie die Nest, den Mohnsaamen, das *Opium*, den Käse, den Kohl und die Bohnen verabscheueten.

So weit, und nicht weiter, gebe ich mich mit der medicinischen Kunst ab, das Gedächtniß zu stärken. Wir kennen einige

einige Speisen, Krankheiten, Ausschweifungen und Arzneyen, die das Gedächtniß oft geschwächt und zerrüttet haben. Diese zu vermeiden und aus dem Wege zu räumen, ist fast alles, was uns die Arzneykunst in dieser Sache lehren kann. Von Mitteln, die das Gedächtniß auf eine spezifische Weise stärken oder wiederherstellen sollen, wissen gute Ärzte keins; die *Charlatans* wissen tausend. Aber oft ist der Verfall und der Mangel des Gedächtnisses nur bloß eine Wirkung der Zerstreuung des Gemüths bey dem Enthusiasmus, ein Fehler der Einbildungskraft, ein Mangel des Wizes und der Scharfsinnigkeit, eine unordentliche Art zu denken, ein Mangel des Fleißes und eine Nachlässigkeit. Wollte man sich nur bemühen, diesen Fehlern abzuhelfen, so würde in den meisten Fällen das Gedächtniß ohne alle Arzneyen wieder kommen. Nur unter den Gelehrten giebt es einige, die einen Stolz darin suchen, und sich rühmen, ein schwaches Gedächtniß zu besitzen. Weil diese Leute öfters in Schulden stecken, so ist dieser Stolz ihnen nicht schädlich. Es ist die Sache ihrer Gläubiger, sie curiren zu lassen. Ich will aber so treulos nicht seyn, meine Professionsverwandten zu verrathen.

Mein Herr,

Da in Ihrem 144ten Stücke der Feigen gedacht worden ist, von deren Nutzen und Gebrauche Ihre Leser gern unterrichtet seyn werden, zumal da er sehr gemein ist; so können Sie vielleicht die folgenden Zeiten gebrauchen.

Die frischen Feigen, wenn sie nur reif sind, lassen sich viel geschwinde und leichter verdauen, als alles andre Obst. *Galerus* erzählt, er habe sich, der Gesundheit wegen, von seinem 28ten Jahre an bis in sein Alter, alles Obstes enthalten, ausgenommen völlig reifer Feigen und Rosinen. Sie nähren mittelwäßig, und sind in den südlichen Ländern eine sehr allgemeine Speise. Sie dienen den Lungen und Nieren; sie reinigen, und führen den Gries ab; aber sie machen kein gutes Blut. Wenn man sie allzu häufig gebraucht, verursachen sie Blähungen. Man hält sie der Leber für schädlich; und sie machen ein schlaffes, aufgedunenes und schwammigtes Fleisch. Personen, deren Eingeweide verstopft, und deren Leib zu flüchtig ist, müssen diese Früchte meiden. Wenn man Feigen gegessen hat, so muß man

bald darauf viel trinken, damit sie sich nicht in den Verdauungswegen verstopfen; denn sie gehen leicht in die Fäulnis über, wenn sie sich allzu lange darin aufhalten, und erzeugen faulende Fieber.

Außer den Brustkrankheiten und Nierenschmerzen, worin ihr Honigsaft die zähen Feuchtigkeiten auflöst, gebrauchen sie die Weiber, kurz vor der Entbindung, geröstet, weil sie dieselbe erleichtern sollen. Die Aerzte gebrauchen das mit Feigen abgekochte Wasser, um den Ausschlag der Haut und den Schweiß auszutreiben, bey Blattern und Masern, wie auch in der Pleuritis, und zum Sargelwasser, um die Halsgeschwüre zu zeitigen. Galen hält sie für ein mächtiges Segengift; und Nicotides bereitere aus ihnen sein Nicotidar, in dem er mit ein wenig Salz, zwey trockne Feigen, zwey trockne Wallnüsse und 20 Kautenblätter unter einander rieb.

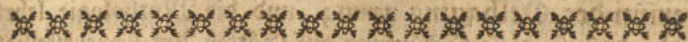
Galenus, Paul Aegineta, Oribasius, und viel Neuere glauben, daß der öftere Gebrauch der trocknen Feigen Läuse hervorbringe. Unterdessen merkt Athenäus an, daß die Philosophen und Redner, Anaximolus und Moschus, welche in Elis lebten, mit dieser Krankheit keinesweges behaftet gewesen, ungeachtet sie ihr ganzes Leben hindurch Wasser getrunken, und nichts als Feigen gegessen hätten. Jedoch setzt er hinzu, ihr Schweiß habe so übel gerochen, daß in den Bädern jedermann vor ihnen geflohen wäre. Deswegen erinnert Simon Pauli diejenigen, deren Schweiß übel riecht, sich der Feigen gänzlich zu enthalten. Sie verdünnen die Galle, und bringen sie in Gährung. Daher sagt man, daß sie zu Galle werden, wie der Honig, der Zucker, und alle übrige süße Sachen. Sie sind also cholerischen Personen nicht dienlich, und man muß sie in Gallenfiebern und in der Entzündung der Leber und Milz meiden.

Wenn man die trocknen Feigen bratet, oder in Milch kocht, und sie äußerlich umschlägt, bringen sie die Geschwulsten zur Reife, und zeitigen und öffnen die Eiterbeulen. Man muß sie also nicht bey der Rose und andern solchen Geschwulsten gebrauchen, welche nicht zur Reife kommen, sondern zertheilt werden müssen. Die gerösteten oder gebratnen Feigen zeitigen auch die Geschwulsten des Zahnsfleisches; und sind bey den Schmerzen der güldnen Ader von schneller Wirkung, um diese Schmerzen zu lindern.

Es giebt übrigens dreyerley Arten von Feigen in den Apotheken; nämlich die großen gelben, welche man fette Feigen nennt; die großen violetblauen, und die kleinen, welche marsilianische Korbf Feigen genannt werden, und wegen ihres lieblichen Geschmacks die besten sind. In der Wahl guter Feigen hat man darauf zu sehen, daß sie weich sind, dem Drucke der Finger leicht nachgeben, eine gute Schwere, und eine dünne und weiche Haut, irwendig einen Saft und gelben Saamen und honigsüßen Geschmack haben. Hingegen sind

sind die harten wurmförmigen, übelriechenden und schwarzen zu verwerfen.

Ich bin, u. s. w.



Hundert acht und vierzigstes Stück.

Brem. Beyträge.

Wir wollen diese Bäume schützen,
Weil sie mit ihren Früchten nützen.

Als einstens Neptun und Minerva mit einander stritten, wer unter ihnen der Stadt Athen den Namen geben sollte; so thaten die Götter den Ausspruch, daß diese Ehre demjenigen vorbehalten sey, welcher den Menschen das beste Geschenk verehren würde. Neptun war bereit; er schlug das Ufer, und das Pferd sprang zum Dienste der Menschen hervor. Minerva begnügte sich mit der Schöpfung des Delbaums, und die Götter urtheilten, daß ihr Geschenk den Vorzug verdiene, weil der Delbaum das Sinnbild des Friedens wäre, welcher die Menschen viel glücklicher machte, als der Krieg, dem das Pferd zugehörte.

Dir, sprach sie, soll der Delbaum heilig seyn.
Denn eben weil er nützt, verdient er die Ehre,
Und ich beschützt ihn nicht, wenn er nicht fruchtbar wäre.

Den Jovis erzürnt der Antwort Weisheit nicht.
Er küßt die Tochter gleich, und spricht:
An Weisheit gleichen dir die andern Götter nicht.

Du wählst mit Recht, den Delbaum zu beschützen;
Was man zu unserm Lobe spricht
Ist eitel, und gehört uns nicht,
Wenn unsre Thaten keinem nützen.

Wenn ich meine Blätter mit unnützer Gelehrsamkeit anfüllen wollte, so könnte ich hier der *Minerva* einen wichtigen Streit erregen. Es ist wahr, daß sie *Virgil* die *Erfinderin des Delbaums* nennt; und die *Mythologie* lehrt uns, daß sie diese Schöpfung auf göttlicher Art bewerkstelligt habe; indem sie bloß ihre Lanze auf die Erde geworfen, welche darin Wurzeln geschlagen, und zum Delbaume geworden sey. Allein, ich würde wider sie das Zeugniß des *Diodors* anführen können, welcher ihr bloß die Cultur und den Gebrauch des Delbaums zuschreibt, indem er behauptet, daß sie denselben nur aus den Wäldern herausgenommen, wo er bis dahin verborgen gewachsen war. *Cicero* giebt den *arcadischen König* und Sohn des *Apollo*, *Aristäum*, für den Erfinder des Delbaums an; und *Justinus* und *Plinius* schreiben ihm die Erfindung der Kunst, Del zu machen, zu, welche er die *Athenienser* zuerst gelehrt habe. Noch andre Schriftsteller behaupten, daß *Hercules* die ersten Delbäume auf dem Berge *Olympus* gepflanzt habe; und die *Vertheidiger der Minerva* sollten also genug zu thun finden, wenn sie ihre Ansprüche auf die Erfindung dieses Baums gültig erhalten wollten. Allein, es sey fern von mir, der Göttinn der Gelehrsamkeit über eine so friedliche Materie, als der Delbaum ist, Handel zu machen, und die Anzahl derer zu vermehren, die, wie jener *Prediger*, an den Stellen, die sie nicht ausführen können, in ihre *Concepte* schreiben: Hier wird geschimpft! Der Gebrauch der *Oliven* und des *Dels* ist bey uns so gemein, daß ich einen Beruf finde, davon zu schreiben; und um meine Leser zu locken, mir ihre Aufmerksamkeit zu schenken, werde ich ihnen vorher ein wenig von der Geschichte des Delbaums erzählen.

Dieser Baum ist *aralt*. *Columella* nennt ihn *primam arborum*, den ersten der Bäume. *Moses* redet schon von dem Gebrauche des *Dels* in den *Lampen*; und als *Noah* auf den *armenischen Gebirgen* bey sinkender *Sündfluth* eine *Taube* aus seiner Arche fliegen ließ, brachte sie ein *Delblatt* in ihrem Schnabel zurück. Dieses läßt uns

den Geburtsort des Delbaums mithinmaßen, und aus seiner natürlichen Beschaffenheit selbst kann man schließen, daß er aus einem sehr heißen Lande kommen müsse. Die *Griechen* benannten die Frucht des Delbaums mit einem Namen, welcher anzeigte, daß sie sie aus *Paphos*, in der Insel *Cypern*, erhalten hätten; und es ist wahrscheinlich, daß sie aus *Palästina* dahin gekommen sey. Von daher hat man den Delbaum, wiewol erst spät, nach *Italien* gebracht; und in *Griechenland* war er zu den Zeiten des *Herodotus* noch so selten, daß dieser Schriftsteller sagt, man habe binnen langer Zeit nur einen *Olivenbaum* zu *Athen* gesehen.

In *Italien* ward er nur erst gegen das Jahr 680 der Stadt *Rom* ein wenig gemein. Die Schriftsteller versichern, daß zu den Zeiten *Tarquini Prisci*, welches im Jahre der Stadt 173 war, weder in *Italien*, *Spanien*, noch *Afrika*, ein Delbaum gewachsen, da ihn doch jetzt diese Länder am häufigsten geben; und *Theophrastus* führt an, daß im Jahre *Roms* 440 noch keine Delbäume weiter ins Land hinein, als nur am *Gestade*, bis 40 Meilen vom *Meere*, gefunden worden. So bald aber dieses Gewächs in *Italien* recht bekannt wurde, so fing man gleich an, die guten Gattungen von den schlechten sorgfältig zu unterscheiden. *Columella* zählt deren zehn, *Plinius* zwölf, und *Macrobius* sechszehn Arten. Man unterschied diejenigen, welche die beste frühzeitige oder späte Frucht gaben, und suchte die feinsten und diejenigen Arten von *Oelen* auf, die sich am längsten hielten. Die ausgefuchtesten Fruchtbäume wurden aus *Griechenland* und aus den *Morgenländern* herbeigeschafft; und bald darauf befanden sich diese Bäume so wohl in *Italien*, als ob sie daselbst zu Hause gehörten, und belohnten ihren Verehrern die willige Ausnahme reichlich, indem sie ihrem Geschmacke schmeichelten, ihre Felder mit einem lieblichen und leichten Laubwerke zierten, und ihrer Handlung neue Quellen des Reichthums entdeckten.

Frankreich und *Spanien* empfangen nach der Zeit die gepflanzten Bäume aus *Italien*, und sie thaten diese Reise, wie

fast allzeit geschah, in der Gesellschaft der Reben. Als die Römer, 120 Jahr vor Christi Geburt, Gallien eingenahmen, bevölkerten sie, wie de la Mare sagt, auch Provence mit Delbäumen, welche darinn so gut fortkamen, daß wir noch ist von ihren Nachkömmlingen das herrliche Provenzencroel empfangen. Dieser Schriftsteller macht uns demnach dieses Geschenk wegen den Römern verbindlich. Allein, er magt wol unstreitig zu viel, wenn er sagt, daß man in Provence weder die Reben noch den Delbaum vor der Ankunft der Römer gekannt habe. Die Marseiller behaupten, daß die Olivenbäume bey ihnen von einer viel ältern Zeit her gewesen wären. Strabon sagt, da er von der Stadt Marseille redet, daß es in ihrem Bezirke Delbäume und Weinstöcke gebe, und redet nicht davon, als von etwas Neuem. Es scheint also mehr Grund zu haben, daß die griechischen Colonien, wie die von Marseille und einige andre, welche sich längs den Küsten niedergelassen, diese Früchte schon vor der Ankunft der Römer gekannt, und sie aus ihrem eigenen Lande genommen haben.

Dem sey aber, wie ihm wolle, so kann nicht geleugnet werden, daß der diätetische und ökonomische Gebrauch der Oliven in allen den Ländern, wo die Delbäume bekannt gewesen, schon in den urältesten Zeiten gemein, und durchgängig eingeführt gewesen sey. Die biblischen Schriftsteller erwähnen ihrer häufig. Moses kannte den Gebrauch des Oels zum Brennen und zu den Speisen; und David erwähnt es als einer Schmirke, welche die Haut schön machte. Sozias speiste die Oliven zum Vergnügen.

— — Mir sind des Delbaums Früchte,
Und leichte Malven stets vergnügende Gerichte,

Man bediente sich sogar vor Zeiten des Oels auch äußerlich zur Gesundheit. Die Athleten salbten sich damit, um ihre Gelenke geschmeidiger zu machen; und als einstmals der Kaiser Augustus den mehr als hundertjährigen Greis, Pollio Romulus, fragte: Durch welches Mittel er diese Lebhaftigkeit des Geistes und des Körpers erhalten hätte? so antwortete er: Intus mallo, foris oleo; innerlich durch den Meth und äußerlich durchs Oel.

Eine

Eine von so alten Zeiten her berühmte Arznei, deren diätetischer Gebrauch noch ganz allgemein ist, verdient die Aufmerksamkeit meiner Leser besonders. Um sich aber von ihren medicinischen Eigenschaften einen gründlichen Begriff zu machen, muß ich von den Oelen, die aus den Gewächsen gezogen werden, überhaupt etwas sagen, und mir also meinen heutigen Plan erweitern.

Die Pflanzen geben eine große Menge von allerhand Oelen; denn jede Pflanze, ja ein jeder Theil derselben, enthält desselben ein oder mehrere Arten, die ihm eigenthümlich, und von den Oelen anderer Pflanzen verschiedenen sind.

Man erhält durch das bloße Ausdrücken und Pressen der gequetschten Gewächse, besonders gewisser Früchte und Samen, eine Art Oels, welches weder einen merklichen Geschmack noch Geruch hat. Diese Oele sind sehr schmeidig und fettig, und werden um ihrer Aehnlichkeit willen mit dem Fette, fette Oele genannt. Unter diese Anzahl gehört unser Baumöl, welches aus den Früchten des Delbaums gepreßt wird. Wenn diese Oele eine Zeitlang an der Luft stehen, so werden sie dick, und erhalten einen scharfen Geschmack und einen starken und unangenehmen Geruch. Einige gerinnen von der geringsten Kälte. Sie sind geschickt, die Glätte und Memige aufzulösen, und mit ihnen eine dicke und zähe Substanz zu formiren, welche fast bey allen Pflastern der Wundärzte zum Grunde liegt.

Man bringt auch durch das bloße Ausdrücken aus manchen Gewächsen eine andre Art Del heraus, welches dünn, hell, flüchtig, und von herben Geschmack ist, und die Farbe der Pflanze behält, woraus man es preßt. Es wird um deswillen wesentliches Oel genannt. Die vielerley Arten desselben sind, wie die fetten Oele, nach den Gewächsen, woraus sie gepreßt werden, verschieden.

Inzwischen ist es nicht leicht, ja öfters unmöglich, durch das bloße Ausdrücken dasjenige, was die meisten Gewächse von Oele in sich enthalten, heraus zu ziehen. Daher nimmt man zur Wirkung des Feuers seine Zuflucht, und zieht, ver-

mittel.

mitteltst einer gelinden Hitze, welche den Grad des Kochenden Wassers nicht übersteigt, alles ihr wesentliche Del aus ihnen heraus. Dieses ist die gebräuchlichste und bequemste Methode für die wesentlichen Oele; hingegen findet sie bey den fetten Oelen nicht Statt, weil sie viel schwerer sind, und durch einen weit stärkern Grad der Hitze abgetrieben werden müssen, den sie nicht ausstehen könnten, ohne sie wirklich zu verändern und zu verfälschen. Solcherge- stalt behalten nur allein die wesentlichen Oele den Unterscheidungs-Charakter, daß sie sich bey der Hitze des kochenden Wassers erheben.

Nach einiger Zeit verlieren die wesentlichen Oele von Natur ihren ersten angenehmen Geruch, und nehmen einen stärkern, alten und unangenehmen an. Da sie nun zugleich auch dick und zähe werden, so gleichen sie alsdann den bligten Substanzen, die von gewissen Bäumen fließen. Unter diesen lassen sich einige im Wasser nicht auf, und diese heißen Balsame und Harze; andre löst das Wasser auf, und sie werden Gummi genannt. Sie enthalten mehr Wasser und Salztheilchen, als die Harze, und darum kann sie das Wasser aus einander setzen. Die Balsame und Harze geben bey der Hitze des kochenden Wassers eine Menge klaren, dünnen, wohlriechendes, kurz, ein wesentliches Del, und lassen im Destillirgefäße eine dickere und bestere Substanz zurück, als sie zuvor selbst hatten. Eben dieses gilt von den dick und harzig gewordenen wesentlichen Oelen, wenn sie wieder destillirt und verdünnt werden, und die zwote Destillation heißt ihre Reinigung.

Wenn man ein wesentliches Del mit einer Säure verfest, welche stark genug ist dasselbe aufzulösen; so wird es sogleich eben so dick und harzig, als ob es zu lange gestanden hätte. Hieraus erhellet, daß das lange stehende Del bloß davon dick werde, weil sein leichtester Theil, welcher die wenigste Säure in sich enthält, verraucht ist, die übrige Säure aber, die alsdann mit der zurückgebliebenen Masse in größserer Verhältniß steht, dieselbe eben so verändert, als wenn man zu eben diesem Oele, vor der Verrauchung, eine fremde Säure hinzu

hinzugegossen hätte. Wir ersieht zugleich hieraus, daß die Balsame und Harze nichts anders als wesentliche Oele sind, die mit viel Säure verfest, und dadurch verdickt werden.

Wenn die Gewächse bey der Hitze des kochenden Wassers kein wesentliches Del mehr geben wollen, so darf man ihnen nur mit stärkerer Hitze zusetzen, um noch eine größere Menge Oels zu erhalten, welches aber viel dicker und schwerer ist, als das wesentliche. Dergleichen Oele sind schwarz, und haben einen unangenehmen brandigten Geruch und viel Schärfe. Man nennt sie brandigte Oele. Man hat Ursache zu glauben, daß sie nie etwas anders sind, als das wesentliche, oder das fette Del der Gewächse, welches durchs Feuer also verfälscht und verbrannt worden, und daß also natürlicher Weise in den Gewächsen nur die zwei Sattungen von fetten und wesentlichen Oelen anzutreffen sind. Denn, wenn man einer Pflanze einen höhern Grad der Hitze giebt, als des kochenden Wassers, ohne zuvor ihr fettes oder wesentliches Del heraus zu ziehen; so erhält man aus ihr nichts anders, als lauter brandigtes Del, weil sowohl die fetten, als wesentlichen Oele durch große Hitze des Feuers verbrennen, scharf werden, brandigt riechen, und zu wahren Stinkölen werden. Reiniget man hingegen diese Stinköle bey einer gelinden Hitze, so werden sie bey jeder Destillation dünner, leichter, klarer, und verlieren viel von ihrem übeln Geruche; ja sie werden nach zehn bis zwölffmaliger Destillation den wesentlichen Oelen wieder ganz ähnlich, nur daß sie nie den angenehmen und eigenthümlichen Geruch von ihren Pflanzen wieder erhalten. Auf gleiche Weise kann man die fetten Oele den wesentlichen gleich machen; hingegen können weder die wesentlichen noch brandigten Oele jemals die Eigenschaften der fetten Oele erhalten.

Nach dieser Unterscheidung der verschiedenen Arten der in den Gewächsen enthaltenen Oele, kann ich meinen Lesern, ohne Furcht, daß sie die Tugenden einer Art den Oelen der andern Art irrig beylegen möchten, zumehr die Eigenschaften

schaften der fetten Oele erklären, als welche heute mein einziger Gegenstand sind.

Das fette Del der Pflanzen befindet sich besonders in den Kernen, Saamen und einigen Früchten. Die Mandeln dürfen nur im Mörtel gestossen werden; so geht ihr fettes Del überflüssig heraus. Eben dieses gilt von den Nüssen und Hanfkörnern. Andre solche Materien sind magrer, und lassen sich nur zu einem trocknen Mehle stoßen, welches man in einem dichten Haarsiebe auf einen halb voll Wasser gefüllten irdenen Asch setzen, und dieses Wasser kochen lassen muß, damit es der Dampf anfeuchte, und das Ausziehen des Oels erleichtere. Nachdem dieses geschehen ist, legt man diesen Brey in einem Sacke von starker, neuer und dichter Leinwand zwischen zwey eiserne Platten; welche zuvor in kochendem Wasser erwärmt worden sind, um die Ausziehung des Oels durch das Pressen zu erleichtern. Wenn aber die Platten zu heiß sind, so nimmt das Del gar geschwind einige Schärfe an; und dieses ist also zu verhüten, wenn man recht süßes Del haben will, dessen man sich in Salben und Arzneyen bedient, wie das Baumöl und süße Mandelöl. Durch diese Behutsamkeit gewinnt man aus allen Gewächsen, die fettes Del geben, das süßeste, vngleich die Gewächse selbst ungemeyn scharf sind. Der so brennend scharfe Senffaame und die bittere Mandel giebt durchs Pressen ein eben so süßes Del, als die süßen Mandeln; nur müssen dergleichen Saamen und Früchte nicht alt seyn, weil solche Oele, neu ausgepreßt, zwar vollkommen süß sind, allein, so bald sie alt werden, eine unerträgliche Schärfe bekommen, welche sie auch schon in der Frucht selbst annehmen. Man sieht hieraus den Nutzen der Voracht, daß man sich das Mandelöl, welches man einnehmen will, vom Apotheker aus den frischesten Kernen unmittelbar vorher erst auspressen lasse. Dergleichen Oele dürfen nie über zwey bis drey Tage alt seyn. Die alten sind gemeinlich heller und durchsichtiger als die neuen, welche etwas trübe ansehn. Der beste Schiedsrichter ist der Geschmack; denn ein

altes Del läßt eine deutliche Rauigkeit am Gaumen und im Halse zurück.

Die fetten Oele haben stets eine schleimigte irdische Materie bey sich, welche bey ihrer Reinigung sichtbar wird, indem sie im Destillirgefäße zurück bleibt. Sie enthalten zugleich auch etwas Subtiles von der Art saurer Salze; und eben diese feine Säure ist es, welche bey der Verfertigung der Mandelmilch, nebst der zarten mehligten Erde, die Vereinerung des Oels und des Wassers befördert. Wenn man aus Wasser und süßen Mandeln, oder andern milchigten Saamen und Früchten, eine Milch verfertigt, und sie in der Wärme stehen läßt; so wird sie in kurzer Zeit sauer, und der fette Öligte, süße Rohm scheidet sich, und steigt in die Höhe, wie bey der Milch der Thiere.

Es erhellet hieraus, daß die Fetttheilchen in thierischen Körpern ihren ersten Ursprung aus nichts andern, als einem solchen fetten Oele nehmen können, und daß sie selbst in der That ein fettes Del sind, das von einer geringen damit verbundenen Säure geronnen ist. Man kann wirklich aus Baumöl, süßem Mandelöle, u. dgl. ein förmliches Fett verfertigen, wenn man es mit einer schweren und concentrirten mineralischen Säure genau verbindet. Goldergestalt läßt sich begreifen, wie der diätetische Gebrauch der fetten Oele die Körper der Thiere mäkt, und warum in den Saamen und Früchten, woraus sich eine Milch verfertigen läßt, eine so große Nahrhaftigkeit stecke, weil sie den Milchsaft, welcher ins Blut geht, mit einer großen Menge Fetttheilchen überhäufen. Daher ist die Mandelmilch die gemeine Zuflucht magrer und abgezehrter Kranken, alter Greise und trockner cholerischer Personen. Ein einziger Umstand ist bey dieser Mast verdriesslich, und eben derselbe bestimmt den ganzen Grund des diätetischen Gebrauchs der fetten Oele. Sie verderben den Magen, und in ihm verderben sie mehrentheils selbst, schon ehe sie ins Blut gelangen können, wofen sie nicht in einen Virtuosen von Magen kommen. Diese Klage habe ich schon in meinem 81sten Blatte geführt, wo ich vom diätetischen Gebrauche der fetten thierischen Speisen handelte.

delte, von welchen man nun aus dem, was ich ist erklärt habe, wissen wird, daß sie nichts anders, als fette Oele aus dem Thierreiche sind. Eben daselbst habe ich auch der vegetabilischen fetten Oele gedacht, und, um mich nicht selbst abzuschreiben, muß ich meine Leser, welche vom diätetischen Gebrauche dieser Oele unterrichtet seyn wollen, in dieses Blatt verweisen. Das Baumöl und die Oliven selbst müssen auf eben dieselbe Weise beurtheilt werden. Sie erschaffen die Fäserchen des Magens, und schwächen solchergestalt die Verdauungskräfte, wozu noch kommt, daß sie von der Wärme des Magens, wenn er sie nicht bald durcharbeitet, ranzig und scharf werden, und heftiges Sodbrennen verursachen. Man kann dieses letzte an allen Früchten bemerken, die einen Ueberfluß von fettem Oele bey sich haben. Wer viel Wallnüsse oder Mandeln speiset, der ist gemeinlich am folgenden Morgen heiser, und hat eine rauhe Brust. Man kann dieses keiner andern Ursache beymessen, als daß das durchs Käuen im Munde ausgepreste Oel sich an die Häute des Rachens und bey den Mündungen des Schlundes und der Luftröhre anlegt, daselbst in kurzer Zeit durch die Wärme scharf und fressend wird, und solchergestalt in diesen Theilen eine leichte Entzündung erregt, welche bey denen, die zu bösen Halsen, zur Bräune, zur Heiserkeit und zum Husten ohnedem geneigt sind, diese Krankheiten wirklich entweder hervor bringt, oder verschlimmert. Die Oliven sind demnach nicht eigentlich für Zärtlinge und Schmauser geschaffen, die mit ihrem Magen so unbarmherzig umgehn, daß er auch, ohne solche Speisen, die ihn entkräften und martern, schon schwach und geplagt genug ist.

Gleichwie es aber mehrentheils zutrifft, daß diejenigen Materien, welche zum diätetischen Gebrauche nicht taugen, desto besser zu Arzneyen geschickt sind, so läßt sich auch dieses von den fetten Oelen sagen; und dieses wird mich, alle vorhergehenden Beschuldigungen ungeachtet, noch wieder zum Lobredner der Oliven machen. Ich erinnere mich gar wohl, daß ich im 81sten Blatte, dem Oele, als einer Arzney bey eingewurzeltten Brustkrankheiten, kein Lob beygelegt habe;

habe; und wie könnte ich dieses Urtheil wol ist widerrufen, da ich eben gezeigt habe, daß es die Heiserkeit und den Husten vermehre, wenn es nur diätetisch gebraucht wird? Indessen behält es doch immer bey einem frischen Husten seinen guten Werth, um den Schleim abzulösen, besonders wenn es durch den Zusatz eines flüchtigen Laugensalzes wirksamer gemacht wird.

Die Arzneykräfte der fetten Oele bestehen hauptsächlich darin, daß sie erweichen und schlaff machen, den trocknen Kanälen eine besond're Schlüpfrigkeit geben, und die scharfen Salze einwickeln und stumpf machen. Dieses erhebt sie zum Range der vortreflichsten Arzneyen wider die Steifigkeit der Fäserchen und die kramphhaften und convulsivischen Bewegungen; wider die Trockenheit und Verstopfung des Leibes, welche man Hartleibigkeit nennt; und wider die Gewalt aller scharfen Gifte und Arzneyen, welche die empfindlichen Theile des Körpers übertrieben reizen. Daher bedient man sich des Baumöls mit großem Nutzen bey den Krämpfen, welche der Nierenstein erregt; und bey den Durchläufen, die von einer Schärfe in den Gedärmen entstehen. Die pulverisirten Früchte von den auf dem Delberge noch übrigen Delbäumen, werden, nach Darvieux Berichte, den Pilarginen noch ist wider den Durchlauf und Stein verkauft. Außerdem dient auch das Baumöl bey der kramphigten Enghrüftigkeit und trocknen Erstickung; bey den heftigen Krämpfen der Gedärme; in der Bleycolik; bey der Hartleibigkeit, und im Anfange des Miferere selbst, wenn es von Verhärtungen, die die Gedärme verstopfen, herrührt; und wider die salzige Schärfe des Hustens und die Vergiftungen. Del und Butter nützen, wenn sie häufig genommen werden, wider alle laugenhafte Gifte; und besonders ist das Oel der Gegengift des Arseniks, oder des sogenannten Nasenpulvers, welches sich keinesweges durchs Wasser, wie andre Gifte, schwächen läßt. Wer dieses Gift nur erst wenige Minuten bey sich hat, muß alsobald einige Pfund frisches Del trinken, und dann ein gutes Brechmittel darauf setzen. Ist aber der Gift eine halbe Stunde bey ihm, und es ereignet sich schon

N u 2
Bauch-

Bauchgrimmen und die Geschwulst des Nabels; so muß man auch durch Clystiere eine ungeheure Menge frisches Del zu Hülfe nehmen. Der Gift vom Schirling, der vor Zeiten den weisesten Philosophen tödtete, läßt sich mit Milch, Del, Butter und Honig, und mit dergleichen Clystieren zähmen. Wer erinnert sich nicht aus meinem 88sten Blatte mit Bewunderung der erstaunlichen Wirkungen des Baumöls, welches der verwegne Engländer, William Oliver, nachdem er sich von einer der giftigsten Vipern stechen lassen, nicht allein äußerlich gebrauchte, sondern auch trinken mußte, weil ihn alle Herzzstärkungen nicht aus den Klauen des Todes errutten konnten, die ihn schon umspannten, bis es endlich einige Gläser Baumöl thaten.

Zu allen diesen vortreflichen Wirkungen kommt noch der äußerliche Gebrauch des Oels, welcher so mannichfaltig und so heilsam ist. Was wollten wol unsre Wundärzte anfangen, wenn sie ihre Praxin ohne den Gebrauch des Oels treiben sollten? Die meisten Salben, Pflaster, Clystiere und Breiumschläge, erfordern es unumgänglich. Ich habe im 81sten Blatte gleich anfangs gezeigt, wie das Del die Schwärzung und Reifung der Geschwüre befördert; und aus seiner ganzen Natur erhellet, daß es die steifen Sehnen und Gelenke geschmeidig machen, und die harten Knoten erweichen müsse, in welcher Absicht Hofmann für Kinder, welche mit Hagedrüsen geplagt sind, den Rath gab, diese Drüsen öfters mit Leinöle zu reiben. Was kann wol die Schmerzen und die Sprödigkeit der aufgesprungenen Lippen und der gerissenen Brustwarzen besser lindern, als fette Oele? und was giebt den gelähmten Gliedern ihre Biegsamkeit wieder, als sie?

Der herannahende Frost bewegt mich, meinen Lesern zu ihiger Jahreszeit diesen bewährten Nutzen der fetten Oele wieder ins Gedächtniß zu bringen, und sie in dieser Absicht auf den Anfang meines 47sten Blattes zu verweisen, wo sie die fetten Oele als ein Mittel angepriesen finden, welches die Glieder gegen die Anfälle des Frostes schützt.

Da

Da unter allen fetten Oelen der Gebrauch des Baumöls am ausgedehntesten ist, und selbst in der Diät, wenn es ganz frisch und von guter Art ist, noch am unschuldigsten genemnt zu werden verdient; so nimmt es an dem Lobe, welchen ich heute diesen Oelen ertheilt habe, den größten Antheil, und um deswillen habe ich es zum herrschenden Beispiele in dieser Abhandlung erwählt. Ausserdem aber muß man wissen, daß der Gebrauch der fetten Oele, als Arzneyen, billig dem Urtheile der Aerzte überlassen werden müsse, indem in dieser Absicht die Wahl der Arten der Oele nicht gleichgültig ist. Es sind gewisse Arten fetter Oele in diesen, andre in andern Krankheiten vorzuziehn, ja, es würden einige derselben in gewissen Krankheiten, worin andre vortreflich wären, wirklich schädlich seyn. Solche Unterschiede, die man in keiner allgemeinen Abhandlung ohne große Weitläufigkeit deutlich bestimmen kann, müssen das Ansehn der Aerzte bey den blinden Verehrern der Empyrie noch immer aufrecht erhalten, und sie sind es, welche mich und jeden andern hindern, Leute, die unsre Kunst nicht ganz studiren, zu vollkommenen Aerzten zu machen. Es bleibt ihnen in unendlich vielen Fällen nützlich, sich bloß mit der Einsicht, die ihnen gegeben werden kann, einen unvernünftigen Rath eines Pfschers, eines Charlatans und eines jeden schlechten Arztes, von den weisen Vorschlägen kluger Aerzte zu unterscheiden, zu begnügen, die einzelnen Mittel aber, die ein Arzt für die besten hält, seine geprüften Anschläge zu vollführen, von seiner Hand selbst zu empfangen, und nur ihm die vorsichtigste und glücklichste Wahl zuzutrauen.

* * *

Mein Herr,

Sie sagten in Ihrem 143ten Blatte, daß der Körper eines Greises aus ganz andern Theilen bestehe, als woraus sein Körper in der Jugend bestanden hat, und daß von diesem in jenem kein Staub noch Tropfen mehr übrig sey. Dieser Gedanke macht uns gewiß ganz fremd mit unserm Körper, und beweiset mehr, als alles andre, daß er nicht zu demjenigen stets fortdauernden und einerley bleibendem Wesen ge-

Höre, das in uns denkt, und sich aller seiner vorhergehenden Zustände bewußt ist. Ich möchte wohl sehen, was ein Materialist gegen diesen Satz einwenden könnte? Inzwischen will ich ihr nichts mehr thun, als ihn bestätigen, indem ich zeige, wie sich aus so viel fremden Körpern außer uns unzählige Theile versammeln, um sich in unserm Leib zu verwandeln, und die Stellen der stets abgehenden Theile von uns zu ersetzen. Es erhellet dieses am deutlichsten aus den Speisen, die sich, auch nach ihrer Verwandlung in die Art thierischer Körper, noch durch einige ihnen eigenthümliche Kennzeichen unterscheiden.

Der erste Stoff, woraus die Thiere gebildet werden, muß eine ganz fremde Materie seyn. Das Gebe der Hühnerener ist im Winter, wenn sie kein grünes Kraut fressen können, bleicher, und von Gerüche gelinder, als im Sommer. In einer gewissen Gegend von Schweden erhalten die Hühnerener im Sommer, wenn diese Thiere gewisse schädliche Kräuter fressen, einen aasigen Geschmack, der sie unbrauchbar macht. Die Entenerer schmecken ekelhaft, wenn diese Thiere Würmer, Froschfleisch und dergleichen gefressen haben. Es ist also schon der erste Stoff der thierischen Körper ein Gemisch von allerhand Körpern aus den verschiedenen Naturreichen.

Daß die weichen Theile der thierischen Körper auf eben solche Weise stets ungetauscht werden, erhellet aus den Wirkungen der Färberey her, welche, wenn sie von Schweinen und verschiedenen Vögeln gefressen wird, sogar ihre Knochen und Knorpel oft durch und durch roth färbt. Das Fleisch leidet diese Verwandlungen noch deutlicher. Die Hasen schmecken im Sommer bey ihrer jungen grünen Weide anders, als im spätern Herbste von der Espenrinde und den jungen Baumspößen. So lange die Kranzsdgeln im Herbste Beeren fressen, schmecken sie weit schöner, als im Sommer, wann sie vom Ungeziefer leben. Der starke Geruch der Auerhähne von den Tannenzapfen, ihrem Winterfutter, verschwindet im Sommer, wenn sie Frosche und Insekten fressen. Das mit Kohl und Rüben gefütterte Vieh würde ein Fleisch von widerlichem Geschmacke behalten, wenn man es nicht ein paar Wochen vorher, ehe es geschlachtet wird, mit anderm Futter unterhielte. Das Schaaffleisch in den südlichen Gegenden Frankreichs hat seinen schönen Geschmack vom Rosmarin und Thymian, das diese Thiere genießen, hingegen schmeckt das Fleisch eines Thiers nach Knoblauch, wenn es kurz vor seinem Tode damit gefüttert worden.

Alle thierische Säfte werden auf gleiche Weise stets abgewechselt. Der Taccus färbt den Urin roth, die Rhabarber gelb, und der Spargel macht ihn stinkend. Ein äußerlicher Umschlag von Alhennas Pulver mit heißem Wasser zubereitet, der in der Barbarey gebraucht wird, färbt erst die Haut goldgelb, hernach aber geht die Farbe ins Blau, und färbt in einer Nacht den Urin safran gelb. Von der westindischen Stachelbirne (der Frucht der *Opuntia*) färbt sich der Urin blutroth

blutroth ohne weitere Folgen, wogegen dieselbe Frucht in der Barbarey, nach Charvs Versicherung, diese Wirkung nicht thut. Die reichen Polacken versichern, daß der Schweiß den Geruch des ungarischen Weins erhalte, den man getrunken hat. Der Schweiß der Juden riecht unterscheidend von ihrem steten Genusse des Knoblauchs. Es giebt überdem eine Menge Kräuter, welche den Geschmack der Milch an Thieren und Menschen stark verändern. Das ganze Geblüt wird von Speisen, Getränken und Arzneyen bald verdorben, bald wieder gereinigt, und also ist kein Theil eines thierischen Körpers übrig, der sich nicht von dem Genusse solcher Nahrungsmittel, die ihre Eigenschaften noch nach der Verdauung behalten, merklich verändern, und dieselben von ihnen annehmen sollte. Was aber von diesen Nahrungsmitteln gilt, das gilt von allen übrigen, obgleich ihre Eigenschaften nach der Verdauung nicht mehr kennlich bleiben.

Wenn nun dem also ist, wie kann sich wol ein Offroy de la Mettrie einfallen lassen, daß der ganze Mensch, das ganze Thier, eine bloße Maschine sey, und sein Bewußtseyn selbst in der Maschine verborgen liege? Wie kann sich ein Greis noch für denjenigen erkennen, der er als ein Jüngling war, da ihm doch kein Theil von allen denen mehr übrig ist, die sich vor Zeiten des Jünglings bewußt gewesen seyn sollen; und wie können sich die neuen Theile des Greises für den halten, der ehemals von ganz andern Theilen für ihn gehalten wurde? Ich bin, ic.

Antwort.

Ich weiß eben nicht, ob in dieser allgemeinen Verwandlung der thierischen Körper eine bündige Widerlegung der Materialisten steckt, an deren Irrthume ich übrigens keinen Theil nehme, wie hundert Stellen dieser Blätter beweisen. Allein, da man, nach dem Ausprüche eines Kirchenlehrers, dem Teufel selbst die Vertheidigung nicht versagen darf, oder vielmehr, da alle leichte Widerlegungen die Irrenden nur mehr bestärken, als bekehren, so ist es besser, daß man ihre Unzulänglichkeit eingestehet, und bündigere suche. Ein Materialist glaubt, daß das Gehirn der Thiere eine Vorstellungskraft habe, die in seinen Mechanismo ihren Grund hat; so wie in dem Herzen eine Kraft wohnt, sich zusammen zu ziehen, und das Blut fortzutreiben. Die mechanischen Kräfte der Maschinen bestehen aber immerfort, obgleich alle physicalische Theilchen derselben verändert werden. Das Gehirn eines Kindes ist in seinen Theilchen ganz und gar nicht mehr das Gehirn des Greises, eben so wenig wie das Herz des Greises noch ein einziges Theilchen vom Herzen des Kindes besitzt. Gleichwol ist die thierische Verrichtung beyder Maschinen dadurch im ganzen Leben keinen Augenblick unterbrochen worden, denn aller Abänderung

gen ungeachtet, die nur allmählig geschahen, blieb die Maschine stets in Absicht ihrer Verrichtungen dieselbe. Wird Ihnen, mein Herr, also nicht ein Materialist antworten, daß das Gehirn seine thierische Kraft, zu denken, und seine Einheit, als Maschine, eben so behalte, wie sie das Herz, als Maschine behält? Nicht aus den Theilchen, sondern aus der Structur der ganzen Maschine, folgen ihre mechanischen und thierischen Verrichtungen, und diese sind, bey aller Veränderung der Theilchen, im Alter eben dieselben, wie in der Kindheit.

Der Arzt.

Hundert neun und vierzigstes Stück.

von Haller.

Gleich fern von Noth und Ueberfluß.

Der griechische Weise Pittacus hielt denjenigen Menschen für den Reichsten, der nichts Unnütziges begehrt, und dem nichts Nothwendiges mangelt. Ich möchte dieses lieber in eine Gesundheitsregel verwandeln; denn solche reiche Leute, wie Pittacus sie beschreibt, giebt es doch ein für allemal nicht auf Erden. Allein, wenn ich die meisten Menschen betrachte, wie sie wirklich sind; sehnsüchtig zu leben; zu schwach, der Natur zu gehorsamen; besorgt für ihre Erhaltung; täglich in Gefahr, sie zu verlieren, und ganz ungewiß in der Wahl der Mittel, die sie vor ihrem Untergange beschützen sollen; bey dem allen aber unermüdet, sie zu suchen, und so unwissend, sie von einem jeden anzunehmen, dem es nur einfällt, ihre Sorgfalt zu mißbrauchen, um sich zu bereichern; so kann ich unter allen nur diejenigen für glücklich preisen, die in der critischen Wahl der Mittel zu ihrer Erhaltung nichts Unnütziges begehren, und denen nichts Nothwendiges mangelt.

Es ist uns zur Erhaltung unsrer Gesundheit weit weniger nöthig, als die meisten glauben. Die gute Lebensordnung, die Mäßigkeit und die Gemüthsruhe würden hierzu gemeinlich allein hinreichend seyn, wenn es nur im gesellschaftlichen Leben möglich wäre, diese großen Güter stets zu besitzen. Allein es ist vergeblich, hieran nur zu denken. Unser Stand, unsre Verhältnisse in der Welt, das souveraine Herz, dem unsre schwache Vernunft huldigt, und die listigen Triebe, die unsern guten Willen dahin führen, wohin er nicht will, sind eben so viele unüberwindliche Hindernisse, welche uns täglich nöthigen, von derjenigen Bahn abzuweichen, welche uns die Natur selbst vorgeschrieben hat, um unser Leben hoch zu bringen, und in Gesundheit zu veralten. Daher können die Menschen unmöglich lange im Wohlfeyn bestehen, ohne sich von Zeit zu Zeit zu corrigiren. Unser Lebenslauf ist eine lange Reihe von Fehlritten ausser dem Gleise der Natur, und ein jeder solcher Fehltritt würde uns auf die Bahn unsers Verderbens leiten, wenn wir uns nicht gewisser Mittel bedienten, die uns in diesem verderblichen Laufe aufhielten, und unsern Fuß wieder in das Gleis der Natur zurück brächten. Es ist den Aerzten vorbehalten, die Menschen diese Mittel zu lehren, weil sie es allein sind, welche den Weg der Natur erforschen, und alle ihre Scharfsinnigkeit daran wenden, um die Abweichungen der übrigen Menschen zu beobachten, und ihre Fehlritte zu verbessern. Weil es aber schmeichelhaft ist, in so wichtigen Dingen ein Lehrer der Menschen zu seyn, und weil solche Lectionen von allen, die in ihr Leben verliert sind, gut bezahlt werden; so ist von je her die Wuth zu curiren eine fast allgemeine Raserey der unwürdigsten Leute gewesen, und so hat sich Stolz und Gewinnsucht der heiligsten Rechte der Arzneykunst bemächtigt, um sie zu mißbrauchen. So wenig dieses bewundert zu werden verdient, so widersinnig und unglaublich scheint es, daß sich fast kein Mensch vor solchem Betruge in Acht nimmt, und daß man unter den Rathschlägen, die von so wichtigen Folgen sind, wenig Unterschied macht, sie mögen nun die Frucht einer scharfsinnigen Weisheit und treuen Menschenliebe,

liebe, oder die Frucht der Gewinnfucht und des deutlichsten Betrugs seyn. Indessen ist nichts gewisser, als dieses.

Der Koffträger, der Diener des Charlatans, der Charlatan selbst, der Laborant, der Schweinhirt, der Sterndeuter, der Goldmacher und der Pfücher streuet alle Tage neue Nachrichten von Wundermitteln aus, die er erfunden, und womit er alle Krankheiten abzuwenden, und lauter unerbörte Curen gethan zu haben verspricht. Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß solche handgreifliche Betrügereyen beym Publico keinen Eindruck machen, und daß sich wenigstens alle, die nicht zum Pöbel gehören, dafür zu hüten wissen würden. Wer ist so unersfahren in der Geschichte aller Tage, daß er glaubte, man würde bedenken, daß der Besizer solcher wundervollen Geheimnisse nimmermehr genöthigt seyn würde, seine Dienste auf eine so niedrige Weise anzubieten, und in einem solchen Stande der Schmach zu leben; daß eine Universalarznei wider alle sich widersprechende Krankheiten ein Hirngespinnst sey; daß, wenn alles das wahr wäre, was ein Marktschreyerzettel verspricht, gewiß die allermeisten und unheilbarsten Krankheiten schon längst vom Erdboden vertilgt seyn müßten; und daß endlich alle diese Zettels überein lauten, und ein jeder zugleich eine so große Menge von Wundercuren verspricht, davon nur eine einzige, wenn sie wahr wäre, ihren Erfinder in kurzer Zeit unsterblich, und zum Drakel aller Kranken von dieser Art machen würde, da er doch, vom Anfange an, bis an sein Ende, in der Dunkelheit und Niedrigkeit bleibt, und sein ganzes kleines Glück auf den einzigen Grundfatz bauen muß, daß er das Publicum nicht für klüger halte, als es in der That ist. Wenn solche Ueberlegungen die Menschen von allerley Ständen abschrecken, den Betrügern ihr Geld, ihre Gesundheit und ihr Leben zu übergeben, so würde diese grobe Charlatanerey bald von selbst aufgehört haben; so sähe man nicht noch die Arzneyen der Pfücher in allen Häusern, vom Geringssten bis zum Größten; so würden sich nicht täglich neue Universalarzneyen in den Zeitungen finden, und

so würden unendlich viel weniger Menschen durch Wundercuren sterben, als ist.

Hieraus erhellt die Wichtigkeit des ersten Theils der Maxime, die ich heut auslege, wodurch ich denjenigen für glücklich halte, der in der Sorge für seine Gesundheit nichts Unnöthiges begehrt. Ich könnte sagen, nichts Unsicheres, nichts Gefährliches, nichts offenbar Schädliches; denn so sind die Geheimnisse der Charlatans. Allein, ich will den Ausdruck behalten, um noch einen andern Fehler der Menschen zu rügen, welcher darin besteht, daß sie die großen und weitläufigen Anstalten für ihre kleinern Uebel zu sehr lieben, und sie dadurch vergrößern, und oft ganz unüberwindlich machen.

Ich habe in meinem 27sten Blatte das Beyspiel des armen Laquayen, Peters, erzählt, welcher wirklich auf eine solche Weise curirt wurde, wie die meisten Aerzte curiren, und wie die meisten Kranken curirt seyn wollen. Sie verlangen für jede Empfindung, die sie nicht zu ihrer Gesundheit rechnen können, Arzney, und zwar für jede eine andre. Könnte man sie gleich überführen, daß sich alle ihre Beschwerden mit einer einzigen Arzney heben ließen, welche den ersten Grund von ihnen allen vernichtete, so würden sie doch nicht zufrieden seyn, daß man nicht für eine jede ihrer Beschwerden Rath ertheilen wollte; und daher haben sie selbst die leichtfertigen Aerzte auf die ungründliche Methode gebracht, die ihnen so viel einbringt, und den Kranken so wenig nützt. Ich habe schon zu oft gezeigt, wie wenig Heil sich die Kranken von der großen Menge der Arzneyen zu versprechen haben, die sie aus Ungeduld, oder auch aus gar zu großer Sorgfalt für ihre Gesundheit, verschlingen; und der Capitain Lux in meinem 64sten Blatte ist eine wahre Copie von den Originalen der letztern Art. Um deswillen übergehe ich jetzt die weitere Ausführung dieser Sache, und erinnere bloß meine Leser an jene Beyspiele, um ihnen daraus zu erklären, was ich unter denen für Leute verstehe, die ich für unglücklich halte, weil sie zu viel Unnöthiges begehren.

Es gehört aber auch zur Glückseligkeit der Menschen, daß ihnen nichts Nothwendiges mangle. Bey der Hinfälligkeit unsrer Natur und der tödtlichen Gewalt so vieler Krankheiten, welche sie überwältigen, ist der Beystand guter Aerzte eins der nothwendigsten Stücke zu unsrer Glückseligkeit. Allein, außer den Einwohnern großer Städte sind die wenigsten Dörfer mit zuverlässigen Leuten versehen. Nicht darum, weil ihre ungelehrten Aerzte nicht studirt haben; sondern, weil es ihnen an gesunder Vernunft und an einem deutlichen medicinischen Unterrichte für ihre Fähigkeiten mangelt. Nur erst seit wenig Jahren haben die gelehrten Aerzte angefangen, Leuten von guten Fähigkeiten, deren es doch überall einige giebt, Bücher zu schreiben, woraus sie sich, ohne medicinische Gelehrsamkeit zu besitzen, in der Beurtheilung der Krankheiten, in der Erforschung ihrer Ursachen, und in der Art sie zu curiren, üben, und gut practisch verfahren lernen können, ohne aufs genaueste zu wissen, warum? Dieses Unternehmen kann von großem Nutzen seyn, aber hierbey muß es auch bleiben. Es wird nichts herauskommen können, so bald man die Landärzte, und das Volk zu gelehrten Leuten machen will. So wie es gelehrte Geometers, und ungelehrte Feldmesser giebt, die beyde brauchbar sind, so kann es auch ungelehrte Practicos geben, die keine Arzneywissenschaft verstehen: aber wann dies Volk anfangen wird zu speculiren, und halbgelehrt zu werden, so wird der gemeine Mann übler mit ihm daran seyn, als wenn er gar keine Aerzte hätte. Die vortreflichen Werke eines *Roseen*, eines *Tissot*, sind bis ist allen von Aerzten entfernten Hausvätern und ungelehrten Practicos ganz unentbehrlich, und man sollte dieselben, wie die Bibeln, in jeder Haushaltung anschaffen, damit ihr nichts nothwendiges mangelte. Ich sage bis ist: denn ohn erachtet das *tissotische* Werk aus Bescheidenheit eine Anweisung für das Volk genennt worden ist, so ist es doch gewiß weit mehr für gelehrte Aerzte, und weniger für die Layen, die, auch bey guter Vernunft, Manches nicht fassen können, und Manches mißverstehn, weil es

So

Gelehrsamkeit zum Voraus setzt. Man wird aber nach und nach Schriften für niedrigeren Fähigkeiten von guten Aerzten zu hoffen haben, seitdem man aus dem Plane der schon vorhandenen, und aus dem Beyfalle, den sie erhalten haben, die Möglichkeit und Nützlichkeit solcher Werke einzusehen anfängt. Müßten sich aber doch nur die großen Meister der Lehrart, und die allergeübtesten Practici daran wagen, einen solchen ganz simplen und einfältig scheinenden Unterricht für Kranke zu schreiben: damit nicht durch eine Menge elender Bücher, die sich jeder Barbiergefelle zu schreiben getrauen wird, das Volk in viel größres Unglück gestürzt werde, als wenn es gar keinen Unterricht hätte. Ich glaube, daß ein Buch von dieser Art, das seinen Zweck wirklich erreichen, und durch seine Einfalt dem Verfasser Ehre machen sollte, von einem der größten Kenner der practischen Arzneykunst, der Vernunft des Volks, des menschlichen Herzens und der Schreibart verfaßt werden müßte. *Roseens* Abhandlungen von den Kinderkrankheiten können zum Muster dienen.

Bisher hat man sich bloß begnügt, den Leuten Hausapotheken zur Cur ihrer Krankheiten zu verkaufen, und dazu Bücher zu geben, welche die Art des Gebrauchs lehren. Gerade als ob das die Sache wäre, worauf es allein ankommt. Wüßten die Kranken nur erst, an welcher Krankheit sie darnieder liegen, wüßten sie nur erst, durch welche Ursachen und wie sie dazu gekommen sind, wüßten sie nur die guten und bösen Zufälle dabey zu unterscheiden, und wider welche sie etwas einnehmen, und welche sie unberührt lassen müßten; kurz, wüßten sie nur erst das, was ihnen ein *Tissot*, ein *Roseen* vorher faßlich macht, ehe er sein Recept schreibt; so würde die Hausapothek und der Unterricht zum Gebrauche derselben allenfalls eine brauchbare Beylage seyn können; obwol immer gewiß bleibt, daß zu den Arzneyen wider förmliche Krankheiten die Hausapotheken stets mangelhaft und unbequem, und die schriftlichen Verordnungen viel besser sind, theils weil die Sammlung der Mittel zu weitläufig ist, theils weil viele sich gar nicht lange halten, einige erst einer besondern Zubereitung unmittel-

bar

har vor dem Gebrauche bedürfen, in die sich nicht jeder zu finden weiß, und immer einige unbrauchbar bleiben würden, die nur in seltenen Krankheiten erfordert werden. Wer den Versuch machen wollte, zu einem unsrer besten Schriften für das Volk, z. E. zur tiffotischen, eine Hausapotheke einzurichten, der würde sehen, wie schwürig, ja ganz unmöglich es wäre. Daher ist es gekommen, daß man mit den bisherigen Unterrichten zu den Hausapotheken niemals den Zweck erreicht, alles in Verwirrung und unvollständig gelassen, und immer mehr Schaden als Nutzen gestiftet hat; ja sie würden ganz unbrauchbar und verwerflich seyn, wenn nicht immer die meisten darin enthaltenen Arzneyen wider einige gewöhnliche Fehler in der Lebensordnung zu gebrauchen wären, woben keine großen Untersuchungen und Ueberlegungen nöthig sind.

Ein Arzt, der durch Curen wirklicher Krankheiten der Welt dient, ist einem Künstler ähnlich, der uns ein Mittel entdeckt, eine entstandene Feuersbrunst zu löschen; und so sehr wir uns einem solchen Manne mit Recht für verbunden halten, so würden wir doch demjenigen vielleicht noch mehr danken, der uns unsre Gebäude feyersfest machen lehrte, daß sie kein Brand ergreifen könnte. Dieses letzte thut ein Arzt, der uns die Regeln der Lebensordnung lehret, geläufig macht, und ihre Beobachtung erleichtert; und der uns wider die täglichen Zufälle im menschlichen Leben, die unsre Gesundheit verderben, solche Hülfsmittel giebt, die ihren übeln Folgen vorbeugen. Zu diesem Zwecke dienen die diätetischen Schriften der Aerzte, und ich bilde mir ein, daß ich hierinn, durch diese meine Blätter selbst ein kleines Verdienst um meine Leser habe. Ich halte auch dergleichen Schriften für eins der notwendigen Dinge zur menschlichen Glückseligkeit, die Niemanden mangeln sollten; und aus dem Beyfalle, womit man sie aufnimmt, läßt sich schließen, daß dieses von vielen erkannt werde.

Ich habe vom Nutzen der Hausapotheken zu schleuniger Verbesserung der Fehler in der Lebensordnung, die fast täglich unvermeidlich sind, schon im 108 Blatte ausführlich gehandelt.

handelt. Wenn eine Hausapotheke nur aus solchen Arzneyen besteht, so ist sie, ob man gleich damit keine Krankheiten curirt, eins der unentbehrlichsten Mittel zur menschlichen Glückseligkeit, und man läuft dabey weniger Gefahr schädlich zu irren, als selbst bey den leichtesten Curen ohne Arzt. Ein jeder kennt den Grund und die Beschaffenheit des Fehlers, wider den er einnimmt. Er weiß, daß er erschrocken sey, daß er sich erzürnt, in Speisen oder Getränk überladen, nach einem Schweiß erkältet, oder bey der Bewegung zu sehr erhist habe. Alles dieses kann ein Lane der Kunst viel leichter und untrüglicher einsehen, als wenn er ein Flussfieber von einem Magenfieber, einen catarrhalschen Zahnschmerz von einem faulenden, oder auch nur ein Kopfweh von Vollblütigkeit von einem aus dem Magen unterscheiden soll. Er kann also auch ein Mittel, das ein guter Arzt wider den Schreck, oder nach Ueberladung des Magens gerathen, viel zuverlässiger nehmen, als einer Regel folgen, die mehr vorläufige Untersuchung, mehr Kenntnis der Krankheit, mehr Unterscheidung ihrer Ursachen und Nebenstände voraussetzt. Weil auch die Zufälle im menschlichen Leben fast täglich vorkommen, da man einen Fehler in der Lebensordnung zu verbessern hat, und solche Fälle oft schleunige Hülfe erfordern, oft auf Reisen oder in solchen Verhältnissen vorkommen, wo man keine Apotheke nahe, oder keinen Boten dahin zu senden hat, und weil überhaupt der Mensch, wenn er für seine Gesundheit etwas thun soll, sich die wenigste Mühe geben und alles aufs bequemste haben mag; so glaube ich, daß um deswillen eine gute Hausapotheke, worin sichere, dauerhafte, ganz fertig zubereitete, und ohne weitere Umstände mit einem überall zu habenden Vehiculo einzunehmende Arzneyen, enthalten, und mit einer hinlänglich ausführlichen und deutlichen Instruction zum Gebrauche versehen sind, einem jeden Hausvater noch nützlicher, bequemer und nöthiger sey, als ein diätetisches Buch, aus welchem er sich die Recepte für jeden solchen kleinen Zufall, erst abschreiben müßte. Im 108 Blatte habe ich beschrieben, was für Arzneyen in ein solches Magazin gehören, und

nach

nach diesem Plane wünsche ich, daß sich ein jeder von einem bewährten Arzte eine Hausapothekete entweder verschreiben, oder ausfertigen lassen möchte.

Ein solches Magazin braucht, wie ich schon damals gesagt habe, nicht sehr weitläufig zu seyn, denn man kann leicht mit einem Mittel von etwas allgemeiner Wirkung viele solche kleine Zufälle bestreiten. Es läßt sich z. E. durch eine ziemlich einfache Zusammensetzung eine Arznei verfertigen, die bey Ueberladung des Magens ein Digestiv, mithin zur Beförderung der Leibesöffnung und Abführung der Blähungen dienlich, bey Ergießung der Galle oder wider eine andre Schärfe in den Verdauungswegen, als ein absorbirendes Mittel, mithin nach Schreck, Uergerniß und allen schädlichen Leidenschaften als ein Präservatif, und zugleich kühlend und niederschlagend seyn kann, um bey Wallungen des Blutes und nach Erhitzung, wie auch bey krampfhaften Bewegungen mit Nutzen gebraucht zu werden. Bey einer solchen Arznei werden nur wenige andre, die ich im 108 Blatte bestimmt habe, nöthig seyn, wenn man allen Bedürfnissen, wozu eine Hausapothekete bestimmt werden kann, abhelfen will.

Ich habe bey der ersten Auflage dieser Blätter die Probe gemacht, eine solche Arznei ins Publicum zu geben, und der Beyfall, womit sie aufgenommen worden, und der sich noch stets gleich erhält, hat mich überführt, daß dies kein schädliches Unternehmen gewesen sey. Es ist mir bekannt, daß ganz verschiedene Urtheile wegen der Moralität eines solchen Unternehmens gefällt worden sind: allein da ich alles wohl überlegt zu haben glaube, so bin ich gegen die Urtheile gleichgültig worden, und will es allenfals denen, die gern schimpfen, nachsehen, daß sie es eine Charlatanerey nennen. Diese Arznei besteht in einem Pulver, welches in einem wässrigen Nachtrunke, zu einem Theelöffel voll, so oft als nöthig ist, sowol nach Schreck, Zorn, Uergerniß, als auch nach Ueberladung des Magens mit Speisern, und wider die Folgen der Trunkenheit, wider die Leibesverstopfung, Blähungen und hypochondrische Beschwerden, Magendrücken, Sodbrennen, Magenschwindel, und wider

die Blutwallungen und die davon herrührenden Kopfschmerzen, aufsteigende Hitze, und unordentliche krampfhafte Bewegungen, mit großem Nutzen gebraucht werden kann. Die dazu gehörige Instruction wegen des Gebrauchs ist so ausführlich und deutlich, als nöthig ist, und wenn man sich nach derselben richtet, so kann nur der größte Mißbrauch denen, die sich ihrer bedienen, nachtheilig seyn. Insofern kann ich dieselbe unter den zur Gesundheit nöthigen Mitteln, die ich in diesem Blatte verzeichnet habe, aufrichtigst und ohne Leichtsinns empfehlen.

Hundert und funfzigstes Stück.

Günther.

In beyden zeigt sich ein weit und großes Feld,
Die Kräfte des Gemüths : : zu stärken.

Nachdem Herr Lorry durch viel grausame Versuche unwidersprechlich dargethan hat, daß ein Thier weder sein Leben, noch sein Bewußtseyn und die Empfindungen verliere, ob man gleich sein ganzes großes und kleines Gehirn, und alle einzelne Theile desselben drückt, zerrüttet, ja gar gänzlich ausschneidet, und daß nur die einzige Stelle des verlängerten Marks bey dem zweyten Halswirbelbeine nicht verletzt werden könne, ohne das Thier augenblicklich zu tödten; so braucht es nun keiner Betheuerung mehr, wenn wir den Aerzten glauben sollen, daß sie wohlgenährte Früchte gesehen, welche acht Monate gelebt, und gleichwol keinen Kopf gehabt haben; daß man in den muntersten und fettesten Ochsen, als man sie geschlachtet, statt des Gehirns, einen großen Kieselstein gefunden; daß der Maltheser-Ritter, Colbert, bey der gänzlichen Zertrümmerung seines Gehirns,

Der Arzt. VI. Theil. Berth. Ausg. D o dem

dennoch sieben Tage lang den gesündesten Verstand und die beste Gemüthsfassung behalten; (S. mein 36stes Blatt,) und daß, wie Sildanus erzählt, eine bleyerne Kugel sechs Monate lang in einem Gehirne gesteckt hat, ohne daß es der Kranke einmal gewußt, noch weniger sich davon übel befunden hat. Ich überlasse es den Gelehrten, über diese neue Entdeckung zu speculiren, und ihren bisherigen Systematibus die wächsernen Nasen anders zu drehen, die ohne dem nun schon eine ziemliche Zeit nicht gerückt worden sind; denn es ließ sich fast niemand mehr einfallen, daran zu zweifeln, daß das große Gehirn der Ursprung aller Seelenwirkungen, und das kleine der Thron des Lebens wäre. Ich, der ich alle solche Entdeckungen nur nach ihrem Einflusse in die praktische Arzneykunst betrachte, finde nach meiner Ueberszeugung eben nicht viel Ursache, mich über die Veränderungen zu beunruhigen, welche der neue Sitz der Seele in unsern praktischen Maasregeln etwa verursachen möchte. Es kam inzwischen seyn, daß meine meisten Herren Untsbrüder diese Gleichgültigkeit entweder meinem Leichtsinne oder meiner Unwissenheit zuschreiben werden. Denn, haben wir nicht bisher den Grund aller Gemüthskrankheiten und aller Nervenkrankheiten im Gehirne gefunden? Hat uns nicht das Spiel seiner Fäserchen und der Lebensgeister in demselben den Grund aller Seelenwirkungen gezeigt? und waren nicht alle unsre Bemühungen in den Gemüths- und Nervenkrankheiten dahin gerichtet, das Gehirn bald zu stärken, bald zu entspannen, bald zu beruhigen, bald anzufeuchten, bald zu eröffnen, und bald zu befehen? Was sollte also wohl aus der praktischen Arzneykunst werden, wenn wir die herrschende Theorie fahren lassen müßten?

So fürchterlich dieser Einwurf klingt, so kam er mich doch noch nicht verzagt machen, weil ich schon lange der Meinung gewesen bin, daß uns die ganze Theorie vom Mechanismo des Gehirns bey den Gemüths- und Nervenkrankheiten, gesetzt, daß sie auch etwas mehr, als eine unsonst angenommene Meinung wäre, zu den praktischen Maasregeln, die wir in diesen Krankheiten zu nehmen haben, bey

weitem so unentbehrlich nicht sey, als es Viele glauben. Ich will annehmen, was ich doch nicht schlechterdings zugebe, daß wir uns in der Theorie vom Zustande des Gehirns bey Gemüths- und Nervenkrankheiten bisher nicht geirrt hätten; ich will annehmen, was ich noch selbst glaube, daß keine von diesen Krankheiten mit dem natürlichen Mechanismo des Gehirns, des Hirnleins, der Lebensgeister, kurz, der Werkstatte der materiellen Ideen und des Ursprungs aller Seelenwirkungen, bestehen könne; ich will unsonst annehmen, daß eine Zerrüttung oder ein Hinderniß im Mechanismo dieser Theile allezeit die unmittelbare Ursache der Gemüths- und Nervenkrankheiten seyn müsse; ja, was noch mehr ist, als ich beantworten kann, ich will zugeben, daß wir nicht allein diesen Fehler in allen diesen Krankheiten richtig erkennen, sondern auch die Arzneimittel wirklich besitzen, welche diesen unmittelbaren Ursachen abhelfen; und nichtsdestoweniger glaube ich, als ein Practicus, diese ganze Einsicht besitzen zu können, ohne daß sie mir in den Maasregeln meines Verfahrens mit den Kranken zur Richtschnur dienen müßte. Wer in aller Welt hat uns doch wol erwiesen, daß ein Practicus sein Verfahren durchaus wider die unmittelbaren Ursachen der Krankheiten richten müsse? Was würde der für ein Practicus seyn, der mit diesem Grundsatz im Kopfe gegen die Krankheiten zum Streite ziehen wollte? Die allzu große Ausdehnung einer Ader im Haupte ist oft die unmittelbare Ursache der Kopfschmerzen. Allein, ein Practicus würde seltsame Dinge beginnen, wenn er sich hierbey aufhalten, und auf Mittel denken wollte, diese Ader zusammen zu drücken. Er findet vielleicht die sehr entfernte Ursache, welche sie ausdehnt, in einem Feuerstäbchen, das unter dem Nocke einer Matrone verborgen ist, und läßt dieses mit glücklichem Erfolge hinwegnehmen, ohne sich um die kleine Ader im Haupte zu bekümmern. Es ist gewiß, daß die Nymnächten, die fallende Sucht und die Gemüthskrankheiten gemeinlich ihren unmittelbaren Grund in einer verletzten Wirkung des Gehirns und der Nerven haben. Aber unglücklich ist ein Practicus, der, mit dieser Theorie allein versehen, an die

Betten solcher Kranken tritt, und Mittel für das Gehirn sucht. Ein anderer, der, ohne sich an den Zustand des Gehirns zu kehren, den Magen und die Gedärme von dem Schleime, der Galle, den Winden, Würmern und andern unnatürlichen Dingen reinigt, kommt mit solchen Leuten geschwind zu Stande. Es rührt zum Theil von der Verbesserung der Theorien der Krankheiten her, daß die Practici auf Irrungen verfallen, welche den Kranken sehr nachtheilig sind. Man will gar zu weit in die Natur der Krankheiten und die Verbindung ihrer von einander abhängenden Ursachen hinein bringen, und man glaubt gemeinlich, die Krankheiten desto glücklicher zu überwinden, je eine nähere Ursache derselben man entdeckt und bestreitet. Dieses falsche Vorurtheil ist von unglücklichen Folgen. Die nähern Ursachen der Krankheiten sind mehrentheils so tief verwickelt, und hängen von so vielen andern entferntern ab, daß man sie nicht einmal mit Arzneymitteln erreichen, noch weniger gründlich heben kann, ohne die entferntern zuvor aus dem Wege geräumt zu haben. Es ist gewiß, daß die nächste Ursache der Schmerzen und der Schlaflosigkeit in den Nerven und im Gehirne ihren Sitz habe. Wenn man nun glaubt, daß man die nächste Ursache einer Krankheit am ersten bestreiten müsse, so wird man Opium geben, um die Empfindlichkeit der Nerven zu schwächen. Man sollte aber bedenken, daß diese allzu lebhaft empfindung ihren Grund wieder in andern entferntern Ursachen habe, die sich viel leichter aus dem Wege räumen lassen, und der Natur keine solche Gewalt thun. Ist nicht derjenige auf einem Irrwege, der mir wegen eines Dorns im Finger Opium eingiebt, damit der Nerve, den der Dorn reizt, seiner Empfindung beraubt werde, da er vielmehr den Dorn, die entferntere Ursache des Schmerzens, hinwegschaffen sollte? Was hier ein Dorn im Finger ist, das ist die Stockung des Bluts bey dem Seitenstechen; das ist die fressende Schärfe der Fäulniß bey der Ruhr; das ist die Galle bey den Gallenfiebern; das ist die Materie der Gicht, der überladene Magen bey davon herrührenden Kopfschmerzen; das sind die Würmer, der Schleim und die

Blä-

Blähungen bey der fallenden Sucht und den hypochondrischen Schmerzen. Das Vorurtheil, die nächste Ursache der Krankheiten anzugreifen, würde alle Aerzte bewegen, in diesen Krankheiten ihre Hände nach dem Opium auszustrecken, und das wäre doch gleichwol, ohne besondre Bedingungen, sehr übel gethan.

Ich halte es, um der Vollkommenheit der Wissenschaft willen, für löblich und nöthig, die Untersuchung der Ursachen der Krankheiten aufs äußerste zu treiben. Allein, ich fordere billig von einem Practico die gute Beurtheilungskraft, daß er sich unter allen einander subordinirten Ursachen diejenige zu seinem Kampfe aussuche, die er angreifen kann und darf, und daß er stets geneigter sey, es mit dem Inbegriffe aller entfernten, als der nächsten Ursachen, anzunehmen. Zuweilen muß er die unmittelbaren Ursachen angreifen, weil er der entferntern nicht mächtig ist. Allein, diese Nothcuren sind mehrentheils ungründlich. Der Schmerz, welchen ein Stein macht, der durch die Harnröhren geht, muß durch den Angriff seiner unmittelbaren Ursache, nämlich durch die Betäubung der Empfindung gehoben werden. Darum läßt Young seine Kranken erstaunliche Dosen Opium nehmen, und es muß gut gehen. Nichtsdestoweniger wünschte Boerhaave, die Erfindung eines Mittels zu erleben, das den Stein im Körper zermalmt und auflöst, weil er diese Cur für gründlicher hielt, da sie die entferntere Ursache des Steinschmerzens aus dem Wege räumte. Es ist der Natur auch gemäßer. Man zähmt die Wuth der Ueberschwemmungen eines Stroms, da, wo er am Ausflusse ist, nur kümmerlich durch Einteichung der Länder. Könnte man seine Quelle verstopfen oder ableiten, so wäre dem Uebel auf immer geholfen. Die entferntern Ursachen sind die Ueltern der nähern; und wer eine Gattung Insekten ausrotten wollte, könnte zwar, wenn es nicht anders möglich wäre, nur ihre Jungen tödten. Allein, das Mittel würde gründlicher seyn, wenn man die Ueltern der jungen Brut vertilgte. Was nun insbesondere die Gemüths- und Nervenkrankheiten betrifft, so überreden mich viel Umstände, zu glauben,

daß ein Practicus nicht viel dabey verliere, wenn er die ganze Theorie von den unmittelbaren Ursachen dieser Krankheiten im Gehirne fahren lassen müßte; denn er kann seine wenigsten Maasregeln aus dieser Theorie nehmen. Ueberhaupt beruht dieselbe auf Muthmaßungen, weil wir den Mechanismus des Gehirns, und den Vorschub, den es der Seele zur Ausübung ihrer Kräfte thut, nicht verstehen, und wol nimmermehr werden verstehen lernen.

Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich! wenn sie noch die äufre Schaal weist.

Außerdem sind auch unsre Meynungen von den Wirkungen der Arzneyen, die ins Gehirn wirken sollen, viel zu unsicher und unbestimmt, als daß wir unsre Maasregeln darauf gründen könnten. Solchergestalt könnten wir nicht einmal, wenn wir gleich wollten, die unmittelbaren Ursachen der Gemüths- und Nervenkrankheiten, mit Hoffnung großer Erfolge, bestreiten; und die Erfahrung lehret auch in der That, daß damit wenig ausgerichtet werde. Da es nun ohnedem unsre Pflicht ist, unsre Wahl in der Bestreitung der Ursachen der Krankheiten auf diejenigen vornehmlich zu richten, die entweder aus der Quelle selbst, so entfernt sie auch seyn mag, herfließen, oder sich doch in der Nähe mit ihr vereinigen; so kann sich ein Practicus um desto weniger um die Zänkereyen bekümmern, die von den gelehrten Theoristen, wegen des verborgnen Mechanismus des Gehirns und der Lebensgeister, geführt werden.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um einen Gedanken anzuführen, welchen ich mir so vest in den Kopf gesetzt habe, daß man Mühe haben würde, mich eines andern zu überreden. So wie eine vollkommen gute Verdauung den vestesten Grund zu unsrer Gesundheit legt, so glaube ich auch, daß die meisten Krankheiten der Menschen aus den Fehlern der Verdauungskräfte ihren Ursprung nehmen, und daß die Verderbung derselben eine von den allergemeinsten entfernten, und oft auch nähern Ursachen sey, welche ein Practicus bey der Cur menschlicher Krankheiten angreifen kann und muß

muß. Wir sind von dem Mechanismo der Verdauung noch am deutlichsten unterrichtet; wir kennen eine Menge Arzneyen, die den Fehlern derselben abhelfen, und diese Arzneyen dürfen, ehe sie an Ort und Stelle kommen, wo sie wirken sollen, keine so große Verwandlungen ausstehen, als andre, die tiefer in die inwendigen Theile unsers Körpers hinein dringen müssen. Wenn es also erweislich wäre, daß die entferntere Ursache der Gemüths- und Nervenkrankheiten mehrentheils im Unterleibe ihren Sitz hätte, und daß die Zerrüttung des Gehirns und der thierischen Oekonomie bey diesen Krankheiten ursprünglich irgend einen Fehler der Verdauung zum Grunde habe; so würde ein Practicus, ohne Schaden seiner Kranken, die ganze Theorie vom Mechanismo des Gehirns, der Nerven und Lebensgeister bey diesen Krankheiten gar wohl entbehren können. Er würde seine Maasregeln bloß darauf einzurichten haben, daß er den Mechanismus der Verdauungsgliedmaßen wieder in Ordnung brächte, und er würde hierdurch mehr Kranke gründlicher befreien, als durch die künstlichst erfundenen Nervenarzneyen. Ich bin aber der Meynung, daß sich diese Voraussetzung allerdings erweisen lasse; und weil diese einzige Sache in der Praxi für viele Krankheiten zugleich ein Licht geben kann, das Millionen Kranken vortheilhaft ist, so werde ich mir die Freyheit nehmen, dieselbe mit einiger Ausführlichkeit, nach meiner Einsicht, zu erörtern. Es kommt nur darauf an, daß ich beweise, wie die meisten Gemüths- und Nervenkrankheiten ihre entferntere Ursache gemeinlich in einem Fehler der Verdauung haben, und daß also der Grund dieser Uebel, welchen der Practicus mit der besten Hoffnung bestreiten kann und muß, nicht sowol im Gehirne, als vielmehr im Unterleibe gesucht werden müsse.

Es ist überhaupt zwischen den Operationen des Magens und der Seele ein viel zu genauer Zusammenhang, als daß man nicht natürlicher Weise auf die Vermuthung gerathen könnte, daß die Krankheiten des Gemüths auf eine entfernte Weise von dem Verderben der Verdauungskräfte herrühren könnten. Jeder Mensch, der auf sich selbst aufmerksam ist,

ist, wird gestehen müssen, daß er öfters des Vormittags, ehe er was gespeist hat, gewisse Entschließungen faßt, oder Meynungen bey sich vest stellt, die er wieder verwirft, und von einer ganz andern Seite betrachtet, so bald er gegessen hat. Man versuche es mit einer Ausarbeitung, die man des Vormittags mit einem Eifer fortsetzt, der nie erlöschn zu können scheint. Man speise hierauf mit dem besten Appetite, und erneure unter der Mahlzeit den Eifer, gleich nach Tische in dieser Arbeit fortzufahren. Man wird sich wundern, wie der Eifer erkaltet seyn wird, wenn man aufsteht, um fortzufahren. Die Gedanken fehlen, die Einfälle stocken, der Wis ist gelähmt, und die Hitze verslogen. Nicht eher als nach vier bis fünf Stunden kommt die Lust und das Vermögen zur Arbeit wieder, das ist, nicht eher, als bis die stärkste Verdauung vorbey ist. Gesezt aber, die Nothwendigkeit zwänge uns, gleichwol nach Tische fortzuarbeiten, so wird nicht allein alles viel mühsamer von Statten gehen und schlechter gerathen, sondern man wird auch in dieser ganzen Zeit, da man den Verstand angestrengt hat, die Speisen so wenig verdauen, daß man sich bloß durch ein solches Studieren den Magen viel ärger verderben kann, als wenn man sich acht Tage mit Schmausen überladen hätte. Dieser Zusammenhang der Verdauung mit den Gemüthskräften ist zuverlässig; und selbst der größte Arzt der neuern Zeiten, Herr Boerhaave, hat ihn durch eben dieselbe Beobachtung bestätigt. „Ich wundre mich, sagt er, wenn ich aus den Schriften und Gesprächen der Gelehrten vernehme, daß sie der Meynung sind, es stünde in ihrer Gewalt, was sie denken wollten. Die Speise ganz allein kann dieses himmlische Vermögen vernichten. Ein Geometer, der vor der Mahlzeit die schwersten Aufgaben aufzulösen im Stande gewesen, wird von einer starken Mahlzeit stumpf und schläfrig.“ Die fürchterliche Anmerkung, welche der Griechische, Theopompus, vom vielen Fleisshessen macht, daß es uns der Vernunft beraubte, und unser Gemüth träge, unmenschlich, wild, rauh und närrisch mache, scheint nicht sowol auf das Fleisch, als vielmehr auf die von

vielen

vielen Fleisshessen verdorbene Verdauung zu zielen, weil man, wie ich im 29sten Stücke erzählt habe, diese schrecklichen Wirkungen wirklich bey solchen Leuten nur spüret, die rohes Fleisch, das ihnen unverdaulich ist, in Menge genießen. Um deutlichsten aber erhellet der Einfluß der Verdauung in die Gemüthskräfte bey den elenden Thoren, die im ersten Grade der Hypochondrie leben. Es lebt kein Hypochondrist auf Erden, dessen Verdauungskräfte ganz unverfehrt wären, und der nicht wenigstens in einem besondern Capitel ein Thor zugleich ist. Man kann die Beschreibung dieser Krankheit in meinem 25ten Blatte lesen; und die Seltenskeit des Charakters aller dieser Leute von übler Verdauung wird keinen Zweifel übrig lassen, daß nicht ihr Magen und ihr Verstand sehr nahe mit einander verwandt seyn müssen.

Eben so wie der Magen in den Verstand wirkt, übt er auch sein Regiment über die Triebe und Leidenschaften aus. Shaw erzählt von den Löwen, daß sie nach einer starken Mahlzeit so unmuthig und furchtsam werden, daß sie die Mägde mit Prügeln und Schimpfwörtern fortjagen können. Allen Thieren und Menschen wird in den Stunden der Verdauung, aus Mangel der Triebe, die Arbeit sauer und beschwerlich. Alle starke Leidenschaften, Liebe, Schwermuth, Traurigkeit, Schreck, Zorn, Aergerniß, auch eine große Freude, benehmen uns im Augenblicke den Appetit zu speisen, ob wir gleich nicht gesättigt sind. Da aber bey guten Verdauungskräften ein lediger Magen natürlicher Weise Appetit erregt, so müssen nothwendig diese Leidenschaften die Verdauungskräfte in Unordnung bringen; und dieses erhellt noch deutlicher aus dem Bespiere der Traurigkeit zweier Frauenzimmer, das Junker erzählt, welche, so oft sie die Sterbelieder gehört, die ihren geliebten Brüdern zu Grabe gesungen worden, ein Erbrechen bekommen, welches den ganzen Gesang hindurch gedauert hat. Nimmermehr könnten die Leidenschaften so in die Verdauungsgliedmaßen wirken, wenn nicht diese wieder in sie zurück wirkten. Der Ekel erklärt dieses noch mehr.

Man esse die leichteste und gesündeste Speise mit dem besten Appetite, und lasse sich inzwischen etwas eckelhaftes erzählen; so wird diese Speise zurückkehren, als ob sie dem Magen ein Gift wäre. Ja, man mache denselben Versuch außer der Mahlzeit, wenn an nichts weniger, als an Speisen gedacht wird; gleichwol wird der Eckel zu allen Zeiten und bey allen Menschen diese unterscheidende Wirkung haben, daß er den Magen krampfhaft zusammenzieht, und die Bewegung der Gedärme umkehrt. Der Zorn wirkt eben so unterscheidend in den einen Verdauungsfaß, die Galle, und in den andern den Speichel, den er vergiftet. Die Selbstsucht, die er so oft hervorbringt, ist eine Krankheit, die ihre ersten Wirkungen in der verdorbenen Verdauung und in einem unerträglichen Magenweh äußert. Die Wirkungen des Schreckens und Zorns erfordern Rhabarber, eine Arznei, die die Verdauungskräfte unterstützt. Die Furcht erregt den Durchlauf, (S. das 131ste Stück des Arztes,) eine Krankheit der Verdauungsgliedmaßen. Wenn die Begierden des Hungers und Durstes sehr lebhaft werden, so erfolgt eine häufige Ergießung des Speichels, der ein unentbehrlicher Verdauungsfaß ist. Wiederum, wenn die Verdauungsfaße in einem ledigen Magen liegen, so erregen sie in demselben diese Triebe des Hungers und Durstes, so, daß viele Leute dieselben wirklich kaum für Begierden der Seele, sondern bloß für Empfindungen des Magens halten, die sie vielleicht auch nur sind. Zuweilen werden diese Triebe so unbandig, daß man sie für Arten von Gemüthskrankheiten halten kann; und von diesen wütenden Trieben findet man die Ursachen im Bauche. Blasius entdeckte die Ursache eines heftigen Hungers in geronnenem Geblüte, das sich in den Magen ergossen hatte; Rioian fand sie in einer ungewöhnlichen Struktur des Magens und im Mangel der Falten in den Gedärmen; Sildan und Bontius fanden sie in Fehlern der Milz, welche dem Magen ihr Blut zuführt, und letzterer in einer Verstopfung und Fäulniß der Milchaderhaut, wovon die dürrsichtigen Kinder ihre Fressucht herhaben. Ein doppelter pancreatischer Gang, ein zäher Schleim

Schleim im Grimmdarme, eine Fäulniß des Magens, und dergleichen Fehler der Verdauungsgliedmaßen viel mehrere, haben, wie die Beobachtungen lehren, den unmäßigen Hunger und Durst bey verschiedenen Kranken erregt.

Die Sinne selbst haben einen Zusammenhang mit dem Magen, der nicht so ganz gering zu achten ist. Wenigstens habe ich in meinem 138sten Stücke gezeigt, daß man durch Brechmittel den schwarzen Staar curiren, und Blinde zuweilen sehend machen könne. Ein gewisser neuerer Schriftsteller erzählt, daß ein Tauber, welcher durchs Gehör gar keinen Ton zu empfinden vermochte, die Wirkungen der Taubne dennoch mittelst eines besondern Gefühls empfunden habe, das seinen Leib bis in die Füße durchdrungen, und von da wieder in die Höhe gestiegen, bis es in der Gegend des Magens und Zwerchfells stehen geblieben. Ein starker beißender Geruch wirkt auf das Zwerchfell, und verursacht ein heftiges Niesen; es ist aber jedermann bekannt, wie genau die Berrichtungen des Zwerchfells und Magens zusammenhängen. Der Geschmack einer Speise oder eines Getränks erregt einen Zusammenfluß des Speichels im Munde, der auf die Beförderung der Verdauung zielt, und die Entledigung des Magens allein kann eine Einbildung dieses Geschmacks hervorbringen, welche eben denselben Zusammenfluß des Speichels wirkt. Was das Gefühl betrifft, so werde ich künftig einen sehr deutlichen Zusammenhang der Gliederschmerzen mit den Berrichtungen der Verdauungsgliedmaßen zeigen; und, überhaupt von der Sache zu reden, so ist der Zusammenhang der Seelenwirkungen mit der Verdauung schon von so vielen Aerzten eingesehen worden, daß er darum allein unmöglich ein von guten Gründen entbloßter Einfall seyn kann.

Die alten Weltweisen und Aerzte hielten das Zwerchfell für den Sitz der Seele; denn in ihm hielt sich, wie sie glaubten, der Verstand auf. *νῶς καὶ διάνοια*. Das, was die Römer *Præcordia* hießen, nemten die Griechen *Πρόσπερα*, welches Wort von *Πρόν*, Geist, herkommt, und bey den Aerzten eben so viel bedeutet, als *διαφραγμα*. Es ist aus Beobachtun-

achtungen des van Helmont, des Hofmanns, und, wenn etwas daran läge, auch mir aus Erfahrung bekannt, daß ein heftiger Schlag in die Herzgrube, oder in die Gegend des obern Magenmundes, augenblicklich tödte. Schon Hippocrates rechnete diese Gegend des Leibes mit zu denen vom ersten Range. *τόπος επικαιρος*; weshalb er auch in seinen Prænotionibus und Aphorismen sagt, daß die Wunden des Zwerchfells allemal tödlich sind. Man hat sich nicht daran zu kehren, daß bald das Zwerchfell, bald der Magen, als derjenige Ort angegeben wird, welcher gleichsam die Stelle des zweyten Gehirns vertritt, weil die Verrichtungen des einen dieser Theile nie sehr leiden können, ohne zugleich die Verrichtungen des andern zu stören. Van Helmont betrachtete wirklich die obere Mündung des Magens als einen Mittelpunkt, woraus nach allen Gegenden Leben und Wärme hervor strahlen, und kurz, als den Sitz des Principii vitalis, oder dessen, was er die sinnliche Seele (*animam sensitivam*) nennt. Von hier nehmen, seiner Meynung nach, die blasse Farbe, das Zittern der Glieder, der Schwindel, die Ohnmachten, der Abergwitz, die Lähmungen, u. s. w. und alle diejenigen Krankheiten ihren Ursprung, welche den Lebenskräften hinderlich fallen. (*Quæque vitæ frenos gestare videntur.*) Er hatte schon sehr wohl bemerkt, daß Gram, Traurigkeit, ja selbst Lust und Freude, eine gewisse besondre Empfindung in der Herzgrube verursachen. Unter den neuern Aerzten hat ein Ungenannter in einer Schrift: *Specimen novi medicinae conspectus*, welche erst im Jahre 1751 bey Guerin in Paris, in Octav herausgekommen, die sogenannte *regionem epigastricam*, worin der Magen und das Zwerchfell liegt, für einen Mittelpunkt erklärt, worinn sich, wie im Gehirne, die Kräfte unsers Leibes vereinigen. Er setzt die Verrichtungen dieser Theile mit den Verrichtungen des Gehirns und Hirnskeins in die allergenaueste Verbindung, und nennt das Zwerchfell das zweyte Gehirn, und die Unruhe in unserm Körper, welche allen Eingeweiden Kraft und Bewegung mittheilt. Er beruft sich, unter einer großen Menge andrer Gründe,

Gründe, auf eine Beobachtung des Herrn Petit, welcher den Ursprung des *nervi intercostalis* in die *regionem epigastricam* setzt. Allein, ohne sich auf dergleichen streitige Erfahrungen zu gründen, hätte er nur nöthig gehabt, sich auf die erstaunliche Menge von Nerven zu berufen, die sich in dieser Gegend, und besonders im Zwerchfelle, vertheilen. Denn auffer den beyden Zwerchfellsnerven, (*nervis diaphragmaticis*) welche aus dem dritten, vierten und fünften Paare der Gehirnnerven ihren Ursprung nehmen, bekommt es noch beträchtliche Zweige vom *intercostali*, und dem herumerschweifenden Paare, (*par vagum*) wodurch es mit allen Eingeweiden verknüpft wird; daher hält es der Verfasser mit Recht für den wahren Mittelpunkt des Systems aller Häute und Sehnen des menschlichen Körpers. Sein ganzes Gewebe, seine Lage und Beweglichkeit, seine Vereinigung mit dem Herzbeutel, sein merklicher Zusammenhang mit der Rippenhaut (*pleura*) und dem Darmsfelle, (*peritonæo*) welche beyde Häute zusammen genommen, alle Eingeweide umgeben, und wodurch es also mit allen Häuten in unserm Körper verknüpft wird, seine Wirkung, die es vornehmlich auf den Magen und die Gedärme äussert, endlich auch die Länge seiner Fortsätze, welche vielleicht noch viel weiter fortgehn mögen, als sie Albinus selbst verfolgt hat; alles dieses scheint in der That das Zwerchfell und dessen Verrichtungen mit allen andern Theilen und ihren Verrichtungen in einen wechselseitigen und starken Zusammenhang zu setzen, besonders da, nach dem Zeugnisse der besten Zergliederer, die vornehmsten Eingeweide des Unterleibes, die alle zur Verdauung mitwirken, die Leber, die Milz, der Magen und die Gedärme, der Bewegung des Zwerchfells zu folgen genöthigt sind. Dieses System der Häute, so durch den ganzen Leib hindurch ausgespannt ist, ist es eigentlich, was der Verfasser das *organum generale externum* nennt, und das durch seine Gegenwirkung, oder den wechselseitigen Zusammenhang mit den innern Kräften, in die thierischen Bewegungen des Leibes einen so ungemeinen Einfluß hat. Für dieses System haben sich fast zu gleicher Zeit mehrere von den neuern Aerzten,

und die Tollheit seyn. Ich gebe zu, daß die nächste Ursache dieser Krankheiten in der Werkstatt der Ideen, dem Gehirne, liege. Allein, ausserdem daß sie, wenn sie darin allein ihren Grund haben, mehrentheils unsrer Cur spotten, beweise ich auch, daß sie öfters von entferntern Ursachen im Unterleibe herrühren, welche entweder die Werkstatt der materiellen Ideen so wenig verändern, daß selbst der Zergliederer keinen merklichen Fehler darin entdecken kann, oder doch bloß durch die Cur der fehlerhaften Verdauung gehoben werden können, ohne daß man nöthig haben sollte, sich mit der Cur des Gehirns vergebliche Mühe zu machen.

So lange die Arzneykunst in der Geschichte bekannt ist, haben auch schon die Aerzte den Grund der melancholischen Schwermuth, und die höhern Grade dieser Krankheit, nämlich den Wahnsinn (mania) und die Tollheit (furor) in denjenigen dicken, groben und schwarzen Säften gefunden, welche sie mit dem Namen der schwarzen Galle belegten. In dieser Theorie sind, zur Ehre der Kunst, Hippocrates und Boerhaave, und alle große Aerzte, die zwischen ihnen gelebt haben, einig. Wenn wir nun fragen: Woher dieser dicke Theil unsers Bluts entspringe; was ihn verhüte; wo er sich vest setze; wo der eigentliche Schauplatz des Elendes sey, das er hervorbringt; auf welche Weise er ins Gemüth wirke, und durch welche Mittel diese Folgen desselben in der Seele wieder vernichtet werden? so muß sich entdecken, ob wir vernünftiger Weise die Schwermuth und den Wahnsinn durch Arzneyen, die in das Gehirn, oder durch solche bestreiten müssen, die in die Gliedmaßen der Verdauung wirken, unter welchen ich alle begreife, die etwas Wesentliches zur Verwandlung der Speisen in einen gesunden Milchsaft beitragen, als den Magen, die Gedärme, das Sekröse, die Leber, die Milz, das Zwerchfell, die Magendrüse, die Drüsen der Gedärme, u. s. w.

Wenn Boerhaave erklären will, woher die schwarze Galle ihren Ursprung nehme, so führt er folgende Stücke an: „Das eifrige, Tag und Nacht fortgesetzte Nachdenken und Wachen; die heftigen sowol freudigen, als traurigen

Se

„Gemüthsbewegungen; öftere schwere Arbeit in trockner und heißer Luft; unmäßige Wollust; schwere, harte, trockne, erdigte Speisen, deren Genuß bey Ruhe und Unthätigkeit des Körpers lange fortgesetzt wird; eben dergleichen Getränke; geräuchertes, getrocknetes und eingesalznes Fleisch, besonders hartes und zähes von alten Thieren; unreife Früchte; Speisen von ungegohrtem Mehle; zusammenziehende, verdickende, kühlende Arzneyen, und dergleichen langsame Gifte, und lange anhaltende oder oft wiederkehrende Fieber, die keine gute Krise haben, und wobey nicht genug Flüssiges gebraucht worden ist.“

Alle diese Dinge verdicken das Blut, und erzeugen die schwarze Galle, in so fern sie das Flüssigste des Bluts verzehren oder ausjagen, oder auch demselben allzu zähe und grobe Nahrungsäfte zuführen. In diesem ganzen Register findet man die Hindernisse der guten Verdauung der Speisen; selbst das eifrige Studiren verdirbt die Verdauung, wie ich im vorhergehenden Stücke angemerkt habe, und die heftigen Leidenschaften verursachen eine Ergießung oder auch Zurückhaltung der Galle, welche dem Blute seine dicke Schwärze geben können. Die groben Speisen machen keinen Bauren dickblütig noch melancholisch, weil er sie gut verdauet; und darum setzt Boerhaave die Ruhe und Unthätigkeit des Körpers hinzu. Galenus, und selbst Hippocrates, gab schon zu seiner Zeit eben dergleichen Speisen, als die Materien, aus welchen die melancholischen Säfte erzeugt werden: „Alles harte, besonders gesalzne Fleisch, große Fische, zähe, schleimigte Speisen und Gemüse, dicke, schwarze Weine und alten Käse.“ „Der Grund einer solchen Melancholie, sagt Galenus, liegt gemeinlich in rohen, unverdaueten Speisen; denn darauf folgen viele Blähungen, welche aus jeder Speise aufsteigen, und sich in den Hypochondren aufhalten, wie auch saures, stinkendes, thranigtes Aufstoßen, obgleich dergleichen Speisen nicht genossen worden, wobey zugleich mehrentheils Verstopfungen des Leibes sind.“

Der Ursprung der schwarzen Galle, der Materie der Schwermuth und des Wahnsinnes, wird also in den meisten

Fällen darin zu suchen seyn, daß wir entweder unverdauliche Dinge genießen, oder eine Lebensart führen, welche sie uns unverdaulich macht, daß wir entweder zu viel herbe, schwere, oder zu wenig Getränke trinken, oder eine Lebensart führen, worin wir mehr Flüssiges verschwenden, als wir durchs Trinken ersetzen. Das heißt, alle Ursachen der schwarzen Galle beruhen auf einem Fehler der Diät im Essen und Trinken, oder der Verdauung. Dieses erklärt uns, was Trallianus versichert, er habe die meisten Melancholicos nicht sowol mit Arzneien, als durch die Speisen und Getränke (victu) curirt; und was für Speisen nahm er zu dieser Cur? Leichte Speisen, Hühnerfleisch, Fische aus Bächen, die über Kiesel rieseln, Krebse, Sallat, Malven, Endivien, u. s. w. Eben dieses ist die Diät, welche Boerhaave und van Swieten wider die schwarze Galle verordnen. Das viele verdünnende Getränk ist zu eben der Absicht dienlich; und unter allem Mangel flüssiger Sachen, welcher die Schwermuth erzeugt, ist der Mangel der Verdauungssäfte am nachtheiligsten. Daher kann allein der häufige Auswurf des Speichels in den Stunden der Verdauung melancholisch machen, wie ich im 75ten Blatte gezeigt habe. Aretäus hat schon angemerkt, daß die Ursachen, welche die Melancholie, nachdem sie curirt worden, wieder hervor bringen, üble Diät im Essen und Trinken, (error in victu) und Jorn sey, der in die Leber und Gallenblase wirkt.

So wie also der Grund der Schwermuth fast durchgängig in einer fehlerhaften Verdauung liegt, so sind auch die Mittel, sie zu verhüten, keine andre, als die die vollkommenste Verdauung unterhalten, welche sich auf die Wahl und Proportion der Speisen und Getränke, und auf eine Lebensart gründet, die die Verdauungskräfte in Stand setzt, aus ihnen die beste Nahrung zuzubereiten.

Wenn durch Vernachlässigung dieser Regeln die schwarze Galle schon im Blute herrscht, und die Melancholie ihren Anfang nimmt; so setzt sie sich alsobald in gewissen Theilen unsers Leibes fest, und es wird nun darauf ankommen, ob sie sich, indem sie diesen traurigen Unsinn erregt, zum Gehirn,

hirne, oder zum Magen wende? Ich will meine Zeugen reden lassen.

Galenus sagte, daß der lange anhaltende Unsinn von einer Krankheit des Zwerchfells herrühre. Hippocrates prophezeihete denen, die in der Gegend der Milz ein Pochen empfanden, Verrückung des Verstandes, und wenn sie dabei die Augen unruhig dreheten, bevorstehenden Wahnsinn. Aurelian beobachtete, daß den Schwermüthigen durch Brechen und Purgiren schwarze Galle abginge, und er zählte unter die Kennzeichen der Melancholie eine Geschwulst vor dem Magen, Unverdaulichkeit, faulendes Aufstoßen, Rumor der Gedärme, und ein Erbrechen und Purgiren, womit Unreinigkeiten von mancherley Farben ausgeführt werden. Alle diese und so viel hundert andre Beobachtungen der alten Aerzte, haben die neuern den wahren Sitz der Materie der Schwermuth und des Unsinnns kennen gelehrt, und sie fanden denselben im Unterleibe. „Der Grund der Melancholie, sagt Ettmüller, liegt stets, als die innere entfernte Ursache, in der Gegend der Hypochondern verborgen. Eine schädliche Schärfe hat im Magen und in den Gedärmen die Oberhand, und darum sind diese Leute so freßsüchtig.“ Boerhaave und der Herr van Swieten lehren dieselbe Sache ausdrücklich. „Wenn die im Blute befindliche schwarze Galle dicker, zäher und unbeweglicher wird, sagt Boerhaave, so muß sie nothwendig in die hypochondrischen Gefäße getrieben werden; denn dieses erfordert die Natur dieser Galle, die Lage und Beschaffenheit dieser Gefäße, und die hydraulischen Geseze. Sie wird also daselbst sich überhäufen und stocken, und alsdann heißt diese Krankheit die Hypochondrie, welche die Milz, den Magen, die Magendrüse, das Netz und das Gekröse einnimmt.“ Wir sehen hier den Schauplatz der Hypochondrie, den ich in meinem 25ten Blatte mit der schwermüthigen Thorheit beschrieben habe, die sie begleitet. Es ist demnach nicht das Gehirn, wo man, nach den Gesezen der Natur, den Sitz der Materie der Schwermuth suchen muß. „Obgleich die schwarze Galle zu verschiedenen Theilen des Leibes hingeleitet werden kann,

„sagt der Herr van Swieten, so wird sie doch am allermeisten in die Eingeweide des Unterleibes niedergelegt, wo sie sich vestsetzt.“ An einem andern Orte schreibt er also: „Aus den praktischen Beobachtungen erhellet, daß sich zuweilen ein solcher schwarzer Schlamm, der von geronnenem Blute ganz verschieden ist, in den Eingeweiden des Unterleibes anhäufet. Kann man nicht diese Materie mit Rechte eine schwarze Gallenennen, da sie sich gemeinlich bey der Werkstatt der Galle, der Leber, oder in denjenigen Eingeweiden sammelt, deren Blutadern ihr Blut durch die Pfortader der Leber senden, und ihr die Materie zuführen, woraus sie die Galle verfertigt? Diese Materie wird also von dem Orte, wo sie sich aufzuhalten pflegt, Galle, und von ihrer Farbe, schwarz genennet. Hierzu kommt, daß selbst die gelbe Galle in eine solche dicke und zähe schwarze Materie ausarten kann, und die wird doch gewiß den Namen der schwarzen Galle verdienen, u. s. w.“ Was den Wahnwitz betrifft, welcher nur ein höherer Grad der Melancholie ist, so stimmt dieser vortrefliche Arzt dem bey, was Aretæus sagt. Er sagt aber, daß gemeinlich der Sitz der Wuth und des Wahnwitzes die Eingeweide sind. Boerhaave setzt in seinem Werke von den Nervenkrankheiten, die verdorbene Einbildungskraft bey dem Wahnwitze, billig ins Gehirn: allein wenn er die entfernten Ursachen desselben erzählt, so sind es Fehler in der Gegend des Magens, Verletzungen des Darmgefäßes, Darmbrüche, der Stein, Verstopfung der Gedärme, wie bey dem Miserere, Unreinigkeiten in den Verdauungswegen, schwarze Galle, Gifte, u. dgl.

Unter den allerneuesten Schriftstellern hat der portugiesische Arzt, Herr Payva, dessen ich neulich gedacht habe, den Unsinn eines gewissen hypochondrischen Mannes, und seine Lähmung, der Wirkung der schwarzen Galle auf die Nerven des Unterleibes zugeschrieben, und er behauptet, daß sie durch den Reiz des Zwerchfells, vermöge des Zusammenhangs desselben mit dem Kopfe, diesem Manne den Kopf verrückt habe. Man sieht also hieraus eine entscheidende Uebereinstimmung der Theorien der ältesten und neuesten Aerzte von dem

dem Sitze derjenigen Materie, welche die melancholischen, wahnwitzigen und tollen Leute verrückt macht. Ich könnte noch einen handgreiflichen Beweis vom Hippocrates anführen; allein er wird nicht eher überzeugend seyn, als bis ich in der Folge gezeigt haben werde, daß die fallende Sucht aus einer verdorbenen Verdauung ihren Ursprung nehme. Dieses zum voraus gesetzt, so könnte Hippocrates nichts Deutlicheres und Beweisenders sagen, als: „die allermeisten Melancholischen pflegen fallsüchtig zu werden, und die Fallsüchtigen werden melancholisch.“ Wenn dieses ist, o! so können wir gewiß wissen, wo die Melancholien zu Hause gehört.

Lasset uns ihren Schauplatz betrachten. „Das erste, sagt van Swieten, was man an schwermüthigen Leuten bemerkt, ist ein drückendes Gewicht vor dem Magen, das nicht, wie das von hypochondrischen Krämpfen, abwechselt, sondern nie völlig verschwindet.“ Außerdem klagen die Melancholici, nach Boerhaavens Beobachtungen, Angst vor der Brust, Ueberladung, besonders nach dem Essen und Trinken, und kurze Lust. Alle Verdauungssäfte sind verdorben und unkräftig; die Speisen machen ihnen bald Säure, bald Brennen, bald faulendes Aufstoßen; und Blähungen, Krämpfe, Verstopfungen und Verhärtungen des Leibes, und Gelbsucht, sind ihre gemeinsten Zufälle. Was schon Aretæus wußte, daß Melancholici bald freßsüchtig, bald nicht zum Essen zu bereden sind, und doch in beyden Fällen stets mager bleiben, bestätigt van Swieten und jeder Practicus. Es giebt melancholische Leute, die kaum alle acht Tage mit großer Angst Oeffnung des Leibes bekommen. Garnier mußte einem Wahnwitzigen, der Mauerfalk gefressen, und sich damit eine Verstopfung von vierzehn Tagen zugezogen hatte, vierzig Gran Colloquintenküchlein im Elystier geben, worauf die Tollheit beynähe gänzlich nachließ. Schenk erzählt Bayspiele, da eine solche Verstopfung drey Monate und drey Tage angehalten, und da eine melancholische Person binnen acht Jahren weder Oeffnung des Leibes, noch Schweiß, noch Harn, noch Geblüt gehabt, und nur dadurch bey dem Leben er-

halten worden, daß man ihr alle drey Tage ein Clystier beygebracht. Eine andre melancholische Person hat erst sechs Monate lang keinen Urin gelassen; und als dieser endlich geflossen, hat sich der Leib vier Monate lang verstopft. Endlich sind beyde Ausführungen weggeblieben, und der Urin ist durch die Herzgrube häufig ausgeschwitzt. Ramsley sahe auf den Schiffen einen plötzlichen Wahnsitz mit Zuckungen und Erbrechen von den Speisen entstehen, die in ungereinigten kupfernen Geschirren zubereitet worden waren. Herr Kohen curirte einen Rasenden mit wiederholten Brechmitteln, wobey immer einige Spulwürmer abgingen. Herr Steel gab den Wahnsitzigen im Anfange etlichemal das vitrum antimonii ceratum, welches ein starkes Erbrechen und Purgiren verursacht, und war, als ein besonders glücklicher Arzt bey Wahnsitzigen, berühmt. Ein junger Mensch zu Vitry le François, der eine vortrefliche Leibesbeschaffenheit hatte, wurde nach einer starken und ängstlichen Leibesbewegung fast einen ganzen Monat verstopft, ohne daß er weniger, als vorhin, gegessen hätte. Davon ward er schwindlicht, gichtisch, engbrüstig, hatte Kopfsweh, und die meisten von den Zufällen, welche hysterische Weiber klagen. Weiterhin hatte er Zufälle, die der fallenden Sucht ähnlich waren. Endlich verkannte er Jedermann, und ward rasend. Man führte seinen Unrath aus, und stärkte seine geschwächten Gedärme, und er ward wieder der gesundeste Mensch. Es giebt in den Schriften der praktischen Aerzte Beyspiele genug, daß Würmer, Schleim, Gifte, u. s. w. allein den Wahnsitz verursachen können. Aber dieses ist noch nicht alles. Wir wollen noch die Zergliederer hören.

Zwinger hat den Körper eines rasenden Menschen untersucht, und sowol die Eingeweide, als den obern Magenmund entzündet, die Lungen voll schäumendes Blut, und das Zwerchfell ebenfalls entzündet gefunden. Man liest im Bonetus eine ausdrückliche Wahrnehmung von einer eingewurzelten Albernheit, da das Gehirn völlig gesund und unverfehrt, hingegen die Eingeweide des Unterleibes und der Brust verdorben gefunden worden. Herr le Cat öffnete einen

einen aberwitzigen Kerl, der seine Vernunft in einer Bleycolik verloren hatte, und fand in seinem Gehirne nichts Ungewöhnliches, hingegen nur den Grimmdarm und die Gallenblase, die ganz blaß war, voller unterlaufener schwarzblauer Flecken. Alles übrige war gesund. Herr le Cat macht hierbey die folgende Anmerkung: »Diese Beobachtung vereinigt sich mit einer Menge andrer, welche beweisen, daß das Delirium oft seinen Sitz nicht, wie Jedermann glaubt, im Kopfe, sondern in den Eingeweiden des Unterleibes habe; daß der Wahnsitz oft eben daher entspringe; und daß das Beywort, hypochondrischer Leute, das unsre Väter denen gegeben haben, die mit den Anfällen eines solchen Unsinn behaftet gewesen, ein Beweis sey, daß sie schon eingesehen haben, es kommen diese Berrückungen der Vernunft von einer Ursache her, die ihren Sitz in den nervigten Theilen unter der Brust hat.« Ich könnte dem Herrn le Cat eine Stelle von Shaw entgegen setzen, welcher sagt: »In den eröffneten Wahnsitzigen findet man nichts Ungefundes, als etwan (forlan) eine Verhärtung der äussern Hirnhaut, welche vermuthlich die freyen Bewegungen derselben verändert.« Allein, das Forlan und das Probabiliter benehmen mir schon allen Muth. Dagegen lese ich, daß bey einem, der unaufhörlich aufs heftigste geraset, das Zwerchfell in seiner Mitte knochigt, und anderthalb Linien dick gewesen. Von einer andern albernem Person, die so wenig Vernunft übrig hatte, daß sie ihren eignen Koth fraß, und drey Jahr in diesem Zustande zubrachte, hat Wepfer angemerkt, daß sie endlich einen breiten Wurm von sich gegeben, worauf sie sogleich genesen. Die Macht der Dummheit von diesem einzigen Wurme war so groß, daß sich diese Person nach der Genesung nicht des allergeringsten mehr erinnern konnte, was binnen diesen dreyen Jahren mit ihr vorgegangen war. Wie oft überhaupt die schlaflose Melancholy, und auch diejenigen Arten, so mit Betrübniß und Zorne verbunden sind, von Steinen in der Gallenblase herrühren, davon kann man bey dem Schenk häufige Beyspiele finden. Noch häufiger sind die, wo die Ursachen dieser hypochondrischen Melancholy ganz offenbar

und unwidersprechlich im Unterleibe liegen. Man findet hiervon die Zeugnisse vieler Schriftsteller zu großen Schaaren bey dem Bonetus.

Es kömmt nun darauf an, überhaupt zu zeigen, ob diese im Unterleibe verborgenen Ursachen des Unsinn, besonders, ob die schwarze Galle nicht etwa Wege finden könne, um ins Gehirn zu dringen, und daselbst die Werkstatt des Verstandes zu verrücken? Gesezt, daß dem also wäre, so ist doch der Quell des Uebels im Unterleibe; und diesen zu verstopfen, muß überall, wo es möglich ist, die Regel des Arztes seyn. Allein, es ist eine schon zugestandene Sache, daß eine Ursache im Unterleibe, die diese Grenzen nie verläßt, bloß durch den Zusammenhang der Nerven, Häute und Adern, den Kopf völlig verrücken könne. So sind die Würmer, und die Beyspiele der Thoren, deren Gehirn unversehrt gemessen. Gemeinlich, sagt Galenus, ziehen die ursprünglich verletzten Theile der Hypochondern das Haupt mit in den Zusammenhang, und verursachen Unsinn, fallende Sucht, Schlassucht, Melancholie, vom schwachen Magen, vermöge seines Zusammenhanges mit den Nerven und dem Gehirn. Der Magenmund, sagt er anderwärts, kann durch seinen Zusammenhang, Ohnmachten, Unsinn und Convulsionen verursachen. Hippocrates wußte schon, daß die Hirnwuth davon entstehen könne, wenn die erregte Galle sich nach den Eingeweiden und dem Zwerchfelle wendete. Helmontius hat diese ihm wohl bekannte Art der Wirkung eines entfernten Theils in einen andern durch den ihm eigenen Ausdruck einer actionis regiminis erklärt. Der Herr van Swieten nimmt nicht allein diese Art der Wirkung an, sondern gesteht auch, daß er sie, nachdem er sie vom Boerhaave vernommen, oft vollkommen wahr befunden. Ich werde künftig etwas aus dieser schönen Stelle, im Commentario zum 701sten Aphorismo, anführen, um den Herrn Practicis eine gute Erinnerung zu geben. Ist können mirs ein Paar andre Stellen thun. Es können alle Wirkungen des Gehirns in Unordnung gebracht werden, obgleich die Ursache dieser Krankheiten nicht

im

im Gehirn, sondern in andern Theilen liegt. Die Materien, welche sich in der Gegend des Magens sammeln, verrücken den Kopf am allermeisten. Daher kann die daselbst liegende schwarze Galle das Gehirn angreifen, den stärksten Unsinn, die seltsamsten Einbildungen und die größte Wuth hervorbringen, obgleich keine Dünste von der schwarzen Galle zu Kopfe gestiegen sind. (van Swieten Comm. T. 3. p. m. 489.) Wenn diese Materie ausgetrieben ist, werden die Berrichtungen des Gehirns vollkommen wieder hergestellt. (p. 506.) Wenn die schwarze Galle mit dem Blute zum Gehirn geführt wird, so kann sie daselbst unmenschliche Wuth verursachen. Eben dasselbe kann aber auch geschehen, obgleich nichts von ihr zum Gehirn kommt, sondern wenn sie nur da, wo sie in den Eingeweiden vest sitzt, bössartiger wird. (p. 520.)

Nun ist mir noch die Untersuchung übrig, durch welche Mittel die Materie der Schwermuth aus dem Körper herauszuschaffen sey; und wenn dieses keine Nervenarzneyen seyn müssen, so hoffe ich, daß man mir bey den Arten des langwierigen Unsinn zugestehn werde, daß sich ein Practicus in den wenigsten Fällen mit der Cur des Gehirns oder mit Nervenarzneyen, sondern mit solchen, die die Verdauungskräfte befreien, abgeben müsse.

Es ist möglich, daß Wuth, Wahnsiz, Unsinn und Melancholen von leidenschaften, von Verletzungen des Gehirns und andern Ursachen entstehen, die ich wegen derer, die im Unterleibe wohnen, ungewöhnliche nennen will. Herr Günz hat in fünf wahnwitzigen Personen Steine in der Zirbeldrüse gefunden; Herr Röderer hingegen suchte sie in dreyen solchen Personen vergebens, und fand sie hingegen oft in andern Körpern, die doch einen gesunden Verstand gehabt hatten. Was vermögen wir doch wol wider diese Uebel mit unsern Arzneyen für das Gehirn? Van Helmont sagt es: Die schlimmsten Rasereyen sind die, wobey die Materien, die ausgeführt werden, untadelhaft sind, weil sie entweder stets fort dauern, oder zu gewissen Zeiten wieder kommen; das hingegen hören solche von selbst auf, wenn man die Unrei-

„nigkeiten ausgeführt hat.“ Der Herr van Swieten setzt dieses Urtheil fort: „Wenn der Wahnsinn von schwarzer Galle entsteht, so hat man Hoffnung, die Krankheit durch die Ausführung der Materie zu heben; wird aber das Gehirn von heftigen Leidenschaften so angegriffen, daß Wahnsinn darauf folgt, so ist offenbar, daß der Arzt nicht genugsam verstehe, wie das Gehirn verändert worden sey, und durch welche Mittel ihm geholfen werden müsse. Dergleichen Wahnsinn hat der Herr van Swieten bey zornigen Wöchnerinnen wahrgenommen, und er ist sehr gemein. Ich kann erweislich versichern, daß ich denselben bey verschiedenen mit eben den Mitteln gehoben habe, die ich allen Wahnsinnigen von schwarzer Galle verordne; und dieses macht mir Hoffnung, daß diese Art des Wahnsinnes nicht oft zu den ungewöhnlichen gehören werde, von welcher wir nun gehört haben, daß dabey unsre Hülfe nichts sey. Was soll indessen ein Arzt dabey versuchen? Soll er nicht Nervenstärkungen verordnen und Hirnschädel? Ich will wiederum mit dem großen Schüler des Boerhaave antworten: „Wenn der Unsinn nicht von vorhergegangener schwarzer Galle entsteht, gebraucht man, außer dem Blutlassen, gelinde Purganzen; denn von heftigen bleibt eine ewige Albernheit zurück. Helfen diese nichts, so mag man die heftigen versuchen.“

Nach diesem Rathe, der doch, wie ich hoffe, ein ziemliches Gewicht hat, obgleich keine Nervenarzneyen vorgeschlagen werden, können wir errathen, was die gewöhnlichen Arten des Unsinnigen von schwarzer Galle für eine Cur erfordern werden?

Der glückliche Wahnsinnige, dessen Horaz im zweyten Briefe seines zweyten Buchs gedenkt, ward mit einem Brechmittel, mit Nieswurz, von seiner Narrheit befreyet. Willis entschuldigte den Gebrauch, welchen Hippocrates von der Nieswurz machte, weil er keine bessere Arzneyen kannte, und schlägt zur Cur gelindere Purganzen und Brechmittel vor. Kermüller setzt den Grund der Cur der Melancholie und des Wahnsinnes in öftere starke Brechmittel und Purganzen. Boerhaave hat nur zwei Regeln der Cur, nämlich die Ma-

terie

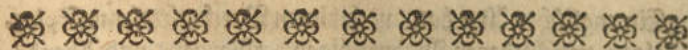
terie beweglich zu machen, und sie dann durch gelinde Purganzen auszuführen. Van Swieten curirte die ärgsten Melancholicos und Wahnsinnigen durch eine große Menge täglich genossener Früchte, wovon ein Durchlauf entstand, welcher die schwarze Galle abführte. Er ließ auch die Kranken, wie Posidonius, Wattig mit Honig trinken, welche eben dieselbe Wirkung that. Hofmann hat sie oft mit vielen Gurken und daraus zubereiteten Speisen curirt. Mead, der Blutlassen und oft wiederholte starke Brechmittel und Purganzen räch, nimmt noch die Beförderung des Urins zu Hülfe. Junker, welcher sonst nirgends etwas von Brechmitteln zu halten scheint, preiset in der Melancholie Purganzen für die schwarze Galle und Stahlarzneyen, im Wahnsinne aber starke Brechmittel und Purganzen. Er hat auch angemerkt, daß sich die Melancholie durch Brechmittel in den Wahnsinn verwandle. Da er nun diesen durch starke Brechmittel curiren lehrt, so muß auch die Melancholie mit Brechmitteln gehoben werden können. Diese Wahrheit ist allen Aerzten bekannt. Es ist gewiß, sagt Willis, und beweiset es aus Beispielen, daß die Brechmittel im Wahnsinne erwünschte Wirkungen thun, sogar daß einige Empirici dieselben ganz allein gebrauchen. Jacob Orthäus hat mit der Nieswurz den St. Veitstanz curirt, und nun glaube ich wirklich, nach meinem 146sten Blatte, daß selbst die Tanzkrankheit von den Taranteln mit Brechen und Purgiren würde curirt werden, dahingegen die Musik, wie die Erfolge lehren, nur ein Palliativ ist. Wenigstens sagt Drummond, obgleich in Italien wider den Stich der Tarantel Musik und Tanz gebraucht werden, daß in Cypern davon fast nichts bekannt sey, ohnerachtet man vielleicht kein Volk in der Welt mehr hüpfen und tanzen sähe. Die Natur vertritt oft selbst bey dem Unsinn die Stelle des Arztes, und erregt ein Purgiren, wodurch sie sich befreyet. So hat Cardanus von einem Italiener aufgezeichnet, daß derselbe in der Raserey Deutsch gesprochen, ohne es zu verstehen, und daß diese Wissenschaft der deutschen Sprache mit einer Menge Wärmern, die er durch den Stuhlgang losgeworden, wie-

der

der von ihm gewichen sey. Schon Galen hat dergleichen Beobachtung, daß die Tollheit durch einen Durchlauf geboben worden, der sich von selbst ereignet hat. Man findet dergleichen beym Benivenio. Ein gewisser Mensch hatte in einer Krankheit nicht allein das Gedächtniß verlohren, sondern war auch zugleich vom Verstande gekommen. Er brachte in diesem Zustande zwanzig Tage zu, in welcher Zeit er nicht das geringste wußte, was mit ihm vorgieng. Endlich stellte sich ein freywilliger Durchlauf ein, wodurch verschiedene Stücke grüngalligten Schleims, mit misfarbigen Blutströmen vermischt, abgeführt wurden, die ihn von seiner Albernheit und Bergeßlichkeit völlig befreheten.

Man kann sich nicht wundern, daß bald starke, bald gelinde Brechmittel und Purganzen gerühmt werden, da sich dieses nach den Kräften der Kranken, und nach der Art des Fehlers im Unterleibe richtet. Einer, der von Würmern wahnwüthig ist, wird Brechmittel und Purganzen vertragen, die einem Elephanten zu stark seyn würden. Es ist erstaunlich, daß dieses, was ich jetzt sage, nicht übertrieben ist. Van Swieten hat selbst Beispiele erzählt, daß starke Brechmittel bey Wahnwüthigen nicht nur nichts wirkte, sondern sie wol gar in Schlaf gebracht haben. Ich selbst habe bey einem solchen Menschen nach und nach die Dosen, ehe sie wirken wollten, so weit erhöhen müssen, daß das Mittel, welches er einen Tag um den andern nahm, bis er genas, und wobon er sich etwa zweymal erbrach, und drey mal purgirte, in 25 Gran Brechweinstein mit einem halben Quentlein Donnergold vermischt, bestand.

Ich werde künftig zeigen, was man in diesen Krankheiten von den Hirn- und Nervenarzneyen zu hoffen habe, und dieses wird meine Leser noch mehr überzeugen, daß wir das Sprichwort der Alten nur behalten müssen, welche von einem unsinnigen Menschen sagten: *Elleboroopus habet*. Er muß zu Brechen und zu Purgiren einnehmen.



Hundert zwey und funfzigstes Stück.

von Hagedorn.

Hier fehlet oft des Doctors Wissenschaft,
Unkräftig ist der Mittel Wunderkraft.

Nachdem ich in meinem vorhergehenden Blatte bewiesen habe, daß die Verrückung des Verstandes mehrentheils im Unterleibe ihren Ursprung habe, und die gründliche Cur derselben den Gebrauch solcher Arzneyen erfordere, welche die Verdauungsgliedmaßen von ihrer Bedrückung und Ueberladung befreyen; so folgt daraus natürlicher Weise, daß diejenigen Arzneyen, welche unmittelbar in das Gehirn wirken, in solchen Fällen höchstens nur Palliative seyn müssen, welche zwar eine Zeitlang gute Wirkung leisten können, die aber, da sie den Grund des Uebels unangefochten lassen, demselben Freyheit geben, bald wieder mit verneuerter Gewalt anzusetzen. Um deswillen bedienen sich die klügsten Aerzte derselben bey ihren verrückten Kranken, entweder nur neben bey, oder auch in den Fällen, wo die abführenden Mittel ohne alle Wirkung versucht worden sind. »Wenn nach allen Versuchen der heftigsten ausführenden Mittel dennoch die Wuth und der Wahnwüth fortdauret, so, sagt der Herr Graf van Swieten, haben die Aerzte noch zuletzt solche Arzneyen versuche, welche vermöge ihrer Subtilität und Wirksamkeit alle Theile des Körpers durchdringen, und dieses ist ihnen oft glücklich gelungen. Eine ziemlich starke Dosis, nämlich von 16 bis 20 Gran, Moschus, ist zuweilen in dieser Krankheit, wie in der fallenden Sucht, heilsam gewesen; und eben da ich dieses schreibe, erfahre ich mit Vergnügen die schöne Wirkung des Moschus an einem wahnwüthigen Jünglinge.

Ein englischer Arzt hat, nach einem Brechmittel aus Spiesglas, verschiedenen Wahnwichtigen, Morgens und Abends, ein halbes Quentlein Kampher gegeben, und sie glücklich wieder hergestellt. Es ist merkwürdig, daß der große Mann von diesen Arzneyen nicht sagt, daß sie unmittelbar ins Gehirn wirkten, sondern sie bloß solche nennt, die alle Theile des Leibes durchdringen, und also das Uebel auffuchen, wo sie es finden. Mead verhütet beym Vorschlage dieser Arzneyen eben so vorsichtig den Ausdruck von unmittelbaren Wirkungen ins Gehirn, sondern er rechnet bloß den Teufelsdreck, die Myrrhe, das Biebergeil und den Kampher unter die Mittel, die brauchbar sind, weil sie eine Kraft besitzen, die kleinsten Gänge der Drüsen zu eröffnen, und die feinsten Säfte aus dem Körper herauszujagen. Vielleicht können sie durch ihre Wirkung in die Sinnlichkeit der Nerven die Verrichtungen des Gehirns modificiren. Wir wollen aber die vornehmsten dieser zweydeutigen Arzneyen in der Verrückung ein wenig näher betrachten.

So gut die Wirkungen sind, welche der Moschus manchmal in den Gemüthskrankheiten stiftet, so schlecht fallen sie auch zuweilen in eben denselben aus. Man kann es treffen, daß der Gebrauch dieser Arzney bey schwermüthigen, verrückten und melancholischen Personen nicht allein die grausamsten Krämpfe und Convulsionen, sondern auch fast tödtliche Ohnmachten verursacht. Zudem ist es ausgemacht, daß die guten Wirkungen des Moschus nur selten sind, und nicht vor baldigen Rückfällen schützen. Die obige Anpreisung des Herrn van Swieten und die Abhandlung des Herrn Gimelin, welcher den Ambra, zu 16 Gran, als ein specifisches Mittel, in der Melancholey und andern Arten des Unsinnis rühmt, hat mich vermocht, verschiedene Versuche damit zu machen. Allein, die so oft fehlgeschlagene Hoffnung, und manchmal der traurige Erfolg, dessen ich erwähnt habe, bewog mich, die Cur mit Kampher, die weit sicherer ist, vorzuziehen.

Es ist der D. Kenneir, welcher in den Philosophical Transactionen ein paar Curen wahnwichtiger Leute mit Kampher

phet, nach einem Brechmittel, beschrieben hat, die wohl gelungen sind. Diese Beyspiele, die nur, wegen des vorhergegebenen Brechmittels, die Kräfte des Kamphers noch verdächtig machten, ermunterten den schwedischen Gelehrten, Herrn Triewaldt, die Versuche ohne das Brechmittel zu wiederholen. Er curirte damit drey wahnwichtige Leute, binnen vier Tagen, mit eben so viel Dosen von 16 Gran Kampher. Diese Zeugnisse machten, daß ich eine Zeitlang große Hoffnung auf diese Arzney setzte. Mein erster Versuch gerieth zum Erstaunen. Eine wahnwichtige Frau, die unbändig tobte, war am fünften Tage der Cur wieder völlig klug und verständig. Nach einem Jahre ungefähr kam ihr Wahnwitz wieder; und da ich die Cur des Kamphers zuerst versuchte, so fruchtete sie nichts. Nachdem ich ihr also eine geraume Zeit die Cur und Diät wider die schwarze Galle verordnet hatte, versuchte ich den Kampher von neuem, und setzte dessen Gebrauch acht Tage lang fort, aber ohne Wirkung. Unterdessen aber sowol, als nach der Zeit, habe ich, aus vielfältigen Proben an Wahnwichtigen und Schwermüthigen, endlich so viel entdeckt, daß die Wahnwichtigen, welche den Kampher gebrauchen, gemeinlich klagen, daß er ihnen, wie sie sagen, in den Kopf schlage; daß sie dadurch zuweilen nur wenige Tage vernünftig werden, dann aber desto ärger wieder zurückfallen; daß unter meinen Patienten keiner gewesen, welchen der Kampher allein, ohne Abführungen wieder hergestellt, der nicht über kurz oder lang wieder verrückt worden wäre; daß er bey den meisten, in den größten Dosen, und nach lange anhaltendem und oft von neuem wiederholten Gebrauche, nicht das mindeste genutz; und daß es mir geschehen, als ob er melancholischen Leuten noch weit weniger zuträglich sey, als wahnwichtigen und tollern. (maniacis und furiosis.)

Aetius, Wepfer und Sydenham haben zwischen den Brechmitteln und Purganzen das Opium oder ähnliche Arzneyen gebraucht, um die Wahnwichtigen zu beruhigen; und Wepfer besonders stieg mit den Dosen desselben sehr hoch, und sah davon schöne Wirkungen. Allein, die ungleichen Erfolge

Erfolge dieses Mittels haben gemacht, daß andre Aerzte das selbe widerrathen. Ettmüller sagt, „daß im melancholischen Unsinne das Opium nichts helfe, ob es gleich in dreysacher Dose gegeben wird; daß die Kranken schlaflos bleiben, und daß sie wilder davon werden.“ Sollte man das letztere nicht fast muthmaßen, da das Opium kluge Leute verrückt machen kann? „Die schlafmachenden Mittel, sagt Mead, dienen in der Verrückung gar selten. Man kann sie indessen bey heftigen Leidenschaften und nach langem Wachen versuchen; nur muß man nicht lange damit anhalten. Denn, wenn sie auch Schlaf machen, so erwacht doch gemeinlich der Kranke desto schreckhafter und wilder.“

Auch die spanischen Fliegen am Kopfe, welche sonst den Unsinne mit Entzündungsfiebern mächtig zwingen, sind im langwierigen Unsinne von keiner Wirkung; ja, Mead warnt sogar, „daß sie durch ihren allzu starken Reiz viel mehr schaden, als helfen können.“

Das Abschneiden der Schlafpulsadern wird auch wider die Tollheit versucht, aber gar selten mit dauerhaftem Glücke. Der Ritter Taylor schnitt sie einer Fräulein ab, die fünf bis sechs Jahr unsinnig gewesen war. Von Jugend an war sie ein wenig einfältig gewesen. Als sie ohngefähr einige zwanzig Jahr alt war, bekam sie harte Verstopfungen des Leibes und eine sehr melancholische Gemüthsart. Nach kurzer Zeit verwandelte sich dieselbe in den sogenannten St. Veits-tanz, wobey sie des Verstandes völlig beraubt wurde. Dieser dauerte einige Wochen, und hinterließ die Verrückung und Melancholie, welche von Zeit zu Zeit in eine Raserey aus- schlug. Man hatte fünf oder sechs Jahr alle nur ersinnliche Mittel gebraucht, welche die berühmtesten Aerzte in Deutschland gerathen hatten. Es war aber alles vergeblich gewesen. Nach dieser Zeit unternahm der Ritter Taylor die gedachte Operation glücklich, obgleich nicht mit dem erwünschten Erfolge. Die Kranke hörte von der Zeit an zwar auf zu toben, allein sie saß immer in Gedanken, und fing zuweilen an zu lachen. Gleichwol unterschied und brachte sie das, was man ihr herbringen ließ, und las aus deutschen und französischen

Schriften

Schriften alles richtig und vernehmlich vor, welches sie in ihrer ganzen Krankheit nicht gethan hatte. Allein, dieses alles dauerte nur wenig Monate, und sie verfiel nach und nach wieder in ihre Melancholey. Länger als ein Jahr hatte sie keinen Anfall von der Wuth: allein, nachher fanden sich alle vorige Rasereyen wieder ein, und sie lebt noch seit wenigstens sechszehn bis achtzehn Jahren nach der Operation in dieser Abwechselung von stiller Melancholey und rasender Tollheit. Es ist also auch bey diesem Hülfsmittel kein großes Heil zu hoffen, und ich habe ihr nachher Kampher, Moschus, und andre berühmte Arzneyen nicht allein ohne Nutzen, sondern sogar zu ihrer Verschlimmerung verordnet. Diese Unglückliche ist noch immer zu den hartnäckigsten Verstopfungen geneigt. Es gehen gemeinlich einige Wochen hin, ehe sie Oeffnung des Leibes bekommt, wenn man sie sich selbst überlassen muß. Wenn endlich die Oeffnung erfolgte, so ist sie so verhärtet, daß sie in den wüthendsten Schmerzen die Wände zerkrast, und oft einige Tage so zubringt, ehe sie zum Zwecke gelangen kann. Man hat sie aus Ueberdruß nach so viel vergeblichen Versuchen sich selbst überlassen, und es ist nie an ihr eine Cur mit nachdrücklichen Abführungen und Brechmitteln versucht worden.

Ich übergehe eine Menge andrer Mittel, die auf keinen hinlänglich geprüften Erfahrungen beruhen, und halte das, was ich schon angeführt habe, für hinlänglich, um Jedermann zu überzeugen, daß in den meisten Fällen der langwierige Unsinne nicht mit Arzneyen, welche ins Gehirn wirken, sondern mit solchen bestritten werden müsse, welche die Eingeweide des Unterleibes bestrezen, wosern man die Cur gründlich verwalten will.

Man wird mir aber einen Einwurf machen, der wichtig scheint. Es ist bekannt und ausgemacht, daß Leute von schnellen und sehr heftigen Gemüthsbewegungen, oder von lange anhaltenden Meditationen über ernsthafte und betrübte Dinge, melancholisch und verrückt werden. Da die Ursachen dieses Unsinnns bloß moralisch sind, so werden sie unmöglich im Unterleibe liegen können, und so kann auch der Arzt nur

die Werkstatt der Ideen zum Gegenstande seiner Cur er wäh-
len. Hierdurch verlohre ich eine große Menge wahnwitziger
Leute aus meiner Anzahl. Allein, wir wollen die Sache erst
überlegen.

Ich theile diese Patienten in zwei Klassen. Die ersten
werden nach und nach von lange anhaltenden Sorgen und Ue-
berlegungen wahnwitzig. So werden es viele aus Hochmuth,
durch Traurigkeit, u. s. w. Bey diesen Leuten wirkt schon
die Melancholey von ihrer schwarzen Galle diese heimlichen
nagenden Leidenschaften. Ein Gesunder ist fröhlicher und
leichtsinziger, als daß er so vest an einerley Gegenstande hän-
gen sollte. Alle Aerzte setzen die anhaltenden Meditationen
und Leidenschaften unter die Ursachen der schwarzen Galle;
und sie erzeugen dieselbe auf keine andre Weise, als daß sie
zuerst die Verdauungskräfte verderben. „Wer am Gemüthe
leidet, sagt der Herr D. Allen, der wird mit Magenkrank-
heiten befallen, wie unter andern die Traurigen und Betrüb-
ten erweisen, welche zuerst über eine Schwäche des Magens,
bald darauf über Mangel des Appetits, Bitterkeit im Munde,
Durst in den Morgenstunden, saure und übelriechende Er-
dritäten, Blähungen, Spannungen über dem Magen, und
andre Fehler der Verdauung klagen.“ Daß starkes Nach-
denken allein den Magen gänzlich verderbe, habe ich schon
im 150sten Blatte unwidersprechlich erwiesen. Kann es
also wohl anders seyn, als daß nachdenkliche und am Ge-
müthe leidende Personen die Materie der Schwermuth in den
Eingeweiden sammeln, die endlich in Unsinne und Melancholey
ausbricht?

Die andre Art der Leute, die von moralischen Ursachen
verrückt werden, sind die, welche plötzlich von sehr heftigen
unvermutheten Leidenschaften rasen, ohne vorher traurig,
nachdenklich oder schwermüthig gewesen zu seyn. Sollte bey
diesen nicht bloß das Gehirn leiden? Ich antworte hierauf
verschiedentlich. Es giebt Leute, die bey jedem heftigen
Schrecke die fallende Sucht bekommen. Andern widersfährt
dieses nicht. Ich habe solche Leute von ihrem Schleime in
den Gedärmen befreyet, und sie haben hernach jeden Schreck
ertra;

ertragen, ohne die fallende Sucht auszustecken. Dieses be-
weist so viel, daß Leute, welche schon ohnedem diejenigen
Fehler der Verdauung haben, welche Wahnwitz hervorbrin-
gen, durch eine heftige Leidenschaft den schnellen Ausbruch
ihres Elendes befördern können. Allein, sie tragen den Keim
der Narrheit schon bey sich, und eine heftige Leidenschaft macht
nur, daß er schnell treibt, und in die Höhe schießt. Wo
dieser Umstand nicht Statt findet; allein, es wird selten seyn,
da kann eine sehr heftige Leidenschaft ganz allein das Feuer
des Unsinns entzünden. Was wirken doch der Schreck, der
Zorn und alle diese heftigen Leidenschaften, die eine Seele au-
genblicklich zerrütten können? Die Galle ergießt sich entweder
aufs heftigste, oder sie tritt auf einmal ins Blut zurück. Ein
heftiges Drücken vor dem Magen, grünes Erbrechen, un-
mäßiger Durchlauf, Brennen im Magen, bitteres Aufstoßen,
u. s. w. alles entdeckt eine schäumende und äußerst erhitzte
Galle, welche nur wenige Stunden nöthig hat, um zu verder-
ben, und aufs unbändigste zu wüthen. Bey welcher Krank-
heit findet man aber wohl einen rasenden Unsinne, als bey
den hitzigen Gallenfebern? Die Entzündung, welche die ver-
dorbene Galle im Magen und den Gedärmen nur allzu schnell
anrichtet, die ist es, wovon gesunde Leute so schnell rasen,
wenn sie durch heftige Leidenschaften außer sich selbst gesetzt
worden sind; und wehe ihnen! wenn sich ihr Arzt einfallen
läßt, ihr Gehirn zu curiren, ohne zeitig daran zu denken, wie
er sie von dem schnellen Gifte der Galle, das ihre Eingeweide
nagt, befreyen könne. Ich weiß, daß auch eine Entzündung
des Gehirns möglich sey, die Unsinne machen kann, aber ob
die die Leidenschaften erregen, das ist eine andre Frage.

Wenn wir alle diese Umstände zusammen nehmen, so über-
zeugt uns alles, daß der wahre Sitz des langweiligen Unsinns
in den meisten Fällen nur im Unterleibe gesucht werden müsse.
Sollen wir hierbey stehen bleiben, oder ist es nicht wenigstens
der Frage werth: Ob man nicht auch bey dem Unsinne derer,
die in hitzigen Krankheiten liegen, Ursache hätte, vom
Zustande des Unterleibes etwas zu argwohnen, und mit prakti-
scher

scher Klugheit, in der Cur dieser Krankheiten, auch hierauf sein Augenmerk zu richten?

Ich will auf diese Frage den vortreflichen Herrn van Swieten zuerst antworten lassen; denn er ist ein glücklicher Lehrer der Aerzte. Er redet vom Delirio febrili. ad Aph. 701.

„Die Werkstatt der Ideen kann von andern Theilen des Körpers außer dem Gehirne eben so angegriffen werden, als ob eine physicalische Ursache vorher im Gehirne gewesen wäre; da doch der Grund des Uebels in ganz andern Theilen liegt. Diese Sache ist, wie leicht zu erachten, in der practischen Arzneykunst höchst wichtig, und verdient eine ernstliche Betrachtung.“

„Die alten Aerzte haben schon die Zeichen eines bevorstehenden Unsinns aus gewissen Veränderungen in andern Theilen des Leibes geschlossen.“ — Hier folgen Stellen aus dem Hippocrates und Galen, wovon ich schon neulich das Wesentliche angeführt habe. — „Ob aber gleich von der Verlesung verschiedener sehr entfernter Theile des Körpers die Werkstatt der Gedanken zerrüttet werden kann, so bemerkt man doch, daß der Unsin (delirium) in so fern er als ein Zufall bey Fiebern betrachtet wird, am allermeisten alsdann entstehe, wenn der Grund des Uebels in der Gegend des Magens (circa præcordia) liegt; und wenn er da weggenommen wird, so hört der Unsin auf, obgleich für das Haupt nichts gebraucht wird. — Die genaue Beobachtung der Krankheiten hat gelehrt, daß die hier gesammelten Unreinigkeiten vom Genuße unverdaulicher und daher verdorbener Dinge, oder von fortgepflanzten ansteckenden Materien, oder von abgesonderten, aber nicht ausgeführten, sondern hier stehenden und verdorbenen Säften alle Wirkungen des Gehirns in Unordnung bringen, und Unsin, Wuth und die ärgsten Zufälle erzeugen können. Man findet von dieser Einsicht schon Spuren bey Hippocrates, welcher sagt, daß selbst die Hirnwuth (Phrenitis) von der erhitzten Galle entstehen könne, die sich nach den Eingeweiden und dem Zwerchfelle gewendet hat. Mit welcher Kraft

zuweilen

zuweilen die Arzneyen und Gifte ins Gehirn wirken, ob sie gleich nur im Magen liegen, und wie, so bald sie von da fortgeschafft sind, augenblicklich alles Unheil wieder verschwindet, ist schon anderwärts gesagt.“ — Nachdem der gelehrte Mann diese sonderbare Wirkung vom Zusammenhange der Nerven hergeleitet, und gezeigt hat, wie reichlich diese Gegend des Magens mit Nerven versehen sey, fährt er folgendermaßen fort: „Ist es also wol zu bewundern, wie die hier gesammelten Unreinigkeiten entweder von scharfer, oder durchs Fieber erregter und verdorbener Galle, das ganze Gehirn angreifen, und so bald sie ausgeführt worden sind, die Ruhe sogleich wieder herstellen können? Gleichwol finden wir in diesen Fällen nichts anders, als eine bloße Berührung der empfindlichen Nerven des Magens von den hier stehenden übeln Säften, und begreifen die Art und Weise nicht, wie eine solche Ursache eine solche Veränderung im Gehirne hervor bringen könne. Es ist aber einem Arzte genug, zu wissen, daß, von solchen in diesen Theilen liegenden Dingen, Unsin, Convulsionen und dergleichen entstehen können, ob er gleich nicht weiß, nach welchem Gesetze dieses geschehe, indem er nur jenes zu wissen braucht, um seine Regel zu finden, nach welcher diese Dinge von da weggeschafft werden müssen.“ — Nachdem ich dieses von Boerhaaven vernommen, daß die bey dem Magen (circa præcordia) gesammelten Unreinigkeiten eine sehr gemeine Ursache der Rasereyen in Fiebern wären, habe ich hernach fleißig darauf geachtet, und die Sache vollkommen wahr befunden; wie ich mich dann erinnere, daß viele alsobald zu rasen aufgehört haben, nachdem ich sie durch ein einziges Brechmittel von diesem Schlamme besreyet hatte. Die Zeichen, daß die Rasereyen im Fieber von dieser Ursache im Magen herrühren, sind vornehmlich eine unreine Zunge, ein bitterer ekelhafter Geschmack, Ekel, Erbrechen, Herzensangst, und zumal, wenn keine andre Ursache offenbar ist, woher die Raserey entstehen könnte.“

Wie entscheidend ist diese Stelle, und von wie großen Fehlern überzeugt sie nicht unsre meisten Practicos, wenn

sie, in der Hirnwuth, bey der Entzündung des Zwerchfells, in Gallenfiebern, die sie für bösartige halten, ohne an die Galle zu denken, und in allen hitzigen Krankheiten, sich nicht an die Angst ihrer armen Kranken kehren, die ihnen, auch in der Raserey, die Herzgrube zeigen, und rufen: Hier sitzt mein Tod; hier muß er ausgerissen werden! da sie unter dessen Blut lassen, Blasenpflaster legen, Kampher oder Salpeter, Zulepe und Herzstärkungen geben, und in Gottes Namen sterben lassen, wer nicht nach der alten Methode curirt werden kann. Der berühmte ehemalige Göttingische Lehrer, Brendel, war hierin durch seine Erfahrung und Gelehrsamkeit weit besser unterrichtet. Er war überzeugt, daß die bösartigen und mit allerley Ausschlägen, besonders Flecken und Friesel, vergesellschafteten Fieber, wo die Eingeweide im Unterleibe, vornemlich die Leber, mit angegriffen werden, und die Galle sich zur Haulniß neigt, mehrertheils darum mit so vielen Nervenzufällen und Rasereyen verbunden sind, weil, — nicht etwa das Gehirn entzündet ist, wovon man in Zeichnamen gar geringe und sehr zwen deutige Merkmale, die vielleicht nur erst gegen das Ende entstanden seyn mögen, antrifft, sondern weil die verzorbene Galle im Unterleibe spasmodische Zufälle erregt, die solche nach sich ziehen. Um dieser Ursache willen lehrt er, daß in diesen Fiebern die Abführungen, auch in späten Tagen der Krankheit, nothwendig verordnet werden müssen, und daß man sich gar nicht zu fürchten habe, als ob ein Brechmittel, wie die Ipecacuanne ist, die Kräfte des Kranken schwächen würde, da vielmehr das Gegentheil geschieht, und die Raserey allezeit darauf abnimmt, wenn auch nur gleich eine einzige Leiböffnung davon erfolgt; nur muß es in den Stunden des Nachlasses gegeben werden. In der sogenannten Hirnwuth und im Fleckfieber wird öfters ein wiederholter Gebrauch solcher Mittel erfordert, und man würde sich im letztern Falle vor dem Zurücktreten des Ausschlags vergeblich fürchten, da die Erfahrung lehrt, daß dessen Verschwindung bey den häßlichsten Durchfällen mit keiner Gefahr verbunden, sondern vielmehr sehr nützlich sey. Eben dieses gilt von den Abführungen mit Rhabarber und

den

den gummosen Theilen der Aloe, welche auf den Gebrauch der Ipecacuanne folgen müssen, bis der Urath seine unnatürliche Farbe und seinen faulen Gestank abgelegt hat. Die Kranken erholen sich bey den Wirkungen dieser Arzneyen ungemein, und kommen in eine befreyte Ruhe. Dagegen ist das Blutlassen in diesen bösartigen Uebeln von wenigem Nutzen, ja oft höchst schädlich, welches zulänglich beweiset, daß eine Entzündung des Gehirns keinesweges der Grund von den Rasereyen sey, die sich damit verbinden.

Man läßt es sich in der That kaum einfallen, daß auch bey hitzigen Fiebern der Zustand des Unterleibes in Betrachtung gezogen werden müsse; und alles, was man noch etwa gesehen hat, weil es allzu handgreiflich war, ist, daß die Wärmer oft in hitzigen Krankheiten ihre Rollen mitspielen, und dieselben höchst verworren machen. Die übrigen eben so offenbaren Spuceen vom Zusammenhange des Unterleibes mit den hitzigen Rasereyen hat man zwar gesehen und aufgeschrieben; aber wer gerauet sich etwas daraus zu schließen, und seine Maaßregeln darnach zu verändern? Warum entfärben sich die Excremente bey der Hirnwuth, (phrenitis) und bekommen eine weißlichte Farbe? und wie geht es doch wol zu, daß ein Durchlauf, der dazu kömmt, diese Wuth hebt? Warum ist die Eröffnung des Leibes bey dieser Raserey so nothwendig, daß man sie durch Salpeterwasser, saure Salze, ja auch durch purgirende Klystiere befördern muß, die man sonst in hitzigen Fiebern ganz verkehrt anbringen würde? Daß alles dieses gegründet sey, kann ich aus praktischen Lehrbüchern beweisen. (Z. E. Juncker Consp. Med. S. 522. 523. 524.) Die Entzündung des Zwerchfells kömmt, was die Wuth der Raserey beruht, der Hirnwuth fast gleich. Bey diesem Unsinne bemerkt man aber auch sehr oft ein Erbrechen, das eine schwarze Materie zum Vorschein bringt; und die Erfahrung lehrt, daß er durch Brechmittel gemildert werde. (Eben daselbst S. 527. 528.) Bey den Gallenfiebern, die ihren Sitz offenbar im Magen und in den Gedärmen haben, ist nicht allein ein heftiger Schwindel, sondern auch ein rasender Zorn, Ekel und eine Raserey, dergleichen

die ganze Historie der Krankheiten keine wüthendere und heftigere aufzuweisen hat. Man muß solche Leute selbst gesehen haben, wenn man von der unglaublichen Heftigkeit überzeugt werden soll, womit eine Entzündung des Magens die ganze Vorstellungskraft der Seele zerrüttet. Es giebt in Ostindien eine gewisse Art von Unverdaulichkeit, (Indigestion) welche, wie Dellon in seiner Reisebeschreibung erzählt, mit starken Rasereyen verbunden ist; und das einzige innerliche Mittel, womit man den Indianern die Vernunft wieder herstellt, ist der Pfeffer. Diese Krankheit wird von den Einwohnern Mordechi genennt. Der Pfeffer hat wol wenig Wirkung in die Seete. Allein er kann, als eine Magenarznei, den Unsinn vertreiben! Bey der Ruhr, die nur im Unterleibe ihren Sitz hat, sind Deliria. Im Jahre 1753 ging eine solche Krankheit mit einem faulenden Fieber zu Rouen im Schwange, welche mit sehr heftigen Rasereyen ein Ende nahm, und die Kranken tödtete. Wenn man die Verstorbenen öffnete, die am allerheftigsten geraset hatten, so fand man nicht das geringste Unnatürliche im Kopfe. Die Substanz des Gehirns und die Häute desselben waren völlig unverfehrt; hingegen aber waren die Gedärme und der Magen stark entzündet. (Journ. des Scav. 1755. Sept. p. 44.) Diese unwidersprechlichen Zeugnisse stimmen mit der Historie aller andern Phantasien überein, die von einer Entzündung im Unterleibe entspringen. Blasius erzählt, daß ein gewisser Mensch bey erhistem Leibe einen kalten Trunk gethan habe. Er war vollkommen gesund gewesen; aber in dem Augenblicke fing er an, heftig zu rasen, und war so sehr von Vernunft, daß er, wie ein Schwein, Höhlen in die Erde wühlte, und sich mit den ärgsten Unflätereyen besudelte. Vielleicht hatte sich durch den kalten Trunk sein Gehirn entzündet? Nein, keinesweges. Sein Unglück hatte sich im Unterleibe entsponnen. Er brach, kurz vor seinem Tode, eine gelbe zähe Materie von sich; und als man ihn öffnete, war nicht allein sein Magen entzündet, sondern auch noch mit dergleichen Materie angefüllt. Ich könnte Bände mit solchen Beobachtungen anfüllen; aber ich habe weise Leser,

die

die keiner großen Bände bedürfen, und ich muß endlich einmal aufhören, um ihre Geduld nicht zu mißbrauchen. Es sind nun schon drey Wochen, daß ich meine Leser mit der einzigen Betrachtung unterhalten habe, wie genau der Zusammenhang sey, in welchem die Verdauung mit dem Verstande steht. Die Gemüths- und Nervenkrankheiten haben in den meisten einzelnen Fällen ihren Grund im Unterleibe. Dieses habe ich im gegenwärtigen und vorhergehenden Blatte von den meisten Arten des Unsinn erwiesen. Es sind aber noch einige übrig; und da nicht alle Gemüthskrankheiten Unsinn sind, so habe ich noch Verschiedenes auszuführen, ehe ich meine Leser werde überzeugen können, daß es keine Krankheit des Gemüths gebe, wobey man nicht einen gerechten Verdacht auf einen Fehler der Verdauungskräfte werfen könne, und daß vielleicht alle Krankheiten ohne Ausnahme, die mit Verrückung oder Gemüthsbeschwerden verbunden sind, wenn sie curirt werden können, durch die Befreyung und Entledigung der Verdauungsgliedmaßen curirt werden müssen. Wenn dieses geschehen seyn wird, werde ich eben dieselben Untersuchungen auch mit den Nervenkrankheiten fortsetzen; aber wir wollen uns etwas Zeit nehmen. Ich werde diese Materie ist abbrechen, ohnerachtet ich glaube, daß ich dem menschlichen Geschlechte noch in allen meinen Blättern keinen so wichtigen Dienst geleistet habe, als der ist, den ich mir, durch den Beyfall nachdenkender Aerzte, von diesen letzten Blättern verspreche, indem ich überzeugt bin, daß man bisher diejenigen Unglücklichen, die ihres Verstandes entweder in hitzigen oder langwierigen Krankheiten beraubt sind, aus einem ganz andern Gesichtspuncte zu betrachten, und auf eine solche Weise zu tractiren gewohnt gewesen, wie sie unmöglich auf eine gründliche und dauerhafte Weise haben wiederhergestellt werden können, wosern sich nicht die Natur selbst und der Zufall in die Cur gemischt, und dasjenige ersetzt hat, was eigentlich der Arzt hätte thun sollen.

XX

Hundert drey und funfzigstes Stück.



Gleim.

Ja! Ja! nun ist mein freyer Sinn,
 Mein Spott und meine Ruh' dahin!
 Wie muß ich mich mit Sorgen quälen!



Man sagt, daß sich einige Schriftsteller niedersehen, ohne zu wissen, wovon sie schreiben wollen, und daß das, was sie dann schreiben, gemeiniglich ihre beste Arbeit sey. Dieses muß seinen Grund wol in den Lesern haben, die oft Geschriebenes gern lesen, was nicht überlegt ist, weil sie es auch nicht zu überlegen brauchen. Bisher hat mich die Hochachtung, die ich der großen Menge derer schuldig bin, die meinen Blättern die Ehre thun, sie zu lesen, abgehalten, ihnen viele dergleichen auf gutes Glück geschriebene Bogen zu liefern. Ich habe bemerkt, daß diejenigen von meinen Blättern wirklich den dauerhaftesten Beyfall erhalten, und mir von Lesern, deren Beyfall allein Schriftsteller, die nicht ganz schlecht seyn wollen, stolz machen kann, manches schmeichelhafte Lob erworben haben, von welchen ich, als ich sie schrieb, aus einem Mißtrauen, dessen ich mich nummehr schäme, gewiß vermuthete, daß sie wegen ihres ernsthaften Vortrags, und wegen der Aufmerksamkeit, die sie von Seiten meiner Leser erforderten, wo nicht von allen, doch von den meisten zurück gelegt werden würden; denn ich betrachtete mich als einen Schriftsteller, den man nur läse, um sich die Zeit zu vertreiben, aber nicht, um sich von wichtigen Dingen unterhalten zu lassen. Man hat verschiedene solcher ernsthaften Stücke in auswärtigen Blättern vorgezogen und bekannter gemacht; und selbst das sechste Stück meiner Blätter, womit ich denselben gleich bey ihrem Anfange einen Stoß zu geben fürchtete,

fürchtete, weil es allzu lehrend war, habe ich noch kürzlich der Länge nach in holländischer Sprache gedruckt gelesen. Ich könnte, mit noch mehr Eitelkeit, als die ist, daß ich dieses anführe, eine Menge Briefe von hohen und gelehrten Personen mittheilen, welche genug beweisen, daß dergleichen Blätter gern gelesen werden, wenn ich nicht fürchtete, daß man, wenn ich es thäte, das gegenwärtige um desto weniger gern lesen würde. Solchergestalt finde ich es gar nicht nöthig, mit einem neuen Bogen die Probe zu machen, der gleichsam aus dem Stegreife geschrieben wäre, und

— — — ohn' ein Bein zu strecken

Zwölf Seiten voller Nichts, mit Jauchzen, auszuhecken.

Nichts desto weniger will ich keinesweges versprechen, daß mein heutiges Blatt kein solcher Bogen werden werde. Ich habe ist, da ich es anfangte, noch nicht den geringsten Entschluß gefaßt, wovon es handeln soll. Ich bin so zerstreut, so voll von Nebendingen, und ich weiß nicht womit, in mir selbst überhäuft, daß ich heut viel drum geben würde, wenn die Bitte, die ich bey dem Beschlusse meines ersten Blatts gethan habe, nur einen einzigen gelehrten Mann bewegt hätte, mir in meiner wöchentlichen Arbeit durch einen Vertrag beyzustehen, damit ich mich heut seiner Gelehrsamkeit bedienen könnte, um etwas Nützliches für meine Leser zu schreiben. Da aber dieser Wunsch schon drey Jahre lang vergeblich gewesen ist, so wird er es gewiß heut auch seyn; und diese Erinnerung einer so offenbaren Verachtung meiner Bitten ist, wo ich mich recht erinnere, das erste, was mich seit dreym Tagen, da mich der Seher um Handschrift mahnen ließ, so verdrießlich und zu aller guten Arbeit unfruchtig gemacht hat. Unmittelbar darauf schickte ein gewisser fürchtbarer Officier einen noch fürchtbarern Boten zu mir, welcher mich fragen sollte, ob die Dinger, die ich schriebe, bey mir nicht wohlfeiler zu haben wären, als bey der Verlegerin? und ob sie nicht mit dem neuen Jahre aufhören würden, weil es ihn sehr beschwerte, sie alle Woche an seinen General zu schicken? Ich ließ ihm antworten, daß ich nichts verkaufte, was ich schriebe; und daß

daß die Dinger aufhören würden, so bald man aufhörte, sie zu lesen. Damit war ich aber noch weniger beruhigt, als jemals. Ich erinnerte mich, daß mir ein jedes neues Jahr eine Warnung wäre, zeitig aufzuhören, und daß es ein Donnereschlag für mich seyn würde, wenn mir mein Verleger einmal ausser der Zeit sagen ließe, was schon so manchem rethschaffnen Scribenten widerfahren ist:

Du überlebst dich selbst, du stirbst, und stirbest nie!

Wenn ich dann einmal plötzlich aufhören müßte, meine Blätter fortzusetzen, was für einen Vorwand würde ich wol finden können, diesen traurigen Abschied zu beschönigen? Ich erfann allerley Redensarten für die Zeitungen. — „Nachdem der „Arzt, welcher bisher mit so großem Ruhme geschrieben, „die Lehren der Arzneykunst völlig erschöpft.“ — Allein, sie lassen sich unmöglich erschöpfen. — „Es hat dem Verfasser „des Arztes gefallen, seine Wochenblätter mit dem . . . Blatte „aufhören zu lassen.“ — Allein, wie könnte mir ein so schimpflicher Abtritt gefallen haben? — „Man wird die „Feder eine Zeitlang niederlegen, um, — Ja, warum? um sie nimmermehr wieder zu ergreifen? Kurz, ich war dieser Sache wegen, zumal bey dieser melancholischen Jahreszeit, in eine solche Schwermuth gerathen, daß ich mich alsobald hinsetzte, und einen Aufsatz für das letzte Stück meiner Blätter von diesem Jahre schrieb, worinn ich das Publicum demüthigt hat, mir wenigstens noch das folgende Jahr seinen Beyfall zu schenken. Ich führte ihm alles zu Gemüthe, was irgend ein Publicum gegen einen Schriftsteller zum Erbarmen reizen kann, und versprach denen, welche die ernsthaften Blätter bisher abgeschreckt haben könnten, Schwänke, dergleichen sie von mir nimmermehr hätten vermuthen sollen. In der größten Hoffnung des besten Erfolgs sendete ich diesen Aufsatz gleich am andern Morgen in die Druckerey. Allein, wie erschreckt ich nicht, als der Bogen mit der Antwort zurück kam: Man würde niemanden bitten, eine Schrift länger zu lesen, als er dafür hielte, daß er sie lesen müßte, weil sie ihm gefiele oder nützte.

Unter

Unter dessen, daß dieses vorzieng, war eine Nacht verstrichen; und als ich des folgenden Morgens von einigen Geschäften nach Hause kam, und kaum die obige betrübte Nachricht von meiner Frau Verlegerinn vernommen hatte, brachte mir mein Bedienter einen Brief, welchen er auf der Diele gefunden hatte, und der mir, wie er sagte, ins Haus geworfen worden seyn müßte. Man stelle sich meine Verzweiflung vor, als ich, bey Eröffnung des Briefes, folgende Zeilen las:

Gedanken bey dem 149ten Stücke des Arztes.

Nun getrost! ihr Wurmabtreiber!
Laboranten! Alte Weiber;
Nun getrost! der Arzt wird hurt,
Was ihr alle seyd.

Ungetreuer Ueberläufer,
Charlatan, Arzneyverkäufer,
Deine List entwickelt sich;
Schäme! Schäme dich.

Kaum war ich ein wenig wieder zu mir selbst gekommen, als ein neuer Verdruß über mich ausbrach. Ich war schon oft hinter einander überführt worden, daß man den Arzt nicht mehr läse; und wer jemals geschrieben hat, der wird wissen, in welche Verzweiflung dieses einen jeden Scribenten stürzen muß, der nie von einem Menschen auf der Straße gegrüßt wird, ohne zu glauben, daß er seine Werke auswendig wissen müsse. Allein, ich fand schon einigen Trost in dieser grausamen Demüthigung an den Beyspielen andrer Schriftsteller, als ich auf einmal zween Briefe empfing, worinn man sich heftig beschwerte, weil ich in meinem 150sten Blatte geschrieben hätte, daß die Seele im Magen wohne. Nun habe ichs freylich geschrieben, und ich behaupte es noch in aller meiner Noth. Es ist wahr, daß wenigstens die Seelen der meisten Menschen im Magen wohnen. Allein, daß ich um dieser Wahrheit willen zum Märtyrer werden soll, und daß mich zwo Personen dazu machen, die ihre Seele so gewiß

gewiß im Bauche haben, als den appendicem vermiformem, das ist freylich einem schon ohnedem aufgebrachtten Gemüthe sehr empfindlich. Der eine von diesen Herrn ist ein Dichter, der nimmermehr einen einzigen Vers zu Stande bringen kann, als wenn ihn der Hunger quält; und der andre ein Freygeist, den sein Verleger tödten kann, so bald er ihm den Tisch auffagt. Was wollen diese Herren von mir haben? Ist es nicht genug, daß ich ihnen noch eine Seele zuschreibe? Mir deucht, sie könnten zufrieden seyn, wenn ich ihren Seelen auch nur die dicken Gedärme zum Wohnplatze einräumte.

Mein Verdruß hatte noch kein Ende. Ich ward zu einem Patienten gerufen, der mir in einem langsamen und weiterschweifigen Vortrage meldete, daß er sich gar nicht wohl befände. Nachdem ich mir alle Mühe gegeben hatte, seinen Zustand zu ergründen, und im Begriffe war, ihm dafür das Nöthige zu verordnen, entdeckte er mir, daß er noch ein Anliegen hätte, welches ich beantworten müßte, ehe er sich mir übergeben könnte. Dieses Anliegen bestand darinn, daß er mich auf mein Gewissen fragte: Ob es wahr wäre, daß ich, wie die Rede ginge, den Arzt schreibe? »Ich weiß wohl,« sprach er fort, daß man rechtschaffenen Leuten immer viel Böses nachsagt; aber ich bin nicht der Mann, der auf der Leute Reden achtet, ehe er nicht die beschuldigte Partey vorher auch gehört hat. Sagen Sie mir also aufrichtig, ob Sie den Arzt schreiben, oder nicht? »Ob ich nun gleich aus diesem Vortrage wohl merken konnte, was für ein Urtheil ich mir selbst sprechen würde, wenn ich mich für den Verfasser dieser Schrift ausgäbe; so betrachtete ich mich doch in der gegenwärtigen Bedrängniß als einen Menschen, der auf der Tortur liegt, und der sich nicht anders befreyen kann, als wenn er die Wahrheit sagt. Ja, mein Herr, antwortete ich, weil sie es wissen müssen, ich bin derjenige, der den Arzt schreibt. »Ist es möglich?« sagte er, so thut es mir leid, daß ich Ihren Rath bey meinen bedenklichen Umständen nicht annehmen kann. Hier ist die Belohnung für Ihre Bemühung; aber es thut mir leid, daß ich mich in meiner Wahl geirret habe.« Wie so? versetzte ich, bin ich

ich deswegen Ihres Vertrauens unwürdiger? »Mein Herr,« erwiederte der Kranke, ich halte nicht dafür, daß ein Mann, der sich damit abgiebt, so große Bücher zu schreiben, vermögend sey, die Umstände seiner Patienten gehörig zu überlegen, weil ihm die vielen Sachen, die er im Kopfe hat, nothwendig viel angelegener seyn müssen, als die Cur eines einzelnen Menschen. Ich muß einen Arzt haben, der seinen Kopf schont, und der ihn für mich allein aufhebt.« Sie thun mir zu viel Ehre, mein Herr, antwortete ich, wenn Sie glauben, daß mir eine Schrift, die von meiner Profession handelt, so viel Kopfbrechen verursacht, da mir nothwendig dergleichen Sachen geläufig seyn müssen. Indessen kann ich Ihnen einen Mann zuweisen, der in seinem Leben nur einerley Sache denkt, und in dessen Seele ich schwören kann, daß er nimmermehr ein Buch schreiben oder lesen werde. Dieses wird Ihr Mann seyn. Er wohnt da und da, auf dem Hamburger Berge. — Der war sein Mann. Er ließ ihn rufen, und ich mußte mit Schimpf und Schande abziehen.

Verwünscht sey der Arzt! ruste ich aus, als ich nach Hause kam; bald wird es um meine ganze Praxis gerhan seyn. Zuletzt besann ich mich, daß dieser Mann wirklich Recht hatte, und dieses vermehrte meinen Verdruß. Es glauben einige Weltweise selbst, daß in einer Seele nie zweyen Gedanken neben einander Platz haben können. Da nun dieses eben sowohl von einem Augenblicke, als von einer Woche gilt, so muß nothwendig ein Mann, der alle acht Tage einen Bogen von seiner Profession schreibt, in acht Tagen nicht zugleich an seine Patienten denken können, und so geht eine Woche nach der andern verloren. Diesen Abend entdeckte ich also zuerst, warum die Practici nicht leichte Bücher schreiben, sondern nur, nachdem sie ihre Patienten besucht haben, in Gesellschaft gehen, um ihre Seelen ledig zu erhalten. Ich begriff, warum nur die Theoristen schreiben, die kein Brodt haben, und daß ein rechtschaffener Mann in einer Woche nicht zweyerley oder wohl gar dreyerley Sachen müsse denken können.

Ich hatte schon wirklich den Entschluß gefaßt, meinen armen Kopf künftig besser zu schonen, und für eine ledigere Seele zu sorgen, um meinen Patienten brauchbarer zu werden, als mir ein Schreiben von der Fräulein von Stich eingehändigt wurde, worinn sie Genugthuung verlangt, daß ich ihr Schreiben in meinem 145ten Blatte bekannt gemacht habe. Sie beschuldigt mich eines Mangels der Uebersetzung, weil ich hätte vermuthen sollen, daß es ihr, um der Ehre der Familie willen, unangenehm seyn würde, der Welt bekannt zu machen, daß die Krone Menschenfett, die sie besitzt, von einem Manne aus ihrer hochadlichen Familie wäre. Ich verschmerzte diese Kleinigkeit bald. Denn einem Gelehrten kann es nicht fremd vorkommen, wenn ihn eine adliche Person für einen Dummkopf hält. Allein, in derselben Stunde erhielt ich Nachricht, daß der Seher des Arztes schleunig eine Handschrift von mir verlangte; und dieses waren die Umstände, worinn ich mich befand, als ich mich niedersetzte, um den gegenwärtigen Bogen auszuarbeiten. Ich bitte jedermann, sich in meine Stelle zu setzen, und dann zu sagen, mit was für Muth und Sammlung des Gemüths ich in einem solchen Zustande eine Abhandlung hätte schreiben können? Selbst das Abschreiben gieng mir nicht von der Hand; und dieses ist um destoweniger zu bewundern, da es eben so schwer ist, als selbst etwas zu schreiben. Denn man findet große Gelehrte, die alles, was sie geschrieben, abgeschrieben haben, und von denen doch Jedermann weiß, daß ihnen das Bücherschreiben eben so sauer werde, als andern großen Leuten. Es war also kein andres Mittel übrig, als mich zu entschließen, meinen Lesern aufrichtig zu gestehen, in welcher Verlegenheit ich diese Woche gewesen sey, und sie zu bitten, mit meinen gegenwärtigen Umständen Geduld zu haben. Ich denke, daß sich in diesen acht Tagen alles wieder geben soll. Ich hoffe einige Gelehrte zu finden, die künftig an dem Arzte mit arbeiten sollen, weil ich ihnen versprechen will, die fremden Aufsätze mit den Namen ihrer Verfasser in allen Zeitungen loben zu lassen, und einen Ducaten nicht anzusehen. Unsre Frau Verlegerinn will ich überreden, daß sie sich in meine

meine Seele submittire, und die Bittschrift ans Publicum noch drucken lasse, die ich ihr eingesendet habe, um die Pränumeration auf noch ein Jahr demüthigst zu ersuchen. Sie wird es thun, wenn ich ihr vorstelle, daß dieses die größten Gelehrten unter dem Namen der größten Verleger zu thun pflegen. Mit dem kleinen Gedichte will ich, wie ein Mäcen, eine Pfeife Taback anzünden. Den Eiß der Seele will ich anders wohin verlegen. Die Seelen der Menschen lassen mit sich machen, was man will, und ein jeder System-schreiber verlegt ihre Wohnung nach seinem Belieben. Meine Praxin will ich theilen. Ich will die Patienten, die nicht leiden können, daß ihr Arzt mehr als eine Sache denkt, dem Manne auf dem Hamburger Berge, gegen eine billige Discretion, abtreten, und die übrigen will ich für mich behalten. Der Fräulein von Stich will ich sagen, daß es bey den Schriftstellern eingeführt sey, adliche arme Sünder berühmt zu machen. Dem Seher des Arztes aber will ich diesen Bogen zusenden; denn was liegt ihm daran, ob er einen guten oder schlechten Bogen absetzt? Auf diese Weise werde ich mein Gemüth in dieser Woche wieder beruhigen können, und es bleibt mir alsdann keine andre Schwierigkeit mehr auf dem Herzen, als wie ich heute über acht Tage meinen Lesern etwas Würdigers vorlegen könne. Allein dieser Schwierigkeit bin ich schon gewohnt, und sie hat mich, seitdem ich den Arzt schreibe, alle Woche gequält. Ich habe gefunden, daß die gütige Nachsicht meiner Leser gegen mich viel zu groß sey, als daß mich mein Unvermögen niederschlagen und abschrecken müßte.

Mein Herr,

Der Gedanke, den Sie in Ihrem 145ten Blatte S. 514. geäußert haben, daß vielleicht die verdorbene Galle die vornehmste Ursache der Ruhr seyn könnte, hat meinen ganzen Beyfall, und dieser Herbst bestätigte ihn besonders, da neben der Ruhr eine so große Menge von mancherley andern Gallenkrankheiten grassirt haben, als ich mich in hiesigen Gegenden noch nicht zu erinnern weiß. Hippocrates kannte schon die Ruhr von schwarzer Galle. Alle Practici be-

Der Arzt. VI. Th. Berth. Ausg. R r stätigen,

kräftigen, daß die Galle bey der Ruhr jederzeit eine große Rolle mit spiele, und der gelehrte Herr Lebenskreit hat fast eben dieselbe Würdigung von der Ruhr, als Sie. *Quamvis intemperantia victus & aquarum corruptela hujus morbi causa frequens sit, obtinere tamen a me nequeo, ut unicam mali istius originem in prava vivendi ratione positam esse censeam, cum noverim nullo agrotantium peccato, ab intrinseca aliqua causa, maxime autem a bile acris, inductam fuisse aegritudinem, viderimque, omni regimine, quo averteretur morbus, effici nihil potuisse.* Wenn dieser Ursprung der Ruhr gegründet ist, so erhellt, warum die Rhubarber eine so gute Arznei bey dieser Krankheit sey, und warum man so wenig Glück dabey finde, die Ausführung der verdorbenen Galle zu unterbrechen; denn welche Krankheiten erfordern mehr Ausführungen, als die Gallenkrankheiten? und haben Sie nicht selbst erzählt, daß hundert Pfund Galle noch nicht hinlänglich gewesen sind, um die abführenden Arzneyen zu entbehren? Es erhellt zugleich, warum die Ruhr so oft mit andern Gallenkrankheiten in Gesellschaft grahrt; warum sie gegen den Herbst ausbricht; und warum sich das faulende Fieber erst so spät entzündet, wann die in den Verdauungswegen liegende verdorbene Galle, da sie nicht geschwind genug ausgeführt werden kann, endlich mit ins Blut schleicht. Noch eins. Wenn die schwarze Galle der Ursprung der Ruhr ist, wie Hippocrates sagt, so deucht mir, daß ich die Auflösung des Nächstels finden kann, warum man das Obst so unschuldig in Verdacht hat, daß es die Ruhr verursache. Sie wissen, daß die schwarze Galle nicht ärger wüthet, als zu der Zeit, wann sie anfängt, in Bewegung gesetzt zu werden. Sie wissen aber auch, daß das Obst, wegen seiner seifenartigen Eigenschaft, ein mächtiges Mittel sey, die schwarze Galle aufzulösen, und in Bewegung zu setzen. Hat nicht der Herr van Swieten Leute gesehen, die sich bloß durch einen übermäßigen Genuß des Obstes von ihrer schwarzen Galle völlig befreyet, indem sie dieselbe durch den damit gemachten Durchlauf ausgeführt haben. Wenn im Sommer durch übermäßiges Schwitzen unser Blut dick wird, und schwarze Galle erzeugt, die sich, nach den Gründen der Theorie, in den Verdauungswegen verfestet; so ist nichts natürlicher, als daß im Herbst, bey dem Genuße der Früchte, diese gesammelte schwarze Galle in Bewegung gesetzt wird, und diesen furchtbaren Durchlauf erregt, den wir die Ruhr nennen, und der bloß dadurch so gefährlich ist, weil dabey die Galle fault. Weil die Landleute in den heißen Monaten die schwerste Arbeit haben, und mehr schwitzen, und weniger trinken, als die Leute in Städten, so sind sie gegen den Herbst mit schwarzer Galle überhäuft; und hieraus erklärt sich die sonst so schwere Frage: Warum dieses faulende Fieber, wider die Art anderer, gemeinlich zuerst auf dem Lande und unter den stärksten und arbeitsamsten Leuten in Schwange gehe? Ich begreife endlich auch,

wie

wie Sie den Genuß des unreifen Obstes noch immer für eine Veranlassung zur Ruhr halten können, da Boerhaave selbst den Genuß unreifer Früchte mit unter die Ursachen zählt, die schwarze Galle erzeugen. Kurz, je mehr ich diese Herleitung der Ruhr überlege, desto wahrscheinlicher wird sie mir, und desto mehr Hoffnung fasse ich, daß man in dieser noch so dunkeln Sache mehr Licht bekommen, und besser im Stande seyn werde, dem grahrenden Uebel vorzubeugen, oder es gleich im ersten Anfange zu unterbrechen. Die Methode, welche Sie dazu vorgeschlagen haben, scheint mir am geradesten auf den Grund der Sache zu gehen. Ich bin, &c.

D. U.

Antwort.

Es ist gleichwol noch vieles wider diese Theorie einzuwenden. Pringle, Scuermann, u. a. haben bey den Öffnungen der Leichen weder an der Leber und in den dünnen Gedärmen, noch an der Galle eine merkliche und beständige Verderbung wahrgenommen, vielmehr war die Galle bey den meisten noch gut, und verhielt sich bey der Vermischung mit sauren und geistigen Dingen, wie eine jede gesunde Galle sonst thut. Pringle glaubt sogar, daß eine häufigere Absonderung der Galle zuträglich wäre. Es ist also die Ruhr nicht immer eine Folge verdorbener Galle: sie kann bey gesunder Galle vorkommen und tödtlich seyn, und wenigstens mußte der Fehler derselben in manchen Fällen sehr verdeckt liegen. Vermuthlich kann das Verderben anderer Verdauungssäfte, die wir noch allzu wenig pathologisch kennen, dieselbe Krankheit hervorbringen. Man muß den vortreflichen Herrn Leibmedicus Zimmermann gelesen haben, um die mannichfaltigen Arten und Ursachen der Ruhr und das vernünftige Verfahren dagegen gründlich beurtheilen zu lernen. Das ist indessen gewiß, daß die gemeinste Art der Ruhr von einer faulenden Galle herrühre.

Der Arzt.

* * *
Mein Herr R * *

Mein, gestern konnte ich Ihnen unmöglich beypflichten, als Sie in voller Gesellschaft behaupteten, daß es unnütz wäre, das an Krankheiten gestorbene Vieh zu begraben, und es den Schlächtern zu verbieten, dasselbe zum Verspeisen zu verkaufen. Ich weiß wohl, daß wir wenig solches Fleisch unwissend speisen müssen, und daß man davon nicht allezeit krank werde. Allein, Sie müssen auch wissen, daß deshalb die Gefahr doch bleibe, und verhütet werden müsse, weil

R 2

MAN

man Beyspiele genug aufweisen kann, wo der Genuß von dergleichen Fleische sehr üble Folgen gehabt hat. Ich will Ihnen ein ganz neues erzählen:

Ein Arzt zu Alençon, Herr Odolant Denos, ward am 9ten Julii 1760, Abends um 9 Uhr, zu zweo Familien armer Leute gerufen, in deren jeder drey Kranke waren, welche mit großem Zwange zum Erbrechen nichts, als ein zähes gelblichtes Wasser, aber keine Spur von Speise herausbringen konnten. Sie hatten heftiges Schneiden, und mußten alle Augenblick aufs Becken, wo ein gelbes Wasser von ihnen gieng. Der Unterleib war ausgespannt, der Achem kurz und beschwerlich, der Puls matt, und die Zunge trocken, wobey sie über Durst klagten. Diese Leute hatten drey Tage vorher Fleisch von einem Thiere gegessen, das an einer Krankheit gestorben war, und das ein Schlächter für einen geringen Preis erkauft, und dann im Kleinen wieder verkauft hatte. Die eine Familie, Noe, die den Abend davon aß, verspürte in der Nacht nichts; am folgenden Morgen aber überfiel nach einander den Vater, ein Kind, und die Mutter, ein Frost, eine Beklemmung und die obbeschriebenen Zufälle. Drey Personen von einer andern Familie, welche aber nur wenig von diesem Fleische aßen, weil es von übelm Geschmacke war, wurden gleich nach wenig Stunden davon krank, und die Zufälle nahmen sehr schnell überhand. Das Purgiren von oben und unten war mit lauter solchen andern Zufällen verbunden, wie zu erfolgen pflegen, wenn man ein fressendes Gift genommen hat. Der Arzt verordnete lindernde und öltige Arzneyen: der jüngste von den Patienten starb, und die fünf übrigen purgirten, und erbrachen sich minder, bis sie nach und nach wieder genesen. Es hatten mehr Leute von diesem Fleische gegessen, ohne solche Zufälle zu bekommen. Allein, weil der Geschmack desselben nicht gut war, so hatten sie wenig gegessen; und die obigen sechs hatten nicht das eigentliche Fleisch, sondern die Lunge und das Herz von dem kranken Thiere genossen, welche vielleicht von der Krankheit am meisten angesteckt gewesen waren.

Mein Herr,

Tragen Sie die meisten Ihrer Leser und Leserinnen, was der Sago sey, den sie so oft in Suppen genießen; ich weiß gewiß, daß es die allerwenigsten wissen werden. Die meisten halten diese Körner für arfgetrocknete Fischroggen, oder Eyer, dergleichen der ruffische Caviar ist. Die Holländer und Franzosen halten sie theils für das Gummi eines Baums, theils für Knospen eines unbekanntes Gewächses. Noch andre sehn sie für einen Saamen an, der so, wie die Perl- und Gerstengraupen, bereitet würde. Allein, sowol die neuern

Schrift-

Schriftsteller, als Erfahrungen, widersprechen allen diesen ungegründeten Meynungen. Der Baum, von welchem der Sago kömmt, wird von einigen unter das Geschlecht der Palmbäume, von andern zu den Cocosbäumen gerechnet. Er wächst auf Borneo, Ceram, in den moluckischen Inseln, in Java, Sumatra und andern ostindischen Gegenden, funfzehn bis zwanzig, ja, nach dem Kumpfh, wohl dreyßig Ellen hoch. Der mittelste Stamm beträgt im Durchschnitte zweyen Fuß. Er treibt viel Nebensprossen aus der Wurzel bis einen Fuß dick, und diese werden dicke Stämme, wann der Hauptstamm vergeht. Der Baum soll, wenn er noch jung ist, Stacheln haben, wodurch die wilben Schweine, die seinen Früchten und Marke nachstellen, abgehalten werden. Die jungen Blätter werden zu Kleidern, hingegen die großen zur Bedeckung der Häuser und Schiffe gebraucht. Unter den vier Arten von Sagobäumen wird die beste Art *Laxitumi* genennet. Der Sagobaum bringt erst in seinem Alter Früchte. Allein, die Besitzer derselben lassen es dahin nicht kommen, weil alsdann sein Mehl verdorben, und mit harten Fasern vermischt wird. Dieses Mehl wird aus dem Marke des Baumes gemacht, und die Indianer wissen daraus mancherley Speisen zuzurichten. Wir können uns also bey dem Sago eine Vorstellung von dem Brodte machen, das aus dem Marke der Bäume zugerichtet wird, und wovon uns die Reisebeschreiber so vieles erzählen. Schon im dreizehnten Jahrhunderte fand *Marx Polo* auf klein Java eine Speise, die wie Gerstenbrodt schmeckte, und aus dem Marke eines Baumes zubereitet war. So lange her ist der Sago schon eine gemeine Speise gewesen. Auf der größten philippinischen Insel, *Mindanao*, wachsen die Sagobäume wild in Weiten langen Wäldern. Der Baum heißt bey den Einwohnern *Libbybaum*, und ist so, wie der Hollunder mit einem weißen Marke angefüllt. Man hauet ihn um, und spaltet ihn aus einander; sodann nimmt man das Mark heraus, stößt es in einem Troge oder Mörsel, gießt Wasser darauf, rührt es wohl durch einander, und seigert es durch ein Tuch. Das Wasser nimmt durch dieses Tuch alles mehligte Besen mit sich weg, und es bleibt nur die unnütze Hülse zurück, welche weggeworfen wird. Wenn sich nun das Mehligte recht gut geseht hat, so gießt man das Wasser davon ab, und macht Kuchen daraus. Diese werden gebacken, und schmecken fast eben so gut, als Brodt. Die Einwohner von *Mindanao* leben im Jahre drey bis vier Monat lang von dieser Nahrung. Der Sago, den man außerhalb Landes führt, wird in kleinen Stücken, wie Zuckerwerk abgetrocknet, und an andre Orte in Westindien herumgesendet. Viele bilden sich wohl ein, daß eine solche Nahrung von sehr grober Art seyn müßte, und einem europäischen Magen unmöglich bekommen könnte. Ist können sie den Sago versuchen; und wenn er ihnen nahrhaft und schmackhaft scheint, so können sie nur sicher glauben,

glauben, daß er den Indianern eben so gut schmecke und bekomme, als ihnen. Ich bin, &c.

* *

Hundert vier und funfzigstes Stück.

Lesung.

Ich wende nichts dawider ein.

Mein Herr,

Wenn ich andern Leuten glauben soll, so muß ich ein ausnehmender Narr seyn. Allein, ich habe doch studirt, und was noch mehr ist, gründlich. Dem zufolge weiß ich, daß man alles demonstriren kann, was man nur will, wenn man die Erklärungen der Dinge nach seinem Belieben einrichten darf; und wenn man einen Menschen, der sich durch kluge Vorsicht und weise Feigheit von allen andern unterscheidet, einen Narren nennen muß, so bin ich einer, ob ich gleich studirt habe. Da aber noch niemand das erste dargethan hat, so läugne ich auch das letzte.

Nach dieser vorläufigen Vertheidigung meiner selbst muß ich Ihnen, mein Herr, vom Grunde meiner Seele melden, daß es kein Wunder seyn würde, wenn ich ein Narr wäre, und daß Sie und Ihre Professionsverwandten allein mich dazu gemacht hätten. Diese Pille war gut. Digeratur!

Alle Leute lachen mich aus, weil ich mir die Regeln der Aerzte aufs allerbeste zu Nutze mache, um für meine Erhaltung zu sorgen. Kann ich wohl mehr thun, um zu beweisen, daß ich klug bin? Wie nennen Sie den, der seine Gesundheit muthwillig verschleudert? Ist der ein kluger Mann, so bin ich gerade sein Gegentheil. Niemand beobachtet die Gesetze der Gesundheit besser, als ich. Ich bin sorgfältig und behutsam bis auf die geringsten Kleinigkeiten, und dies werden Sie aufs höchste billigen. Seitdem ich gelesen habe, daß Anacreon an einer Weinbeere, oder an einem Rosinenkerne erstickt sey, esse ich weder Trauben noch Rosinen. Weil ich weiß, daß in der Luft viele fremde Theilchen herumfliegen, die uns schädlich seyn könnten; so Sorge ich für nichts mehr, als daß die Luft, die ich athme,

auf

aufs beste gereinigt sey. Herr Gleditsch hat, wo ich mich recht besinne, erwiesen, daß in der Luft stets der feine Saame der Champignons herumschwimme; und da ich von Ihnen erfahren habe, daß einige Champignons giftig sind, so bedecke ich meinen Mund und meine Nase allezeit mit einem vierfach zusammengelegten Messeltuche, von welchem ich glaube, daß es hinlänglich sey, die Luft, die ich athme, noch ehe sie in meine Lunge hineinspringt, von allen fremden Körperchen zu reinigen. Nachdem ich gelesen habe, daß selbst das destillierte Wasser noch voller Unreinigkeiten sey, welche in meinem Körper Gewächse und Thiere erzeugen könnten, so trinke ich kein Wasser, und, wegen der sträflichen Verfälschung der Biere und Weine, auch kein Bier und keinen Wein; sondern ich begnüge mich bloß, meinen Durst mit einer Citrouscheibe zu stillen, welche ich auf die Zunge lege. Weil einige Fliegen giftig sind, und ihr Stich außerordentliche Entzündungen verursachen kann, so trage ich lederne Handschuhe und Strümpfe, und lege in meinem Hause und Garten stets eine Larve mit gläsernen Augen vors Gesicht. Um meine Ohren vor den Ohrwürmern und Insekten zu bewahren, verstopfe ich sie aufs beste mit Baumwolle. Ich habe gelesen, daß sich an dem Nüchgang, welcher den Speisefäß in die linke Schlüsselblutader ausgießt, oben eine härtigte Falle befindet, welche, wenn sie verletzt würde, den unvermeidlichen Tod noch sich ziehen würde. Um diese zu schonen, bewege ich meinen linken Arm niemals, sondern halte denselben in einer Bandage fest, daß er sich nicht regen kann. Weil die Leichdorne, woran Puffendorf gestorben, vom Drücken der Schuhe herrühren, so gehe ich nie anders, als in sehr weiten Pantoffeln; und weil viel darauf ankömmt, daß alle Theile des Leibes gleich warm gehalten werden, so kleide ich mich mit einerley Zeuge so vorsichtig, daß ich an allen Theilen meines Leibes eine Nadel gerade nur einen Zoll tief in die Kleidung stecken kann, ehe sie die Haut berührt. Sie können von diesen kleinen Behutsamkeiten leicht auf die größten schließen, und errathen, daß ich täglich viermal mich selbst, meine Speisen und meinen Abgang wiege, um den Zustand meiner Transpiration zu entdecken; daß ich den Grad der Wärme meines Leibes, meiner Speisen, und der Luft meines Zimmers, nach Reaumur'schen Thermometern, abmesse; und daß ich allen meinen Urin und meine Excremente destillire. Was die Witterungen und Winde im Dünstkreise betrifft, so bin ich, dem Himmel sey Dank! nun völlig davon geschieden, sientemal ich schon seit 14 Jahren nicht mehr aus meinem Hause gekommen bin. Ich kann gar nicht begreifen, wie ein Mensch leben kann, der ausgeht; denn wie viel Millionen Unglücksfälle erwarten ihn nicht gleich beim ersten Austritte aus seinem Hause. Wie leicht kann das ihm zu heiß ins Auge strahlende Licht seine Augennerven beschädigen, und ihm den schwarzen Star verursachen! Welche Millionen giftiger Dünste,

N r 4

die

die in der Luft schwimmen, müssen nicht seine Lunge augenblicklich zu Eiter machen! Was für verwegene Winde blasen ihn an, und verschließen die zarten Schweißlöcher! Ist es nicht eben so viel im Nebel auszugehen, als sich in die Elbe zu stürzen? Nebel sind Wolken; Wolken sind Wasser, und die Elbe ist auch Wasser. Wie oft hat nicht ein einziger Fehltritt verursacht, daß man sich beyde Beine hat abnehmen lassen müssen! Wer ist auf der Straße wohl sicher, von Hunden gebissen zu werden? und wer weiß, ob nicht alle Hunde toll sind? Da uns nur eine gleichmäßig fortgesetzte gelinde Leibesbewegung dienlich ist, die nicht bis zum Schweiß getrieben werden muß, so ist man ja immer in Lebensgefahr, so oft ein Pferd oder ein Wagen hinter uns kommt, der uns auf die Seite zu springen röhigt, wovon der Puls wohl eine halbe Viertelstunde vermehrt werden kann; des Schreckens nicht zu gedenken, wovon wir alle Augenblick einen Schlagfluß fürchten müssen. Da auch der Gesundheit nichts schädlicher ist, als daß man einige Theile des Leibes vor andern öfters zusammendrückt, so muß das Gehen, welches die Last des ganzen Körpers dem Vorderfüße aufbürdet, nothwendig die Adern desselben zerquetschen, da dann der Fuß abgenommen werden muß. Mit einem Worte, es ist nichts unvernünftiger und zugleich ungesunder, als auszugehen; wonigstens ist es eben so kühn, als sich auf einer Flöße den wilden Wellen des Weltmeers anzuvertrauen.

Dich kann ein Wolf erjagen;
Dich kann ein Baum erschlagen;
Vielleicht ertödtet dich,
Ach! einer Schlange Stich!

Ich, an meinem Theile, habe genug in meinem Hause zu besorgen, wo ich doch alle Bequemlichkeit zur Erhaltung meiner Gesundheit haben kann. Muß ich nicht vor jeder Mahlzeit meine Messer auf dem Schleifsteine abziehen, wenn ich nicht fürchten will, daß sie vergiftet seyn möchten? Muß ich nicht meine Wäsche mit Essige einsprengen, um mich vor ansteckenden Krankheiten zu sichern? und auf wie viel tausend Dinge habe ich nicht zu sehen, wenn ich mit der geringsten Wahrscheinlichkeit hoffen will, den folgenden Tag zu erleben?

Diese höchstnöthige Sorgfalt für mein Leben ist es nun, weshalb man mich beschuldigt, daß ich nicht recht klug sey. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so sage ich Ihnen, daß mich mein Schluß nicht trügen kann; denn entweder muß man alle Gesundheitsregeln in den Wind schlagen, oder man muß sie alle beobachten. Das erste ist Tollkühnheit! wie kann nun das letzte wohl Narrheit seyn? Beantworten Sie mir dieses Argument, wo es Ihnen nicht zu schwer ist. Wer hat von uns beyden wohl Recht? Ich, der ich die Leute für tollkühn halte, die tausend Gefahren, wie Unsinnige, täglich entgegen gehen, oder

sie, die mich für einen Narren erklären, weil ich sie alle vermeide? Antworten Sie, ich fordre Sie auf; aber antworten Sie mit Besstände. Ich bin, ic.

Precautiosus Scrupulosus.

P. S. Weil ich, meiner Gesundheit wegen, kein wirkliches Amt bekleiden kann, so habe ich mich des gemeinen Weges bedient, etwas in der Welt zu werden, wobey mir nichts obliegt, um es zu seyn. Ich bin Titulair-Hofrath und Titulair-Professor, Titulair-Doctor und Titulair-Mitglied von funfzehn Academien.

Noch eins. Weil ich Säure im Magen bey mir bemerke, und Sie uns neulich gelehrt haben, daß die Krebse die Säure dämpfen, so würde ich nichts als Krebse gespeiset haben, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß in der gegenwärtigen Jahreszeit die meisten Krebse zwar sehr große Schalen haben, daß aber inwendig nichts darin ist. Weil ich nun dieses von einer Krankheit der Krebse herleite, so frage ich inständig: Ob Sie mir nach redlichem Gewissen rathen können, solches krankes Vieh zu speisen? oder was ich sonst essen soll, um die Säure zu dämpfen?

Antwort.

Mein Herr,

Es ist wahrlich möglich, daß die Leute Recht haben, und daß Sie nicht recht klug sind. Diese Pille war groß. Digeratur. Nimmermehr würde ich geglaubt haben, daß Sie Ihren Brief in rechtem Ernste geschrieben hätten, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß es noch viel mehr schwache Köpfe gebe, welche entweder aus Einfalt so handeln, wie Sie, oder in lustiger Dummheit mit Ihren obigen Argumenten die Gesundheitsregeln der Aerzte lächerlich zu machen glauben. Um nun sowol Ihnen, als diesen zu dienen, will ich Ihnen sagen, daß wir unsre Gesundheitsregeln in allgemeine, die entweder von allen ohne Ausnahme, oder doch von ganzen Gattungen der Menschen in ihren allgemeinen Verhältnissen, beobachtet werden müssen, und in solchen eintheilen, die nur von Manchen in gewissen besondern und einzelnen Verhältnissen zu beobachten sind. Wer diese letztern zu allgemein machen, der wird verleitet, solchen Unsin zu treiben, wie Sie. Wer unsre diätetischen Warnungen bey besondern und einzelnen Gefahren der Gesundheit zu allgemeinen Lebensregeln macht, der wird sich in den Hundstagen, wie im Winter, die Hände mit Del reiben, um sie nicht zu erfrieren; der wird, wie Sie, seine Messer abschleifen, wo keine Gefahr der Vergiftung ist; der wird, wie Sie, seine Wäsche mit Essige einsuchen, wenn in ganz Europa kein ansteckendes

Fieber regiert. Vernünftige Leute handeln nicht eher nach solchen Verhaltensregeln, als bis die Verhältnisse, worin sie dienen, wahr scheinlich werden. Wer die kleinsten Veränderungen seiner Gesundheit, die, wenn sie auch nachtheilig für ihn sind, sich doch durch die natürliche Art zu leben selbst wieder verbessern, wie große Gefahren fürchtet, der wird, wie Sie, die Lust scheuen, die seine Ausdünstung verändert, ohne daran zu denken, daß die Leibesübung in freyer Luft diesen Fehler alsobald wieder gut machen werde. Wer die allgemeine Maxime der Vernunft nicht annimmt, daß man kleine Uebel, von nichtswürdigen Folgen, ertragen müsse, um große Vortheile zu erhalten, und daß die geringern Pflichten den größern weichen müssen, der wird, um keine Champignonsfaat einzuathmen, wie ein Vär in einer Höhle leben, welche von seinem eignen, ihm viel gefährlicheren Gestanke vergiftet ist; und der wird den Nebel scheuen, wenn er eine Untertnehmung ausführen könnte, die ganze Provinzen glücklich machen würde. Wer endlich alle Gefahren des menschlichen Lebens so übertreibt, wie Sie die, mit dem kleinen Deckel des Milchadergangs in der linken Schlüsselblutader, der wird unmöglich irgend eine Handlung unternehmen können, ohne den Tod zu fürchten. Mein lieber Herr! Müste man Ihnen dieses erst sagen? und, da Sie es nicht allein sind, muß man dieses erst Leuten erklären, die doch schon lange majoren waren? Eine richtige Beurtheilung der Dinge; ein Verfahren, das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit eingerichtet ist, und eine kleine Scharfsinnigkeit, die nur Handgreiflichkeiten zu unterscheiden weiß, sind alles, was man nöthig hat, um nicht die Gesundheitsregeln der Aerzte so verkehrt anzuwenden, als Sie thun Ihre allzu große Klugheit macht Sie unkninnig. Ein Gran gesunde Vernunft! so begegnen Sie uns morgen, nach 14 Jahren, zuerst wieder auf der Straße.

Begen der ledigen Krebse mit den großen Schalen seyn Sie unbesorgt. Sie haben eben keine Krankheit. Es sind Titulair-Krebse.

Der Arzt.

(*) Vom Poudre d'Ailhaud.

Gleichwie es einen reichen Mann geben kann, welcher vielleicht in seinem Leben nie gute Erbsen gegessen hat, weil eben keine Ehre dabey ist, sie auf der Tafel zu haben, wofern sie nicht außerordentlich theuer sind; so giebt es auch Arzneyen, die keinen andern Fehler haben, als daß sie zu wohlfeil sind, um von einen schicklichen Doctor rechtfertigen Leuten verordnet zu werden. So würde z. E. die Jalappe weit mehr in Ehren gehalten werden, wenn sie nur theurer wäre.

wäre. Sie wirkt in mäßiger Dose, sehr gelinde; und eine große Dame wird für sechs Franken mit Seidliger Wasser nicht besser purgirt, als eine arme Frau für ein paar Pfennige mit Jalappe.

Ein sich so nennender Provincialarzt hat das Geheimniß gefunden, diesen Fehler der Jalappe zu verbessern, indem er sie, unter einer geringen Verkleidung, zu einem etwas honorablern Preise gesteigert hat, so daß man sie nun allen Arten von Leuten vorschlagen darf, ohne sie damit zu demüthigen. Die Jalappe, die wenig kostet, mit Wegdorn vermischt, das noch weniger kostet, wird unter dem Namen des Poudre d'Ailhaud verkauft, und man bezahlt die Dose mit 25 Sols. Eine Menge Leute bezeugen, daß sie sich wohl dabei befinden; und es kann Niemand sagen, daß sich der sinnreiche Herr Erfinder seine Entdeckung zu theuer bezahlen lasse, da er nicht mehr als zweytausend Procent dafür gewinnt.

Nachdem wir dem Herrn Ailhaud alles Recht haben wiederfahren lassen, was wir ihm schuldig zu seyn glaubten, so ist noch eine Kleinigkeit zu sagen übrig, die unsre unveränderliche Unpartheylichkeit beweisen wird.

Simon Pauli, Wepfer und einige andre berühmte Schriftsteller haben die Jalappe nicht für eine sogar unschuldige Arzney erkennen wollen; und Geoffroy selbst, der sie doch stärker vertheidiget, bekennt, daß sie nicht schlechterdings jedem Alter, Temperamente, und jeder Krankheit zuträglich sey. Er hat die weisesten Regeln zur Einschränkung ihres Gebrauchs gegeben.

Das Poudre d'Ailhaud ist von den Borwürfen nicht ganz frey zu sprechen, die man allen purgirenden Pulvern überhaupt macht, daß sie sich nicht so gut, wie die stüßigen Purganzen vertheilen, folglich auch nicht so gleichförmig wirken. Man nimmt diese Pulver fast ohne allen Eckel, und sie purgiren oft vortreflich. Allein, zuweilen trägt sich auch zu, daß sie sich klumpen, und dann erfolgen zweyerley Dinge. Entweder gehn sie wieder fort, wie sie genommen worden sind, ohne den Leib einmal zu eröffnen; oder sie setzen sich in den Falten der Gedärme fest, und verursachen daselbst, durch ihren beständigen Reiz, hartnäckiges Schneiden, übermäßiges Purgiren und Entzündungen. Man kann nicht leugnen, daß das Poudre d'Ailhaud eben so, wie andre, dergleichen Zufälle, und noch ärgere, erregt, und daß man oft lange zu arbeiten habe, um den Schaden eines einzigen Tages und einer einzigen Dose wieder gut zu machen. Solcher Gestalt ist es schwer zu sagen, ob die Aerzte diese Arzney mehr loben, oder tadeln sollten, daß sie ihnen mehr Praxis verschaffe, als genoumen hat.

(*) Medici.

(*) Medicinische Nachrichten.

Die Witwe Walker zu Middleton, bey Coventry, lag Krankheit halber, achtzehn Monate lang zu Bette, und nach Verlauf dieser Zeit fand man sie einstmals in dem Zustande, daß ihr auf einmal alle Kupfen der Urine, der Beine und der Schenkel zerbrochen waren, ohne daß sie aus ihrem Bette aufgestiegen, oder sonst mit einem Zufalle beschwert gewesen wäre.

In meinem 139sten Stücke habe ich auf der 443sten Seite aus der Gazette Salulaire die folgende Nachricht übersezt, „daß der Arzt zu Clermont in Auvergne Herr Liger, seinem Sohne die Blattern inoculirt habe; daß derselbe Sohn an den Blattern, und der Vater vor Gram gestorben sey.“ Es dient zur Nachricht, daß hieran kein wahres Wort sey. Die Verfasser der gedachten Gazette widerrufen das ganze Mährchen in folgenden Worten: „Nach den allergerühmtesten und zuverlässigsten Untersuchungen dieser Sache am Orte selbst, ist wahrhaftig bekätigt worden, daß die Herren Liger, Vater und Sohn, schon vor funfzehn Jahren gestorben sind; daß der Sohn niemals inoculirt worden; und daß in der ganzen Stadt Clermont bis dahin noch kein Mensch inoculirt sey.“

Eine schöne Methode, Molken oder Wattig für Kranke und Genesende zu kochen.

Man nimmt die beste Milch, die eben von der Kuh kömmt, und zwar desto mehr, je mehr Molken man machen will; setzt sie ans Feuer, und thut wenn sie eben zu kochen anfängt, nach Gutdünken mehr oder weniger Cremor Tartari hinein, nachdem es hinlänglich scheint, daß sich die Milch scheidet; denn manche Arten der Milch scheiden sich leichter, als andre. Gemeinlich aber gehört ein Loth Cremor Tartari dazu, um ein Maas (Pinte) Milch auf dem Feuer zu scheiden. Es gelingt am besten, wenn man den Cremor Tartari nicht eher in die Milch thut, als wenn sie eben anfängt zu kochen, und man rührt sie mit einem hölzernen Löffel so lange um, bis sie völlig gekäst ist. Alsdann nimmt man die Milch vom Feuer, und seigert sie durch eine feine weiße Leinwand, damit der kästigte Theil davon geschieden werde. Diese abgeschiedenen Molken müssen eine gute Viertelstunde stehen, um zu erkalten. Alsdann nimmt man auf jedes Maas Molken (Pinte) das Eyweiß von vier Eyern, und schlägt es so lange, bis es ganz zu einem weißen Schaume geworden ist. Diese geschlagenen Eyer werden mit den Molken vermischt, und so aufs Feuer gesetzt daß sie nochmals ungefähr vier bis fünf Minuten damit kochen. Wenn nun die Molken beim ersten Kochen wohl geschieden worden sind, so werden sie, nach diesem zweyten Kochen, hell und klar

klar seyn. Man setzt sie hierauf ein wenig bey Seite, daß sie erkalten; und dann seigert man sie durch ein Sieb, worinn zweyen Bogen Löschpapier liegen. Die Wattig geht ganz gemach, und fast nur tropfenweise hindurch, und man kann sie auch, wenn man will, durch einen Trichter seigern, worinn zweyen Bogen Löschpapier liegen, damit sie sich recht abkläre. Nach dieser Operation ist die Wattig so klar, wie das schönste Quellwasser, und so müssen sie die Kranken trinken.

Auszug eines Briefes von Genf, vom 15ten May.

Es war in dieser Stadt seit langer Zeit der Gebrauch eingerissen, daß sich die Mütter, die ihre Kinder nicht selbst säugen wollten, von einigen dazu bestellten Weibern die Brüste ausaugen ließen. Eine dieser Weiber hatte, ohne ihr Wissen, das Unglück gehabt, eine venerische Frau anzufaugen, und sie war davon venerisch geworden, und hat diese Krankheit auch allen den Frauen mitgetheilt, welche sie nach dieser Zeit ausgefogen; ja, es sind sogar die Männer dieser Frauen davon angesteckt worden. Man hat die Sache gleichsam durch einen Zufall entdeckt; und wenn man der Verordnung der medicinischen Facultät nachlebe, so wird nunmehr dieser alte Gebrauch, sich von fremden Weibern ausaugen zu lassen, gänzlich aufhören.

Man findet von dieser Fortpflanzung der Lustseuche in den Geschichtsbüchern der Aerzte mehr Beyspiele. Der in den Curen dieser Krankheit sehr berühmte parissische Wundarzt, Herr Dibon, hat vor etwa zwey Jahren eben dergleichen Vorfälle bekannt gemacht. „Eine Amme nimmt ein Kind an, das mit dem Leben zugleich den subtilen Gift empfangen hat, der in den Adern seiner Aeltern floß, und die Krankheit wird durch das Kind der Amme mitgetheilt. Die Amme steckt ihren Mann damit an; und weil sie beyde ihrer Aufführung wegen sicher sind, so kennen sie anfänglich die wahre Ursache ihres Uebels nicht, und argwohnen sie nicht einmal. Indessen greift das Uebel schnell um sich, und überschreitet sogar die gewöhnlichen Schranken. Diese Sache ist ganz erstaunlich, und bisher fast unerhört. Drey von ihren Kindern, deren das älteste sieben Jahr alt ist, verfallen bald darauf in dieselbe Krankheit; und nachdem diese schädliche Materie eine Zeitlang gähret hat, so offenbaren sich an allen diesen Personen die schrecklichsten Zufälle der Lustseuche.“ Der Säugling starb nach drey Monaten venerisch; die übrigen fünf Personen curirte Herr Dibon, und er urtheilt über diese Fortpflanzung der Lustseuche folgendes: „Es giebt Kinder, die schon in Mutterleibe angesteckt sind. Dieses ist aus einer großen Menge Beyspiele un widersprechlich; und man darf nur, ohne viel Schriftsteller nachzuschlagen, eins dieser unglücklichen Kinder betrachten; denn sie führen schon bey ihrer Geburt die traurigen Beweise dieser Wahrheit bey und in sich.“

„Der besondere Fall, wovon hier die Rede ist, ist von einer ganz
 „verschiedenen Art. Der Vater und die Mutter waren gesund, und
 „ihnen und ihren Kindern fehlte nichts. Die Mutter nimmt unglück-
 „licher Weise einen venerischen Säugling an, und davon wird sie und
 „die ganze Familie angesteckt. Es ist nichts Neues, daß sich der Gift
 „vom Säugling auf die Amme fortpflanze; und dieser Beweis hat
 „keine Schwierigkeit. Das Kind, welches mit seinen zarten Kinn-
 „laden den Mittelpunkt der Brüste drückt, theilt diesen schwammigten
 „Theilen den subtilen Gift leicht mit, womit sein Zahnfleisch und seine
 „Speicheldrüsen überhäuft sind. Die Amme ist angesteckt; ihr Ehe-
 „mann empfängt den Gift von ihr, und diese Fortpflanzung ist Je-
 „dermann bekannt. Allein, daß ihre drey schon vorhandenen Kinder,
 „wovon das jüngste nur achtzehn Monate alt ist, an dieser Ansteckung
 „Theil nehmen, ist eine viel schwerere Aufgabe. Indessen ist die
 „Sache wahr, und hat ihre Ursachen, worüber wir unsre Meynung
 „sagen wollen.“

„Eine Amme wartet billig den ihr gegebenen Säugling; allein
 „dieses befreyet sie nicht von der Vorsorge für ihre Kinder, und sie
 „wartet dieselben öfters zugleich mit ab. Die Suppe und Bouillon
 „werden allgemein, und sie reicht sie einem nach dem andern mit dem
 „Löffel. Indem sie dieses thut, führt sie jedesmal, entweder aus
 „Gewohnheit, die fast allen Müttern und Ammen gemein ist, oder
 „um den Grad der Wärme zu proben, den Löffel vorher zum Munde.
 „Der Speichel, welcher sonst ein so mächtiger Verdauungsstoff ist,
 „wird, wenn er angesteckt worden, ein subtiler und um desto schäd-
 „licherer Gift, wenn er mit den Speisen vermischt ist, und sich zu-
 „gleich mit dem Milchsaft ins Blut schleicht, und dessen ganze Masse
 „verdirbt. Ausserdem athmen die Kinder, welche beysammen wohnen,
 „einerley Luft; sie liegen oft in einem Bette, trinken aus einem
 „Glas, und theilen oft ein Glas voll Getränke unter sich, wovon
 „die Mutter vorher getrunken hat. Solchergestalt wird der angesteckte
 „Speichel allen nach der Reihe mitgetheilt.“

„Wenn man hierzu die beständige Ausdünstung der Haut rechnet;
 „so läßt sich von dem gegenwärtigen Falle urtheilen. Der Säugling
 „hat die Mutter angesteckt, und stirbt. Die Mutter steckt den Vater
 „an, und hier sind also schon zwey Personen in einem einzigen engen
 „Zimmer venerisch. Diese bösen Einflüsse, welche allein das Uebel
 „nicht würden haben fortpflanzen können, geben den andern das Ueber-
 „gewicht, welche durch die mit dem angesteckten Speichel vermischten
 „Speisen das ganze Geblüt vergiften. Bey Kindern, deren Schweiß-
 „löcher offen, und deren Complexion zart ist, kann eine unreine Luft
 „in einem engen, verschlossnen Zimmer dem Uebel leicht Uebermacht
 „geben, und dieses sind die vornehmsten Gründe, welche wir von die-
 „sem besondern Falle angeben können.“

Mein

Mein Herr,

Nachdem uns der Herr Professor Titius gelehrt hat, aus Erd-
 „äpfeln Brodt zu backen, so müssen nunmehr die Aerzte entschei-
 „den, ob ein solches Brodt der Gesundheit nachtheilig seyn würde?
 „Meiner Meynung nach würde es sich von harten und arbeitsamen
 „Leuten gar wohl verdauen lassen, wogegen es zarte und müßige Per-
 „sonen schlechterdings vermeiden müßten. So viel kann ich aus zu-
 „verlässigen Nachrichten versichern, daß die Bauern vom westlichen
 „Theile von Irroland schon seit undenklichen Zeiten her sonst nichts, als
 „Erdäpfel gegessen haben, und daß es gleichwol keine stärkere, dauer-
 „haftere und gesündere Leute giebt, als sie. Sie wissen vom Schaars-
 „hocke nichts, und haben auch den häßlichen Ausschlag der Haut nicht,
 „womit anderwärts das Landvolk, das grobes Brodt von Gersten und
 „Haber genießt, geplagt ist. Ein so großes, allgemeines und so lange
 „dauerndes Beyspiel beweiset unstreitig, daß die Erdäpfel denen, die
 „sie verdauen können, sehr gesund seyn müssen, und dieses mag davon
 „herrühren, weil man schon sehr gesund seyn muß, ehe man sie ver-
 „dauen kann. Ihr Saft ist zu dick und zu zähe für die Verdauungs-
 „kräfte der Leute von Ansehen, der Gelehrten und selbst aller Einwoh-
 „ner der Städte. Den größten Bauern ist er eben recht, und andern,
 „die eben so leben, wie sie, sie mögen aus zwey oder vier Deinen einher
 „gehen. Das Backen selbst verbessert die Eigenschaften einer sonst ro-
 „hen Speise zur Verdauung ungemeyn, und so kann für starke Leute
 „sogar ein Gift in ein Nahrungsmittel verwandelt werden. So er-
 „zählt von Cabral, daß die Brasilianer aus einer Wurzel ihr Brodt
 „machen, welche, wenn man sie roh genießt, giftig ist, weshalb sie
 „zum Essen, ausgequerscht, und in der Sonne getrocknet werden muß.
 „Daß diese Wurzel wahrhaftig giftig sey, erhellt aus ihrer Wirkung;
 „wenn ein Getränk daraus gemacht wird, wovon die Leute so trunken
 „werden, daß sie zuweilen in eine Art von Raserey gerathen.“

Mein Herr Arzt,

Wenn Sie etwan noch einmal vom Caffee schreiben, so entdecken
 „Sie doch Ihren Lesern, daß er eine Arzney wider den Schwin-
 „del sey. Der Arzt zu Mornas, Herr Felix, erzählt uns diese Zu-
 „gend des Caffee, die er bey einer gewissen Frau Bouvard, von 55
 „Jahren, bewiesen, welche von trockenem und melancholischem Tempe-
 „ramente, und sehr robust war, aber nur wenig aus ihrem Hause
 „kam. Diese Frau war seit langer Zeit mit einem Schwindel behaftet,
 „welcher im Anfange nur zufällig und selten, nachher aber zur Gewohn-
 „heit, und, recht wie ein dreytägliges Fieber, periodisch geworden war.

Weil

Weil die Paroxysmen dieser grausamen Krankheit die Elende fast ruinirten, so gebrauchte sie alles, was ihr helfen sollte; aber ihr Uebel ward von Tage zu Tage schlimmer. Als ihr Herr Felix zu Hülfe gerufen ward, versuchte er verschiedene Purganzen, weil er die Verdauungswege überhäuft zu seyn glaubte; aber vergeblich. Endlich fiel es ihm ein, ihr Caffee zu verordnen, weil sie dergleichen Getränk noch niemals getrunken hatte. Nach einigen Tagen kamen die Zufälle seltner, und dauerten nicht so lange; und nachdem sie dieses Getränk fortgesetzt, verlor sich ihr Schwindel völlig, und sie war schon drey Monate vollkommen gesund, als Herr Felix diese Begebenheit bekannt machte.

Hundert fünf und funfzigstes Stück.

von Hagedorn.

Wer war der Plato dieser Thiere?

Wer lehrte sie, was ich hier spühre?

Soll man die Fähigkeit, wodurch sie dieses Können,
Gefügter Theile Wirkung nennen?

Es wird uns und allen Thieren eine gewisse Arzneykunst angebohren, und die ist gar nicht zu verachten. Sie hat den Grund zur ganzen medicinischen Praxis gelegt, und gieng vor der Erfindung der Arzneykunst vorher. Es waren sehr geschickte Aerzte, ehe noch Doctors gemacht wurden; und diese Aerzte waren Vieh und Menschen durch einander. Die Natur, welche die Schwachheit ihrer Geschöpfe kannte, konnte sie unmöglich den Schicksalen so auf gut Glück hingeben; denn wie bald würden sie nicht in ihrem Gedränge unterdrückt worden seyn? Der Trieb zur Selbst-erhaltung, welchen sie ihnen mitgab, als sie sie ins Leben hersendete, war mit einer geheimen Unterscheidung versehen, nach welcher er sich bey Dingen, die die Erhaltung befördern, schmeidigte und vergnügte; bey andern aber, die Gefahr

Hundert fünf und funfzigstes Stück. 641

und Untergang dräuten, sträubte und widersehte. Dies ist das innere Gefühl, das in den Thieren verborgen liegt,

Das nie dem Uebel schweigt, und immer leicht verfehrt,
Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.

Die Natur hat es so tief in den ganzen Mechanismus der thierischen Kräfte eingewebt, daß sich dieselben in ihren Wirkungen fast nie anders entwickeln können, als so, wie es unsrer Erhaltung gemäß ist. Ein allzu lebhaftes Licht, wovon die Augen erblinden würden, so bald es ungehindert in sie hineinstrahlte, wirkt, seiner Natur nach, so in dieselben, daß sie sich nothwendig zusammen ziehen, und die überflüssigen Lichtstrahlen abhalten müssen, ohne daß wir vorher erst nöthig hätten, hierüber einen Entschluß zu fassen, ja sogar, ohne daß wir es vermeiden könnten, wenn wir gleich wollten. Wenn scharfe Dünste in unsre Brust dringen, die, wenn sie darin verweilten, das zarte Gewebe unsrer Lungen zernagen würden; so müssen sich, nach den Gesetzen des thierischen Mechanismus, alsobald alle Maschinen der Respiration in Bewegung setzen, um diese Dünste durch einen unablässigen Husten aus der Brust wieder heraus zu jagen; und dieses geschieht absolut, auch wider unsern Willen. Wenn in einem unsrer Gefäße ein zäher Saft stockt, der durch eine schnelle Fäulniß alles anstecken würde; so ist der empfindlichen Maschine durch die Gesetze der Natur geboten, diese gefährliche Stelle alsobald mit einer Entzündung einzuschließen, welche den stockenden Saft vor der Fäulniß des Brandes schützt, indem sie daraus einen gelinden und unschädlichen Eiter kocht. Wenn wir uns vorsehen, eine Handlung zu unternehmen, die unsern Gliedern auf eine gefährliche Weise Gewalt thun würde, so ist der Schmerz bestellt, uns zu warnen, daß wir sie unterlassen; und wir unterlassen sie gezwungen, und so, daß oft der wilde Willkühr und unser eigensinniger Entschluß darüber murret. Wenn ein anderer unsrer Triebe durch seinen Ungestüm die Kräfte unsrer Natur erschöpft, so liegt in dieser Erschöpfung zugleich das Mittel verborgen, das ihn zähmt, und kühlt

Der Arzt VI. Th. Berth. Ausg.

E s

und

und besänftigt. Wenn wir im Triebe zu unsrer Erhaltung willkürlich ausschweifen, weil wir ihn durch die Kunst reizen; wenn wir durch den Geruch der köstlichen Speisen verleitet werden, uns zu überladen; so muß selbst diese Sättigung des Triebes den Ekel, den Abscheu vor mehreren Speisen erzeugen; und wenn dieser den Fehler nicht gut machen kann, so muß der Magen seine eigne Kraft, wider seine natürliche Bestimmung, gebrauchen, und die überflüssigen Speisen durch ein Erbrechen, woran unser Entschluß keinen Theil nimmt, aus unserm Körper heraus schaffen. Kurz, alle unsre Handlungen und Bewegungen richten sich, in so fern sie thierisch sind, nach diesem Gesetze der thierischen Natur, und zielen auf unsre Erhaltung. Alle Empfindungen, Einbildungen, Vorhersehungen, alle Vorstellungen und alle Bewegungen, in so fern sie empfunden werden, erregen in der Maschine gewisse besondere Bewegungen, die ihrer Lebhaftigkeit proportionirt sind; und ich weiß nicht, ob es ungereimter sey, hieraus zu schliessen, daß den Körper der Thiere ein Wesen regiere, welches sich nach den Gesetzen ihrer Erhaltung richtet, oder daß er dieses alles durch eben dieselben mechanischen Gesetze bewerkstellige, nach welchen sich die Maschinen bewegen, die nicht durch Empfindungen belebt werden. Unter beyden Irrthümern ist wol unstreitig der Stahlische sinniger und der Natur gemäßer, als der Cartesianische. Inzwischen sind beydes doch Irrthümer; denn ich habe in den obigen Beyspielen gezeigt, daß die so weislich eingerichteten Erfolge in thierischen Körpern, ob sie gleich auf ihre Erhaltung abzielen, dennoch nicht aus Ueberlegungen eines verständigen Wesens, das sie regierte, entspringen, sondern daß sie mehrentheils entweder vor solchen Ueberlegungen vorgehen, oder auch wider unsre eignen Entschliessungen erfolgen. Kurz, sie geschehen nach den Gesetzen des thierischen Mechanismus, welche ganz anders beschaffen sind, als die uns bekannten mechanischen; und anstatt dieselben durch mannichfaltige Irrthümer zu erklären, hätte man sich nur damit begnügen sollen, sie fürerst zu lernen. So schämt sich der Naturforscher nicht, die Gesetze der physikalischen Wirkungen

Zungen, der Mechanicus schämt es sich nicht, die Gesetze der mechanischen Wirkungen erst zu beobachten, und dann, die er erklären kann, zu erklären, und die übrigen, die ihm unbegreiflich bleiben, an ihren Ort gestellt seyn zu lassen.

Gleichwie nun aus dem, was ich bisher gesagt habe, erhellet, daß alle thierische Maschinen die verschiedenen Eindrücke, die ihnen entweder zu ihrer Erhaltung nützlich oder schädlich sind, auf eine so unterscheidende Weise empfangen und annehmen, daß sie selbst für ihr Bestes und wider ihren Untergang arbeiten; also erkennen wir auch hieraus unwidersprechlich, daß, nach den Gesetzen des thierischen Mechanismus, ein jeder thierischer Körper das, was ihm nützlich ist, auf eine ganz andre Weise annehmen müsse, als was ihm verderblich seyn könnte, und dieses ist der Grund der allen Thieren angebohrnen natürlichen Diätetik und Arzneykunst. Der Eindruck, welchen ein giftiges Gewächs in die Sinnen eines Thiers macht, erregt, auch bey den hungrigsten, einen augenblicklichen Ekel, nach welchem es dasselbe verabscheuet und stehn läßt. Sind ihm die Sinne verderben, und es genießt, durch ein Versehen, die giftige Speise, so ist sie kaum in seinem Magen angelangt, als sie denselben zwingt, seine Kräfte auf eine ganz verkehrte Weise anzuwenden, um sie auf dem nächsten Wege wieder auszustossen; und wenn auch dieses nicht gelingt, so erregen die Wirkungen dieses Gifts im thierischen Körper solche Bewegungen, welche die Sinnen und Einbildungskraft zu andern Dingen reizen, die diesem ein Gegengift sind. Auf gleiche Weise benimmt die Ueberladung des Magens allen Thieren den Appetit; und wenn sie sich zwingen wollen, etwas zu genießen, so schmeckt ihnen das Unangenehmste doch widrig. Dieses natürliche Fasten ist die Cur der Ueberladung, und es ist kein gewisseres Zeichen, daß der Magen wieder entledigt sey, als wenn sich der regelmäßige Appetit wieder findet. Die Materie der Fieber, welche das Blut erhitzt, und sich der Fäulniß nähert, thut in der thierischen Oekonomie solche Wirkungen, daß sich ein lechzender Durst und eine Begierde nach säuerlichen Sachen, hingegen ein Abscheu vor

Fleisch und andern zur Fäulniß geneigten Speisen einfindet. Sind nicht dieses alles wahre den Thieren eingepflanzte Maximen zu ihrer Diät und zur Cur ihrer Krankheiten?

Man hätte Ursache, diesem Triebe bey allen Kranken ehreverbietiger zu begegnen, als man gemeinlich thut, weil er die Stimme und eine unmittelbare Wirkung der weisen Vorsehung der Natur ist. Allen Respect vor unsern gelehrten Theorien! Ich bin nicht gesonnen, die feinen Arbeiten einer wohl abgerichteten Scharfsinnigkeit zu tadeln; allein man erlaube mir auch zu sagen, daß wir unsre Theorien größtentheils nur hinter dem Vorhange und nicht in der Werkstatt der Natur selbst machen können, und daß man ihnen zwar folgen müsse, weil sie die Probe halten; daß sie aber darum doch gewiß nicht immer die Probe halten, weil wir ihnen schlechterdings folgen. Wie oft haben nicht schon die Aerzte Ursache gefunden, ihre Vorfahren zu tadeln, weil sie im Sattel ihrer Theorie so fest saßen, daß sie damit oft die Natur zu Boden ritten. Ich weiß noch die Zeit, da man einem Fieberpatienten keinen Trunk, und keinem in Friesel ein wenig freye Luft gestattet hätte, wenn gleich der erste verschmachten, und der andre ersticken mußte. Nach der Zeit hat man die ganze Unvernunft dieser gelehrten Klugheit eingesehn, und die Beleidigung der Natur erkannt. Aber es haben sich auch zugleich die Theorien geändert; und von den neuen, die ist wie Glaubensartikel geglaubt werden, gehen wir ist eben auch so ungern ab, um von Seiten der Natur eine Widerlegung derselben zu dulden, daß wir ihr vielmehr in andern Trieben noch eben so hartnäckig widerstreben, als unsre Vorfahren. Sogar, wenn unsre Theorien richtig sind, kann noch ihre Anwendung bey einzelnen Kranken trügen; und wären sie auch recht angewendet, so kann die Macht der Gewohnheit und die Empfindlichkeit bey einzelnen Personen zuweilen ihre Anwendung widerrathen, so bald ihr ein mächtiger und anhaltender Trieb des Kranken geradezu widerspricht. Solchen Kranken muß man die beste Theorie aufopfern, wenn sie auch schädliche Dinge begehren, damit sie nicht ihre schwachen Kräfte, die schon mit der Krankheit

ohnmächtig streiten, noch in dem Streite mit den Irrthümern ihrer Gewohnheit vollends aufwenden müssen. Solenander erzählt eine Geschichte, die hierher gehört. Es lag ein Bauer im hitzigen Fieber, und Jedermann sahe, daß er sterben mußte. Sein Arzt fragte ihn, wozu er noch etwa von seinen ehemaligen Liebhabereyen wol Lust hätte? Herr, sagte er, mir sind die verordneten Speisen und Arzneyen ein Greuel, und selbst das weiche Bett ist mir beschwerlich. Neunzehn Jahr habe ich auf der Streu unter freyem Himmel gelegen, und nichts als Zwiebeln, Käse und harte Speisen genossen! Der Arzt betrachtete dieses als den letzten Willen seines Kranken, und läßt ihn vollziehen. Er lag die Nacht auf seiner Streu, trank kaltes Wasser, aß Käse und Salz, und stand am andern Morgen beym Heerde. Der gelehrte Herr Hofrath Richter, dessen Urtheile ich mir hier eigen mache, hatte einem Kranken Pflanzanen verordnet, wobey er sich gar schlecht befand, bis er ihm endlich sein gewöhnliches gutes Bier wieder erlaubte, welches ihn zusehends wieder stärkte und herstellte. Solcher Beispiele könnte ich tausend erzählen. Der gemeine Mann weiß sie sehr wohl aus vielfältiger Erfahrung, und legt sie gemeinlich zum Grunde seiner heimlichen Verachtung der Arzneykunst. Inzwischen urtheilt er doch unbesonnen. Was weiß er von den Bedingungen und Einschränkungen, die wir so mühselig entdecken müssen, ehe wirs wagen dürfen, bey unsern Kranken, sowol den Trieben der Natur zu willfahren, als ihnen zu widerstehen? Wir müssen beydes thun; denn entweder sind Natur und Arzt nicht unfehlbar, oder der beste Arzt ist oft nicht vermögend, die Forderungen, die eine spißfindige Vernunft, oder ein eigensinniger Vorsatz macht, von denen zu unterscheiden, die von dem wahren thierischen Triebe, dem geheimen Minister der Natur, formirt werden. Keine Sache verdient mehr erläutert zu werden, als diese.

Addison hielt nichts in der Natur für geheimnißvoller, als den natürlichen Trieb der Thiere, welcher sich bald weit über die Vernunft erhebt, und bald unendlich tief unter dieselbe herabsinkt. Er getraute sich nicht, ihn für eine Eigenschaft

genschaft der Materie zu halten, und gleichwohl konnte er ihn, wegen seiner seltsamen Wirkungen, auch nicht für die Kraft eines verständigen Wesens ansehen. Daher betrachtete er ihn, so wie die Schwere in Körpern, als einen unmittelbaren Eindruck des ersten Bewegers, und als die göttliche Kraft, die in den Geschöpfen wirkt.

Es kann keine Vergleichung besser erfonnen werden, als diese. So wie die Schwere den Körper so gelehrt macht, daß er, trotz des besten Mesekünstlers, stets den geradesten Weg zum Mittelpunkte der Erde geht, ohne die geringste Erkenntniß von dieser Handlung zu haben; so führen auch die Triebe die thierischen Körper zu ihren natürlichen Bestimmungen, als ob sie die Natur selbst in den Geheimnissen ihrer Absichten aufs beste unterrichtet hätte, und so vollführen sie Handlungen, die den Gesetzen der Weisheit gemäß sind, ohne davon die mindeste Einsicht zu haben. So wie die Natur die physikalischen Körper mit solchen eigenthümlichen Kräften versehen hat, dergleichen die Schwere, die anziehende Kraft, u. a. sind, so hat sie eben dergleichen auch den thierischen Körpern einverleibt, und, wenn ich so sagen darf, die nothwendigsten Maximen ihrer Weisheit in die lebendigen Maschinen eingefleischt, wie etwa ein Künstler eine Maschine verfertigt, die gewisse menschliche Handlungen verrichtet, übrigens aber nichts mehr vermag, als jede andre Maschine. Das ganze Thierreich ist voll von Beweisen dieser Art. Es ist nicht aus Achtung, wie mir ein Jeder glauben wird, daß der Käfer, den Herr Gleditsch beschrieben hat, todt Maulwürfe und Kröten begräbt, wo er sie findet, sondern sein Trieb sich zu nähren, und seine Jungen hineinzulegen, verleitet ihn zu dieser Handlung. Die Tauben, die abgerichtet sind, Briefe durch die Luft an fremde Dertex zu bringen, sind nicht klüger, als andre Tauben. Rüßell hat das ganze Geheimniß beschrieben. Bloß ihr blinder Trieb zu den Jungen dirigirt das ganze Kunststück. Sie müssen da, wo sie hinfliegen sollen, Junge haben, und damit sie nicht unterwegs Lust bekommen, sich niederzusetzen, um sich zu baden, oder zu trinken, so taucht man ihnen bey der Abreise

die

die Füße in Essig. Die Goldgänse auf St. Kilda stehen sich, nach Martins Berichte, einander das Gras aus den Nestern, nicht um zu stehlen, sondern weil sie das Gras zum Brüten zusammenschleppen, wo sie es finden, und da diese Gänse hier zu vielen tausenden beyammen sind, so finden sie es überall in den Nestern der andern. So sehr Aloa, die fast menschliche Vorsicht und Klugheit der Maulesel in America rühmt, welche sie bey dem Herabsteigen der hohen Gebirge blicken lassen, so ist es doch bey genauer Untersuchung nichts als die Furcht des Falles bey dem Anblicke der Abgründe, die ohne weitere Ueberlegung ihre ganze Vorsicht bestimmt. Daß sie in Lima die Beine auseinander sperren, wenn sie ein unterirdisches Getöse hören, weil darauf gemeinlich ein Erdbeben folgt, beweiset nichts mehr, als eine durch allzu öftere Wiederholung ihnen angewöhnte mechanische Handlung, weil sie bey dem Schüttern der Erde genöthiget sind, mit ihren Lasten sich fester zu stellen, und das Getöse und Erdbeben für einerley Sache halten, weil es ordentlich zusammen erfolgt. So ist es mit der ganzen Vernunft und Weisheit der Thiere beschaffen. Die Natur mußte es wissen, wie weit die Geschicklichkeit reichen sollte, die sie den thierischen Körpern mittheilte, um dadurch die Absichten zu erreichen, daß sie sich selbst erhielten, sich selbst vertheidigten, und sich fortpflanzten. So viel ist gewiß, daß alle diese Triebe ihre bestimmten Einschränkungen haben, über welche kein Thier hinausgeht; und davon rühret es her, daß die Thiere, so lange sie ihren Trieben folgen, Handlungen von einer scheinbaren erstaunlichen Weisheit verrichten, ausserdem aber so dumm sind, daß sie nicht die mindeste Spur von einiger Klugheit in ihren Handlungen offenbaren. Eine Henne, deren Sorgfalt wir bewundern, wenn sie ihre Eyer an einen stillen Ort trägt, sie brütet und wendet, und sich fast aufopfert, um sie aufs beste in Acht zu nehmen, verschwendet eben dieselbe Sorgfalt an einem Stücke Kalk, das man ihr unterlegt. Sie führt ihre Jungen mühsam an, damit sie in der Erde scharren, und Würmer suchen lernen. Unterdessen tritt sie auf eins

mit ihrer Klaue, erschrickt vor dem Geschreye, das ihm der Schmerz abzwingt, und warnet und leckt es. Aber so klug ist sie nicht, daß sie ihr Bein aufhübe, um das Röchlein zu befreien. Ein Hummer weiß mit unbegreiflicher Geschicklichkeit sein Bein abzusprennen, wenn es ein andrer Hummer zwischen seine Scheere faßt und zerquetscht. Wenn man ihm aber eins seiner Beine zwischen seine eigne Scheere bringt, so ist er nicht so klug, daß er seine Scheere von einander thäte, und das Bein zurückzöge, sondern er sprengt sich dasselbe ab, als ob kein andres Mittel sich zu retten, übrig gewesen wäre. Der Strauß brütet seine Eyer, wie es scheint, in der Absicht, um junge Straußen zu haben; gleichwol verläßt er sie, wie Shaw zuverlässig bestätigt hat, um jeder Kleinigkeit willen, daß sie umkommen; ja er zerbricht die meisten selbst, um die Jungen, die er schon hat, damit zu futtern. Er hat einen unsinnigen Trieb alles zu verschlucken, und unterscheidet nicht, wie andre Thiere, ob es ihm schädlich sey, oder nicht. Einer verschluckte in Shaws Gegenwart etliche bleyerne Kugeln, die eben heiß aus dem Model kamen. Er frist frisch weg seine eigne und andre Vögel Excremente, und beweist also nicht die mindeste Wahl in seinem Triebe zum Fressen. Die Crocodile würden sich unendlich vermehren, wenn sie nicht die Dummheit hätten, ihre Jungen selbst aufzufressen, wie Don Ulloa bezeuget. Eben so verwüsten die männlichen Tiger ihr eignes Geschlecht in ihren Jungen, und Modeer hat auch von einer gewissen Art Wanzen (Cimex) bemerkt, daß die Weibgen eine ganz besondere Vorsicht beobachten müssen, um ihre Eyer und Jungen vor den Männgen zu beschützen. Das Aufsteigen und Niederfallen der Lerchen ist eine diesen Thieren eingepflanzte Neigung, der sie ohne alle Ueberlegung folgen; denn sie thun eben dasselbe auch über der offenen See eben so, wie auf dem Lande, und müssen darüber öfters im Wasser ihr Leben einbüßen. Ich übergehe tausend andre Beyspiele von dieser Art. Sie beweisen insgesammt, daß alle diese Klugheiten nur Handlungen einer zu gewissen einzelnen Zwecken abgerichteten Maschine sind, und daß sich die

die scheinbare Weisheit nur auf diese bestimmten Zwecke allein erstreckt.

Was läßt sich aus dem allen wohl anders schließen, als daß bey der Verwickelung so mannigfaltiger Verhältnisse, in die ein Thier sein ganzes Leben hindurch geräth, zuweilen Fälle vorkommen müssen, worinn der natürliche Trieb, den keine Vernunft leitet, sondern der sich nur maschinemäßig entwickelt, auf eine ganz unschickliche und verkehrte Art wirkt, oder woer zum wenigsten nicht völlig hinreicht, den Zweck der Natur zu erhalten. Es hat alles in der Natur seine Grenzen, seine Mängel und Ausnahmen; wie sollten allein die Triebe der Thiere davon frey geblieben seyn? Nein. Man findet die Spuren dieser Mängel und verkehrten Anwendung nur allzu oft im Thierreiche. Unerachtet die meisten Thiere einem natürlichen Instincte bey der Wahl ihrer Nahrungsmittel folgen, und diejenigen, die ihnen schädlich sind, leicht erkennen und verabscheuen; so beweisen uns doch die Naturforscher, daß sie oft irrig wählen, und giftige Kräuter, die sie tödten, mit Begierde verschlingen. Viel Thiere unterscheiden die Lockspeisen, die man ihnen aufs merklichste vergiftet hat, ganz und gar nicht von andern, ob sie dieselben gleich an viel unmerklichern Kennzeichen für diejenigen erkennen, die sie zu ihrem Unterhalte bedürfen. Ein Pferd, das in seinen Speisen so lecker ist, als ob es, wie der Capitain Lux, auf seine Erhaltung merkte, kann doch, sich selbst gelassen, dem Triebe zu saufen nicht widerstehen, nachdem es sich erhitzt hat, und dieser Irrthum bringt es ums Leben. Es verwundet sich mit großer Dummheit, wenn man ihm einen Dornstrauch unter den Schwanz bindet, weil es denselben mit Gewalt an sich drückt, da es doch nur nöthig hätte, ihn aufzuheben, um sich die Schmerzen zu ersparen. Der Trieb zu schlagen wird bey den Nachtigallen öfters so ausschweifend, daß sie entkräftet sterben. In der Brunstzeit ruiniren sich viele Thiere so arg, daß sie sich nach langer Zeit kaum wieder erholen können. Mit einem Worte, man muß gestehen, daß die Triebe der Natur in vielen Fällen ihren Zwecken gerade entgegen wirken,

und daß nichts weniger wahr sey, als daß sie unfehlbar wären.

Der Mensch, der von einer Seite eben sowol Thier, als jedes Thier von einer Seite Maschine ist, hat seine ihm angemessenen thierischen Triebe, wie andre Thiere die ihrigen. Er unterscheidet sich darinn so wenig von den unvernünftigen Geschöpfen, daß er von dieser Seite gar keinen Vorzug verdient. Er hat zu seiner Erhaltung den Hunger und Durst, den Abscheu des Schmerzens, die Sorgfalt fürs Leben mit allem gemein; er wehrt sich, wie sie; er pflanzt sich so fort, wie sie. Die Sittenlehrer müßens bezeugen, wie schlechten Fortgang ihre Lehren haben, wenn sie die Handlungen, welche die Menschen durch ihre thierischen Triebe verrichten, unter den Gehorsam der Vernunft und Weisheit zwingen wollen.

Dergleichen Triebe haben wir nun auch in unsern Krankheiten, und es ist sonnenklar, daß sie nur Folgen der ungewöhnlichen Empfindungen seyn, die wir im Zustande der Krankheit an uns bemerken. Unser Trieb, in der Fiebershitze zu trinken, der Fäulniß der Säfte durch säuerliche Dinge zu widerstehen, den Schmerz durch Reiben und Biegen der gespannten Nerven zu mildern, allerley heftige Bewegungen vorzunehmen, u. s. w. ist jederzeit die Folge einer Empfindung, nach welcher sich die Maschine verändert, und mit ihren neuen Reizen gleichsam auf neue Zwecke zielt, worvon doch unsre ganze Seele nichts versteht noch begreift.

So sehr wir verbunden sind, diese Triebe der Kranken, als fast unmittelbare Wirkungen der Natur, zu respectiren, so würden wir doch allzu weit gehen, wenn wir glauben wollten, daß diese Triebe, wenigstens bey uns, unfehlbar wären, und schlechterdings befolgt werden müßten. Nein! Unsre Triebe haben, schon an sich betrachtet, eben die Mängel aller thierischen; und da sie eben so wenig Wirkungen unsrer Einsichten, sondern bloße Kunststücke der thierischen Maschine sind, so sind sie bey uns nicht höher zu achten, als bey den Thieren. Wir tranken eben so gern bey erhitztem Leibe kaltes Wasser, als wie die Pferde, wenn

uns

uns nicht Ueberlegungen oder Warnungen davon abhielten. Der Trieb zur Fortpflanzung ruinirt uns noch weit mehr, als die Thiere. Unsre Harngänge halten einen Stein, der durch sie hindurch gehen will, eben so fest, als der dumme Hummer sein Bein zwischen seiner Scheere; und wenn uns geholfen werden soll, so muß der Arzt diesen verkehrten Gebrauch der Maxime verbessern, die in unendlich viel andern Fällen so wohl passet, um uns von unserm Untergange zu befreien. Wir haben nach manchen Ueberladungen des Magens eben den starken Appetit zu speisen, als wenn er ledig wäre, und wir würden uns verderben, wenn wir diesem Triebe blindlings folgen wollten. Ibn Achir, ein arabischer Schriftsteller erzählt, wie von Marigny berichtet, daß der Calife, Abdalmelck, von einer Krankheit befallen worden, welche die Aerzte für tödtlich gehalten hätten, wenn man ihn zu trinken geben würde. Unterdessen ward der Durst zuletzt so heftig, daß er ihn unmöglich länger aushalten konnte, weswegen er seinem Sohne, den Valid, befahl, ihm Getränk zu reichen. Valid, der seinen Vater liebte, wollte, wegen des Verbots der Aerzte, nicht gehorchen. Als der Calif hierauf von seiner Tochter, Satime, ein gleiches verlangte, widersetzte sich Valid; doch Abdalmelck ward zornig, und drohete seinem Sohne, ihn zu enterben, wenn er es nicht geschehen lassen würde. Es mußte also geschehen; und kaum hatte der Calif das unglückliche Glas Wasser ausgeleert, als er den Augenblick darauf in eine Ohnmacht fiel, die ihn kurze Zeit hernach gänzlich hinraffte. Ist dieses Beyspiel noch verdächtig, so sind doch wohl die natürlichen Verabscheuungen in Krankheiten eben sowol Triebe der Natur, als die Begierden, und gleichwohl verdursten die wasserscheuen Leute in der Wuth. Der Durst, welchen der Stich der Schlange Dipsas erregt, darf nicht gestillt werden; und kurz, wenn es darauf ankäme, Beweise zu sammeln, so würde man eine große Menge zusammenbringen können, daß die Triebe der Natur in unsrer Gesinnheit und in unsern Krankheiten oft eben so fehlbar und verkehrt angebracht sind, als bey den Thieren.

Auffer:

Außerdem verlieren die thierischen Triebe der Menschen bey den Aerzten noch mehr von ihrem Ansehen, weil sich die Vernunft und Spitzfindigkeit zu sehr in dieses Geschäfte der Natur mischt, wovon sie doch nichts verstehen. Wir künsteln unendlich an unsern Trieben, und dieses macht eine schon ohnedem mißliche und verworrene Sache vollends so unzuverlässig, daß die Beyspiele recht rar sind, wo Menschen, bloß durch den Gehorsam ihrer thierischen Triebe, ihr Glück gemacht hätten. Es ist fast unmöglich, daß wir diese Triebe, wenn wir auch wollten, in ihrer natürlichen Reinigkeit lassen könnten, weil zu allen unsern thierischen Handlungen, und zu den Empfindungen selbst, der Wiß der Vernunft immer fein Wort mitgiebt, und wir unsrer Seele unmöglich das Schweigen gebieten können. Daher halten unsre Kranken oft etwas für einen Trieb der Natur, was bloß eine Erfindung ihrer Vernunft oder Einbildungskraft ist; und wenn sie auch wirklich einen Trieb der Natur fühlen, so unterläßt es ihre Spitzfindigkeit nicht, ihn gleich zu verbrudeln. Diese Stümperen der Seele in den Werkstätten der Natur macht billig den Aerzten die thierischen Triebe der Menschen so problematisch, daß sie es allezeit nur mit einer sehr weisen Mäßigung und sorgfältigen Vorsicht erlauben können, sie zu befriedigen. Es scheint auch nicht, daß wir in dieser Sache jemals viel weiter kommen werden, als igt, denn die Triebe der Thiere sind ein Werk aus dem geheimsten Kabinette der Natur, in das wir nie schauen werden.

Solchergestalt muß ich meine Leser gar ernstlich warnen, ihren natürlichen Trieben weder mit allzu großer Sicherheit nachzugeben, noch ihnen gänzlich zu widerstehen. Ein jeder ihrer Triebe ist eine verhängliche Versuchung für sie. Die Natur wird es nicht leiden, wenn wir ihn schlechterdings beherrschen wollten; sie wird uns aber auch nicht schadlos halten, wenn wir uns ihm blindlings übergeben. Wo ist hier die Mittelstraße? Ich weiß sie nicht; und wenn ich sie wüßte, was wäre es mehr? Die Mittelstraßen sind schwer

zu halten; es sind die Straßen, worauf weder Aerzte noch Patienten angetroffen werden.

* * *

Mein Herr,

Wey der Gelegenheit, da Sie in Ihrem 138ten Blatte die Augensalbe des berühmten englischen Arztes, Hans Sloane, und besonders das Beste, das darinn ist, nämlich das Vipernfett, wider die entzündeten Augen angepriesen haben, erinnere ich mich dessen, was unlängst ein andrer englischer Arzt von diesem Oele geschrieben, und wünsche, daß Sie es Ihren Lesern als eine nöthige Erinnerung mittheilen möchten. Die Stelle lautet von Wort zu Wort also:

(*) Man hat seit einiger Zeit entdeckt, daß das Vipernfett für die Augenkrankheiten sehr nützlich sey. Ich habe in Maryland große Curen von dieser Art mit dem Fette der Klapperschlange, einer besondern Art Vipern, verrichten sehen, worunter diejenigen Pulver gemischt waren, welche Hans Sloane in seiner Augensalbe empfohlen hat. Ich habe auch in England eben diese Pulver, mit dem Vipernfette vermischt, öfters gebrauchen sehen. Allein, es schint mir nicht, daß sie dieselbige Wirkung gethan haben, als sonst. Woher mag dieser Unterschied rühren? Ich glaube nicht, daß man in dem Fette dieser beyden Arten von Vipern einen wesentlichen Unterschied finde. Vielmehr möchte darum das Fett der Klapperschlange vor dem, von der gemeinen Viper einen Vorzug haben, weil Maryland ein viel heißeres Clima als England hat. Allein, der Hauptunterschied beruht doch, meiner Meynung nach, wohl auf der Art und Weise, das Vipernfett zuzubereiten. Nach dem Dispensatorio erhält man das Fett von den Vipern auf eben die Weise, wie das von den Schweinen, daß man nämlich das Del in den Zellen der Fethhaut auf dem Feuer erst völlig auslößt, und es hernach durch Leinwand seigert. Hierdurch aber werden die feinsten Theile des Oels, worin seine eigentliche Arznekraft besteht, in die Luft gejagt; und es erhellet augenscheinlich, daß dieses keine bloß erfundene Meynung sey. Ein jeder Practicus kann sich, wie ich, durch seine eigne Erfahrung überzeugen, daß eben dasselbe Del, wenn es nach folgender Methode erhalten wird, weit besser sey, als das ausgebratne. Man steckt eine fette Viper in einen alten leinernen Filtrir sack, und hängt ihn an die Sonne, so wird das Del tropfenweise in ein darunter gesetztes Gefäß stiezen.

D.



Hum:

Hundert sechs und funfzigstes Stück.

Brem. Beytr.

Wenn ich auch nichts mehr sagen kann;
So führ ich doch noch hundert an.

Mein Herr,

Das nützliche 138ste Blatt Ihrer Wochenschrift, worin Sie von verschiedenen Krankheiten der Augen handeln, hat meinen besondern Beyfall, weil ich selbst verschiedene Gefahren von der Art ausgestanden habe, und dadurch diesen Sinn so habe schätzen lernen, wie er es in der That verdient. Sie sagen gleich anfangs mit Recht, daß er uns unter allen Sinnen am unentbehrlichsten sey; und ich würde mir keinen Begriff von der großen Glückseligkeit unsrer ersten Aeltern im Paradiese machen können, wenn sie vor dem Sündenfalle des Gesichts beraubt gewesen wären, wie solches der gemeine Mann schon zu den Zeiten des heil. Augustins darum glaubte, weil Moses schreibt, daß, nach dem Falle, ihrer beyder Augen aufgethan worden wären, welches aber der gedachte Kirchenlehrer gar wohl und zum öftern widerlegt hat. Ich habe mich damals, als ich Ihr 70stes Stück las, und noch oft nachher, lange bey dem besondern und unbeschreiblichen Einflusse des Lichts in unsern Leib und Geist aufgehalten, der gewiß etwas Entzückendes hat, das mit Nichts in der ganzen Natur verglichen werden kann. So viel Vergnügen ein Philosoph immer in der Nachforschung der Weisheit und in seinen gelehrten Betrachtungen finden mag, so kann mir doch nimmermehr die Thorheit gefallen, welche einige dem Democritus angedichtet haben, daß er sich seines Gesichts vorzüglich beraubt hätte, um sich desto weniger in seinen philosophischen Untersuchungen zu zerstreuen. Ich halte dafür, daß man die philosophische Weisheit nicht so theuer erkaufen müsse, und daß uns ein einziger Anblick der schönen Natur mehr unterrichte und vergnüge, als alle Speculationen in hundert finstern Jahren nicht thun könnten. Wie lehrreich ist nicht die Natur, und

Wie lieblich ist des heitern Himmels Wonne,
Der reine Mond, der hellen Sterne Heer,
Aurorens Licht, der Glanz der goldnen Sonne!

Verz

Verzeihen Sie mir diese kleinen Anmerkungen, zu welchen mich der Beyfall verleitet hat, den ich Ihnen obangeführten Betrachtungen nach meiner Ueberzeugung gegeben habe. Die eigentliche Absicht meines gegenwärtigen Schreibens betrifft eine Stelle in Ihrem 138sten Stücke S. 434. Sie erzählen daselbst die Cur einer Blindheit verschiedener Soldaten, in deren Augen nichts Unnatürliches zu sehen gewesen, und welche der Herr Fournier bloß durch Brechmittel und Blasenpflaster bewerkstelligt hat. Nach dieser Erzählung liest man am angeführten Orte folgende Stelle:

„Es kann seyn, daß diese Krankheit oft für den schwarzen Staar „und für unheilbar gehalten wird. Man könnte diese Cur bey den „meisten Blinden sicher versuchen, und vielleicht würde man als: „dann hören, daß auch der schwarze Staar zuweilen curirt werden „könne.“

Ich verbeßere ersilich diese Stelle so, wie sie vielleicht geschrieben gewesen ist: „Vielleicht würde man alsdann öfters hören, daß auch „der schwarze Staar zuweilen curirt werden könne;“ denn, daß er zuweilen curirt werde, das hat man schon gehört. Coward sagt ausdrücklich: „Der schwarze Staar, welcher von irgend einer schnell: „wirkenden Ursache entsteht, werde leichter curirt, als der sich nach „und nach langsam erzeugt.“ (Amavrosiis, quæ a Causa quacunque subitanea exoritur, facilius curatur, quam cui deplorabile illud infortunium obrepit.) Mehrere Zeugnisse wären überflüssig.

Daß aber der schwarze Staar zuweilen durch Brechmittel gehoben werden könne, wie Sie in dieser Stelle vermuten, obgleich Erzmüller die Purganzen für sicher hält, solches ist ebenfalls eine schon wirklich geschehene Sache, und es muß Ihren Lesern sowol, als Ihnen selbst, angenehm seyn, dieses zu erfahren. Der königlich-schwedische Leibarzt, Herr Ewald Ribe, beschreibet eine solche Cur umständlich im 10ten Artikel des ersten Bandes der Abhandlungen der königlich-schwedischen Akademie der Wissenschaften. Ich will nur einen ganz kurzen Auszug dieser Geschichte hier einrücken:

Ein junger Baurenkerl fiel, ohne Schaden, von einem Baume, und gieng gesund nach Hause. Am folgenden Tage war seine rechte Hand, nebst dem Arme, lahm, und fast ganz unempfindlich. Zugleich verdunkelte sich sein Gesicht allmählig so, daß er nach 24 Stunden gänzlich blind war. Der Augapfel war unbeweglich und sehr erweitert; und obgleich übrigens die Augen ganz gesund zu seyn schienen, so konnte doch der Kranke Tag und Nacht nicht einmal unterscheiden.

Nachdem er acht Tage blind gewesen, verordnete ihm ein Arzt ein Brechmittel, worauf er am folgenden Tage sagte, daß er einigen Unterschied zwischen Licht und Dunkel vermerken könnte, wenn er die Augenlieder auf- und zumachte. Nach zweien Tagen nahm er das Brech-

Brechmittel wieder, und sofort konnte er schon einen sehr großen Unterschied zwischen Licht und Finsterniß wahrnehmen, obgleich in dem gelähmten Arme nicht die geringste Besserung zu spüren war. Drey oder vier Tage nach dem vorigen nahm er das dritte Brechmittel, worauf er Tische, Stühle und andre Dinge anweisen, auch die Hand und Finger ein wenig rühren konnte. Als man nach vier bis fünf Tagen das Brechmittel nochmals wiederholt hatte, konnte er Farben unterscheiden, seine Nägel sehen, und nach dem, was man ihm vorlegte, greifen. Die Hand und Finger, welche gelähmt waren, regten sich besser, und der Arm fing auch an, sich einigermassen zu bewegen.

Man hielt acht Tage mit der Cur inne, um den Kranken zu schonen, welcher in dieser Zeit so gut blieb, als er durch die bisherige Cur geworden war, ohne sich doch im mindesten weiter zu bessern. Als er aber nach Verlauf dieser Zeit das fünfte Brechmittel genommen hatte, konnte er den kranken Arm bewegen, wie er wollte, und mit der kranken Hand etwas anfassen. Mit dem Gesichte unterschied er die Zeilen in einem Buche von ziemlich feiner Schrift, aber die Buchstaben konnte er noch nicht erkennen. Nach vier bis fünf Tagen gab man ihm das Brechmittel zum sechstenmale, aber ohne Spur einer weitern Besserung. Er gebrauchte hierauf den Witzberger Sauerbrunnen vergeblich, und, als er zurückkam, noch zweymal das vorige Brechmittel, aber auch dieses ohne weitre Besserung. Er kann indessen mit Fahren, Holzhauen und andern Diensten, wozu kein scharfes Gesicht erfordert wird, seinen Unterhalt verdienen.

Eine ähnliche Begebenheit ereignete sich auch mit dem Sohne eines vornehmen Herrn von 22 Jahren, bey welchem das Gesicht in dreymonaten allmählig so abnahm, daß er zuletzt vom schwarzen Staare ganz blind wurde. Es bekam aber derselbe nach siebenmaligem Gebrauche eines Brechmittels sein Gesicht vollkommen wieder, daß er nunmehr eine mittelmäßige Schrift lesen kann.

* * *

Mein Herr,

Was meynen Sie davon? Ist es wohl glaublich, daß manche Leute von Natur gewisse Arten von Giften vertragen können, oder daß ihre Säfte den giftigen Thieren ein Abscheu sind, daß sie deswegen vor ihnen fliehen? Ich sehe nichts Ungereimtes in dieser Meynung, und sie ist die einzige Erklärungsart, die man von einigen besondern Beobachtungen angeben kann. Man sagt, daß die verdorbenen Säfte der hypochondrischen Leute dieselben vor faulenden Fiebern schützen sollen, weil die Säfte der Hypochondristen die entgegengesetzte Natur der Fäulniß haben. Warum kann dergleichen nicht auch bey gewissen Arten von Giften in verschiedenen Thieren oder Personen

Statt

Statt finden? Ich will dieses nicht gesagt haben, um dadurch die läppischen Fabeln der Alten wieder in ein neues Ansehen zu setzen, oder der thörichtigen Warnung, die Aristoteles dereinst dem Alexander gegeben haben soll, ein neues Gewicht zu geben. Wie könnte wol diese Schöne, die ihm ein jüdischer König übergeben sollte, und welche, weil sie mit Giften aufgezogen war, allen, die ihr Bette besetzen wollten, den Tod zu Wege bringen mußte, den Alexander, wenigstens aus diesem Grunde, abschrecken? und sind nicht die Ehemänner, von denen die Fabeldichter zu erzählen wissen, daß sie, weil sie sich von Giften ernährt haben, selbst zu Giften geworden wären, und ihre Weiber eben so, wie Sara, Raguels Tochter, ihre sieben ersten Männer, in der ersten Nacht umgebracht hätten, alle mit einander ins Reich der Fabeln übergegangen?

Allein, es giebt unter den Beobachtungen von den Wirkungen verschiedener Arten von Giften nicht wenige, die glaubhaft genug sind, und eine wahrscheintliche Erklärung sehr nöthig haben. Mary Dolo kannte ein Kraut, wovon die Thiere, die es aßen, den Huf verloren; und ein andres dessen Gegengift der Hundskoch war. Lining berichtet von der indianischen wilden Nelkenwurzel, die, wenn man sie Kindern früh und Abends zu zwölf Granen eingiebt, ihnen die Würmer abtreibt, daß sie, in größerer Dosi Schwindel verursacht, und außerdem eine ganz besondere Wirkung auf die Muskeln des Auges habe, indem sie einen Schmerz in und über den Augen erregt, und insbesondere die Muskeln, welche das Auge auf die Seite drehen, stark angreift, daß sie dasselbe unnatürlich verdrehen. Ueberhaupt ist die Wirkung der Gifte sehr ungewiß an verschiedenen Thieren und Personen. Der Gift, womit die Amerikaner ihre Pfeile bestrichen, soll, wie man sagt, im Augenblicke tödten, und im Fleische um die Wunde des Pfeils herum eine unmittelbare Fäulniß verursachen. Gleichwol hat dieses letztere weder Kedi, noch Heberdett in ihren nachgemachten Versuchen finden können. Ja, obgleich viele Hunde, welche der letztere mit diesen Pfeilen geschossen hat, nach einer Zeit von 10 Minuten, und nie früher, gestorben sind; so haben doch einige gar keine Ungelegenheit, noch Gefahr, davon empfunden. Dagegen hat der Herr von Reaumur einem Bäre zwey Loth Arsenik, ein ganzes Krähenauge (Nux vomica) und eine ziemliche Menge Curblimat, ohne die geringste Wirkung, eingegeben. Als er ihm aber mit einem vergifteten Pfeile, den die Einwohner am Flusse Naraggon in Nordamerica brauchen, nur zween flache Striche gab, verreckte er in vier Minuten; und ein Adler, der mit diesem Pfeile nur ganz flach gestochen wurde, starb in weniger als zwey Secunden. Vermuthlich ist diese Verschiedenheit der Wirkungen davon herzuleiten, daß sich einige dieser Gifte, womit die Pfeile bestrichen werden, nur kurze Zeit, andre aber länger halten. So hat man aus einer Nacht

Et

richt

richt von London, daß das Gift Ippo, womit die Macassars ihre Pfeile vergiften, und das von einem Baume auf der Insel Celebes kommt, seine Kraft nicht länger als einen Monat behalte, und daß dieß die Ursache sey, warum die nach England gebrachten vergifteten Pfeile keine Wirkung mehr thun. Indessen läßt sich diese Erklärung nicht überall anbringen. Plinius sagte von dem Saft der weißern Nieswurz, daß ihn die Gallier gebraucht hätten, ihre Pfeile damit zu vergiften; und auch die Neuern haben behauptet, daß dieser Saft in einer frischen Wunde den schleunigsten Tod verursache. Allein, die von Herrn Heberdeen in England nachgemachten Versuche haben dergleichen Wirkung nie getan, und gleichwol ist unsre Nieswurz wenigstens eben so stark, als die, so die Alten innerlich gebrauchten. Woher kann dieser besondre Unterschied wohl sonst rühren, wenn man doch beyderley Beobachtungen nach der Billigkeit für wahr halten muß, als aus der verschiedenen Natur verschiedener Körper und ihrer Säfte, davon einige von eben denselben Giften entzündet und angegriffen, und andre unverleht gelassen werden.

Eben so etwas Besondres ist es, daß die giftigen Thiere nur durch einige ihrer Säfte, und nicht durch alle, vergiften; ja, daß eben das selbe Gift nicht allen Thieren, auch nicht einmal allen von einerley Gattung schadet. Das Fleisch der Vipern wird gegessen; hingegen der Saft gewisser Bläschen in ihrem Munde tödtet. Das Blut eines tollen Thiers ist nicht ansteckend, aber sein Speichel. Das Insekt, Coxa oder Coyba, in Südamerika, das einer feurigen rothen Wanze gleicht, saugt die Haut derer, die durch die Thäler reisen, ohne allen Schaden, wenn sie nur so vorsichtig, wie die dortigen Maulesel sind, welche bloß auf diejenigen Stellen stark schnauben, wo sie ein solches Insekt vermuthen, weil, wenn sie dasselbe von ungefähr mit den Kräutern zerbeißen, sie an einer schleunigen Geschwulst sterben müssen. Eben so muß ein Reisender die Stellen, wo ihn ein Insekt beißt, nicht kraken, sondern sie nur von einem Indianer beschauen lassen, der, wenn er einen Coxa findet, denselben sogleich wegläßt, und alle Gefahr verhütet. Die geringste Verührung hingegen würde machen, daß das Insekt berstete; und sogleich dringt sein giftiger Saft durch die Schweißlöcher ins Blut, und verursacht eine Geschwulst, worauf in kurzer Zeit der Tod folgt.

Die Cur dieses Uebels ist ein neuer Beweis von der Möglichkeit des Brennens bey vergifteten Wunden, wovon Sie uns schon einigemal unterhalten haben. (S. das 126te und 104te St.) Man nimmt Stroh oder trockne Stengel eines dortigen Krautes, zündet es an, und räuchert und brennt damit, sobald sich einige Geschwulst zeigt, die Haut des Beschädigten.

Daß dieses Insekt in der flachen Hand einzig und allein ohne böse Folgen zerdrückt werden kann, schreibt Don Ulloa der harten Haut

in den Händen der indianischen Fuhrleute zu, die diesen Versuch den Neugierigen oft zeigen. Man sieht hieraus, wie die verschiedne Struktur der Haut, und so auch anderer Theile thierischer Körper, dieselben vor dem Gifte mancher Thiere beschützen könne; und eben so kann es die verschiedne Mischung der Säfte verschiedener Thiere ebenfalls hindern, daß ihnen einerley Gift schädlich sey, oder nicht. Wenn man einer Schlange etliche Tropfen vom Saft der aristolochia anguicida einträufelt, so wird sie davon so betäubt, daß sie selbst ihre vergiftende Kraft verliert, und daß man sie ohne alle Gefahr anfassen kann. Dieses Kunstgriffs wissen sich die Marktschreyer zu bedienen, um dem Pöbel weiß zu machen, daß ihnen die giftigen Thiere nichts schaden könnten, weil sie vor den Marktschreyern Respekt hätten. Es soll aber auch der innerliche und äußerliche Gebrauch dieses Saftes die Menschen wider die Vergiftungen des Schlangengebisses schützen, und eben dieses beweiset, daß ein Gift einem Thiere schädlich, und einem andern ein Gegengift seyn könne. Der Dermestes, ein Insekt, das die ausgestopften Thiere so gern zernagt, verträgt die bittersten Sachen, das Terpentiniöl, den Branntwein, den Grünspan; hingegen stirbt er sehr bald vom Schnupstabaß, wenn er auch nur in eine Dose eingeschlossen ist, worin Schnupstabaß gewesen. Diesem Thiere sind hundert Gifte unschädlich, und es stirbt von einem, das wir zur Wollust in die Nase ziehn. Herr Sprögel hat Thieren eine Unge vom Saft des Bilsentkrauts, wie auch den Saft der Blätter und Blumen des Wasserstertlings, ohne allen Schaden eingegeben, da doch dieses für den Menschen wahre Gifte sind. Derselbe hat eine Menge ähnlicher Beobachtungen von mehreren Giften gesammelt, und die Versuche des Koffi mit den giftigen Pflanzen an Thieren sind von eben denselben Erfolgen gewesen. Es ist demnach gewiß, daß die Beschaffenheit des Körpers, der ein Gift empfängt, besonders seiner Nerven, Säfte und Haut, viel dazu beytrage, daß es schlimme oder keine Wirkungen verrichte. Daher kann es rühren, daß zuweilen der Stich einer Fliege, einer Mücke, oder eines andern Insekts, einem Thiere oder Menschen die heftigste Geschwulst, und gar die Gefahr des Brandes verursacht, nachdem sie dieses oder jenes Thier, diesen oder jenen Menschen, an diesem oder einem andern Orte sticht. Man hat hiervon verschiedene ganz übereinstimmige Erfahrungen. Herr Formey erzählt irgendwo, daß jemand von dem Stiche eines Insekts eine so heftige Geschwulst bekommen, daß er plötzlich in die größte Lebensgefahr gerathen. Ich habe die Narbe der Wunde eines vornehmen Herrn gesehen, welcher in verschiedenen Jahren auf seinen Reisen zweymal von einer Fliege auf die Hand, an einerley Stelle, gestochen worden, wovon sich beydemal der ganze Vorderarm heftig und zulehends entzündet, und ein gefährliches Geschwür entstanden, welches in langer Zeit erst geheilt werden konnte.

Mir ist eine Frau bekannt, die von einer Fliege, welche sich auf ihre Lippe setzte, in wenig Augenblicken dergestalt am ganzen Kopfe aufschwohl, daß sie unmenshlich aussah; daß ihr der Hals zuschwoll; daß ihr die ganze Oberhaut vom inwendigen Munde, von den Lippen und vom untern Gesichte abgieng, und daß sie viel Tage lang in großer Gefahr schwebte.

So wie dieses den Menschen zuweilen widerfährt, so haben auch die Thiere manchmal eben dieselbe Gefahr von den Dünsten der Menschen zu fürchten. Die Blutzgel saugen nie an entzündeten und unreinlichen Stellen des menschlichen Körpers an, so sehr sie auch sonst unser Blut lieben. Vermuthlich ist die gesunde Mischung der menschlichen Säfte den menschlichen Wärmern und Läusen ein Gift, das sie tödtet, weil diese Thiere nur bey manchen Menschen dauern können, die entweder unreinlich, oder deren Säfte durch eine Krankheit ihrem Unterhalte gemäßer geworden sind. Die Beyspiele, die Sie hiervon in Ihrem 102ten Blatte erzählt haben, beweisen dieses augenscheinlich. Ich kann noch ein andres von dem Califen Abdalmeleck hinzufügen, welchem man den Beynamen Abul-Zehub, des Fliegenvaters, und dieses war im gegenseitigen Verstande, gab, weil sein Athem, wie man versichert, eine solche Wirkung auf dieses Geschmeiß hatte, daß die Fliegen, welche sich seinen Lippen genähert, von dessen unerträglichem Gestanke alsobald sterben mußten.

Diese besondern Anmerkungen sind gewiß aller Aufmerksamkeit und Ueberlegung würdig, um besser hinter die Art der Wirkung so mancher Gifte zu kommen, die noch immer selbst den scharfsichtigsten Aerzten räthselhaft bleibt. Sie sehen, mein Herr, daß ich unzählige andre Beyspiele anführen könnte, um einer Abhandlung von dieser Art mehr Ausführlichkeit zu geben. Allein, ich habe nur wenige von solchen erwählen wollen, die ich bisher in Ihren Blättern noch nicht gefunden habe. Ich verharre, u.

Gedruckt
bey M. C. Bock.

K 700
+(a. 2010)

17
Новая цена

10 p

Secret.

7046K | K 700

10 67
6211

